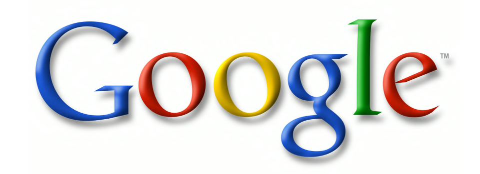
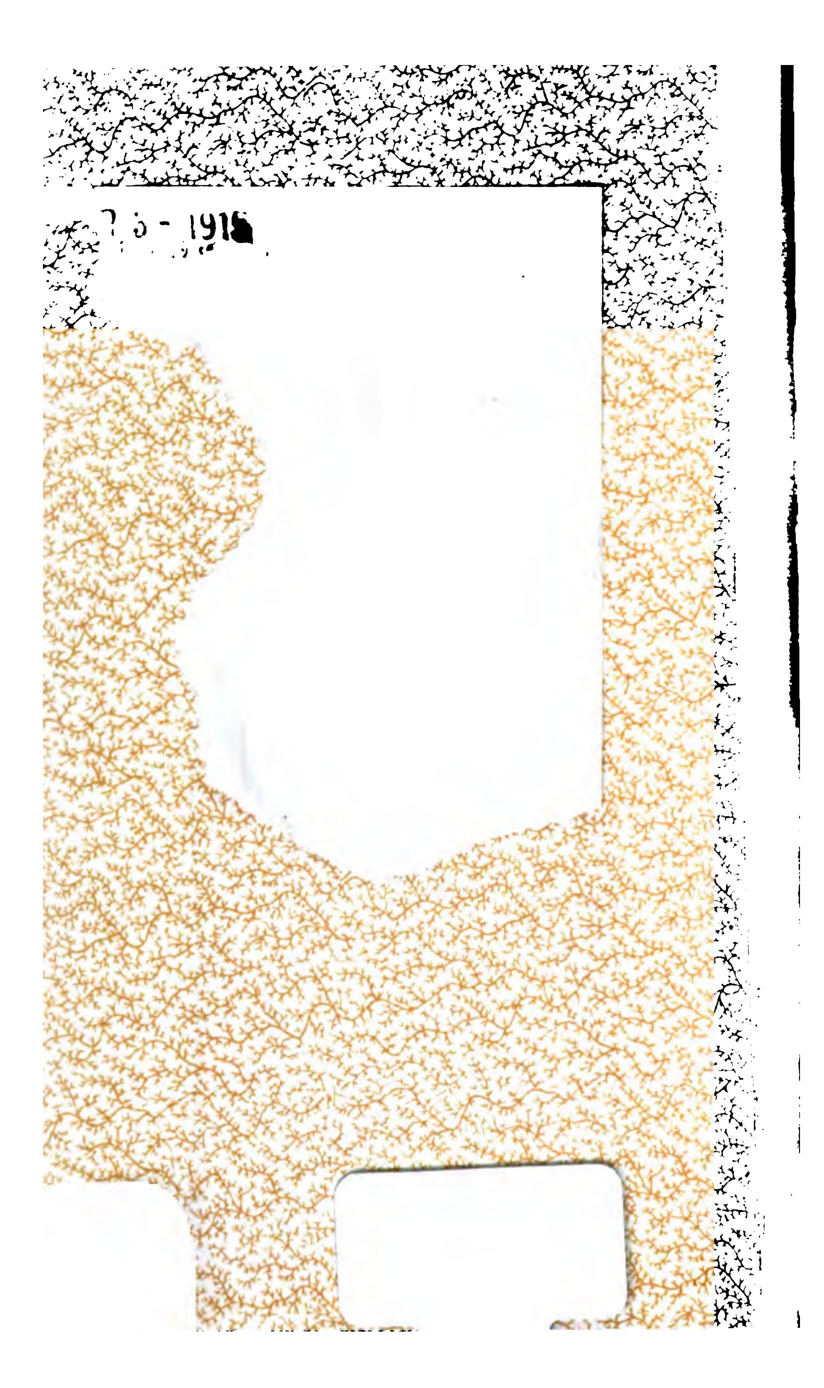




Geschichte
der Deutschen Literatur,
oder
der Sprach-, Dicht- und Redekunst
der
Deutschen,
bis auf unsere Zeit.

Von
Dr. Theodor Heinsius,
ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium, Ehrenmitgliede der Deutschen Gesellschaft in Leipzig ꝛc.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und mit vielen Zusätzen vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1835.

Vorwort.

Die neue Ausgabe dieser Literatur-Geschichte kann als ein neues Werk betrachtet werden, dem die vierte Ausgabe vom Jahre 1829 nur zum Grunde liegt. Die Veränderungen, welche von mir für nöthig gehalten wurden, betreffen durchweg Inhalt und Form und sind so zahlreich, daß kaum eine Blattseite dieselbe geblieben ist. Ich habe weggenommen, berichtiget, zugesetzt, erweitert, anders geformt und angeordnet, und den Stoff, der in der letzten Periode sich darbot, bis auf die neueste Zeit fortgeführt. So wurden aus den 36 Bogen der vorigen Ausgabe 44, durch welche Vermehrung die freisinnige Verlagshandlung dem Publikum ein Opfer bringt.

Ob aber diese Umarbeitung nicht eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes bewirkt habe, ist eine Frage, die ich selbst nicht gerade verneinen mag. Ich wollte zwei Klassen von Lesern dienen, Lehrern und Schülern (zu letztern auch die Autodidakten gerechnet). Eine solche Vereinigung aber ist schwierig, und schon Kästner hat durch die Worte:

Wenn Newton Lehrer lehrt,
Liest ihn der Schüler nicht,

auf die Gefahr des Schriftstellers hingewiesen, der ein entgegen gesetztes Publikum in's Auge faßt. Dennoch glaubte ich, daß die Schwierigkeiten, einen Vereinigungspunkt in dem Geschichtlichen unserer Literatur zu finden, weniger bedeutend sein möchten, als in der Mathematik und Naturphilosophie, die

dem Dichter zunächst vorschweben mochten. Ich behandelte daher den Stoff, der einer frühern Zeit angehört, und den, der eine entschiedenere und höhere Wichtigkeit in sich trägt, ausführlicher und umständlicher, weil in dem Bedürfniß und Interesse desselben beide Klassen der Leser sich wohl begegnen möchten; aber den Stoff der neueren und neuesten Zeit gab ich, mit Ausnahme des Wichtigsten, mehr in Andeutungen, theils weil die Gesammtbildung und der Anflug des literarischen Lebens hier helfend hinzutritt, theils weil Schulen für ausführliche Mittheilung der neuesten Erscheinungen keine Zeit finden. Die oft zahlreichen biographischen und literarischen Bemerkungen sind nur für die, welche tiefer in die Geschichte unserer Literatur eindringen wollen. Und so darf ich glauben, daß beide Klassen von Lesern hier finden werden, was sie zum Lehren und Lernen wünschen möchten, um so mehr, als ich überall eine populaire Darstellung festzuhalten mich bemüht habe. Sollte man einen älteren oder neueren Schriftsteller von Bedeutung vermissen, der hier wirklich ein Anrecht auf Nennung seines Namens hätte, so bitte ich, solche Lücke theils auf die große Liste der Unvollkommenheit aller menschlichen Schöpfungen zu setzen, theils auch zu bedenken, daß eine Erschöpfung des reichen Stoffs hier weniger an Ort und Stelle ist als eine Beschränkung. So möge denn dieses Werk in seiner neuen Gestaltung noch fernerhin mitwirken, Kenntniß und Werthschätzung Deutscher Literatur zu fördern, die, für sich selbst schon anziehend und wichtig genug, den Deutschen Jüngling vorzugsweise beschäftigen sollte!

Berlin den 15. August 1835.

Th. Heinsius.

Uebersicht des Inhalts
nach den Haupt-Rubriken.

Seite

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meistersänger.

Sechste Periode.

Das Zeitalter widerstrebender Meinungen.

Seite

II. Prosa.

Seite

Seite

Zweiter Abschnitt.

Einleitung.

Literatur-Geschichte der Deutschen. — Perioden derselben.

Unter Literatur (literae, Schriften, Wissenschaften) eines Volks verstehen wir den Inbegriff seiner schriftlichen Geisteserzeugnisse, deren nähere Kenntniß wir Bücherkunde nennen. Sieht man dabei auf die Verschiedenheit des Inhalts, so begränzt man ihren Begriff durch die Prädicate philosophisch, historisch, aesthetisch, in Bezug auf ihren absoluten Werth aber durch den ehrenden Namen klassisch, der zwar zunächst und vorzugsweise von der Literatur der Griechen und Römer, aber auch von den Musterschriften jedes neueren Volks gebraucht wird.

Literatur-Geschichte würde hiernach die Geschichte der Geistes-Bildung eines Volks sein, in so fern diese aus den schriftlichen Denkmälern desselben erkannt wird. Dadurch bezeichnet sie sich als Zweig der Culturgeschichte, welche die Gesammtbildung eines Volks in Sitte, Kunst, Handel und Gewerbe, so wie in seiner ganzen politischen Verfassung in sich begreift; dage-

gen sich die Literatur-Geschichte auf das theoretische Wissen, das sich nur in Sprache und Schrift zu erkennen gibt, also auf literarische Cultur, beschränkt.

In dieser Bedeutung stellt sie uns ein anschauliches Bild auf von dem Entstehen und Fortschreiten, dem Verfall und dem Wiederaufleben der gesammten Gelehrsamkeit, mit Angabe aller bedeutenden Schriftwerke in dem Gebiete der Wissenschaft, und mit Entwickelung aller äußern Umstände, welche günstig oder ungünstig auf die wissenschaftliche Fortbildung eines Volks eingewirkt haben.

Gewöhnlich aber verengen wir den Begriff, besonders in der neueren Literatur, dadurch, daß wir ihn vorzugsweise von der Geschichte der schönen Redekünste gebrauchen, weil sich in diesen der wissenschaftliche Bildungszustand der ganzen Nation am sichersten ausspricht, indem solche nicht als Eigenthum einer Gelehrten-Kaste, sondern als Mittel- und Vereinigungspunkt des ganzen geistigen Volkslebens zu betrachten sind.

Wenden wir diese engere Bedeutung auf die Deutsche Literatur-Geschichte an, so würde sie uns also ein Bild geben von den verschiedenen Zuständen Deutscher Sprach-, Dicht- und Redekunst, d. h. von dem Entstehen und Wachsen, dem Rückschreiten und Wiederaufleben derselben, wie es sich aus den noch vorhandenen Schriftwerken aller Zeiträume herausstellt.

Die Wichtigkeit Deutscher Literatur ergibt sich theils aus dem hohen Alterthum und den reichen Eigenthümlichkeiten der Sprache und Schriftwerke selbst, theils aus dem durch mannliche Kraft, Klarheit des Verstandes, Natursinn, Liebe und christliche Milde stark bezeichneten Charakter des Volks, der sich in Sprache und Rede, wie in Leben und Thatkraft (wovon die politische Geschichte zeugt) unverkennbar abdruckt. Sie bildet daher das Mittelglied

zwischen der Griechischen, deren Charakter das Verkörperte und Plastische ist, und der Nordischen, die sich durch das Gigantische und Strenge kund gibt, indem sie nach den verschiedenen Gattungen der poetischen und prosaischen Rede Beides zu einem charakteristischen Dritten zu verschmelzen weiß, das wir mit dem Namen des Romantischen belegen. Gründe genug für den Deutschen Jüngling, sich mit der Literatur-Geschichte seines Vaterlandes näher zu befreunden.

Wir stellen hier nach dem verschiedenen Charakter der Sprach- und wissenschaftlichen Zustände folgende sieben Perioden fest:

Erste Periode.

Heidnisches und christlich-Gothisches Zeitalter. Von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen, oder von X. bis 768 nach Chr. Geb. (Gothischer Dialekt.)

Zweite Periode.

Das Fränkische Zeitalter. Von Karl dem Großen bis zu den Schwäbischen Kaisern, oder bis 1137. (Fränkischer Dialekt oder Althochdeutsch.)

Dritte Periode.

Das Zeitalter der Minnesänger oder der Schwäbischen Dichter. Von den Schwäbischen Kaisern bis auf die Errichtung der ersten Deutschen Universitäten, oder bis 1348. (Allemannischer Dialekt oder Mittelhochdeutsch.)

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meistersänger. Von der Gründung der ersten Deutschen Universitäten bis zur Erscheinung der vollständigen Lutherischen Bibelübersetzung, 1534. (Mischung der Dialekte, besonders Allemannisch und Niederdeutsch.)

Fünfte Periode.

Das Zeitalter wieder erwachender Wissenschaftlichkeit. Von der Bibelübersetzung bis auf Opitz, oder bis 1625. (Ausbildung des Neuhochdeutschen, als Schrift- und National-Sprache.)

Sechste Periode.

Das Zeitalter widerstrebender Meinungen. Von Opitz bis auf Klopstock, oder bis auf die vollständige Erscheinung der Messiade, 1755—1773. (Sprachverderbniß und Sprachreinigung.)

Siebente Periode.

Das Zeitalter klassischer Literatur. Von Klopstock bis auf Goethe's Tod, oder bis 1832. (Rhythmische und philosophische Durchbildung der Sprache in Poesie und Prosa.)

Diese Perioden zusammengenommen, fassen eine Zeit von etwa vierzehn Jahrhunderten in sich.

Anhang.

Allseitige Beförderung klassischer Literatur bis auf die neueste Zeit.

Anmerk.

Die Feststellung der Perioden ist in der Literatur-Geschichte wie in der politischen nicht in allen Lehrbüchern dieselbe. Im Allgemeinen kann man nur fodern, daß die Eintheilung durch wichtige und einflußreiche Begebenheiten begründet sei. Dergleichen aber gibt es oft verschiedene, welche die Wahl erschweren, besonders in der Geschichte der Literatur, wo ohnedies die Gränzscheiden nicht so scharf gezogen sein können, wie in der politischen Geschichte. Daher sind die Eintheilungen nicht nur bei den älteren Literatoren, z. B. bei Morhof, Ortloff, Adelung, Meister, Schlözer, Bouterwek, sondern auch bei den neuesten, Reinbeck, Wachler und Andern, abweichend.

Erste Periode.

Heidnisches und christlich-Gothisches Zeitalter.

Von X. bis auf Karl den Großen, oder bis 768.

§. 1. Vorbemerkung.

Da die frühsten Anfänge der Sprach- und wissenschaftlichen Bildung unter jedem Volke, also auch unter den Deutschen — von den Römern **Germanen** genannt, — nur wenig Denkwürdiges darbieten, und die Geschichte von der ersten Erscheinung Germanischer Völkerschaften in dem Römischen Gebiete (113 v. Chr. Geb.*)) bis auf Karl den Großen, der größern Hälfte nach, in das tiefste Dunkel gehüllt ist: so müssen wir uns bei dem Mangel an klaren Thatsachen mit Muthmaßungen und Schlüssen begnügen, wie sie aus einigen, oft dunkelen Nachrichten alter Römischer Schriftsteller hervorgehen.

*) Cimbern und Teutonen besiegen fünf Römische Heere, werden aber 102 und 101 vom Marius geschlagen.

§. 2. Germanische Bildung überhaupt.

Die Bildungsstufe, welche die Germanen unter den heidnischen Völkerschaften im Alterthum einnahmen, steht in Allem, was Wissenschaft und Kunst heißt, weit unter der Cultur der Griechen und Römer. Dennoch waren sie tüchtig, und keineswegs roh und ungebildet zu nennen,

wenn gleich leidenschaftlich und ausschweifend in Trunk und Spiel. Ihre sittlich-geistige Bildung ging hervor aus ihrer Religion, ihren einfachen Sitten und guten Gewohnheiten. Sie verehrten ihre Gottheiten nicht unter Bildern, sondern unsichtbar in der freien Natur[1]); sie waren ehr- und freiheitliebend, und zeigten sich in ihrem öffentlichen und Privatleben tapfer, treu, keusch und gastfrei[2]), ja sie hielten sich, selbst bei näherer Bekanntschaft mit den Römern, so fern von den Lastern der Weichlichkeit, daß Tacitus sie seinem Volke als Muster hinstellen konnte.

1) S. Tac. Germ. 9.

2) Sowohl Tac. als Caesar de B. G. rühmen ihnen diese Tugenden in mehreren Stellen nach.

§. 3. Poetische Bildung.

Ueber ihre poetische Bildung (die uns hier zunächst angeht) haben wir nur höchst dürftige Nachrichten. Sie sangen, gleich andern Völkern, bei ihren Mahlen und Schlachten Lieder, welche die Thatkraft und Rechtsgewohnheiten ihres Volkes priesen, und zur Ermunterung der Kämpfenden dienten. Dies bezeugen die Römischen Schriftsteller einstimmig.*)

Anmerk. *) Der Hauptschriftsteller ist Tacitus. Die Beweisstellen finden sich: Annal. lib. I. c. 65: Quum barbari festis epulis, laeto cantu, aut truci sonore subjecta vallium ac resultantis saltus complerent; vorzüglich aber: de situ, moribus et populis Germaniae, c. 3: Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt. Sunt illis haec quoque *carmina, quorum relatu, quem Barritum* (Barditum) *vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur.* Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies. Nec tamen voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur praecipue asperitas soni, et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.

(Sie erzählen, es habe bei ihnen einen Herkules gegeben; diesen besingen sie, sobald sie in die Schlacht gehen wollen, als den ersten aller tapfern Männer. Auch gibt es bei ihnen Gesänge, durch deren Vortrag, Barritus genannt, sie die Gemüther anfeuern, und den Ausgang des kommenden Treffens durch den Gesang selbst vorherverkünden; denn sie erregen oder empfinden Schrecken, je nachdem das Schlachtgetöse ertönt. Und so scheint dies nicht sowohl ein Zusammenklang der Stimme, als der Tapferkeit zu sein. Vorzüglich befleißigen sie sich dabei der Rauhigkeit im Tone und eines gebrochenen Getöses, indem sie sich die Schilde vor den Mund halten, damit die Stimme volltönender und nachdrücklicher durch die Erschütterung anschwelle.)

Dasselbe bezeugt Ammianus Marcellinus lib. 16. c. 12.: clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens identidem, paulatimque adolescens, ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum; und lib. 26. c. 7: pro terrifico fremitu, quem barbari dicunt barritum. Auch Vegetius lib. 3. c. 18: clamor autem, quem quidam barritum vocant, non prius debet attolli, quam acies utraque se junxerit. Außerdem erwähnen des Gesanges Diodor (V, 31.) und Strabo (IV, 197.)

§. 4. Barden.

Daß aber die alten Deutschen jemals Sänger gehabt, die, wie in dem benachbarten Gallien, unter dem Namen Barden[1]) einen besondern Stand, eine eigene Gesellschaft gebildet, deren Amt es mit sich gebracht habe, die Geschichte des Volkes in Liedern aufzubewahren, und diese bei Feierlichkeiten vorzusingen: ist wenigstens aus den angeführten Stellen nicht zu erweisen. Das mehrmals vorkommende Wort Barritus[2]), woraus man auf das Dasein der Barden hat schließen wollen, bezeichnet ganz deutlich nicht den Kriegsgesang (carmina) selbst, sondern nur den Vortrag desselben (relatum, fremitum, cla-

morem), also das eigentliche Kriegsgeschrei, wozu sich auch das Geheul der Weiber gesellen mochte [3]).

Anmerk. 1) In Scandinavien heißen sie Skalden, und waren die historischen Dichter des Volks. Woher diese ihre Cultur nahmen, wissen wir nicht. Ihre Gesänge aber reichen bis in's höchste Alterthum hinauf, und die Sänger selbst verstummten erst im 13ten Jahrhundert mit dem letzten Skalden Sturle Tordson. Die vorzüglichsten unter ihnen waren die Isländischen, denen wir auch die Sammlungen alter poetischer Sagen unter dem Namen Edda verdanken.

2) Barritus, oder, wie Ernesti will, Barditus, trägt in seinen Endsylben itus die deutlichste Spur Römischer Bildung, ähnlich den Wörtern hinnitus, tinnitus. Die erste Sylbe bar ist sicher Deutschen Ursprungs, wie Tacitus selbst andeutet. Festus sagt in seinem Werke, de veterum verborum significatione: „Bardus gallice cantor appellatur, qui virorum fortium laudes canit, ita dictus a gente Bardorum." Ammianus versichert, das Wort sei barbarischen Ursprungs: Gentilitate appellant barritum (nach Art wilder Völker nennt man den Schlachtgesang so), und Apulejus nimmt es in der Bedeutung von Elephantengeschrei. Lipsius und Adelung leiten den Namen von Baren her, welches im Friesischen noch schreien und singen heißt. Auch wurde noch zur Zeit der Meistersänger Bar f. Gesang gebraucht.

3) Ut virorum cantu, feminarum ululatu sonuit acies, sagt Tacitus, Hist. Lib. 4. c. 11. als es zwischen dem Batavier Civilis und den Römern zum Treffen kam.

§. 5. Beschaffenheit ihrer Gesänge.

Eben so wenig läßt sich etwas sagen über die Beschaffenheit dieser Gesänge. Die Schreibkunst war zu Ariovists und Hermanns Zeiten wohl wenig bekannt,[1]) und durch Ueberlieferung ist nichts auf unsere Zeit herabgekommen. Wenn man indessen den Bildungsgrad des

Volks, seinen kriegerischen Sinn und seine harte Lebensweise bedenkt, so wird unser Glaube an den innern Werth derselben, eben so wie die Hoffnung ihrer Wiederauffindung nur schwach sein können [2]). Auch scheinen ihre Gesänge auf den feiner Gebildeten eben keinen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben, da Julian sie mit dem Geschrei wilder Vögel vergleicht [3]), obwohl neuere Dichter sich gern ein Ideal davon bildeten. [4])

Anmerk. 1) Möglich, daß sie die Runenschrift kannten, (§. 7. Anm. 2.) die, nach der Nordischen Sage, mit dem neuen Göttergeschlecht der Asen unter dem jüngern Odin in Scandinavien (Schweden und Norwegen) eingeführt wurde. Aber sicher war sie nicht allgemein, so wie sie selbst höchst mangelhaft war. Denn das alte Runenalphabet bestand nur aus sechzehn Buchstaben, welche zugleich die Zahlen ausmachen. Erst in der Folge wurde es vermehrt, um sich bestimmter ausdrucken und fremde Wörter schreiben zu können. Ueberreste davon finden sich noch in dem alten Runencalender (aus Holztäfelchen und Stäben), wovon einer im Waisenhause zu Halle (s. Gräter Iduna und Hermode, vom J. 1812), und einer in der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig aufbewahrt wird. Vgl. W. Grimm über Deutsche Runen. Götting. 1821. 8. u. W. u. J. Grimm: Zur Literatur der Runen, in: Wiener Jahrb. d. Lit. 1828. 3. Hft. S. 1—42.

2) In Gräters Bragur, B. 6. Abtheil. 2. S. 246 wurde ein Preis von hundert Dukaten auf die Auffindung der alten Bardenlieder gesetzt, welche Karl der Große hatte sammeln lassen (s. zweit. Zeitr. §. 2. Anm. 3).

3) Enim veró bárbaros eos, qui trans Rhenum incolunt, vidi rustica carmina, verbis facta similibus, clangorum, quos aspere clamantes aves edunt, studiose amplecti et carminibus delectari. (Julian. in Misopog. S. 337).

4) Klopstock versuchte in seinen drei Bardieten: Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, und Hermanns Tod, jene alten Bardenlieder zu Ehren Hermanns nachzubilden.

§. 6. Ulphilas.

Erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts finden wir ein Denkmal christlich-Germanischer Schriftstellerei, das älteste und wichtigste, das uns aus diesem Zeitraume übrig geblieben ist. In dieser Zeit lebte Ulphilas[1]), der von den Jahren 360 bis 380 Bischof der christlichen (West-) Gothen[2]) in Dacien, Thracien und Mösien (der jetzigen Wallachei) war, und bei seinem Volke als ein frommer und gelehrter Mann in großem Ansehen stand. Er hatte seine Bildung unter den Griechen erhalten, denn sein Volk wohnte an und in den Grenzen des Griechischen Reichs, und stand mit den Griechen zu Constantinopel in einem großen Verkehr. Diese erlangte Einsicht benutzte er zur Versittigung und Bildung seines Volkes.

Anmerk. 1) Von dem Gothischen Wulfs, der Wolf, daher von Einigen, wie Hugo Grotius, Wulphila oder Wulfila geschrieben.

Anmerk. 2) In dem Kalender der Ambrosianischen Bibliothek kommt Gutthiuda (Gutvolk) vor, bei Pytheas Guttones.

§. 7. Seine Bibelübersetzung und Schriftzeichen.

Das wichtigste Verdienst seines Lebens ist seine Uebersetzung der ganzen Bibel (mit Ausnahme der Bücher Samuels und der Könige) aus dem Griechischen in's Gothische, eine Sprache, die, wenn auch nicht als Mutter[1]), doch als Hauptsprößling des Germanischen Sprachstammes zu betrachten ist, und neben dem Ober- und Niederdeutschen als das ausgebildetste Idiom dastand. Er übersetzte, wie aus den Constructionen seiner Arbeit hervorgeht, treu und wörtlich, mußte aber bei der Armuth seiner Sprache sich selbst Wörter bilden, oder sie vielmehr aus dem Griechischen entlehnen (mit der die Germanische Sprache höchst wahrscheinlich einen gemeinschaftlichen Ursprung hat), um Begriffe auszudrucken, welche die Gothen noch nicht kann-

ten. Diese Schwierigkeiten fand er auch bei den Schriftzeichen. Er legte zwar das damals bekannte Alphabet zum Grunde, half aber aus dem Griechischen da nach, wo Laute in seiner Sprache waren, für die das gewöhnliche Alphabet keine Zeichen hatte. Dies und nichts anders hat man sich zu denken, wenn von Ulphilas Erfindung der Gothischen Buchstaben die Rede ist.[2])

Anmerk. 1) S. über die Gothische Sprache Mascov's Geschichte der Deutschen, 2. B. Anm. S. 51. f. f. — Hickes in seiner Mösogothischen Grammatik Cap. 8, hält die Gothische Sprache für die Mutter der meisten nördlichen Sprachen, besonders auch der Angelsächsischen und der Fränkisch-Deutschen. Unverkennbar ist ihre Verwandtschaft mit dem Niederdeutschen, so wie sie überhaupt in den meisten grammatischen Formen von den Deutschen Dialekten nicht wesentlich verschieden ist. Neuere Forschungen haben ihre Verzweigung theils mit dem Sclavischen und Littauischen, theils mit dem Lateinischen und Hellenischen gezeigt, sie alle aber auf das Sanskrit zurückgeführt.

2) Wer hätte auch den Ulphilas lesen und verstehen können, wenn er durchaus neue und unbekannte Schriftzüge erfunden hätte! Man darf indessen die Buchstaben in dieser Uebersetzung nur einmal ansehen, um in mehrern die auffallende Aehnlichkeit mit den Griechischen Schriftzügen wahrzunehmen, so wie in unsrer jetzigen Schrift, die sich erst späterhin in den Klöstern gebildet hat, das Lateinische Alphabet als Mutter derselben nicht zu verkennen ist. Daß Ulphilas indessen auch die sogenannte Runenschrift, die nach Scandinavien gehört, mit benutzt, und sie nur für die Gothen bequemer und brauchbarer eingerichtet habe, kann nicht wohl bestritten werden. Lund in seiner diss. de Zamolxi primo Getarum legislatore hat es sogar sehr wahrscheinlich gemacht. Auch in christlicher Zeit wurden die Runen noch fortgebraucht, wie unter andern der christliche Runencalender der Deutschen Gesellschaft in Leipzig beweiset, der die

Feiertage und die Eintheilung in Wochen enthält, welche Kenntniß den Germanen doch erst mit dem Christenthum zukam.

§. 8. Urkunden dieser Bibelübersetzung.

Da diese Uebersetzung das schätzbarste Denkmal des Germanischen Alterthums, und die Urquelle aller Deutschen Sprachuntersuchungen ist: so erfodern auch die Urkunden derselben eine genauere Aufmerksamkeit. Wir haben deren zwei: den codex argenteus (silberne Handschrift) zu Upsala in Schweden, und den codex carolinus zu Wolffenbüttel.

1. Der codex argenteus befand sich zuerst im Benedictiner-Kloster Werden, in der Grafschaft Mark in Westphalen. Wie er dahin gekommen, ist nicht bekannt; doch läßt sich erweisen, daß er in Italien etwa im Anfang des 6ten Jahrhunderts geschrieben worden. Von Werden kam er, wie Ihre sagt, nebst andern Schätzen des Klosters, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nach Prag, um ihn sicher zu stellen. Als nun der Graf von Königsmark nach der glücklichen Schlacht bei Prag 1648 diese Stadt eroberte, so fiel auch dieser Codex als Kriegsbeute in seine Hände, und wurde von ihm nach Stockholm der Königinn Christine zugeschickt, die ihn der dortigen Bibliothek übergab. Hier aber blieb er nicht lange; denn 1655 verließ Isaac Vossius, Aufseher der Königl. Bibliothek, Stockholm, und nahm die Handschrift mit nach Holland. Hier erhielt sie Franz Junius zu seinem Gebrauch, schrieb sie ab, studirte sie gründlich, und gab sie darauf zum ersten Male in Druck heraus. Der Codex befand sich schon damals, wie Junius in seiner Zueignungsschrift an den Schwedischen Grafen de la Gardie berichtet, in schlechtem Zustande, und Junius brachte ihn erst in seine jetzige Ordnung. Sobald der genannte Graf hörte, daß der Codex in Vossius Hän-

den sei, kaufte er ihm denselben für 400 Rthl. (nach Einigen mehr) ab, ließ ihn ganz in Silber einbinden[1]), das Bild des Ulphilas darauf stechen, und schenkte ihn 1762 der Universität Upsala. Hier ist er noch, aber in einem fast ganz unbrauchbaren Zustande. Er ist in 4. mit Unzialbuchstaben und auf Pergament geschrieben, das sehr dünn und glatt polirt, und größtentheils purpurfarbig ist. Der vorhandenen Blätter sind nur noch 188; das Ganze bestand aus 320. Es enthält nämlich jetzt nur noch die vier Evangelien, und auch diese nicht ohne große Lücken, und einige Bruchstücke aus dem Briefe an die Römer[2]). Mehrere Buchstaben, besonders die, welche die Capitel anfangen, sind größer und mit Goldblech belegt. (S. Anmerk. 1.)

2. Der codex carolinus in Wolfenbüttel. Ihn entdeckte daselbst 1756 in der herzoglichen Bibliothek Franz Anton Knittel, damals Archidiaconus, und zuletzt Consistorialrath zu Wolfenbüttel. Hier befindet sich nämlich eine alte, im 8ten oder 9ten Jahrh. in Spanien gemachte Abschrift der Orig. Isidor. Hispalens., wovon ein Theil auf Pergamentblättern geschrieben ist. Auf diesen Blättern hatte zuvor Ulphilas Uebersetzung des Briefes an die Römer mit Gothischen Buchstaben und daneben eine Lat. Uebersetzung gestanden. Diese hatte man ausgelöscht und die Orig. Isidor. Hisp. darüber geschrieben. Die neue Schrift aber war mehr vergangen als die alte, und so gelang es Knitteln, den Text herauszubringen, der einige Ueberreste des Briefes an die Römer enthält. Er ist übrigens mit den Buchstaben des codex argenteus, nur nicht so schön geschrieben, und überhaupt nicht so wichtig als dieser.

Anmerk. 1) Nicht aber darum hat er das Beiwort argenteus. Schon früher wurde er so genannt, von den

mit Gold und Silber ausgelegten großen Buchstaben, mit welchen mehrere Wörter geschrieben sind. Diese Sitte bewahren sehr viele Werke des Mittelalters.

2) Eine allmählige Vervollständigung des Ulphilanischen Codex hat in der neuern Zeit begonnen. Majo entdeckte nämlich 1818 zu Mailand in der Ambrosiana ganze Bücher, namentlich die Episteln Pauli, Bruchstücke der Evangelien, und sogar Theile des Alten Testaments, aus den Büchern Nehemia und Esra. Sein Fund ist in folgenden drei Schriften bekannt gemacht worden: Ulphilae partium ineditar. in Ambrosianis palimpsestis ab Ang. Majo repertar. specimen, conjunctis curis ejusd. Maji et C. Octavii Castellionaei editum. Mediol. 1819. 4. mit 2 Kupf. — Ulphilae Gothica versio Epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae quam ex Ambros. Bibl. Palimpsestis depromptam cum interpret. adnotationibus glossario edid. Car. Oct. Castillionaeus. Mediol., 1829. 4. — Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthos primae, ad Ephesos, quae supersunt, ex Ambros. Bibl. Palimpsestis deprompta cum adnotationibus edid. Car. Oct. Castillionaeus. Mediol. 1834. 4. — Eine kritische Ausgabe alles dessen, was von Ulphilas' Bibelübersetzung erhalten ist, mit einer lat. Version, einem Glossarium linguae gothicae und einer Grammatica gothica, ist von H. C. von der Gabelentz und Dr. J. Löbe in Altenburg zu erwarten.

§. 9. Ausgaben des Ulphilas.

Mit Uebergehung der vollständigen Titel bemerken wir hier folgende Ausgaben:

1) von Franciscus Junius, Dortrecht 1665, 4. 2 Vol. und 1684 zu Amsterdam, mit Gothischen Buchstaben, einer Angelsächsischen Uebersetzung von Thomas Marrschall und einem Glossar von Junius. Eine brauchbare und besonders correcte Ausgabe;

2) von George Stiernhielm (der sich aber nicht auf dem Titel genannt hat), Stockholm, 1671 in 4. Der Gothische Text mit Lat. Buchstaben, daneben der Islän=

dische und Schwedische Text und die Vulgata. Ist wegen vieler Druckfehler nicht recht brauchbar;

3) von Eduard Lye, Oxford 1750, kl. Fol. mit einer wörtlichen Lat. Uebersetzung von Benzel und mehrern Anmerk. von ihm und dem Herausgeber, auch mit einer Sprachlehre des Letztern. Eine prachtvolle, correct gedruckte, jetzt sehr seltene Ausgabe;

4) die Bruchstücke aus dem Brief an die Römer, nach dem codex carolinus, veranstaltet von F. A. Knittel, zu Braunschweig 1761, gr. 4. Enthält den Gothischen Text mit besonders dazu gegossenen Ulphilanischen Buchstaben, mit Knittels Lesung und Uebersetzung; auf der andern Seite daneben steht die im Codex befindliche alte Lat. Uebersetzung, darunter die Vulgata, und unter derselben der Griechische Text; auch ein weitläufiger kritischer Commentar, dessen Schwächen Ihre berichtiget hat. Eine prachtvolle Ausgabe, die viel Fleiß verräth;

5) eine Ausgabe von Joh. Ihre, Upsala 1763, in 4. Ist eine correctere Ausgabe des von Knittel aufgefundenen Textes, mit Latein. Buchstaben und einer Latein. Uebersetzung vom Herausgeber. — Schätzenswerth wegen Ihre's Verbesserungen und Anmerkungen. — Diese Fragmente sind nachher noch mehrmals abgedruckt; besonders verdient die Ausgabe von A. F. Büsching, Berlin, 1773. 4. bemerkt zu werden;

6) die letzte, neueste und vorzüglichste Ausgabe beider Codices ist von Joh. Christian Zahn, Weißenfels 1805. gr. 4. Sie ist nach Ihre's Text mit einer wörtlichen Latein. Interlinear-Uebersetzung, einer Sprachlehre und einem Glossar von Fulda, und mit Ihre's Lat. Uebersetzung neben dem Texte, nebst einer Kritik und erläuternden Anmerkungen, so wie einer historisch-kritischen Einleitung vom Herausgeber.

§. 10. Sprachprobe des Ulphilas.

Um Ulphilas Sprache einigermaßen kennen zu lernen, möge hier das Vaterunser nach der Zahnschen Ausgabe (Ev. Matth. Cap. 6.) nebst Fulda's wörtlicher Interlinear-Version einen Platz finden: [1])

Atta unsar thu in himinam. weihnai namo
Pater noster tu in coelis sanctificetur nomen
thein. Quimai thiudinassus theins. wairthai wilja
tuum. Veniat regnum tuum, fiat voluntas
theins. swe in himina jah ana airthai. Hlaif
tua. sicut in coelo et super terra. Panem
unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah
nostrum τὸν perpetuum da nobis hodie. Et
aflet uns thatei skulans sijaima. swaswe jah weis
remitte nobis quod rei simus. sicut et nos
afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais
remittimus τοῖς debitoribus nostris. Et non feras
uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin.
nos in tentationi. sed libera nos a τῷ malo.
unte theina ist thiudangardi. jah mahts. jah wul-
enim tua est regnum. et potentia. et glo-
tus. in aiwins. amen. [2])
ria. in aeternitates. amen.

Anmerk. 1) A. Zeune gab heraus: Gothische Sprachformen und Sprachproben. Berlin 1825. 4. 16 S. (Sehr brauchbar für Gelehrtenschulen). — Ueber die Aussprache des Gothischen und der übrigen Germanischen Dialekte belehrt: Altdeutsches Elementarbuch von A. Ziemann. Erste Abth. Quedlinburg und Leipzig 1833. 8.

Anmerk. 2) Atta, Vater. — Ist ein von der rohen Natur selbst gebildetes Wort. Die Sylben ab, ac, ta, pa, am, ma, bezeichnen das erste Stammeln des Kindes, daher sie auch in den Vater- und Mutternamen ganz entlegener Völker sich wiederfinden.

Un-

Unsar. — Die Stellung des Pronomens und Adjectivs hinter das Substantiv, die hier und in den vier ersten Bitten mehrmals vorkommt, ist wohl eine Nachahmung des Griechischen.

Thu in himinam. — Die Auslassung des der und des bist ist ganz nach dem Griechischen. — Himinam ist der Dativ Plur. von Himins, is, a, in, Plural: os, e, am, ans.

Weihnai, es werde heilig — ist tert. pers. praes. conj., eben so quimai und wairthai, von weihan, quiman und wairthan.

Ana, auf. — Präposit. an, in, auf.

Airthai, Erde. — Dativ Singul. von Airtha, ist ein, mehreren Sprachen gemeinschaftliches Wort, wovon das im Tacitus vorkommende Hertha eine verwandte Form ist.

Thana ist der accus. singul. des Artikels thai, der.

Gif — Imperativ von giban, schon damals so irregulär, wie jetzt.

Himmadaga, heute. — Für hina Dag, diesen Tag, d. i. unser hint, heute.

Thatei ist dunkel. Ihre hält es für den Artikel: sa, so, thata, der, die, das mit angehängtem ei.

Skulans der Plural von Skula, ein Schuldiger, Verbrecher.

Sijaima: pr. pers. plural. Praes. conjunct. vom irregul. wisan, sein, wesen. Das Präsens Indicat. lautet Im, is, ist, Plural: Sijum, sijuth, sijud; im Conjunctiv: sijau, sijais, sijai, Plural: sijaima, sijaith, sijaina.

Thaim, buchstäblich nach dem Griechischen τοῖς.

Briggais, bringe. — Imperativ von briggan, nach der Griechischen Orthographie für bringan. Diese Verdoppelung des g statt des n findet sich überall in der Uebersetzung: Tuggo Zunge, Figgar Finger, Draggk Trank, siggwan singen u. s. w.

In Fraistubnjai, in Versuchung, von fraisan, versuchen. Die Endung ubnjai scheint unser ung zu sein.

Lausei, befreie, von lausgan, Griechisch λῦσαι und dieses von laus (los) frei.

Af, von, ab.

Wulthus, Herrlichkeit. — Im Angelsächsischen ist Wuldor Glanz, verwandt mit dem Lat. fulgor.

Aiwins, Ewigkeit, von Aiv (das alte Ewe) aevum, Griechisch αἰών.

Zu den Eigenheiten der Gothischen und nachfolgenden Fränkischen Sprache gehört auch noch, daß beide gleich dem Griechischen, Slavischen und Littauischen einen Dual haben.

Dem Ulphilanischen Denkmal zur Seite stehen die Gothischen Urkunden aus Italien, die eine aus Neapel, die andere aus Arrezzo. Beide wurden während der Herrschaft der Gothen in Italien vor dem Ende des 5ten Jahrhunderts bis zum Anfang des 6ten geschrieben. Erläutert sind sie von G. F. Grotefend in den Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache, St. 3. S. 63 — 102. Frankfurt a. M. 1821. 8.

§. 11. Althochdeutsche Denkmäler.

Von den übrigen althochdeutschen Völkerschaften haben wir wenig Bedeutsames übrig behalten. Doch gedenken wir hier des Bruchstücks einer Uebertragung des Tractats: de nativitate domini, von Isidor v. Sevilla[1]), aus dem Anfang des 8ten Jahrh., und der Uebersetzung der Regel des heil. Benedict, von Kero[2]), um 720. Außerdem sind noch in sprachlicher Beziehung zu beachten die Malbergs-Glossen (Malberg, d. i., Gerichtsstätte) zu den Salischen (von Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast abgefaßten) Gesetzen[3]), die etwa hundert Jahr nach Ulphilas gesammelt wurden, und bis in's zwölfte Jahrh. gültig waren.

Anm. 1. Wir besitzen davon zwei Ausgaben: die eine von Palthen, Greifswalde 1706, die andere, bessere, von Rostgaard in der Dänischen Bibliothek. Kopenhagen, 1738. St. 2.

Anm. 2. Kero, Mönch zu St. Gallen, übersetzte in Allemannischen Dialekt. Ein Abdruck davon steht in Schil-

ters Thesaurus antiquitatum teutonicarum 1727. Tom. I. und in Goldast scriptor. rer. alemannicar. Tom. II.

Anm. 3. Es ist wohl nicht mehr zweifelhaft, daß die Gesetze selbst in Lateinischer Sprache abgefaßt sind. S. T. D. Wiarda Geschichte und Auslegung der Salischen Gesetze und der Malbergischen Glossen. Bremen 1808. Die Glossen aber sind von unwissenden Schreibern zum Theil verunstaltet.

§. 12. Wessobrunner Gebet.

Auch von poetischen Denkmälern der vor-karolingischen Zeit ist ein alliterirendes Gedicht, das einzige und älteste aus der zweiten Hälfte des 8ten Jahrh., auf uns herabgekommen. Es ist eine Art von Glaubensbekenntniß oder Gebetanweisung in Fränkischer Sprache, und wird das Wessobrunner Gebet genannt. Man findet es abgedruckt mit diplomatischer Genauigkeit in der „Bragur" (1ste Abth. 5ter B.) nebst einer Uebersetzung von J. F. A. Kinderling. Einzeln herausgegeben von W. Wackernagel, Berlin, 1827. 8. Sein poetischer Werth ist äußerst gering.

§. 13. Literatur.

Wichtige, diesen Zeitraum und alle folgende betreffende Schriften sind:

Herzog's, D. G., Versuch einer allgemeinen Geschichte der Cultur der Deutschen Nation. Erfurt 1795.

Anton, über Barden und Druiden der Germanen, im N. teutschen Merkur 1800, St. 12. S. 291, und dessen Geschichte der Germanen, 1794, 1ster Th.

Rößig's, Karl Gottl., Alterthümer der Deutschen, Leipzig 1801. (Ein für das Studium Deutscher Alterthümer überaus brauchbares, und wegen seiner sehr vollständigen Literatur höchst schätzenswerthes Buch.)

Adelung's, Joh. Christ., älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur bis zur Völkerwanderung. Leipzig 1806. S. besonders den 8ten Abschn. S. 308. ff.

Horn's, Franz, Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie und Beredsamkeit, Berlin 1805, S. 21 ff.

Michaeler, Carol., Tabulae parallelae antiquiss. Teutonicae linguae dialectorum. Oenipont. 1776. 8.

Meister's, Leonhard, Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Literatur, Heidelberg 1780. 1ster Th. S. 1 — 25.

Koch's, E. J., Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen. 2 Bde. 2te Ausg. Berlin 1795. 98.

Hagen, Friedr. Heinr. von der, und J. G. Büsching literarischer Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das 16te Jahrh. Berlin 1812.

Adelung's, Joh. Chr., Mithridates, Berlin 1809. 2ter Thl. herausg. von Joh. Severin Vater, S. 185 ff.

Jördens, Karl Heinr., Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 5. 1810. S. Ulfilas. S. 100 ff.

Bouterwek, Friedr., Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Göttingen, Bd. 9. 1812.

Wachler, Dr. Ludw., Vorlesungen über die Geschichte der teutschen National-Literatur, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1818. 19. N. A. 1834. Desselben: Handbuch der Geschichte der Literatur, 3te Umarbeitung. Leipzig 1834. (4 Bde.) Bd. 2. 3.

Koberstein, A., Grundriß zur Geschichte der Deutschen National-Literatur. Leipzig 1827. N. A. 1830. 8.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der Deutschen Literatur. Berlin 1830. 8. N. A. 1834.

Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Th. I. (bis zum 13ten Jahrh.) Leipzig, 1835. 8.

In sprachlicher Hinsicht sind hier vorzugsweise zu nennen die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, und E. G. Graff, deren tiefe und gelungene Forschungen schon viele bisherige Dunkelheiten erhellt haben.

Zweite Periode.

Das Fränkische Zeitalter.

Von Karl dem Großen bis zu den Schwäbischen Kaisern, oder bis 1137.

---

§. 1. Sprache.

Obschon auch der Fränkische Zeitraum für die Geschichte der Rede- und Dichtkunst nur wenig Werke von poetischer Bedeutung aufzuweisen hat: so müssen wir ihn doch in Bezug auf Sprach- und wissenschaftliche Bildung um so mehr beachten, da das Fränkische Deutsch die Grundlage der schönen Literatur des gesammten Deutschen Volkes geworden, und in ihm die Anfänge eines gelehrten Unterrichts und schätzbarer Büchersammlungen gegeben worden sind.

Als die Franken gegen das Ende des fünften Jahrh. unter ihrem Chlodwig (Ludwig) durch die Eroberung eines Theils von Gallien und Deutschland das große Fränkische Reich gründeten (das 843 in ein Frankreich und ein Deutsches Reich zerfiel), vereinigte ihr Nationalname schon eine Menge meistens Hochdeutscher Völkerschaften, zu denen in der Folge auch die Hochdeutsch redenden Allemannen gehörten, deren Name späterhin von den Franzosen sogar auf alle Deutsche übertragen wurde. Eine Gesammtsprache aller Deutschen, der Fränkischen Monarchie einverleibten Völkerschaften gab es nun wohl nicht; aber die meisten und wichtigsten Denkmäler, die sich aus dieser Zeit erhalten haben, sind Ober- oder Hochdeutsch, gemischt mit einigen Niederdeutschen Wörtern*). Die literarische Bildung ward vorbereitet durch Schul- und kirchliche Anstalten, welche zum Theil bedeutende Büchervorräthe an-

legten. Dahin gehört z. B. St. Gallen (630), dessen Schottenkloster Handschriften und Gelehrte besaß; die Abtei Fulda (744), die unter Rhabanus Maurus, einem Schüler des Alkuin, blühte; Hirschau, von Fulda aus gestiftet (830); die Benedictiner-Abtei Corvey an der Weser (822); Weißenburg, St. Emmeran in Regensburg, Trier rc. Die eigentliche Volksbildung aber beginnt erst mit dem Ende des 8ten Jahrh., wo die Franken, durch die Einflüsse eines kräftigen Mannes ihrer Rohheit entrissen und für Kunst und Wissenschaft herangebildet werden. Dies war Karl der Große.

Anm. *) Mit der Einwanderung der Germanischen Völker zerfiel auch ihre Sprache, je nachdem die einzelnen Stämme sich nach Südwest oder nach Norden zogen, in zwei Hauptmundarten: in die härtere Oberdeutsche (Hochdeutsche), wozu besonders Franken, Allemannen, Longobarden und Burgunder gehörten, und in die Niederdeutsche, zu der die Angelsachsen, Friesen, Sachsen und Westphalen gerechnet werden.

Zur Beförderung eines gründlichen Studiums des Althochdeutschen und der in ihm geschriebenen Werke von dem 7ten bis zu dem 12. Jahrh. dient das gelehrte Werk unsers Graff: Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der Althochdeutschen Sprache rc. Berlin 1834. 4., wovon bis jetzt die beiden ersten Hefte erschienen sind.

§. 2. Karls des Großen Bemühungen um Deutsche Bildung.

Karl der Große (ältester Sohn Pipin's des Kleinen), der 768 seine Regierung über die Franken antrat, und 800 das Kaiserthum der Römer erneuerte, gehört als Begründer literarischer Bildung nicht bloß der politischen Geschichte, sondern auch den Wissenschaften an, deren Schöpfer er genannt zu werden verdient, wie Eginhard, sein Geheimschreiber und Biograph (839), ihn den Schöp-

ser unsrer Sprachkunde nennt[1]). In dieser Beziehung ist es bemerkenswerth, daß er zur Vertreibung der Barbarei mehrere sehr geschickte Mittel wählte. So wie er selbst in den Tagen des Friedens sich am liebsten mit Einsammlung nützlicher Kenntnisse beschäftigte, und zu seiner Fertigkeit im Lateinisch Sprechen auch noch im Alter das Erlernen der Schreibkunst fügte, so wollte er auch die Köpfe seines Volks aufhellen. Zum Lehrer seiner Söhne nahm er den gelehrten Englischen Mönch Alkuin (804) mit nach Deutschland, stiftete von 780 — 805 Bisthümer zu Minden, Osnabrück, Werden, Bremen, Paderborn, Münster, und Dom- und Klosterschulen, berief dazu aus Italien und Griechenland gelehrte Männer, und führte auch den Römischen Kirchengesang ein. Auch soll er an seinem Hofe eine gelehrte Gesellschaft[2]) errichtet haben. Mit Hilfe derselben sammelte er Handschriften und Deutsche Heldensagen[3]), ließ eine Auswahl guter Predigten aus den besten Griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzen, damit solche dem Volke von den Mönchen vorgelesen werden könnten, und erfand für mehrere fremde Wörter, besonders zur Bezeichnung der Monate[4]) und Winde, Deutsche Namen, oder verbreitete sie doch, ja er versuchte sogar selbst, die Deutsche Sprache grammatisch zu bearbeiten. Sein Zeitalter ist für die epische Poesie besonders wichtig, indem eine Menge von Sagen, die sich unter ihm bildeten, und in ihm ihren Mittelpunkt fanden, späterhin der Stoff zahlreicher Dichtungen wurden, die von der Provence und dem nördlichen Frankreich nach Deutschland verpflanzt worden sind.

Anmerk. 1) Eginhardi vita Caroli M. Edid. Joh. Herm. Schminke. Traj. ad Rh. 1711. 4. Eginhard sagt von ihm in dieser Beziehung: ,inchoavit et Grammaticam patrii sermonis.

2) Der Begriff, den man sich von einer gelehrten Gesellschaft damaliger Zeit machen muß, darf freilich nicht nach dem Maßstab der unsrigen gemessen werden. Jedes Mitglied derselben nahm den Namen eines verdienten Mannes an. Karl z. B. hieß David; Alkuin — Flaccus; Engelbert — Homer; Adälard — Augustin; Erzbischof Niculf von Mainz — Damötas.

3) Die hieher gehörige Stelle in Eginhardi vita Caroli lautet so: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Edit. Bas. 1532. fol. p. 121. Diese Stelle wurde sonst auf die alten Gesänge zur Zeit des Ariovist und Hermann bezogen; allein es sind damit höchst wahrscheinlich die Gedichte aus dem Sagenkreise der Nibelungen und des Heldenbuchs gemeint, wie Aug. Wilh. Schlegel im Athenäum II. 2. S. 306, und Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Lit. I. S. 245 zu erweisen suchen. Für uns ist ist indessen alles dies verloren gegangen.

4) Die Namen der Monate lauten in ihrer ursprünglichen, von Karl gegebenen Rechtschreibung also: Wintermanoth, Horning, Lenzinmanoth, Ostermanoth (nach der Frühlingsgöttin Ostra), Wunimanoth, Bracmanoth, Hewimanoth (Heumonath), Aranmanoth (Aehrenmonath), Witumanoth (Baum- oder Obstmonath), Windumemanoth (Weintraubenmonath), Herbistmanoth (der herbe, rauhe Windmonath), Heilugmanoth.

§. 3. Hindernisse und Begünstigungen Deutscher Bildung unter den nachfolgenden Kaisern.

Schade, daß diese dankenswerthen Bemühungen Karls unter seinen Nachfolgern keinen kräftigen Anklang fanden. Die Schwäche Ludwig's des Frommen und der Streit zwischen ihm und seinen Söhnen bewirkten Kriege und endlich Theilung des Fränkischen Reichs (843 durch den Vertrag zu Verdün). Zwar trat wieder in Deutschland, nachdem es ein selbständiges Reich geworden, eine

für die literarische Bildung günstigere Zeit ein, in welcher die Wissenschaften in den Klosterschulen (s. §. 1.) von gelehrten Männern gepflegt wurden; aber diese Zeit beschränkte sich auch nur auf Ludwig den Deutschen, denn nach ihm wird der ruhige Gang der Fortbildung wieder durch die Einfälle und Streifereien der Normannen, Slaven und Ungarn unterbrochen (880), die Unterrichtsanstalten zerfallen, und die Unwissenheit im Volke nimmt unter Raub- und Faustrecht immer mehr und mehr überhand. Auch war durch die Verbreitung des Christenthums (Winfried, genannt Bonifacius 720) der Grund zu einer immer allgemeiner werdenden Einführung der Lateinischen Sprache unter den Schriftstellern gelegt worden, und die Geistlichen fanden keinen Beruf, der Herrschaft dieser Sprache zu wehren, und sich der vaterländischen beim Gottesdienste zu bedienen, da diese von den Karolingern selbst so wenig begünstiget wurde.

Erst mit den Königen des Sächsischen Hauses, (919) deren Reihe mit Heinrich I. (dem Vogler, Städteerbauer) beginnt, tritt ein Zustand dauernder Ruhe und Sicherheit ein. Dom- und Stiftsschulen, von den Kaisern selbst eifrig gepflegt, und von den Söhnen der Fürsten besucht, verbreiteten wieder die Liebe zu den Wissenschaften. Ein glücklicher Mittelstand erhob sich durch Anlegung von Städten; mit Italien und Constantinopel wurden durch Otto den Zweiten und Dritten Handelsverbindungen angeknüpft, die in Verbindung mit der reichen Ausbeute der im Harz entdeckten Silbergruben nicht nur den Wohlstand beförderten und den Gesichtskreis der Deutschen erweiterten; sondern auch die Liebe für Griechische Sprache und Sitte allgemeiner anregten. Auf diese Grundlegung bauten die Kaiser des Fränkischen Hauses fort, und wenn auch die unglückliche Regierung

Heinrichs IV. (1056—1106) die innere Ruhe Deutschlands, und damit den kräftigen Fortgang der Bildung unterbrach: so hatte diese doch schon einen festen und fruchtbaren Boden gewonnen, der dem nachfolgenden Zeitalter der Hohenstaufen die edelsten Früchte zu tragen vermochte.

§. 4. Otfried's Evangelien-Harmonie.*)

Was sich an einzelnen Denkmälern dieses Zeitraums uns darbietet, besteht theils aus poetischen, theils aus prosaischen Schriften.

Unter den poetischen steht der Wichtigkeit wie der Zeit nach, oben an: Otfrid's Evangelien-Harmonie. — Otfrid, Schüler des Rhabanus Maurus, und Benedictiner-Mönch im Kloster Weißenburg im Elsaß, brachte etwa um's J. 870 die Evangelisten in gereimte Deutsche Strophen, und zwar, wie er selbst in einer Vorrede sagt, auf Bitten einer ehrwürdigen Frau, Namens Judith, welche die unzüchtigen und ausgelassenen Verse nicht ertragen konnte. Das Ganze besteht aus fünf Büchern, und enthält im ersten die Geschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seiner Taufe; im zweiten und dritten die Gleichnißreden, Wunder und Lehren Christi, im vierten den Tod und das Begräbniß desselben, und im fünften die Auferstehung und Himmelfahrt. Schon hieraus ergibt sich, daß Otfrid nicht eine Uebersetzung der Evangelisten geliefert hat. Er legte vielmehr diese nur zu Grunde und verfertigte daraus eine poetische Erzählung der Lebensgeschichte Jesu, die er hin und wieder mit einigen moralischen Betrachtungen ausstattete. Die Behandlung des Stoffes ist frei und gemüthlich, der poetische Werth gering. Für uns aber ist das Werk höchst merkwürdig, weil es das älteste Denkmal Deutscher Reimpoesie, und das wichtigste für altdeutsche Sprachforschung ist. Vorangeschickt sind drei

Zueignungsschriften, die erste an den Ostfränkischen König Ludwig, die zweite an den Erzbischof von Mainz, Liutbert, die dritte an den Bischof zu Kostnitz, Salomo. Von den noch vorhandenen Handschriften dieses Evangelienbuches sind die zu Wien, München und in der Heidelbergischen Büchersammlung die bekanntesten. Unter den gedruckten, aber unkritischen und philologisch unbrauchbaren Ausgaben ist die von Matthias Flacius Basel 1571, 8. nebst einem Glossarium von einem Augsburgischen Arzt, Gassar, die älteste und seltenste. Außerdem haben wir eine Ausgabe von Scherz 1726 im ersten Bande des Schilterschen Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, wo sie einen Raum von 400 Folioseiten einnimmt, auch eine Sammlung von Bruchstücken, nach einem Bonner Codex, von H. Hoffmann. Bonn, 1821. 4. Eine kritische Ausgabe, bei der die Wiener Handschrift zu Grunde gelegt ist, erhielten wir von E. G. Graff, unter dem Titel: Krist, das älteste von Otfrid im 9ten Jahrh. verfaßte hochdeutsche Gedicht. Königsb. 1831. 4.

Anmerk.*) Ein eigener Abschnitt ist dem Otfried gewidmet in Jördens „Lexikon deutscher Dichter" ꝛc. Bd. 4. S. 145 — 153.

§. 5. Althochdeutsche Sprachprobe aus Otfrid.

(S. Graff's Krist S. 324 und 325. Allocutio Pilati ad Christum in praetorio. Joh. 18.)

Giang pilatus uuídari. mit ímo tho in then fólari.
spráh mit ímo lángo. er fúorgeto theo thíngo.
Zi erist frágeta er bitház. thoz er es hárto infáz.
giduah mih quád nu far ió uuis. óba thu iro kúning sis.
Bistú zi thiu giuuíhit. so thih ther hút zihit,
in themo uuíllan giangis. thaz ríchi so bifiangis.
Tho quad drúhtin ságe mir. sprichis súlih thu fon thír.
odo ándere iz thir ságetun. ioh thir fon mír iz zelitun.

Pilátus uuolta fliuomo sár. fon imo néman tho then uuán.
thaz er thes ni uuánti. er iz fon imo irthati.
Thie liuti uuízun quad fon ín. thaz ih iúdeo ni bín.
thínes selbes lánt thiot. gab thih mír in thesan nót.
Ther líut ther thih mír irgab. zálta in thih then rúagstab.
thie selbun záltun alle mír. thesa béldi fona thír.
Ob áuur thaz so uuár ist. thaz thu iro kúning nu ni bíst.
bi híu ist thaz sie thih námun. sus haftan wir irgábun.
Thir zéllu ih quad er thánana. ríchi min nist hínana.
Iz nist soso ih thir ráchon. fon thesen uuórolt sachon.
Ób iz uuari hínana. gifrizzin mine thegane.
mit iro kúanheiti. min fiant sus ni unfalti.
Joh in thérera nóti. mih sus ni hántoloti.
mit théganheiti sítotin. thaz sie mih ín irretitin.
Ih duan es áuur redina. níst min richi hínana.
thaz ih mih nu biuuérie. mit mínes selbes hérie.
Tho spráh pilatus áuur thaz. uuanta ímo uuas iz héizaz.
Frageta áuur noti. bi sinaz héroti.
So uuár so si thin ríchi. ioh thin gúallichi.
thoh bistu zi ála uuaru. kúning so ih gihórta.
Thu quís quad er theih kúning bin. zi thiu quám ih hera uuórolt in.
ioh uuard gibóran ouh zi thíu. theih fuslih thálti untar su.
Theih úrkundi sáre. gizálti fona uuáre.
thaz ih ouh uuárlichu thíng. gibréitti in thesan uuóroltring
So uuér so ist fona uuáre. ther hórit mir ió sáre.
horit er mit mínnu. mínes selbes stímnu.
Sage thú mir quad er sár. uuaz thu nénnes thez uuár.
Gidúa mih thes giuuissi. uuaz si thaz uuárnissi.

§. 6. Das Hildebrand- und Ludwigslied.

Von den epischen Originalgedichten dieses Zeitraums ist Vieles nicht auf uns herabgekommen. Was wir noch haben, beschränkt sich auf das Bruchstück eines Liedes von Hildebrand (s. Hagens und Büsching's lit. Grund-

riß zur Geschichte der deutschen Poesie. Berlin 1812. 8.), das, seinem Inhalte nach, in die Sagen von Dietrich von Bern eingreift, seiner Form nach alliterirend ist; und auf das Ludwigslied, oder den Hymnus auf den Sieg, welchen Ludwig III.[1]) im Jahre 881 an der Schelde über die Normannen erfocht. Der Verfasser desselben ist uns unbekannt. Nachdem er das Ungemach beschrieben, das die Franken von den Normannen auszustehen hatten, wird Ludwig von Gott aufgefodert, sein Volk zu rächen. Der König nimmt die Auffoderung an[2]), wofür denn der Dichter sein Lob besingt, und mit dem Wunsch für seine lange und glückliche Regierung schließt. — Schilter hat das Lied im 2ten Bd. seines Thesaurus abgedruckt, und vergleicht es mit den Gedichten des Sämund, des ältesten Schwedischen Dichters. Das Sylbenmaß ist frei und gleicht dem Glykonischen; Gedanken und Ausdruck sind oft sehr dichterisch, doch ist der Ton noch sehr ungleich[3]).

1) Unter Ludwig III. ist hier der Jüngere von Deutschland, der König der Ostfranken, zu verstehen, nicht der Westfränkische oder Französische Ludwig, obwohl dieser auch in dem Liede vorkommt, und Beide in Einem und demselben Jahre, 882, starben. S. Wachter Forum der Kritik. Ersten Bandes, erste Abtheilung. Altenburg 1827. 8.

2) Diese Stelle lautet im Original wörtlich so:

Tho nam her skild indi sper
ellianlicho reit her
Vuold her uuarer rahchon,
Sina uuidersahchon.
Tho ni uuas iz buro lango
Fand her thia Northmannon,
Code Lob sageta.
Her siht thes her gereda.
Ther kunig reit kuono
Sang lioth frano.

Joh alle saman sungun
Kyrieleison.
Sang uuas gesungen,
Vuig uuas bigunnen,
Bluot skein in uuangon
Spilodunnder Vrankon.
Thar raht tegeno gelih,
Nichein so so Hluduuig,
Snel indi kuoni,
Thas uuas imo gekunni.'

und in der wörtlichen Uebersetzung:

Da nahm er Schild und Speer;
Eilends ritt' er her,
Er wollte wahrlich rächen (Rache üben)
(An) seinen Widersachern.
Da war es nicht anfangend lange (da dauerte es nicht lange)
Fand er die Normannen.
Gott Lob! sagte er.
Er sah, die er begehrte (zu sehen wünschte),
Der König ritt kühn,
Sang Lied heilig.
Und alle (zu) sammen sangen
Kyrieleison.
Sang war gesungen,
Gefecht war begonnen,
Blut schien in Wangen
Spielender (wohlgemuther) Franken.
Da rächte (sich) einem Degen (Krieger) gleich
Niemand so wie Ludwig
Schnell (tapfer, alacris) und kühn,
Das war ihm angeboren.

3) Das Hildebrandslied wurde von den Br. Grimm, Cassel 1812. 4. und das Ludwigslied, strophisch eingetheilt und berichtigt (von Docen) herausgegeben. München, 1813. 8. Auch veranstaltete W. Grimm ein getreues Facsimile der einzig vorhandenen Casseler Handschrift unter dem

Titel: De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. 1830 in 5 Blättern auf seine Kosten.

§. 7. Tatian, Notker und Williram.

Was die prosaischen Denkmäler betrifft, so sind hier folgende Oberdeutsche Uebersetzungen zu nennen:

1. Tatians Evangelien-Harmonie[1]) aus dem 9ten Jahrh., eine für Sprachforschung reichhaltige Quelle;

2. Notker's, eines Mönchs zu St. Gallen, werthvolle Uebersetzung der Psalmen,[2]) wovon sich Handschriften zu Wien und St. Gallen befinden, und

3. Williram's, eines Abts zu Ebersberg, Uebersetzung (oder Umschreibung) des hohen Liedes,[3]) aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts.

Anmerk. 1) Ist unter Tatians Namen erschienen, aber von einem andern unbekannten Verfasser. Wir besitzen eine Ausgabe von v. Palthen, Greifswald 1706. 4.; wiederholt ist sie im zweiten Theil des Schilterschen Thesaurus. Das Evangelium des Matthäus gab J. A. Schmeller, Stuttgart, 1827. 8. besonders heraus.

Anmerk. 2) Dies ist Notker der Dritte, mit dem Beinamen Labeo (Großlippe). Er starb 1022. S. Schilter Th. 1.

Anmerk. 3) Williram starb 1085. Eine Ausgabe der Paraphrase besitzen wir von H. Hoffmann. Breslau 1827. 8. Sie ist in doppeltem Text aus der Breslauer und Leidner Handschrift und mit einem vollständigen Wörterbuch versehen.

§. 8. Hroswitha*).

Zum Schluß dürfen wir wohl auch erwähnen, was eine Deutsche Dichterin, Hroswitha, eine Nonne aus dem Braunschweigschen Stifte Gandersheim, die etwa um das Jahr 980 blühte, in Lateinischer Sprache geleistet hat. Sie schrieb, außer dem Leben Otto I. in Latein. Versen und mehreren Legenden in Hexametern und Pentametern, auch Lateinische geistliche Schauspiele, in denen sie den Terenz nachzuahmen versuchte. Die erste Ausgabe ihrer

sämmtlichen Werke besorgte Conrad Celtes, Nürnberg, 1501 in fol., die neuste Heinr. Leonh. Schurzfleisch, Wittenberg, 1707 in 4. Schon Gottsched, der in seinem: „nöthigen Vorrath zur Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst (Leipzig 1757.)" den Inhalt ihrer theatralischen Stücke angibt (von S. 4—10) ist der Meinung, daß man von ihr nicht mehr fodern könne, als die ganze damalige gelehrte Welt gewußt habe. Allerdings wollen wir die fromme Absicht, ihren Klosterschwestern, statt der Lustspiele des Terenz, christliche Dramen in die Hände zu geben, nicht verkennen; allein, nicht zu gedenken, daß sie in fremder Sprache schrieb, also einer Geschichte Deutscher Dichtkunst eigentlich nicht angehört, sind auch ihre Nachahmungen so klostergerecht und unfruchtbar, und zeigen überall so wenig poetischen Geist, daß man ihr auch in dieser Hinsicht nur einen geringen Antheil an dem Fortgang der Dicht- und Redekunst zugestehen kann, wenn gleich Conrad Celtes mehrere sehr enthusiastische Lobschriften auf sie anführt.

*) Vergl. Schmidt's, von Lübeck, hist. Studien (Altona, 1827. 8.) S. 1 ff.

Dritte Periode.

Das Zeitalter der Minnesänger.

Von den Schwäbischen Kaisern bis auf die Gründung der ersten Deutschen Universitäten, oder bis 1348.

---

§. 1. Sprache und Poesie im engen Zusammenhang.

Wenn wir den nothwendigen Zusammenhang der Sprache und Poesie auch nicht aus innern Gründen darthun

thun könnten, so würden wir schon durch die Geschichte überzeugend belehrt werden: daß die Poesie abhängig sei von dem Zustande der Sprache, und daß jene sich zu dieser verhalte, wie der Künstler zu seinem Stoff. Das Genie des Künstlers schafft und bildet. Der Tonkünstler entlockt seinem Instrument die zarten und schmelzenden Töne; der Maler wetteifert mit den Schönheiten der Natur in der Mischung seiner Farben, und der Bildhauer gibt uns den vollendet-schönen Bau einer Venus in carrarischem Stein. Aber die Harmonie des Tonkünstlers, das lebendige Farbenspiel des Malers und der rundlich-zarte Gliederbau des Bildners sind durch edlen Stoff bedingt, der bildsam sich fügen muß dem Willen des Künstlers, wenn in der Form sich der Geist aussprechen soll, den ihr Schöpfer ihr einhauchte. — Wenden wir dies auf Sprache und Poesie des zweiten Zeitraums unserer Literatur-Geschichte an: so haben wir den Hauptschlüssel zur Lösung der Frage gefunden, warum die Poesie unter den Franken sich nicht zu heben vermochte. Das Latein der Kirche, und der ganze Mönchisch-Lateinische Zustand damaliger Zeit mußte nothwendig den sichern und raschen Fortgang der Deutschen Schriftsprache hemmen, und die eigentliche Sprachkraft im Volke lähmen. Nur gute Köpfe vermochten in ihren Versuchen einen widerstrebenden Stoff zu bekämpfen, doch nicht über ihn, gebietend und frei, wie in einem bekannten Elemente, zu herrschen.*) Erst die Zeit, und die durch sie herbeigeführten günstigern Umstände, konnten die Sprache allmählich veredeln, und dadurch dem gefesselten Genie eine höhere Freiheit sichern.

Anmerk. *) Merkwürdig ist die Klage, die Otfrid in seiner Zuschrift an Liutbert über den Widerstand führt, den ihm die theotische Sprache, wie er sie nennt (has theotisce conscriptas) leistete. Er sagt unter andern: Hu-

jus enim linguae barbaries, ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis; sic etiam in multis dictis scriptu est propter litterarum, aut congeriem, aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria u u u ut puto quaerit in sono etc. (S. Graff's Krist S. 3. seq. der Zuschrift.) Dieses Urtheil eines Meisters wird die Ueberschätzung des Althochdeutschen verhüten und dem geregelten Neuhochdeutschen schützend zur Seite stehen, wenn es bei einer Vergleichung mit jenem eine ungebührliche Zurücksetzung erfahren sollte.

§. 2. Allgemeine Ursachen eines edlern Gesanges unter den Schwäbischen Kaisern.

a) Schwäbische Mundart.

Die bessere Zeit der Poesie beginnt mit der Regierung der Schwäbischen Kaiser aus dem Stamme der Hohenstaufen, deren erster, Konrad III., im Jahre 1137 den Deutschen Kaiserthron bestieg. Bis zu ihm waren, von Karl dem Großen an gerechnet, mehr als dreihundert Jahre verflossen, während welcher Zeit die Sprache zwar nur langsam fortgeschritten war, aber doch an Weichheit des Ausdrucks und Geschmeidigkeit unverkennbar gewonnen hatte. Nun aber, als die Regierung der Schwäbischen Kaiser begann, verschmolz der Fränkische Dialekt, der so lange geherrscht hatte, in den mit ihm sehr nahe verwandten, aber verfeinerten Schwäbischen oder Allemannischen, der jetzt die Hof- und Büchersprache des ganzen gesitteten Deutschlands wurde, in welchem Ansehen er sich auch bis zur Kirchen-Reformation erhalten hat. Dieses Mittelhochdeutsch, wie wir es nennen, nahm die unvollkommene, regellos schwankende Bildung des Fränkischen leicht in sich auf, und veredelte es nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Die Schwäbische Mundart war reicher an Vocalen, Partikeln, Vorwörtern und Ellipsen, leichter em-

pfänglich für Ableitungen und Zusammensetzungen, besonders gefügig für den Reim, eignete sich also mehr zur poetischen Sprache, und war dem Dichter ein bildsamerer Stoff, die kindliche Unbefangenheit und zarten Gefühle seines Herzens darin auszudrucken. So finden wir in der gebildetern Sprache die erste allgemeine Ursache von dem vollkommnern Gesange dieses wahrhaft poetischen Zeitraums.

§. 3. Fortsetzung.

b) Kreuzzüge.

Eine zweite Ursache liegt in den Kreuzzügen, die im Jahre 1096 ihren Anfang genommen hatten. Diese, für ein Phantom unternommenen Kriege, förderten das Ritterthum und belebten durch ihre Eigenthümlichkeit den Geist eines Volks, das durch die leidenschaftlichen Bewegungen seiner Nachbarn im Süden und Westen von Europa gleichsam unwillkürlich mit fortgerissen würde. Auf diesen kriegerischen Wallfahrten mit den phantasiereichen Franzosen und Italiänern gemischt, von denen die letztern durch den Reichthum der Städte Venedig, Genua und Pisa, auch eine Verfeinerung der Sitten erlangt hatten, kamen die heiligen Argonauten, unter denen sich mehrere Deutsche Sänger befanden, nach Constantinopel, dem einzigen Zufluchtsort der alten Künste und Urbanität, und von da in jenes üppig-heilige Land, das, reich an köstlichen Gaben der Natur, wie an Wundern der heiligen Sagen, den staunenden Deutschen eine ganze Welt neuer Erscheinungen und nie gekannter Gefühle aufschloß. So verschmolz orientalische Glut mit christlichem Glauben und Ritterthum; die romantischen Züge führten die Deutschen zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, zur Verfeinerung ihres Geschmacks, und erfüllten sie mit dem Geist der Andacht, Schwärmerei und Liebe, welcher das Wesen der romantischen Dichtkunst ausmacht.

§. 4. Fortsetzung.

c) Erhöhter Wohlstand der Deutschen.

Auch der damals in Deutschland herrschende Wohlstand, der den Trieb zum Vergnügen, und damit die Neigung zu den schönen Künsten erweckte, darf nicht übersehen werden. Die Kreuzzüge bewirkten nämlich eine größere Prachtliebe an den Höfen, indem die abendländischen Fürsten durch die Bekanntschaft mit den Sitten und Künsten des Morgenlandes gereizt wurden, ihre Residenzen mit schönen Gebäuden zu schmücken. Dieser Umstand machte die Städte volkreich, so, daß Künste, Manufacturen und Handlung in ihnen aufblühten, in deren Besitz die Bürger, durch Privilegien geschützt, ihren Reichthum sicherten und vermehrten. Viele Bürger waren auch durch den Tod der kreuzfahrenden Ritter und Güterbesitzer zu liegendem Eigenthum gelangt, und hatten oft so viel erworben, daß sie dem arm zurückkehrenden Gebieter wieder aufhelfen konnten, wodurch auch sie zu Vorrechten und Ansehen kamen. So erhob sich ein freier Bürgerstand, den die Fürsten, welche bisher von den mächtigen Vasallen viel gelitten hatten, mehr begünstigten, damit er dem Ritterstande an die Seite treten könnte, und der Handel verbreitete überall mehr Leben und Thätigkeit, besonders seit dem Jahre 1241, da seine Sicherheit durch die Hansa begründet wurde.

§. 5. Besondere Ursachen.

a) Troubadours.

An diese allgemeinen Ursachen knüpfen sich noch einige besondere, welche zunächst Schwaben angehen. Das südliche Frankreich hatte nämlich schon hundert Jahre früher in seinen Troubadours oder Provençalischen Dichtern*) Sänger aufgestellt, die, da sie Ritterthaten und Liebe zu Gegenständen ihres Gesanges wählten, auch

bald als Muster einer freiern und edlern Dichtkunst galten. Ohne zu untersuchen, ob diese Provençalen ihre Dichtkunst durch die Mauren aus Afrika empfangen, ist so viel gewiß, daß der ausgezeichnete Ruhm ihrer Muse sich in das benachbarte Schwaben, d. h. in das ehemalige Allemannien und den angrenzenden Theil der Schweiz um so leichter verbreitete, da die Provence und das Deutsche Reich damals noch durch Lehnsverbindung mit einander verknüpft waren. Was Wunder, daß dieser freundliche Gesang auch den talentvollen Deutschen entzündete, und die in ihm schlummernden Kräfte zur vollen Wirksamkeit aufregte.

*) So nennt man die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im südlichen Frankreich und östlichen Spanien, welche Landschaften den gemeinschaftlichen Namen Provence führten. Die Einwohner dieser Landesstriche, Provinciales oder Provençaux genannt, waren, durch glücklichen Himmelsstrich und milde Regierung begünstigt, im Besitz einer Sprache, die, gebildet aus Römischen und Germanischen Wörtern, sich durch Wohlklang und Reichthum auszeichnete, und daher der höhern Bildung und poetischen Stimmung der Höfe und des Adels besonders zusagte. Da die Provençalischen Fürsten gebildet und prachtliebend zugleich waren, so gehörte es bei ihnen zum guten Ton, Dichterkreise aus dem Adel um sich zu schaffen, und jede Festlichkeit durch Poesie und Gesang, begleitet von Laute und Harfe, zu verschönern, daher auch die Wandelsänger und Lautenschläger, die von einem Hofe zum andern reiseten, gute Aufnahme fanden. Ihre Gesänge, in denen sich der Reim ausbildete, waren größtentheils idyllischen und erotischen Inhalts, und das Hauptverdienst derselben der zarte, klangreiche Ausdruck. Wegen der Leichtigkeit ihrer Poesie hießen sie auch Troubadours (von trouver); die Engländer und Schotten nannten sie Minstrels. Vergl. Fr. Diez, die Poesie der Troubadours. Zwickau, 1826. 8., und: desselben Leben und Werke der Troubadours. Zwickau, 1829. 8.

§. 6. Fortsetzung.

b) Begünstigung der Dichtkunst.

Diese Einwirkung wurde unterstützt durch den Schutz, den die Dichtkunst am Throne selbst fand. Die Kaiser aus dem Schwäbischen Stamme waren große Gönner sowohl der Deutschen als der Provençalischen und Toscanischen Dichtkunst. Friedrich I., Barbarossa zubenamt, mit dem eigentlich das goldene Zeitalter des romantischen Liebes- und Heldengesanges beginnt, zog mehrere Troubadours an seinen Hof, dichtete selbst in der Provençalischen Sprache, und gab dadurch, so zu sagen, den Ton an. Ihr Beispiel weckte andere Deutsche Fürsten in Schwaben und Oestreich, Steiermark und besonders in Thüringen, wo Landgraf Hermann (st. 1215) und seine Gemahlin Sophie durch ihre Kunstpflege sich auszeichneten; und die kühnen Vertheidiger der Burgen wurden nun zugleich Freunde und Beschützer der Musen. Es bildeten sich hie und da Sängergesellschaften, die sogar die anmuthigen Spiele an den Höfen zu Toulouse und Paris nachzuahmen und poetische Wettstreite zu veranstalten suchten, in welchen die Sieger von den angesehensten Damen gekrönt wurden, so, daß die Dichtkunst damals als die Würze gesellschaftlicher Unterhaltung und als herrschendes Vergnügen Deutscher Fürsten zu betrachten war.

§. 7. Minnesänger, oder Schwäbische Dichter.

Aus diesen allgemeinen und besondern Ursachen läßt sich der Abstich dieses Zeitalters von dem vorigen und das Erscheinen jener romantischen Dichter erklären, die sich unter dem Namen der Minnesänger oder Schwäbischen Dichter durch den Zauber ihrer Lieder Bewunderung und Unsterblichkeit errungen haben. Der Hauptgegenstand ihrer Gesänge war nämlich die Liebe (Minne), denn in der alten Germanischen Denkart lag der Keim zu

einer poetischen Verehrung des Weibes, der sich entwickelte durch die christlichen Vorstellungen von der Heiligkeit der Jungfrau, die den Sohn Gottes geboren, und die Zeit der höchsten Blüthe ihrer Dichtkunst war die Regierung der Schwäbisch-Deutschen Kaiser, daher ihre zwiefache Benennung. Indessen sangen Mehrere von ihnen nicht bloß von Liebe; Einige dichteten Tanzlieder, Loblieder auf den Frühling und die Natur, Fabeln und Erzählungen, noch Andere schrieben geistliche Gesänge, Ritter- und Heldengedichte. Eben so waren diese Dichter nicht Alle aus Schwaben; auch die andern Deutschen Provinzen, selbst das Ausland, namentlich Italien, lieferten Mehrere.

Anmerk. Ob Minne- und Meistergesang verschieden oder gleichbedeutend sei, ist eine Frage, die, von J. Grimm angeregt (Litter. Anzeiger 1807. St. 23.) und von Docen aufgenommen (Altdeutsches Museum I. S. 73 bis 125), verschieden beantwortet worden. Docen behauptet die Verschiedenheit beider gegen Grimm. Die aufgestellten Gründe, welche theils aus dem metrischen Bau der Gedichte, theils aus den äußern Lebensverhältnissen der Dichter selbst entnommen sind, haben die Identität der gleichzeitigen Minne- und Meistersänger nicht erweislich gemacht. Es wird daher fernerhin zwischen beiden unterschieden werden müssen, wenn man auf den Stoff und Ton ihrer Gesänge, so wie auf die urkundlichen, zunftartigen Meisterschulen achtet, welche erst später unter den Meistersängern entstanden, und die Dichtkunst in die beengenden Schranken des bürgerlichen Lebens bannten (S. die vierte Periode), während der Minnegesang an den Höfen der Hohenstaufen als wahre Ritterpoesie frei sich ausbildete, und in einem ganz andern Geiste sich zeigte, als der spätere Meistergesang.

§. 8. Schöne Eigenthümlichkeit derselben.

Fragen wir, wodurch sich die Minnesänger unter den Dichtern auszeichnen, so finden wir die Antwort in der Sitteneinfalt ihrer Zeit. Nicht durch künstlich gebaute

Systeme und Theorien, sondern durch Natur und geselligen Umgang gebildet, kannten diese Dichter nur den gestirnten Himmel über sich, und das Gesetz der Freiheit in sich. Natur, Liebe und Tapferkeit waren die Welt, in der und für die sie lebten, und alle Eindrücke, die dadurch auf sie gemacht wurden, wirkten so unmittelbar auf das Gemüth, daß die Poesie ihrer Welt sich nothwendig in ihrem Geist abdrucken mußte. Wir sehen sie daher, voll von diesen heiligen und süßen Gefühlen, nur das geben, was lebendig in eigener Brust sich regt, und all' die Freuden und Schmerzen der Liebe, all' die Ahnungen und Träume ihrer kindlich-reinen Phantasie, all' ihr Sehnen und Hoffen, wie sie es empfanden und erkannten, rein und ungekünstelt, zart und lebendig wieder ausströmen. Und diese reine Gemüthlichkeit, die sich in den meisten Liedern der Minnesänger ausspricht, ist es, die wir als wesentliche Eigenthümlichkeit derselben herausheben möchten.

§. 9. Begrenzung ihres dichterischen Werths.

Bei dieser gerechten Anerkennung ihres Verdienstes dürfen wir indessen nicht verhehlen, daß die meisten Deutschen Minnelieder Nachbildungen der Provençalen sind, wenn man gleich in ihnen das Bestreben wahrnimmt, ihre Vorbilder zu übertreffen. Diese Nachbildung finden wir theils in größeren Erzählungen und Romanen, von denen wir hier nur den Lancelot, Gamuret, Parcival und Grave von Narbonne anführen wollen, theils in kleineren Minneliedern, deren Töne süße Nachklänge Provençalischer Gesänge sind, wie sie z. B. der Altfranzösische Sänger Folquet de Marseille, den der Graf Rudolph von Nüwenburg fast wörtlich übertrug, und Arnaut de Marueil, Guiraut de Borneil, Anselm Faidit, Arnaut Daniel und Andere gedichtet haben*). Eben so muß man, bei den Minnesän-

gern, zwischen ihren epischen, didaktischen und lyrischen Gedichten wohl unterscheiden. Diese letzteren, die eigentlichen Minnelieder, welche besonders Natur und Liebe zum Gegenstand haben, sind die zartesten Klänge eines unbefangenen Gemüths, in welchen die Kunstlosigkeit ihrer Sprache, die Naivetät ihrer Schilderungen, die Einfalt ihrer Sitten, die Herzlichkeit und Reinheit ihrer Gefühle ganz unverkennbar ist; in den didaktischen und epischen Dichtungen aber, wo es mehr auf Erfindungskraft, schickliche Wahl, richtige Anordnung, Studium und höhere Geschmacksbildung ankommt, finden wir uns theilweise mehr angeregt als befriedigt, und dürfen, bei der Verschiedenheit der Bildung und des Volksgeistes, keinen Eindruck erwarten, der dem Genuß bei der Lesung Griechischer und Römischer Dichtungen gleich gestellt werden könnte. Dennoch haben mehrere, besonders epische Dichtungen, einen hohen Werth, und unter ihnen besonders das Nibelungen-Lied, das nach Aller Urtheil unter den Denkmälern Altdeutscher Dichtkunst als das vollendetste betrachtet wird.

*) Ausführlich spricht darüber Bodmer in seinen neuen kritischen Briefen, 1763, S. 87 ff.

§. 10. Geschichte ihrer Wiederauffindung und Benutzung.

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind diese Minnelieder der Vergessenheit entzogen worden. Eine handschriftliche Sammlung von 140 Dichtern, die, bekannt unter dem Namen der Manessischen*), sich bis zu Anfang des 17ten Jahrh. in der Schweiz erhalten hatte, in der Folge nach Heidelberg, und zuletzt nach Paris gekommen war, wurde hier von Joh. Christ. v. Bartenstein 1726 entdeckt. Dieser schrieb einige Gedichte für seinen Schwager, den Professor Scherz, ab, der zwanzig Jahre später seinen Schweizerischen Freunden Manches von dieser Abschrift mittheilte. Bodmer

und Breitinger, zwei Zürcher Gelehrte, suchten sich die Handschrift durch den fleißigen Geschichtforscher Schöpflin zu verschaffen, und ließen bald nachher (1748) Proben der alten Schwäbischen Poesie und endlich (1758 u. 59) die ganze Sammlung abdrucken. Nun erst wurde die Aufmerksamkeit auf diese ungekannten Schätze der alten Literatur rege, und gelehrte Freunde und Kenner der Dichtkunst fingen an, durch Sammlungen und einzelne Gedichte, durch biographische Nachrichten und Glossare ein gründliches Studium des Minnegesangs vorzubereiten und allgemeiner zu machen, so daß wir uns jetzt einer großen Zahl von Kennern und Freunden der Schwäbischen Poesie erfreuen dürfen. Die meisten Verdienste um diesen Zweig der Literatur haben sich außer Bodmer und Breitinger erworben: Lessing, Eschenburg, Myller, Anton, Adelung, Fülleborn, Koch, Herder, Gräter, v. Aretin, Benecke, die Mitarbeiter an der Bragur, Tieck, und in der neueren und neuesten Zeit haben besonders zur festen Begründung und Erweiterung der alten Sprachliteratur mit erfreulichem Wetteifer gewirkt: v. d. Hagen, Büsching, Zeune, Docen, J. und W. K. Grimm, A. W. und Fr. v. Schlegel, Uhland, K. Lachmann, Dorow, Görres, J. v. Laßberg, F. J. Mone, A. Primisser und Andere. Noch Vieles steht für die Folge zu erwarten, da die begonnenen Anstrengungen und Forschungen in diesem Gebiet vaterländischer Kenntniß immer eifriger betrieben werden.

*) Rüdger von Manesse, Mitglied des Raths zu Zürch, lebte im Anfang des 14ten Jahrh., und war der erste, welcher mit Hilfe seines Sohnes, der Küster und nachher Schullehrer in Zürch war, eine Sammlung der besten Minnelieder veranstaltete, wie uns solches sein Landsmann, Johann Hadloub, in einem Liede aufbewahrt hat. Diese

Handschrift befand sich unter Nr. 7266. der Königl. Französischen Bibliothek zu Paris. Sie ist in groß Fol., von zwei verschiedenen Händen geschrieben. Die Columnen sind ordentlich gespalten, und die Linien nach dem Zirkelmaße eingetheilt. Die bei jedem der 140 Dichter befindlichen Zeichnungen sind schlecht, das Colorit aber sehr lebhaft. Die Vorstellungen derselben beziehen sich selten auf den Inhalt der Gedichte, meist zielen sie auf die besondere Neigung des Dichters zum Jagen, zum Reigerbeitzen, Reiten, Turnieren rc., oder auf etwas Merkwürdiges, wodurch er sich im Felde berühmt oder bei den Schönen beliebt gemacht hat. Schild und Helm sind dabei nicht vergessen, und in Absicht auf Kleidung, Waffen, Kriegsrüstungen u. s. w. sind diese Figuren für Künstler und Geschichtschreiber sehr brauchbar. — Noch erwarten wir eine neue Ausg. der Manessischen Sammlung von v. d. Hagen.

§. 11. Handschriftliche Sammlungen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Sammlungen von Gedichten der Minnesänger sind außer der Manessischen, als der frühsten Quelle des Altdeutschen Gesanges: der Goldastische Codex in der Rathsbibliothek zu Bremen, der eine, von Goldast genommene Abschrift verschiedener Stücke des Manessischen Codex ist; der Jenaische auf der akademischen Bibliothek, und der des Benedictiner-Klosters zu Weingarten [1]). Außerdem bewahrt die großherzogl. Bibliothek zu Weimar zwei Handschriften, welche Meistergesänge aus dem 14ten und 15ten Jahrh., und unter diesen mehrere Minnelieder enthalten; desgleichen giebt es mehrere Handschriften in der Heidelbergischen Bibliothek [2]). Auf der Schusterzunft zu Colmar wurden 1790 über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern des 14ten, 15ten und 16ten Jahrh. entdeckt [3]). Auch der verstorbene Rüdiger in Halle fand 1793 zwei handschriftliche Folianten von Minne- und Mei-

stersängern 4), und in der Bibliothek des Freiherrn Patachich v. Zajezda, Erzbischofs von Kolocza in Ungarn, liegt ein reichhaltiges Manuscript von Minneliedern. Einzelne Handschriften, besonders epischer Gedichte, finden sich zerstreut an verschiedenen Orten, namentlich zu München, Wien, Dresden, Gotha, Heidelberg, Stuttgart, St. Gallen, Berlin (in Besitz des Herrn v. d. Hagen), rc. Manche kostbare und seltene Incunabeln sind auch in den Privat-Bibliotheken der Herren v. Meusenbach (wozu, außer einer reichen Sammlung Deutscher Volkslieder, auch ein, nur noch in wenigen Exemplaren vorhandener Abdruck des Titurel vom J. 1477 gehört), v. Nagler, Bennoni Friedländer rc. in Berlin.

Anmerk. 1) Er wird jetzt in Stuttgart aufbewahrt. Seinen Inhalt gibt Graff's Diutiska I. 1. an.

2) Unter diesen ist die wichtigste der Titurel, obwohl unvollständig. S. Friedr. Wilken's Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg 1817.

3) Nähere Angaben und Proben s. in der Goth. gelehrten Zeitung. 1790, St. 42, S. 336, Bragur, B. I. S. 380 — 82, und B. II. S. 329 — 332.

4) S. Rüdiger's neusten Zuwachs der Deutschen Sprachkunde, St. 5. S. 236; vergl. Bragur und Hermode, B. III. Abth. 2. S. 152 ff.

§. 12. Gedruckte Sammlungen, Erklärungen, Uebertragungen, Nachrichten rc.

Der gedruckten Sammlungen von Minnesängern besitzen wir mehrere.

1) Den Anfang machen die §. 10. erwähnten „Proben der alten Schwäbischen Poesie des 13ten Jahrhunderts aus der Manessischen Sammlung," Zürich, 1748. 8. — Diese von Bodmer und Breitinger veranstaltete

Sammlung enthält Proben von 81 Minnesängern, zugleich aber grammatische Anmerkungen über die Sprache der Schwäbischen Dichter, und ein Glossarium oder Erklärungen der darin vorkommenden dunklen Wörter.

2) Zehn Jahre darauf folgte von denselben Herausgebern der vollständige Abdruck des Manessischen Codex, unter dem Titel: „Sammlung von Minnesängern aus dem Schwäbischen Zeitpuncte, CXL. Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Raths der Uralten Zyrich. Aus der Handschrift der königl. Französischen Bibliothek herausgegeben. Erster Theil. Zyrich, 1758. Zweiter Theil 1759. 4. Diese Sammlung enthält, außer dem Wartburger Kriege und einigen Lehrgedichten, dem größeren Theile nach erotische Gedichte, sämmtlich aus dem Zeitraum von Heinrich v. Veldeck bis zu Anfang des 14ten Jahrh. In geschichtlicher Hinsicht sind beide Sammlungen, obwohl dürftig ausgestattet und unkritisch angelegt, sehr empfehlenswerth, und dem Deutschen Alterthumsforscher schätzbar; doch dürften sie bald durch die von unserm v. d. Hagen angekündigte neue Ausg. der Minnesänger, in 3 Bänden in 4., welche zugleich die Manessische Sammlung in sich schließen soll, entbehrlichg emacht werden.

3) Erst nach einem Zeitraum von sechs und zwanzig Jahren erschien eine dritte „Sammlung Deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert." Erster, Zweiter Band. Berlin, 1784. 1785. gr. 4. Der Herausgeber derselben ist Christoph Heinrich Myller, der vormals als Prof. der Philosophie und Geschichte am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin lebte, und nachher in Zürich, seiner Vaterstadt, privatisirte. Diese, mit großer Uneigennützigkeit*) zu Stande gebrachte schätzbare Sammlung größerer Gedichte enthält indessen nur den reinen Abdruck der, von Bodmer dem Herausgeber über-

lassenen Abschriften einiger Schwäbischen Dichter, mit so ängstlicher Treue, daß außer der alten mangelhaften Interpunction, selbst Schreib- und Lesefehler beibehalten sind. Die Verständlichkeit der aufgenommenen Gedichte ist nirgend durch Erklärung befördert, und eben so wenig irgend etwas über die Dichter selbst, über das Alter und den Zustand der genommenen Abschriften gesagt worden.

4) Von dem S. 44. erwähnten Codex zu Kolocza erschien ein treuer Abdruck unter dem Titel: Koloczaer Codex Altdeutscher Gedichte, herausg. von J. Nepom. Grafen Mailáth u. J. P. Köffinger. Pesth, 1817. 8.

5) Die letzte Sammlung hat den Titel: „Deutsche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von Fr. Heinr. v. d. Hagen, u. Dr. Joh. Gust. Büsching." 1ter Bd. mit 4 Holzsch. Berlin, 1808. 2ter Bd. 2. Abth. 1820. 1825. 4. Diese Sammlung begreift in sich Gedichte vom 12ten bis 15ten Jahrh., also zum Theil aus der Blüthezeit der Deutschen Poesie. Der erste Band enthält (bis auf ein größeres Gedicht von Salomon und Morolf) lauter noch unabgedruckte, fünf an der Zahl, aber mit mehrern grammatischen Verbesserungen und Ergänzungen und einer einfachen Interpunction, zur Erleichterung des Verständnisses versehen. Jedem Gedicht ist eine Einleitung vorgesetzt, in welcher Nachrichten über das Alter, den Verf., die Sprache und Form des Gedichts, so wie über die dabei benutzten Handschriften gegeben werden. Vollständige Vergleichung der Handschriften, Lesarten, Sprach- und Sacherklärungen sollen kritischen Ausgaben und allgemeinen lexikalischen Werken vorbehalten bleiben. Der 2te Bd. enthält das Heldenbuch, und wurde von Hagen und Ant. Primisser herausgegeben.

Sehr zahlreich sind die vorhandenen Erklärungen, Uebertragungen und Nachbildungen. Die wichtigsten derselben findet man: in Langens „Sammlung

gelehrter und freundschaftlicher Briefe," Thl. II.; in Gleim's „Gedichten nach den Minnesingern," Berlin 1773 (eine liebliche Nachbildung, der zugleich die Originale beigefügt sind); im „Teutschen Merkur," 1774, Jan.; in der (ältern) Iris von Jacobi, Bd. IV. St. 1.; in „Bragur, einem liter. Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit," Bd. I. Nr. 3., Bd. II. Nr. 2.; in Braga und Hermode, oder neuem Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten," Bd. I. Abth. 1. und 2., Bd. II. Abth. 1. und 2. Bd. III. Abth. 1., Bd. IV. Abth. 1 u. 2.; in der „Berliner Monatsschrift" 1793, Jul. Aug. und Novbr., und 1795, März und Sept. (Lieder aus dem Manessischen Codex, nebst einer möglichst genauen Uebertragung); im „Neuen Teutschen Merkur," 1798, Aug.; in „Haug's Epigrammen und vermischten Gedichten," Berlin 1805, Bd. II.; in den „Minneliedern aus dem Schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludw. Tieck." Berlin 1803, 8. (Ist mit einer gehaltvollen Einleitung versehen, enthält aber nur leichte Veränderungen, so weit es nöthig war, auch den ungelehrten Freunden der Dichtkunst einen Begriff von dem poetischen Werthe der Minnelieder zu geben.) In den drei letzten Jahrzehenden sind besonders zu bemerken: „G. F. Benecke's Beiträge zur Kenntniß der Altdeutschen Sprache und Literat." Göttingen 1810. 1832. 2 Bde. 8.; „Museum für alte Deutsche Literatur und Kunst," 1809 — 12, 4 Hefte, von Hagen, Docen, Büsching u. Hundeshagen; die von Heinze u. Gräter, und später von Hagen herausgegebene Alterthumszeitung „Iduna und Hermode," 1812—13. 4.; die „Dorow'schen Denkmäler alter Sprache und Kunst," Bonn, 1823. Berlin, 1824 — 27. 2 Bde. 8. und Graff's Diutiska. Stuttgart, 1826 — 1830. 3 Bde. 8.

*) Myller (nicht Müller) kündigte sein Unternehmen im J. 1780 an, und wünschte die Unterstützung von 30 Freunden der Altdeutschen Literatur, von denen jeder drei Jahre hinter einander jährlich 15 Thlr. zur Bestreitung der Druckkosten beitragen sollte. Er selbst gab ein Ansehnliches dazu her, und besorgte die ganze Ausgabe nebst den mühsamen Correcturen unentgeltlich.

§. 13. Nachrichten von einigen der merkwürdigsten Minnesänger.

Die Zahl der uns bekannten Dichter dieses Zeitalters, unter denen sich Mehrere aus kaiserlichem und fürstlichem Stamme befinden, die aber sämmtlich durch das Band der Musen vereint waren, beläuft sich auf etwa 300. Nicht alle sind in der Literaturgeschichte gleich wichtig, daher hier nur die wenigsten genannt, und nur diejenigen näher beachtet werden können, deren Leben und Lieder in die Blüthezeit das 12ten und 13ten Jahrh. fallen. Die ganze Reihe beginnt mit:

Heinrich v. Veldeck. Er war ein Niederdeutscher aus Westphalen, lebte zu Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrh., und ist Verfasser einer „Schwäbischen Eneidt" [in Myllers Sammlung ꝛc. ꝛc.], und mehrerer anderer Gedichte, die in der Manessischen Sammlung, Thl. I. S. 18 — 22 abgedruckt sind. (S. §. 20).

Hartmann v. Aue. Ein Ritter, vermuthlich aus Franken, blühte um's Ende des zwölften Jahrh., ist Verf. mehrere Lieder von sehr ungleichem Werth, in der Maness. Samml. Thl. I. S. 178 — 183, und einer kurzen Erzählung: der arme Heinrich (in Myllers Sammlung Bd. I. S. 197, und einzeln von den Brüdern Grimm herausgegeben. Berlin 1815. 8.) Am merkwürdigsten ist er als Uebersetzer eines Französischen Ritter-Romans: Iwain (Ywein) und Laudine oder der Rit-

ter

ter mit dem Löwen, zuletzt herausgegeb. von G. F. Benecke u. K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Albrecht v. Halberstadt lebte im Anfange des dreizehnten Jahrh. und arbeitete in der Schwäbischen Mundart den Ovid und zwei Französische Ritter-Romane um: Gamuret und Tschionabulander.

Wolfram v. Eschenbach (Eschilbach), Schreiber des Herzogs Otto von Oestreich; ein Zeitgenosse Veldeck's und einer der geistvollsten und fruchtbarsten Dichter dieses Zeitraums. Was ihm mit Gewißheit gehört, ist Folgendes: einige Lieder in der Maneß. Sammlung, Th. I. S. 147—49; ferner der Trojanische Krieg, wovon eine Handschrift im Kloster Gottwich und eine andere in der Königl. Bibliothek zu Berlin liegt (s. §. 20); der Parcival, aus dem Provençalischen des Guyot, ein Gedicht, das sich in mehrern Handschriften zu St. Gallen, Dresden und in der Heidelbergischen Bibliothek befindet, und in Myllers Sammlung Bd. I. abgedruckt ist; der Titurel, den er aber nur angefangen, und der, von Andern umgearbeitet und fortgesetzt, erst gegen das Ende des 13ten Jahrh. vollendet zu sein scheint. Außerdem wird er für den Verf. mehrerer anderer Schriften und für den Theilnehmer an verschiedenen Rittergeschichten gehalten. Er ist der Homer und Ariost des Schwäbischen Jahrhunderts, und verdient besonders studirt zu werden. Seine Werke sind herausgegeben von K. Lachmann, Berlin 1833. 8.

Heinrich v. Ofterdingen lebte im zwölften und dreizehnten Jahrh. und bildete sich in Oestreich am Hofe des Herzogs Leopold des VII., den er auch als seinen Gönner und Beschützer in seinen Liedern besang. In dem poetischen Wettstreit auf der Wartburg spielte er eine Hauptrolle, wovon noch einige Bruchstücke übrig sind,

welche die Maneß. Samml. Th. II. S. 1. u. f. aufbewahrt hat. Er gilt für den vorzüglichsten Verf. des Heldenbuchs, einer Sammlung vieler Gedichte, die Thaten der Helden früherer Zeit besingend, und wird auch von Einigen für den Verf. der Nibelungen gehalten.

Nikolaus Klinsor. Ein Zeitgenosse des Vorigen, hervorstrahlend unter den Minnesängern durch seine gelehrten Kenntnisse in der Mathematik und Astrologie, und sehr angesehen als Dichter. Nur wenige Poesieen von ihm sind noch übrig; sie stehen unter den Kampfliedern aus dem Kriege auf der Wartburg, in der Maneßischen Sammlung Th. II.

Walther von der Vogelweide. Ein sehr gemüthlicher, überaus fruchtbarer Sänger, der, am Schlusse des 12ten und in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. lebend, von einem Hofe zum andern wandernd, überall sich beliebt machte. Sein größter Gönner war Leopold von Oestreich, der Glorwürdige, von dem er auch kostbare Geschenke erhielt. Seine Lieder zeigen einen Mann von Welt und athmen viel Vaterlandsliebe. Eine beträchtliche Anzahl derselben steht in der Maneß. Samml. Th. I. S. 101 — 142, und in Myllers Samml. Bd. II. Sein Leben schildert L. Uhland, Stuttgard 1822; die neueste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Johann Enenkl (Jans der Enenchel, Joannes Nepos). Ein geborner Wiener, der von 1190 bis 1250 lebte. Sein bekanntestes Gedicht ist das Fürstenbuch von Oestreich und Steyer, — eine Chronik, welche zu Linz, 1618. 8. in Druck erschien, und ebendas. 1740. 12., aber fehlerhaft, wieder aufgelegt wurde. Auch ist er Verfasser einer, theils in Reimen, theils in Prosa geschriebenen Universal-Chronik, die Weltge-

schichte von der Schöpfung bis auf Kaiser Friedrich II. enthaltend, wovon der gelehrte Benedictiner und Capitular P. Magnus Faus, unter dem Titel: „philologischer Versuch über Joh. Enickel's Deutsche Universalchronik aus dem dreizehnten Jahrh." ꝛc. Reichsstift Neresheim 1793, 8. eine Probe mitgetheilt hat.

Gottfried von Straßburg, lebte in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. Er trug den Tristan, einen der ältesten Ritter-Romane Britanniens, in die Schwäbische Mundart über, dichtete auch einen Lobgesang auf die Jungfrau Maria und einige moralische Lieder, die in der Maness. Samml. Th. II. S. 183 — 85 abgedruckt sind. Tristan und Isolde, sein Hauptwerk, und einige Erzählungen stehen im ersten Bande der Myllerschen Sammlung. Gottfried von Straßburgs Werke, besonders der Tristan, nebst Wörterb. u. anderen Zugaben, herausgeg. v. F. H. v. d. Hagen. Breslau, 1823. 2 Bde. 8.

Ottokar von Horneck, aus Steiermark gebürtig, lebte zwischen 1270 u. 1330. Er schrieb ein histor. Werk von den Weltregenten und Kaisern bis auf Friedrich II., welches sich handschriftl. in der K. K. Bibl. zu Wien befindet; ferner eine gereimte Oestreichsche Chronik, von 1250 bis 1309, ebenfalls handschriftlich in Wien. (Gedr. in Pez Scriptt. rer. austr. III.)

Der ältere Meißner (der alte Misner). Ein nach seinem wahren Namen uns unbekannter Dichter, der, aus Meißen gebürtig, in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrh. lebte. Er wird seines süßen Sanges wegen gelobt. Die Maness. und Myllersche Sammlungen (die auch von einem jüngeren Misner sprechen) enthalten Mehreres von ihm.

Reinbot von Doren, aus der Mitte des dreizehnten Jahrh., ein Hofpoet des Herzogs Otto von

welche die Maneß. Samml. Th. II. S. 1. u. f. aufbewahrt hat. Er gilt für den vorzüglichsten Verf. des Heldenbuchs, einer Sammlung vieler Gedichte, die Thaten der Helden früherer Zeit besingend, und wird auch von Einigen für den Verf. der Nibelungen gehalten.

Nikolaus Klinsor. Ein Zeitgenosse des Vorigen, hervorstrahlend unter den Minnesängern durch seine gelehrten Kenntnisse in der Mathematik und Astrologie, und sehr angesehen als Dichter. Nur wenige Poesieen von ihm sind noch übrig; sie stehen unter den Kampfliedern aus dem Kriege auf der Wartburg, in der Manessischen Sammlung Th. II.

Walther von der Vogelweide. Ein sehr gemüthlicher, überaus fruchtbarer Sänger, der, am Schlusse des 12ten und in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. lebend, von einem Hofe zum andern wandernd, überall sich beliebt machte. Sein größter Gönner war Leopold von Oestreich, der Glorwürdige, von dem er auch kostbare Geschenke erhielt. Seine Lieder zeigen einen Mann von Welt und athmen viel Vaterlandsliebe. Eine beträchtliche Anzahl derselben steht in der Maneß. Samml. Th. I. S. 101 — 142, und in Myllers Samml. Bd. II. Sein Leben schildert L. Uhland, Stuttgard 1822; die neueste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Johann Enenkl (Jans der Enenchel, Joan...
Nepos). Ein geborner Wiener, der von 1190 ...
lebte. Sein bekanntestes Gedicht ist ...
von Oestreich und Steyer. ...
zu Linz, 1618. 8. ...
1740. 12., aber ...
Auch ist er V...
Prosa gesch...

schichte von der Schöpfung bis auf Kaiser Friedrich II. enthaltend, wovon der gelehrte Benedictiner und Capitular P. Magnus Faus, unter dem Titel: „philologischer Versuch über Joh. Enickel's Deutsche Universalchronik aus dem dreizehnten Jahrh." rc. Reichsstift Neresheim 1793, 8. eine Probe mitgetheilt hat.

Gottfried von Straßburg, lebte in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. Er trug den Tristan, einen der ältesten Ritter-Romane Britanniens, in die Schwäbische Mundart über, dichtete auch einen Lobgesang auf die Jungfrau Maria und einige moralische Lieder, die in der Maneß. Samml. Th. II. S. 183 — 85 abgedruckt sind. Tristan und Isolde, sein Hauptwerk, und einige Erzählungen stehen im ersten Bande der Mylerschen Sammlung. Gottfried von Straßburgs Werke, besonders der Tristan, nebst Wörterb. u. anderen Zugaben, herausgeg. v. F. H. v. d. Hagen. Breslau, 1823. 2 Bde. 8.

Ottokar von Horneck, aus Steiermark gebürtig, lebte zwischen 1270 u. 1330. Er schrieb ein histor. Werk von den Weltregenten und Kaisern bis auf Friedrich II., welches sich handschriftl. in der K. K. Bibl. zu Wien befindet; ferner eine gereimte Oestreichische Chronik, von 1250 bis 1309, ebenfalls handschriftlich in Wien. (Gedr. in Pez Scriptt. rer. austr. III.)

Der [illegible] (der alte Mißner). Ein
nach sein [illegible] uns unbekannter Dichter,
[illegible] letzten Hälfte des drei-
[illegible] ines süßen Sanges wegen
[illegible] che Sammlungen (die auch
[illegible] rechen) enthalten Mehreres
[illegible]

[illegible], aus der Mitte des drei-
[illegible] et des Herzogs Otto von

Baiern, schrieb einen Ritter-Roman von dem heil. Georg, den Möser in Osnabrück, der die Handschrift besaß, in Gottsched's Neuem Büchersaal 1749, Bd. VIII. St. 4. S. 365 — 376 ausführlich beschrieben, und eine Probe daraus mitgetheilt hat.

Reinmar der Aeltere, im Anfang des dreizehnten Jahrh., lebte am herzogl. Hofe Leopold's VII. von Oestreich, und wohnte 1217 dem Kreuzzuge desselben nach Palästina bei. Die Maness. Samml. Th. I. S. 61 — 83 enthält von ihm mehrere wohllautende Gedichte voll zarten Gefühls. Auch er befand sich in dem Wettstreit auf der Wartburg, wovon uns die Maness. Samml. Thl. II. S. 4. noch einen Theil seiner dortigen Rolle aufbewahrt. — Reinmar der Viedeler (d. i. Tonkünstler), von dem sich die ersten sechs Strophen eines Gedichts in der Maness. Samml. Th. II. S. 110. befinden. — Reinmar von Zweter, wahrscheinlich ein Sohn des Vorigen, hat mehrere moralische und religiöse Lieder gedichtet, von denen viele in der Maness. Samml. Th. II. S. 122 — 155 abgedruckt sind.

Konrad von Würzburg gehört unter die Dichter der letztern Hälfte des dreizehnten Jahrh. und ist daher einer der letzten, aber auch fruchtbarsten und merkwürdigsten des Schwäbischen Zeitpunkts. Er ist Verf. mehrerer lyrischer und epischer Gedichte, von denen ein Theil in der Man. Samml. Th. II. S. 198 — 207 abgedruckt ist. Das wichtigste ist sein Trojanischer Krieg, nachgebildet dem Wälschen (Provençalischen), wovon vier Handschriften zu St. Gallen, Straßburg, Berlin und Wien aufbehalten werden. Er wurde lange für den Verfasser (von Andern nur für den Herausgeber) des Liedes der Nibelungen gehalten.

Unter den Kaisern, Königen und Fürsten dieses Zeit-

raums waren mehrere nicht bloß Dichterfreunde und Beschützer der Musen, sondern selbst Minnesänger. Dahin gehören besonders: Die Kaiser Friedrich I. (1152—90), Heinrich VI. (1190—97), Friedrich II. (1215—50) und Konrad IV. (1250—54), König Wenzel von Böhmen (1278), Heinrich IV., Herzog von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil (1298), Hermann, Landgraf zu Thüringen, Markgraf Heinrich von Meißen, Herzog Heinrich von Pressala und mehrere Grafen und Freiherren. Die Höfe dieser und anderer kunstliebenden Fürsten waren nach damaligem Dichterbrauch den fahrenden Rittern jederzeit zugänglich, da diese für eine geistvolle Unterhaltung der Burgherren und der edlen Frauen Sorge trugen.

Anmerk. Ein vollständiges Dichterverzeichniß gibt Docen im Altdeutschen Museum I. S. 126 bis 234.

§. 14. Uebersicht ihrer Gedichte.

Die Gedichte dieses Zeitalters lassen sich in drei Classen bringen: I. epische, II. didaktische, III. lyrische. (Die dramatische Dichtkunst gehört einer spätern Zeit.)

I. Epische Gedichte.

Die epischen sind entweder 1) volkthümliche Deutsche Heldendichtungen, oder 2) Nachbildungen Französischer und Provençalischer Vorbilder, 3) oder Uebertragungen antiker Götter- und Heldensagen.

1) Volkthümliche Deutsche Heldendichtungen.

Diese, ihrem Stoff und ihrem Wesen nach echt Deutschen Dichtungen beruhen alle auf uralten Heldensagen, die, als wahre Geschichte angenommen, zum Theil schon früher von Volkssängern zu kleinen und größeren epischen Gedichten benutzt, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber gesammelt, geordnet, theilweise mit einander verschmolzen, zu einem

Ganzen verbunden und von verschiedenen Sängern über-arbeitet und umgebildet wurden. Die Sagen selbst, welche ihnen zum Grunde liegen, sind theils Ost-Gothisch-Longobardische, (wie König Rother) theils Fränkisch-Burgundische mit jenen und mit Nordischen (wie der Nibelungen Noth) in Verbindung gebracht. Unter den letzten hieher gehörigen Heldendichtungen ist das erste und wichtigste

a) Der Nibelungen Noth.

Dieses vollständige und echt vaterländische Heldengedicht des 13ten Jahrhunderts bildet den Vereinigungspunkt vielfach verschlungener, wundervoller allegorischer Mythen und Volkssagen der großen Heldenurzeit. Der Grundstoff ist der Untergang der Nibelungen, eines Alt-Burgundischen Heldenstammes, durch die Rache der schönen Chriemhild, die nebst ihrem Gemahl, dem hörnernen Siegfried, als Hauptperson dasteht, daher auch das Lied selbst in einigen Handschriften nach ihr benannt ist. Die Sage, auf der es beruht, ist nach ihren einzelnen Umständen folgende: Ein Fränkischer Held, Siegfried, genannt der Gehörnte, weil er, eine kleine Stelle am Rücken ausgenommen, am ganzen Körper unverwundbar und wie von Horn war, kam nach Worms, um die schöne Chriemhild, eine Schwester Guntachars (Guntar's), des Königs der Burgunder und Gemahls der Brunhildis, zu freien. Weil er aber viel stärker und heldenmüthiger war, als alle Burgunder, so haßten sie ihn, und es geschah, daß sein Schwager, der grimmige Hagen von Tronege, auf Anstiften der Brunhildis und mit Zustimmung der andern Brüder, ihn auf der Jagd hinterrücks durchbohrte und ermordete, als er eben aus einer Quelle trank, worauf man sich seines ungeheuren Nibelungenhortes (eines großen Schatzes, den Siegfried in den Niederlanden gewonnen) bemächtigte. Chriemhild

vom bittern Weh durchdrungen, auch des Schatzes beraubt, den man ihr nicht wiedergeben wollte, zog nun, von dem Hunnen-König Etzel (Attila von den Römern genannt) wegen ihrer Schönheit zur Gemahlin begehrt, nach Ungarn, dem Mittelpunkt des großen Etzelschen Reichs; und ihren Siegfried noch immer im Herzen tragend, sann sie auf blutige Rache gegen seine Mörder. Sie lud daher den Guntachar und seine Brüder, auch Hagen und ein zahlreiches Gefolge von Burgundern an Etzels Hof zu einem ritterlichen Fest. Hier reizte sie die Hunnen und Deutschen Bundesgenossen, besonders den jungen Ost-Gothischen Helden Dieterich von Bern (Theodorich den Großen nennen ihn die Römer) gegen die Burgunder auf, so daß Alle ihren Untergang finden, Chriemhild selbst aber durch die Hand des alten Hildebrand erschlagen wird. So weit die Sage.

Hiernach zerfällt das Gedicht selbst in zwei Haupttheile: der erste enthält die Begebenheiten bis zu Siegfrieds Tod; der zweite Chriemhildens Rache, die zugleich das Wittwenleben derselben, in welchem sie die Rache brütet, das Fest und den Kampf zwischen Hunnen und Burgundern, als die Katastrophe des Ganzen, in sich faßt. In der ganzen Handlung steht das Christenthum nur im Hintergrunde, und wo es sich in schwachen Zügen zeigt, gehört es dem Dichter, nicht dem Stoff an.

Die Zeit, in welche der Gegenstand des Gedichts fällt, ist die des Hunnenkönigs Etzelin oder Attila, um die Mitte des 5ten Jahrhunderts; die Scene ist am Rhein und auf Oestreichs und Ungarns Grenze, welches sich bestimmt aus dem ganzen Liede ergibt; aber der Verfasser desselben ist unbekannt, obwohl er dem 12ten Jahrhundert angehört haben muß; nur aus innern Gründen ist wahrscheinlich gemacht worden, daß es Heinrich von

Ofterdingen sei, der in Oestreich wohl befreundet war. Auf jeden Fall aber rührt es in seiner jetzigen Gestalt nur von Einem her. Die metrische Form ist die vierzeilige jambische und trochäische Strophe, in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen. Es enthält 39 Abenteuer in 9636 Versen.

Beigefügt ist diesem Epos die Klage, welche spätern Ursprungs, auch in andrer Form, doch denselben Stoff, aber fragmentarisch und ohne Geist behandelt.

Handschriftlich befinden sich die Nibelungen in der Gräflichen Bibliothek zu Hohenems, zu St. Gallen und in der Jesuiterbibliothek zu München, auch ein Bruchstück in der Heidelbergischen Bibliothek *). Bodmer gab zuerst Chriemhilden's Rache und die Klage, nebst Fragmenten aus den Nibelungen, heraus (Zürich, 1757. 4.); vollständig aber erschien das Gedicht in der Myller'schen Sammlung, jedoch ohne die geringste Kritik, höchst fehlerhaft. Erst in den neuern Zeiten erkannte man den eigentlichen Werth dieses Dichterwerks, worauf besonders Joh. von Müller aufmerksam machte, und eifrige Forscher, wie v. d. Hagen, A. W. v. Schlegel, Zeune, Büsching, Hinsberg, K. Lachmann, v. Laßberg, Mone, K. Simrock ꝛc., die tiefer in das Geschichtliche und Dichterische eindrangen, stellten es in Ausgaben, Abhandlungen, Erklärungen und Uebertragungen in's Neudeutsche dem Volke als einen köstlichen Schatz hin, und als das erste und vorzüglichste Denkmal Altdeutscher Dichtkunst. So erhielten wir nach und nach eine Uebertragung von v. d. Hagen (Berlin 1807; 2te umgearbeitete Ausgabe, Frankf. 1824. 8.), und eine von demselben bearbeitete kritische Ausgabe des Urtextes (Berlin 1810; 2te Aufl., ohne Lesarten, mit einem Wörterb. Breslau,

1816; 3te Aufl., mit den Lesarten aller Handschriften, Wörterbuch und Einl. Ebend. 1820. 8.); ferner eine prosaische Uebersetzung von Zeune (Berlin 1814), und eine dem Original nachgebildete metrische von Büsching (1815), auch eine Bearbeitung von Hinsberg. Dann folgte eine Schulausgabe des Urtextes, mit einem Glossar, von Zeune (Berlin, 1816. 12.). — Die neusten und vollendetsten Ausgaben aber sind die bereits angeführte 3te von v. d. Hagen, die von J. v. Laßberg, Constanz, 1821. 8. und besonders die von Lachmann „der Nibelungen Noth, mit der Klage; in der ältesten Gestalt, mit den Abweichungen der gemeinen Lesart." Berlin 1826. 4. — Eine neue Hochdeutsche Uebersetzung, mit Benützung des Lachmann'schen Textes, erschien von K. Simrock. Berlin, 1827. 2 Bde. 16. Die neueste ist: der Nibelungen Lied, frei übersetzt von H. v. Rebenstock. Prachtausgabe. Potsdam 1835. gr. 4. Für die Feststellung des historischen Begriffs dieses Gedichts und die Erleichterung des Verständnisses sorgte besonders F. Mone durch seine „Einleitung in das Nibelungen-Lied, zum Schul- und Selbstgebrauch." Heidelberg, 1818. 8.; ferner K. Lachmann „über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts der Nibelungen Noth." Berlin 1816. 8. und v. d. Hagen „die Nibelungen und ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer." Breslau 1819. 8. so wie dessen „Anmerkungen zu der Nibelungen Noth." Frankfurt a. M. 1824. 8.

Die genannten Herausgeber dieses Epos, und mit ihnen alle Kenner und Freunde Altdeutscher Literatur, sind über den vorzüglichen Werth desselben einverstanden. Es ist ein glücklich gewählter vaterländischer Stoff, der durch die Verflechtungen grausenvoller Ereignisse, durch lebendige Darstellung Hunnischer Sitte und durch scharfe

welche die Maneß. Samml. Th. II. S. 1. u. f. aufbewahrt hat. Er gilt für den vorzüglichsten Verf. des Heldenbuchs, einer Sammlung vieler Gedichte, die Thaten der Helden früherer Zeit besingend, und wird auch von Einigen für den Verf. der Nibelungen gehalten.

Nikolaus Klinsor. Ein Zeitgenosse des Vorigen, hervorstrahlend unter den Minnesängern durch seine gelehrten Kenntnisse in der Mathematik und Astrologie, und sehr angesehen als Dichter. Nur wenige Poesieen von ihm sind noch übrig; sie stehen unter den Kampfliedern aus dem Kriege auf der Wartburg, in der Manessischen Sammlung Th. II.

Walther von der Vogelweide. Ein sehr gemüthlicher, überaus fruchtbarer Sänger, der, am Schlusse des 12ten und in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. lebend, von einem Hofe zum andern wandernd, überall sich beliebt machte. Sein größter Gönner war Leopold von Oestreich, der Glorwürdige, von dem er auch kostbare Geschenke erhielt. Seine Lieder zeigen einen Mann von Welt und athmen viel Vaterlandsliebe. Eine beträchtliche Anzahl derselben steht in der Maneß. Samml. Th. I. S. 101 — 142, und in Myllers Samml. Bd. II. Sein Leben schildert L. Uhland, Stuttgard 1822; die neueste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Johann Enenkl (Jans der Enenchel, Joannes Nepos). Ein geborner Wiener, der von 1190 bis 1250 lebte. Sein bekanntestes Gedicht ist das Fürstenbuch von Oestreich und Steyer, — eine Chronik, welche zu Linz, 1618. 8. in Druck erschien, und ebendas. 1740. 12., aber fehlerhaft, wieder aufgelegt wurde. Auch ist er Verfasser einer, theils in Reimen, theils in Prosa geschriebenen Universal-Chronik, die Weltge-

schichte von der Schöpfung bis auf Kaiser Friedrich II. enthaltend, wovon der gelehrte Benedictiner und Capitular P. Magnus Faus, unter dem Titel: „philologischer Versuch über Joh. Enickel's Deutsche Universalchronik aus dem dreizehnten Jahrh." ꝛc. Reichsstift Neresheim 1793, 8. eine Probe mitgetheilt hat.

Gottfried von Straßburg, lebte in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. Er trug den Tristan, einen der ältesten Ritter-Romane Britanniens, in die Schwäbische Mundart über, dichtete auch einen Lobgesang auf die Jungfrau Maria und einige moralische Lieder, die in der Maness. Samml. Th. II. S. 183 — 85 abgedruckt sind. Tristan und Isolde, sein Hauptwerk, und einige Erzählungen stehen im ersten Bande der Mylerschen Sammlung. Gottfried von Straßburgs Werke, besonders der Tristan, nebst Wörterb. u. anderen Zugaben, herausgeg. v. F. H. v. d. Hagen. Breslau, 1823. 2 Bde. 8.

Ottokar von Horneck, aus Steiermark gebürtig, lebte zwischen 1270 u. 1330. Er schrieb ein histor. Werk von den Weltregenten und Kaisern bis auf Friedrich II., welches sich handschriftl. in der K. K. Bibl. zu Wien befindet; ferner eine gereimte Oestreichsche Chronik, von 1250 bis 1309, ebenfalls handschriftlich in Wien. (Gedr. in Pez Scriptt. rer. austr. III.)

Der ältere Meißner (der alte Misner). Ein nach seinem wahren Namen uns unbekannter Dichter, der, aus Meißen gebürtig, in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrh. lebte. Er wird seines süßen Sanges wegen gelobt. Die Maness. und Mylersche Sammlungen (die auch von einem jüngeren Misner sprechen) enthalten Mehreres von ihm.

Reinbot von Doren, aus der Mitte des dreizehnten Jahrh., ein Hofpoet des Herzogs Otto von

Von des hoves chrefte, unde von ir witen chraft,
von ir vil hohen werdecheit, unde von ir ritterschaft.
der di herren pflagen mit vröden al ir leben,
des en chund' in ze ware niemen gar ein ende geben.

In disen hohen eren trömte Chriemhilde,
wie si zuge einen valchen, starch, schön unt wilde,
den ir zwene aren erchrommen, daz si daz müste sehen:
ir en chunde in dirre werten nimmer leider sin geschehen.

Den tröm si do sagete ir müter Uoten;
si ne chundes nicht bescheiden baz der güten:
„der valche, den du zinhest, daz ist ein edel man:
inn welle got behüten du müst in schiere v'loren han."

„Waz saget ir mir von manne, vil liebiu müter min?
ane rechen minne so wil ich immer sin;
sus schön ich wil beliben unz an meinen tot,
daz ich von mannes minne sal gewinnen nimmer not."

„Nu versprich ez niht ze sere:" sprach aber ir müter do
„soltu immer herzenliche zer werten werden vro,
daz geschicht von mannes minne, du wirst ein schöne wip,
ob dir noch got gefüget eins rehte güten ritters lip."

„Diu rede lat beliben," sprach si „vrowe min;
ez ist an manigen wiben vil diche worden schin,
wie liebe mit leide ze iungest lonen chan:
ich soll si miden beide, so ne chan mir nimmer missegan."

Chriemhilt in ir müte sich minne gar bewach;
si lebte diu vil manigen lieben tach,
daz si ne wesse niemen, den minnen wolde ir lip:
sit wart si mit eren eins vil chünen rechen wip.

Der was der selbe valche, den si in ir tröme sach,
den ir beschiet ir müter wie sere si das rach
an ir nächsten magen, die in slügen sint:
durch sin eines sterben starp vil maniger müter chint.

Prosaische Uebersetzung.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesagt von lobwerthen Helden, von großen Kämpfen, von Freuden und Hochfesten, von Weinen und von Klagen; von kühner Recken [1]) Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen. Es wuchs in Burgunden ein edles Mägdelein, daß in allen Landen nichts schöneres mochte sein, Chriemhild war sie geheißen, die ward ein schönes Weib, ihretwegen mußten viel Degen [2]) verlieren Leib und Leben. Die holde Maid zu lieben geziemte wohl, nach ihr trachteten kühne Recken, niemand war ihr gram; ohne Maßen schön war ihr edler Leib, der Jungfrau Tugenden hätten auch andere Weiber geziert. Drei Könige, edel und reich, hegten und pflegten sie, Gunther und Gernot, die löblichen Recken, und Gieselher der junge, ein auserwählter Degen; das Fräulein war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pflege. Die Herren waren mild, von hochgebornem Geschlecht, mit Kraft ohne Maßen kühn, auserkorne Recken; Burgunden war ihr Land genannt: sie thaten starke Wunder nachher in Etzels Land. Zu Worms am Rheine wohnten sie mit ihrer Kraft, ihnen diente viel stolze Ritterschaft aus ihren Landen mit löblichen Ehren bis an ihr Ende, da sie jämmerlich starben durch zweier edlen Frauen Neid. Eine reiche Königin, Frau Ute, war ihre Mutter, ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen nach seinem Ableben das Erbe ließ, ein kraftreicher Mann, der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann. Diese drei Könige waren, wie gesagt, von viel hoher Kraft; ihnen waren unterthan auch die besten Recken, von denen man je gesprochen hat, die kühnsten, stärksten und in allen Streiten unverzagtesten. Das war Hagen von Troneg, und auch sein Bruder Dankwart der viel schnelle, und Ortwin von

Metz, die zwei Markgrafen Gere und Eckewart, Volker von Alzei, von wohlbewährter Stärke. Rumolt der Küchenmeister, ein auserwählter Degen, Sindolt und Hunolt, diese Herrn mußten pflegen des Hofes und der Ehrengebräuche als Dienstmannen der drei Könige. Sie hatten noch manche andere Recken, die ich nicht nennen kann. Dankwart war Marschal [3]), sein Neffe Ortwin von Metz war Truchseß [4]) des Königs, Sindolt war Schenke, ein wackerer Degen, Hunolt war Kämmerer; sie konnten hoher Ehren pflegen. Von des Hofes Pracht und ihrer großen Kraft, von ihrer hohen Würdigkeit, und von der Ritterschaft, der die Herrn oblagen mit Freuden all ihr Leben, davon kann euch fürwahr niemand eine vollendete Beschreibung geben. Einst träumte Chriemhilden, der tugendhaften Jungfrau, wie sie einen wilden Falken auferzöge, den ihr zwei Adler vor ihren Augen erwürgten; ihr konnte in dieser Welt nimmer größeres Leid geschehen. Den Traum sagte sie ihrer Mutte Ute; diese konnte ihn der Guten nicht besser auslegen, als so: „der Falke, den du „ziehest, das ist ein edler Mann; wenn Gott ihn nicht „behütet, mußt du ihn schier verlieren." „Was sagt ihr „mir vom Manne, viel liebe Mutter mein? ohn Männer„liebe will ich immer sein; so will ich bleiben bis an mei„nen Tod, so daß ich vom Manne nimmer habe Noth." — „Nun verred' es nicht zu sehr," sprach ihre Mutter darauf, „willst du herzlich froh auf der Welt werden, so „geschieht's durch Mannes Minne; du würdest ein schönes „Weib, so dir Gott nur einen rechten guten Ritter zu„führte." — „Die Rede laßt bleiben, viel liebes Mütter„lein! es ist an manchen Weibern sehr oft sichtbar worden, „wie Liebe mit Leide zuletzt noch lohnen kann; ich werde „beide meiden, so kann mir's nimmer übel gehen." Chriemhilde bewahrte sich in ihrem Gemüthe vor Liebe; seitdem

lebte die gute Maid manchen lieben Tag, so daß sie keinen fand, den sie minnen mochte; nachher ward sie mit Ehren eines sehr guten Ritters Weib. Der war derselbe Falke, den sie im Traume sah, welchen ihr die Mutter gedeutet. Wie sehr rächte sie das an ihren nächsten Verwandten, die ihn nachher erschlugen! durch das Sterben dieses Einen starb nmancher Mutter Kind.

1) Starker Ritter. 2) Tapfere Ritter. 3) Stallmeister, von Mare (Mähre, Roß) und Schalk (Knecht). 4) Speisemeister von Truhe (Tracht Speise) und Setzer (Aufsetzer).

Metrische Uebersetzung.

Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
Von preiswerthen Helden, von kühnem Wagespiel;
Von Freuden und Lustbarkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs bei den Burgunden ein edel Mägdelein,
Wie in allen Landen kein schön'res mochte seyn;
Chriemhild war sie geheißen, sie ward ein schönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram;
Schön ohne Maaße war ihr edler Leib;
Der Jungfrau Tugend zierte wohl jedes andere Weib.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Günther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Giselher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schwester war die Fraue, die Fürsten hatten sie zu pflegen.

Die Herren waren milde, von Stamme hochgeboren,
Von unerhörten Kräften, die Recken auserkohren;
Das Reich der Burgonden, so war ihr Land genannt:
Sie schufen starke Wunder hernach in Etzels Land.

Zu Wormes an dem Rheine sie wohnten mit ihrer Kraft;
Von ihren Landen diente viel stolze Ritterschaft,
Mit rühmlichen Ehren die ganze Lebenszeit,
Bis daß sie jämmerlich starben durch zweier edlen Frauen Neid.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß;
Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ,
Bei seines Lebens Ende, vordem ein starker Mann,
Der auch in seiner Jugend viel groser Ehren gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kund gethan,
Stark und hohen Muthes, sie hatten unterthan
Auch die besten Recken, wovon man je gesagt,
Von groser Kraft und Kühnheit, in scharfen Streiten unverzagt.

Das war von Troneck Hagen, und auch der Bruder sein
Dankwart der schnelle, von Metzen Ortewein;
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart;
Volker von Alzeie, an allen Kräften wohl bewahrt.

Rumolt der Küchenmeister, ein wackerlicher Degen;
Sindolt und Hunolt, die Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehren, in der drei Fürsten Bann:
Sie hatten noch manchen Degen, den ich euch nicht nennen kann.

Dankwart, der war Marschall; da war der Neffe sein
Truchseß des Königes, von Metzen Ortewein;
Sindolt, der war Schenke, ein auserwählter Degen,
Und Kämmerer war Hunolt; sie konnten hoher Ehren pflegen.

Von ihres Hofes Stärke und ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde und ihrer Ritterschaft,
Wie sie die Herren übten mit Freuden all ihr Leben,
Davon weiß wahrlich Niemand euch ein volles Bild zu geben.

In diesen hohen Ehren, da träumte einst Chriemhild,
Sie zöge sich einen Falken, stark, schön und wild;
Den griffen ihr zwei Aare; daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt auf dieser Erde kein größer Leid gescheh'n.

Sie sprach von dem Gesichte zu ihrer Mutter Ute;
Die wußte keine Deutung als diese für die Gute:
„Der Falke, den du gezogen, das ist ein edler Mann:
Gott woll' ihn denn behüten, sonst ist es um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne so will ich immer seyn;
So schön will ich verbleiben, bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannesminne gewinne nimmer Noth."

„Versprich es nicht zu theuer," begann die Mutter so:
„Willst du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne; du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede lasset bleiben," so sprach sie, „Fraue mein,
Es mag an manchen Weibern genug erprobet seyn,
Wie Liebe mit Leide zuletzt belohnen kann:
Ich will sie meiden beide: nie übel ergeht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren sie so züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdelein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, der minnen mocht' ihr Leib;
Dann ward sie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derselbe Falke, den jener Traum ihr bot,
Den ihr beschied die Mutter. Ob seinem frühen Tod,
Den nächsten Anverwandten wie gab sie blut'gen Lohn!
Durch dieses Einen Sterben starb mancher Mutter Sohn.

Anmerk. Nur beiläufig gedenken wir hier noch der Fränkisch-Burgundischen Sage, welche unter dem Titel: Hörnen Siegfried, die Jugendgeschichte Siegfrieds behandelt. Wir besitzen davon auch alte Drucke, deren ältester erneuert ist in v. Hagen und Primisser's Heldenbuch. 2ter Bd., 2te Abth. Berlin, 1825. 4.

§. 15. b) Das Heldenbuch.

Das Heldenbuch ist eine Sammlung Deutscher Heldensagen, die vorzugsweise dem Ost-Gothisch-Longobardischen Kreise angehören. Es enthält größere und kleinere Bruchstücke von (wahrscheinlich) verloren gegangenen Heldendichtungen verschiedener Verfasser. Ihren geschichtlichen Mittelpunkt finden sie in der Zeit des Attila und der Völkerwanderung; in der Darstellung nähern sie sich den Nibelungen. Unter ihren Verfassern werden Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach genannt. Die erste Ausgabe erschien ohne O. u. J., wahrscheinlich ums Jahr 1490, eine spätere 1509 zu Hagenau, beide in Folio; neuere sind o. O. u. J. 1545, und unter dem Druckort Frankfurt am M., 60, 79 und 90, letztere in 4. Häßlein schrieb Noten dazu zur Erleichterung des Verständnisses der veralteten Sprache (Bragur I. 324 u. s. w.); doch enthalten diese Drucke nur den Kaiser Otnit, den Zwerg Elberich, Hug- und dessen Sohn Wolf Dieterich. Die neueste Ausgabe erschien unter dem Titel: Der Heldenbuch in der Ursprache, herausgeg. von F. H. v. d. Hagen u. A. Primisser. Berlin, 1820—25. 2 Thle. 4. (Bd. II. der Deutschen Gedichte des Mittelalters, herausgeg. von v. d. Hagen u. Büsching.) *) Zu den Hauptgedichten dieses Sagenkreises gehören:

1) König Rother, Ostgothisch, aus dem 12ten Jahrh. enthält den Raub der schönen Tochter Constantins durch Rother. Es ist gedruckt und mit einer Einleitung

versehen, in v. d. Hagen's und Büsching's Deutschen Gedichten des Mittelalters, Bd. 1. Berlin 1808.

2) Kaiser Otnit und Hug- und Wolf Dieterich, die in den Handschriften mit einander verbunden sind, scheinen Ostgothisch-Longobardisch zu sein. Nur von Otnit besitzen wir eine Ausgabe, von Fr. Jos. Mone. Berlin 1821. 8., über deren Werth Lachmann in d. Jen. Lit. Zeit. 1822, Nr. 13 — 16 urtheilt.

3 — 5) Dieterichs Flucht zu den Hunnen, die Schlacht bei Raben, und: Dieterichs und seiner Gesellen Kämpfe. — Das zweite ist eine Fortsetzung des ersten, wahrscheinlich von demselben Verf. Alle drei behandeln die Sagen von Dieterich von Bern (dem Ostgothischen Herrscher Theodorich.)

6 — 8) Der kleine Rosengarten; Etzels Hofhaltung, und der große Rosengarten und einige andere kleinere Sagen sind Dichtungen, bei denen man von der Schönheit der Form absehen, und sich bloß an ihren alterthümlichen Werth halten muß, da sie zu den frühsten Versuchen der Deutschen Muse gehören.

*) Einen Umriß des Wichtigsten, aus diesem und dem vorigen Sagenkreise gibt: das Heldenbuch und die Nibelungen, Grundriß zu Vorlesungen, von K. Rosenkranz. Halle 1829. 8. — Ueber die Quellen der Deutschen Heldensagen findet man gründliche Belehrung in: die Deutsche Heldensage, von Wilh. Grimm. Göttingen 1829. 8.

2) Nachbildungen Alt-Französischer Dichtungen.

§. 16. Zwei Sagenkreise.

Wenn wir in der alten Volks- und Heldendichtung der Germanischen Urzeit das Heidenthum vorherrschend finden, und das Christenthum nur im Hintergrunde in einzelnen Strahlen hervorbrechen sehen: so erblicken wir in den spätern Heldensagen des Mittelalters überall die

leitende Idee des sich entwickelnden Christenthums, die mit einem mystisch-religiösen Geist alle Dichtungen durchdringt und solche dadurch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der Schwäbischen Ritterpoesie macht. Aber eben diese Idee knüpft sich innig, theils an die Idee des Kaiserthums, das durch seine glänzenden Erscheinungen alle Ritter und Helden um den schönsten Thron der Erde, wie um einen Mittelpunkt, sammelt, von wo aus der Kampf des Christenthums gegen Heiden und Ungläubige zur Gestaltung einer neuen Welt unternommen wird; theils an die Vorstellung eines vollkommenen Ritterthums, das jederzeit zur Vertheidigung der Unschuld und Tugend bereit ist. Und so sehen wir wie von selbst zwei Sagenkreise sich bilden, von denen der Eine um Karl den Großen als Haupt und Stifter des Kaiserthums, der Andere um den Alt-britischen Nationalhelden Arthur (Artus) sich bewegt, der das Ideal des geistigen Ritterthums in sich schließt, das durch den heiligen Gral ausgedruckt ist. In allen diesen Dichtungen verschmolz die Poesie der Deutschen mit der Provençalischen, Britischen und Orientalischen, um so mehr, als durch die Kreuzzüge alle Ritter und Dichter in Europa und Asien eine große zusammenhängende Gesellschaft bildeten.

a) Gedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Großen.

Dieser Kreis umfaßt alle Nachbildungen Nordfranzösischer Werke, die sämmtlich Karl den Großen und seine Paladine zur Grundlage und zum Mittelpunkt haben, und selbst die Thaten späterer Kaiser auf ihn übertragen. Das große unerschöpfliche Thema ist: der Kampf des Lichts mit der Finsterniß, und der Schauplatz der Thaten die Doppelwelt der Christenheit in Europa und der Ungläubigen in Asien und Afrika.

Oben an steht:

1) das große Rolandslied oder die Roncevaller Schlacht vom Pfaffen Konrad. Es ist aus dem 12ten Jahrhundert und um die Mitte des 13ten umgearbeitet und erweitert von dem Stricker. Ein großes Fragment steht in Schilter's Thes. II. Es enthält den Kampf Karls gegen die Saracenen in Spanien, und beschreibt die Tapferkeit seiner Paladine, unter denen der gefallene Roland besonders hervorglänzt.*)

Nicht minder wichtig ist:

2) Flore und Blanscheflur, nach Ruprecht von Orbent, von Konrad Flecke, der in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. dichtete. (Gedruckt, aber fehlerhaft, nach einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin, in dem 2ten Bande der Myllerschen Sammlung.) Es enthält die Liebe zweier Personen, des Flos und Blankeflos (Eltern der Bertha, der Mutter Karls d. Gr.), die nach vielen bekämpften Widerwärtigkeiten das Ziel ihrer Wünsche erreichten. Die Geschichte dieses Epos gehört zu den gangbarsten in der spätern Zeit des Mittelalters, und wurde auch Spanisch bearbeitet. Besonders verbreitet wurde sie in Italien durch Boccaz, der daraus einen weitläufigen Roman (il Filocopo) bildete, der mehrmals neu abgedruckt worden ist. Auch besitzen wir eine Niederdeutsche oder Plattdeutsche gereimte, aber kürzere Erzählung aus dem 14ten Jahrh.: Flos und Blankeflos, welche aus einer Handschrift der akademischen Bibl. zu Helmstädt von Paul Jak. Bruns in s. Romant. und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache (Berlin und Stettin 1798. 8.) herausgegeben ist.

Endlich gehört noch hieher:

3) Wilhelm der Heilige aus Oranse, dem ein Wälsches Original zum Grunde liegt. Es besteht aus drei Theilen, deren jeder ein Ganzes bildet: 1) Arabele's Entführung; 2)

der Markgraf von Narbonne; 3) der starke Rennewart. Der erste ist bearbeitet von Ulrich v. Türheim, der zweite von Wolfram v. Eschenbach und dritte von Ulrich von dem Turlin. Die beiden ersten Theile sind in sehr verderbtem Text herausgegeben von Casparson, Cassel 1782 — 84. 4., der zweite Theil in Lachmann's Ausgabe des Wolfram.

Anm. *) Vgl. über das Altdeutsche Gedicht von der Roncevalschlacht von Lbn (Graf von Löben) in Kind's Muse 1822. Bd. 1. Heft 3. S. 1—60.

b) Gedichte aus dem Sagenkreise Arthurs.

Die Gedichte dieses Sagenkreises sind ebenfalls dem Französischen nachgebildet, deuten aber auf eine frühere Zeit und spielen auf einem andern Schauplatz, auf Britischem Boden. Sie vereinigen sich alle in Arthur, einem König des 6ten Jahrh. in Wales (Cambrien) und Cornwales, an dessen Hof sich Alles drängte, was durch Ritterschaft nach Ruhm warb. Mag dieser Arthur eine wirklich historische Person gewesen sein (wie Einige glauben, Andere bezweifeln) oder nicht; *) sein Name ist von der Ritterpoesie mit glänzenden Farben geschmückt, und in den Romanen des Mittelalters, die den König Arthur als den Zögling des weisen Merlin (eines berühmten Magikers und Zauberers) und als das Haupt von neun und vierzig Rittern von der Tafelrunde darstellen, vielfach gefeiert worden. Diese Ritter zogen, gleich den Herkulessen der Vorzeit, von Land zu Land, Unterdrückte zu retten oder zu rächen, versammelten sich bei glänzenden Hoflagern und schlossen da gewöhnlich einen Bund zu irgend einer rühmlichen That. Religiosität und Liebe (eingeengt in die Grenzen der Ehrbarkeit und Unschuld) verbanden sich als charakteristische Hauptzüge mit ihrem ritterlichen Muth, und Niemand wurde daher zur Tafelrunde gelassen, der

sich nicht Tugend und Ehrgefühl zum höchsten Gesetz gemacht hatte. Die vorzüglichsten der hieher gehörigen Gedichte sind:

1) Iwein, der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann v. d. Aue, wahrscheinlich aus dem Ende des 12ten Jahrh., im 2ten Bande der Myllerschen Sammlung und in einer neuen Ausg. von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin, 1827. 8.;

2) Lancelot vom See, von Ulrich von Zazichoven aus dem 13ten Jahrh., wovon F. F. Hofstäter im 2ten Thl. seiner Altdeutschen Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde (Wien 1811; 8.) aus zwei Handschriften der Kaiserl. Hofbibliothek unter dem Titel: Lanzelot de Lac, in die heutige Sprache übertragen, Auszüge und Nachrichten gibt;

3) Tristan und Isolde, in der ältesten Bearbeitung von Eilhart von Hobergen aus dem 12ten Jahrh., und dann von Gottfried von Straßburg aus dem 13ten Jahrh., unvollendet, aber fortgesetzt von Ulrich von Türheim und Heinrich von Friberg. Herausgegeben durch v. d. Hagen, mit Einleitung und Wörterbuch. Breslau 1823, 2 Bde. 8.

Die Sage dieses trefflichen Gedichts ist höchst interessant. Tristan nämlich soll die schöne Isolde, eine Braut des Königs Mark in Cornwales abholen; die Mutter gibt ihr heimlich einen Liebestrank für ihren Bräutigam mit, aber Tristan und Isolde trinken ihn, unbewußt seiner Wirkungen, und so entbrennt zwischen Beiden eine Liebe, die erst im Tode befriedigt wird. König Mark, der erst nach dem Tode der Liebenden den Grund ihrer gegenseitigen Liebe erfährt, pflanzt auf das gemeinsame Grab Beider einen Rosenstrauch und eine Weinrebe;

4) Wigalois, der Ritter mit dem Rade von

Wirnt von Grafenberg, im Anfange des 13ten Jahrh. Eine sehr brauchbare Ausgabe erhielten wir von Benecke. Berlin 1819. 8. mit Anmerkungen und Wörterbuch;

5) Wigamur, der Ritter mit dem Adler, ist nach einer lückenhaften Handschrift abgedruckt in v. d. Hagens und Büsching's d. Gedichten des Mittelalters, Th. I. Berlin 1808. 4. Der Inhalt dieses Gedichts erzählt die Thaten der Ritter der Tafelrunde.

Anmerk. *) Die seine Existenz annehmen, setzen seine Regierung in das erste Drittel des sechsten Jahrh. Sein und der Königin Grabmahl entdeckte man 1180 zur Zeit Heinrich's II. zu Glastonbury. So erzählt ein Augenzeuge, Namens Girald, der Arthurs Gebeine in Händen gehabt haben will. Heinrich nämlich hatte aus den Gesängen Britischer Barden entnommen, daß der Held Britanniens in Glastonbury zwischen zwei Pyramiden begraben liege. Er ließ nachgraben, und man fand etwa sieben Fuß tief einen Stein, in welchem ein breites Kreuz aus Blei von roher Gestalt eingetragen war. Auf diesem Kreuz stand die Inschrift:

Hic jacet sepultus inclitus
Rex Arturius in insula Avolonia.

Neun Fuß unter dem Stein fand man den Sarg, bestehend aus einer ausgehöhlten Eiche. (s. Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde von Fel. Franz Hofstaeter. Wien 1811. 8. 2ter Th. S. 40 — 41).

c) Der heilige Gral.

In naher Verwandtschaft mit dem Kreise Arthurs steht der Sagenkreis vom heiligen (fronen) Gral (sanguis realis). Unter dieser Benennung ist bei den Dichtern der Tafelrunde der Kelch oder Becher zu verstehen, der bei der Einsetzung des Abendmahls diente, und in welchem Joseph von Arimathia das Blut des Erlösers nach Britannien gebracht haben soll, wodurch er Wunderkräfte erhielt. Hier hinterließ er ihn seinem

Sohne, einem Bischof, der zuerst eine Tafel des fronen Grals errichtete, an welcher nur Personen von reiner Tugend Platz finden konnten. Aber der Becher verschwand bald nachher mit dem Verfall des Christenthums und der Tugend in Britannien, wurde dann wieder auf eine wunderbare Art entdeckt, als Arthur regierte, war indessen nur Wenigen bekannt und der Ort seiner Aufbewahrung fast unzugänglich, und kam endlich, vielfach entweiht, nach Indien, bis er gänzlich von der Erde verschwand *). — In dieser Erzählung liegt die symbolische Bezeichnung eines zur christlichen Sittenreinheit und geistigen Vollendung aufstrebenden Ritters, der unerhörte Gefahren bestehen, große Werke der Kraft und des Muths vollbringen und in der Entsagung sich üben muß, ehe er zum Besitz der Erkenntniß des höchsten und heiligsten Gutes der Erde gelangt. Daher müheten sich die tapfersten Ritter, z. B. Lanzelot, Parcival, Titurel, Lohengrün, um den fronen Gral, wie einst Griechenlands Helden um das goldne Vließ, und ihre Abenteuer wurden der Gegenstand der ausgezeichnetsten Sänger. Davon zeugen folgende Dichtungen:

1) Parcival von Wolfram von Eschenbach, zu Ende des 12ten oder im Anfang des 13ten Jahrh. Der Dichter gibt uns in dem Leben Parcival's das Ideal eines Ritters in interessanter Schilderung mannichfacher Abenteuer. Handschriften befinden sich zu St. Gallen und Dresden. Alte Drucke sind aus dem Jahr 1477 (sehr selten), und im 1sten Bande der Myllerschen Sammlung von 1784. Die neueste Ausgabe ist von Lachmann in seinem Wolfram von Eschenbach. Berlin 1833. 8.;

2) Titurel oder der Hüter des h. Grals. Ebenfalls von Wolfram von Eschenbach, aber nur angefangen und

späterhin (Ende des 13ten Jahrh.) von einer andern Hand umgearbeitet und fortgesetzt. Er enthält das Leben Titurels, Königes des heil. Grals, dem er auch eine köstliche Kapelle und das Schloß zu Monsalvatsch (mons salvatoris, Heilandsberg) erbaute. Eine ältere Ausg. ist von 1477; dann in Bruchstücken herausgegeben von Docen in seinem ersten Sendschreiben über Titurel. Berlin, 1810. 8.; endlich nach einer Wiener Handschrift von Schottky, im 8ten Bd. der Wiener Jahrbücher. Eine neue Ausgabe des alten Bruchstücks von Docen befindet sich in Lachmann's Wolfram von Eschenbach. Berlin 1833. 8.;

3) Lohengrün, ist etwa aus dem Ende des 13ten Jahrh. von unbekanntem Verf., obwohl oft Wolfram zugeschrieben. Lohengrün, Ritter vom Schwan, Sohn Parcival's, kommt in einem von einem Schwan gezogenen Fahrzeug nach Brabant, wo er sich mit der Herzogin von Elsang vermählt. Da diese aber das ihr gegebene Verbot, nach dem Namen zu forschen, übertritt, so holt ihn das Fahrzeug wieder zum Gral ab. Eine Ausgabe veranstaltete Görres. Heidelberg 1813. 8.

Allen diesen Dichtungen liegen provençalische Werke zum Grunde.

Anmerk. *) S. Büsching der heil. Gral und seine Hüter, im Altd. Mus. I.

3) Nachbildungen antiker Götter- und Heldensagen.

§. 17. Aeneide, Trojanischer Krieg. rc.

Auch der Stoff des Griechischen und Römischen Alterthums wurde von den Dichtern dieses Zeitalters benutzt und im Geiste des Ritterthums behandelt. Durch die Kreuzzüge nämlich waren Deutsche, Niederländische und Französische Ritter in nähere Verbindung gekommen und Französische Heldengedichte hatten leichtern Eingang in Deutschland gewonnen. Dadurch fanden Deutsche Min-

nesänger Gelegenheit, diese fremden Dichtwerke frei zu übertragen und nachzubilden. So entstanden:

1) Die Eneit von Heinrich v. Veldeck. Es ist das älteste Werk dieser Art, aus dem letzten Drittel des zwölften Jahrh. und eine Nachbildung des Chrétien de Troyes, der einen Roman de l'Eris et de l'Eneide schrieb. Die Geschichte wird fortgeführt bis zur Vermählung des Aeneas mit der Lavinia. Handschriftlich befindet sich dies Gedicht zu Gotha und Wien; doch sind die Handschriften aus dem 14ten und 15ten Jahrh., daher man in jeder nur die Sprache ihrer Zeit findet, und also über die Sprache des Originals, von der es ungewiß ist, ob sie Nieder- oder Oberdeutsch war, nicht urtheilen kann. Abgedruckt ist die Eneit in der Myllerschen Sammlung Bd. 1. Abth. 2.

2) Mehrere Bearbeitungen vom Trojanischen Kriege; die wichtigste von Konrad von Würzburg (s. oben S. 52.), die in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrh. ebenfalls nach einem Alt-Französischen Original und dem Dares Phrygius, einem Griechischen Geschichtschreiber von ungewissem Zeitalter, dessen Beschreibung des Trojanischen Krieges nur noch in einer Lat. Uebersetzung vorhanden, gedichtet, und, der ersten Hälfte nach, im 3ten Bde. der Myllerschen Sammlung abgedruckt ist;

3) Die Verwandlungen Ovid's von Albrecht von Halberstadt, der am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, und auf dessen Befehl sein Werk 1210 in Reimen verfertigte. Gedruckt wurde es nach der Umarbeitung des Georg Wickram und mit prosaischen Auslegungen versehen, Mainz 1545, Fol., und in einer N. A. Frankfurt a. M. 1564 und 1580. 4. Die Sprache aber ist bis auf den Prolog geändert;

Endlich

4) Alexander der Große von Rudolf von Hohenems. Dieser, aus einem alt-berühmten, gräflichen Geschlechte, lebte unter Kaiser Friedrich II. und Conrad IV. in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh., und unternahm auch eine gereimte Bibelübersetzung, die er aber nur bis zum zweiten Buche der Könige brachte. Sein Alexander besteht in sechs Büchern, und befindet sich, noch ungedruckt, als Handschrift zu München.

§. 18. Kleinere epische Dichtungen verschiedener Art.

Wenn gleich die genannten Werke die bedeutendsten Erscheinungen der epischen Poesie dieser Periode sind, so dürfen wir doch einige minder wichtige kleinere Gedichte, welche einzelne historische Personen oder Begebenheiten zum Gegenstande haben, so wie die Chroniken dieser Zeit nicht ganz übergehen. Wir rechnen dahin

1) den Lobgesang auf den heil. Anno, Erzbischof von Cöln (st. 1075), von einem unbekannten Dichter, aber wahrscheinlich aus dem 12ten Jahrh. Er scheint ein gedankenreicher, für dichterische Begeisterung empfänglicher, und mit gelehrten Kenntnissen nicht dürftig ausgestatteter Geistlicher gewesen zu sein. Martin Opitz fand die Handschrift in der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau, und veranstaltete davon (Danzig 1639. 8.) eine, mit schätzbaren Anmerkungen begleitete Ausgabe. Auch Schilter nahm dies Gedicht in seinen Thesaurus auf; der beste Abdruck aber steht in der Ausgabe von Opitzens Lobgedichten, Zürch, 1755 in 8. von S. 155—850. Ein späterer Abdruck mit einer hochdeutschen Uebersetzung und Erklärung ist vom Prof. Hegewisch im Deutschen Magazin, Hamburg 1791. Jul. St. 10—75, und der neuste von D. G. A. F. Goldmann (mit Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen.) Leipzig und Altenburg 1816.

8. (sehr empfehlenswerth). Das bündigste Urtheil über den Werth des Gedichts hat Herder in seinen „zerstreuten Blättern (Th. 5.)" ausgesprochen. — Das Ganze hat einen nicht geringen Umfang; denn es besteht aus 49 Strophen, und nach der Abtheilung beim Opitz aus 874 Versen. Die Sprache neigt sich zum Niederdeutsch. Der Stoff, den der Dichter bearbeitet, ist freilich oft sehr widerstrebend, doch weiß er ihn ziemlich zu beherrschen, und mit einer gewissen Gewandtheit zur Einheit zu verbinden, wenn er gleich weit ausholt und viel Ungehöriges einmischt. Er beginnt mit der Schöpfung, kommt auf den Sündenfall, geht von ihm auf die Erlösung der Menschen durch Christum, und auf die Versendung der Apostel zur Verbreitung des Christenthums über. Dies ist der Inhalt der fünf ersten Strophen. Nun verkündet er das Christenthum unter mehreren Völkern auch den Franken, welches ihn auf die Verdienste des Hanno leitet, und, da dieser Erzbischof zu Cöln, und Cöln eine Burg war, so nimmt er davon Gelegenheit, von der Geschichte der Burgen zu sprechen, wo er von dem Ninus und der Semiramis ausholt, dann zu den Weissagungen des Propheten Daniel, und zu den Römern und deren Eroberungen in Deutschland fortschreitet, und endlich auf die Franken und deren vorgeblichen Ursprung von den Trojanern kommt. Hier kehrt er wieder zum Cäsar zurück, und bahnt sich den Weg zur Geburt Christi unter dem August, wo er die Ausbreitung des Christenthums noch einmal berührt, und das Lob auf den Hanno auf's Neue anknüpft. Nun verweilt er bei ihm, schildert seinen Charakter, und erzählt die Verfolgungen, die er erduldet, und die Wunder, die er verrichtet hat. Diese Schilderung von Hanno's Charakter und die Beschreibung des Treffens zwischen

4) Alexander der Große von Rudolf von Hohenems. Dieser, aus einem alt-berühmten, gräflichen Geschlechte, lebte unter Kaiser Friedrich II. und Conrad IV. in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh., und unternahm auch eine gereimte Bibelübersetzung, die er aber nur bis zum zweiten Buche der Könige brachte. Sein Alexander besteht in sechs Büchern, und befindet sich, noch ungedruckt, als Handschrift zu München.

§. 18. Kleinere epische Dichtungen verschiedener Art.

Wenn gleich die genannten Werke die bedeutendsten Erscheinungen der epischen Poesie dieser Periode sind, so dürfen wir doch einige minder wichtige kleinere Gedichte, welche einzelne historische Personen oder Begebenheiten zum Gegenstande haben, so wie die Chroniken dieser Zeit nicht ganz übergehen. Wir rechnen dahin

1) den Lobgesang auf den heil. Anno, Erzbischof von Cöln (st. 1075), von einem unbekannten Dichter, aber wahrscheinlich aus dem 12ten Jahrh. Er scheint ein gedankenreicher, für dichterische Begeisterung empfänglicher, und mit gelehrten Kenntnissen nicht dürftig ausgestatteter Geistlicher gewesen zu sein. Martin Opitz fand die Handschrift in der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau, und veranstaltete davon (Danzig 1639. 8.) eine, mit schätzbaren Anmerkungen begleitete Ausgabe. Auch Schilter nahm dies Gedicht in seinen Thesaurus auf; der beste Abdruck aber steht in der Ausgabe von Opitzens Lobgedichten, Zürch, 1755 in 8. von S. 155—850. Ein späterer Abdruck mit einer hochdeutschen Uebersetzung und Erklärung ist vom Prof. Hegewisch im Deutschen Magazin, Hamburg 1791. Jul. St. 10—75, und der neuste von D. G. A. F. Goldmann (mit Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen.) Leipzig und Altenburg 1816.

8. (sehr empfehlenswerth). Das bündigste Urtheil über den Werth des Gedichts hat Herder in seinen „zerstreuten Blättern (Th. 5.)" ausgesprochen. — Das Ganze hat einen nicht geringen Umfang; denn es besteht aus 49 Strophen, und nach der Abtheilung beim Opitz aus 874 Versen. Die Sprache neigt sich zum Niederdeutsch. Der Stoff, den der Dichter bearbeitet, ist freilich oft sehr widerstrebend, doch weiß er ihn ziemlich zu beherrschen, und mit einer gewissen Gewandtheit zur Einheit zu verbinden, wenn er gleich weit ausholt und viel Ungehöriges einmischt. Er beginnt mit der Schöpfung, kommt auf den Sündenfall, geht von ihm auf die Erlösung der Menschen durch Christum, und auf die Versendung der Apostel zur Verbreitung des Christenthums über. Dies ist der Inhalt der fünf ersten Strophen. Nun verkündet er das Christenthum unter mehreren Völkern auch den Franken, welches ihn auf die Verdienste des Hanno leitet, und, da dieser Erzbischof zu Cöln, und Cöln eine Burg war, so nimmt er davon Gelegenheit, von der Geschichte der Burgen zu sprechen, wo er von dem Ninus und der Semiramis ausholt, dann zu den Weissagungen des Propheten Daniel, und zu den Römern und deren Eroberungen in Deutschland fortschreitet, und endlich auf die Franken und deren vorgeblichen Ursprung von den Trojanern kommt. Hier kehrt er wieder zum Cäsar zurück, und bahnt sich den Weg zur Geburt Christi unter dem August, wo er die Ausbreitung des Christenthums noch einmal berührt, und das Lob auf den Hanno auf's Neue anknüpft. Nun verweilt er bei ihm, schildert seinen Charakter, und erzählt die Verfolgungen, die er erduldet, und die Wunder, die er verrichtet hat. Diese Schilderung von Hanno's Charakter und die Beschreibung des Treffens zwischen

Cäsar und Pompejus in Aegypten (St. 27.) gehören zu den gelungensten Stellen;

2) Wilhelm von Orleans, von Rudolf von Hohenems. Davon befindet sich ein Auszug in Casparsons Ausgabe des Wilh. von Oranse, und ein Fragment in Docen's Miscellen II. S. 149. Die Veranlassung zu dieser Dichtung gab wahrscheinlich die Geschichte Wilhelms des Eroberers;

3) Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein. Ist vermuthlich eine poetische Selbstbiographie des Dichters. L. Tieck gab davon eine prosaische Bearbeitung, Stuttgart und Tübingen 1812. 8;

4) Der arme Heinrich von Hartmann v. der Aue. Eine anmuthige Erzählung, die uns die Geschichte eines Aussätzigen gibt, der von einem Kinde geheilt wird. Der älteste Abdruck befindet sich in der Myllerschen Samml. Bd. I.; besonders herausgegeben und erklärt ist sie von den Brüdern Grimm, Berlin 1815. 8.

Außerdem sind noch folgende gereimte Chroniken beachtenswerth:

5) Die Kaiserchronik, die älteste, aus der Mitte des 12ten Jahrh. Sie ist noch ungedruckt, aber aus mitgetheilten Fragmenten bekannt.

6) Die Weltchronik, von Rudolf von Hohenems angefangen, und im 14ten Jahrh. von Heinrich von München fortgesetzt, bis auf Karl d. Gr. Davon besitzen wir eine Ausgabe von G. Schütz, Hamburg 1779 — 81. 2 Theile 4.; Proben enthalten Docen's Miscellen II. und Graff's Diutiska I.

Auch fehlt es nicht an poetischen Legenden. Die älteste ist: das Leben der Jungfrau Maria, vom Pfaffen Wernher im 12. Jahrh.

II. Didaktische Gedichte.

§. 19. Gnomen.

Obwohl schon in den epischen Gedichten durch die ihnen eingewebten Betrachtungen ein Hinneigen zum Didaktischen sich unverkennbar ausspricht: so zeigt sich doch diese Dichtart in so vielen Producten dieser Periode als selbständig, daß sie auf unsre Beachtung einen wohl begründeten Anspruch hat. Was wir in dieser Beziehung besitzen, sind einfache, treuherzige Spruchgedichte, Lehren und Lebenserfahrungen in dialogischer Form, die in einfacher Sprache durchweg einen sittlichen Charakter tragen. Ihre Verfasser aber sind meist unbekannt. Zu den schätzbarsten werden gerechnet:

1) der König Tyrol von Schotten,
2) der Winsbeke und die Winsbekin.

Beide sind dialogisirt in achtzeiligen Jambenstrophen und enthalten Sittenvorschriften, die einem Sohn und einer Tochter über ritterliches Leben und häusliches Glück gegeben werden. Sie gehören wohl erst dem Anfang des 13ten J. h. an. Den ersten Abdruck veranstaltete Goldast unter dem Titel: Paraenetici veteres, 1604. 4. und begleitete ihn mit einem Commentar; zum zweiten Male erschienen sie in Schilters Thesaur. II., mit den verschiedenen Lesearten und Anmerkungen von Goldast und Scherz, und den dritten neuesten Abdruck enthält die Manessische Sammlung, Th. II., S. 248—260. Eine Hochdeutsche Bearbeitung des Königs Tyrol gab Böckh im 1sten Bd. der Bragur, und das Original des Winsbeke, mit kurzen Erläuterungen begleitet, im 2ten Bde.; die Winsbekin aber ließ Franz Heinr. Sparre mit metrischer Uebersetzung und einigen Spracherklärungen 1760, 4. abdrucken. Der Winsbeke findet sich auch abgedruckt in Benecke's

Beiträgen Th. 2. — Um dieselbe Zeit sind noch zu bemerken:

3) der wälsche Gast oder Sittensprüche von Ferrara, durch Thomasin von Tirkeläre (auch von Clär oder Zerkler), aus dem Friaul, noch nicht vollständig gedruckt; doch befinden sich davon Fragmente in Eschenburg's Denkmälern Altdeutscher Dichtkunst. Besonders gehört noch hieher

4) Freidanks Bescheidenheit. Der Verfasser, dessen Namen man für bildlich hält, ist unbekannt (W. Grimm muthmaßt, daß es Walther v. d. Vogelweide sei); doch fällt das Gedicht um 1229 in die Zeit Friedrichs II., mit dem er in Palästina war und dem es gewidmet ist. Das Gedicht selbst, in vierfüßigen Jamben, galt zu seiner Zeit und noch lange nach ihm, viel, daher auch eine Menge Handschriften davon vorhanden sind. Es ist das vorzüglichste Spruchgedicht des Deutschen Mittelalters, unschätzbar als treues Bild des sittlichen und religiösen, des öffentlichen und häuslichen Zustandes der damaligen Zeit. Abgedruckt ist es in Myllers Samml. Th. 2., besonders herausgegeben von W. Grimm. Göttingen 1834. 8. mit ausführlicher Einleitung und erklärenden Anmerkungen. (Vorzüglich brauchbar.) Von andern Spruch- und Fabelgedichten, die in die Gränze dieser Periode fallen, nennen wir hier nur noch

5) den Renner von Hugo von Trymberg, einem Schullehrer zu Turstatt, Vorstadt zu Bamberg, geb. im Dorfe Trymberg im Würzburgschen. Er schrieb sein Gedicht im J. 1300, und gab ihm den Namen Renner wie er selbst sagt: „wenn (weil) es soll rennen durch alle lant". Vier und dreißig Jahre vorher hatte er ein anderes verfertigt, das er Sammler nannte, welches er aber aus Unwillen nicht zu Ende brachte, weil ihm, wie

er

er uns erzählt, eine Quintern (Fünftel) davon verloren gegangen war. Diese Schrift wurde die Grundlage zum Renner, der ein planloses Gemisch von Fabeln, Erzählungen und Sprüchen enthält, die nichts mehr von der Feinheit und Anmuth der bessern Zeiten an sich tragen, und den Verfall der Schwäbischen Poesie unverkennbar bekunden. Handschriften zu Wolfenbüttel, Erlangen, Tübingen, Leipzig rc. *) Zum erstenmal vollständig herausgegeben, mit Erläuter., vom histor. Vereine zu Bamberg, nach der Erlanger Handschrift aus dem 14ten Jahrh., Bamberg, 1833 ff. 4. — Eine Auswahl, nach einer Tübinger und einer Stuttgarter Handschrift, gab O. F. H. Schönhuth, Tübing. 1827. 8. — Eine Bearbeitung von Sebast. Brant erschien Frankfurt a. M. 1549. Fol.

Anmerk. *) Proben in Joh. Adolph Nasser's „Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie." Altona und Leipzig 1798, 8. im 1sten Th. S. 74 — 80 und in Horn's „Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie," S. 44.

III. Lyrische Gedichte.

§. 19. Eigentlicher Minnegesang.

Die lyrischen Gedichte huldigen besonders und vorzugsweise der Liebe, daher gaben sie der Schwäbischen Dichtkunst den Namen des Minnegesanges. Auch ist bei den vornehmsten und berühmtesten Sängern dieser Periode unter den verschiedenen Dichtarten eine vorherrschende Neigung für den Minnegesang unverkennbar. So bei den ältern Minnesängern: Heinrich v. Veldeck, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide; bei den jüngeren: Ulrich von Lichtenstein, Walther von Metz, Graf Konrad von Kirchberg, König Wenzel von Böhmen, und vielen Andern.

Aber sie beschränkten sich keinesweges auf die Freuden und Leiden der Liebe; sondern sie besangen auch die Natur und den Frühling, die Reize des Mai's — die sinnlichen Genüsse des Lebens, wie die höheren und reineren des kirchlichen Glaubens und der sittlichen Gefühle. So entstanden neben dem Minne- und Naturgesang auch Lobgesänge auf die Jungfrau Maria und Klagelieder auf Verstorbene. Obwohl diese Lieder nicht alle von demselben Werth sind, viele nach ihrem Inhalt einförmig erscheinen, so weht doch in den meisten ein kräftiges poetisches Leben. Besonders ist merkwürdig, daß in ihnen eine große Mannichfaltigkeit an metrischen Weisen oder Tönen herrscht (wie z. B. die Manessische Sammlung beweiset, die allein gegen 1200 verschiedene Töne enthält), daher viele noch jetzt als Muster eines melodischen und klangreichen Volksliedes erscheinen, wenn auch ihre Verfasser die poetische Licenz sehr weit trieben und von unsrer geregelten metrischen Bildung noch nichts wußten.

Indessen darf man doch nicht übersehen, daß alle diese Lieder nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und erst später aufgeschrieben worden sind, wodurch außer der Namenverwechselung ihrer Verfasser, Abweichungen, Lücken, Einschaltungen ꝛc. hervorgebracht wurden, die den neueren Bearbeitern und Herausgebern dieser Gesänge vielfache Veranlassung zur Conjectural-Kritik darboten.

Die erste und bedeutendste Quelle dieses alten Minnegesanges ist die schon §. 12. genannte Manessische Sammlung, die aber, bei aller Anerkennung des Eifers ihres Herausgebers Bodmer, doch nur als eine Ruine aus dem Schutt der Altdeutschen Litteratur hervorragt. Um so erfreulicher wird uns die reich ausgestattete neue Ausgabe durch v. d. Hagen sein. Früher schon gaben sehr schätzbare Ergänzungen: Raßmann im Alt-

deutschen Museum I. und Benecke in seinen Beiträgen zur Kenntniß der Altd. Spr. und Literat. Göttingen 1810 — 1832. 2 Bde. 8. Außerdem aber verdienen hier noch besonders beachtet zu werden: Lachmann's Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrh. Berlin 1820, und dessen Gedichte Walther's von der Vogelweide. Berlin 1827. 8. Für sprachunkundige Leser haben gesorgt: L. Tieck in seinen Minneliedern aus dem Schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet. Berlin 1803. 8. und J. Görres in seinen Altdeutschen Volks- und Meisterliedern. Frankfurt a. M. 1817. 8. Denen, welchen diese Sammlungen nicht zu Gebote stehen, mögen nachstehende Proben einen kleinen Ersatz bieten:

Innere Zufriedenheit der Liebe.

Von Heinrich, Fürsten von Anhalt; reg. von 1211—1252.

Ich wil den winter enpfahen mit gesange.
Alle swigen stille die kleinen vogelin;
Ich entwart noh nie so von sime getwange
Das ich dar in*) lieze die minne froeide sin.
Des danke ich doch der viel lieben frowen min.
Ir roter mund, ir roselehtes wange,
Ir guete, und ir wol lichtvarwer schin
Zieret ein lant wol al ube den rin.

Ich will den Winter empfangen mit Gesange!
Zwar schweigen sie alle, die kleinen Vögelein;
Doch geschah mir noch nie so durch seine Herrschaft,
Daß ich darum die Minnefreude unterließe.
Das verdanke ich doch meiner Vielgeliebten.
Ihr rother Mund, ihre rosenhafte Wange,
Ihre Holdigkeit, ihr lichtstrahlender Glanz
Zierte wohl selbst ein Land am Rhein.

*) Wahrscheinlich darum.

Wol mich, wol mich iemer! mir ist wol ze muote,
Das die argen schalke ze mir tragen has.
Sie unerent sich, doch so minne ich die guote
Wand min Gott selber noch nie vergas,
Do er schuof — merket alle wol, was? —
Ein wib, diu mich het in ihrer huote.
Das ich mir ze lebenne gan bas und ie bas,
Des ensih ich an schalkhafter diet niht das.

Wohl mir immer und immer mehr! Mir ist wohl zu Muthe,
Indeß arge Schälke gegen mich hegen Haß.
Sie beschimpfen nur sich; ich aber minne stets die Gute;
Weil Gott selbst meiner noch nie vergaß,
Da er schuf — merket Alle, was? —
Ein Mädchen, welches mich hält in ihrer Huth.
So beginne ich zu leben immer besser und besser,
Und achte des schalkhaften Volkes nicht so viel!

Möchten sie dem walde sin loube verbieten
Und der heide ir blueien, das were getan.
Möchten si's geraten, wie gerne sie das rieten,
Das man guote froeide uberal mueze lan;
So mueze man, sam die wolfe, sich gehaben.
Ich wil mich guoter froeide nieten.
Froeide, und ere, die lat iu niht versmahen,
Als gebot mir diu liebe wol getan.

Möchten sie dem Walde sein Laub verbieten,
Und der Wiese ihr Blühen; sey es darum!
Möchten sie aber erlangen, wie sie gerne sie thäten,
Daß man überall gute Freude unterließe;
So müßte man, gleich den Wölfen, zusammen leben.
Nein! ich will guter Freude genießen!
Freude und Ehre, die laß dir nicht verschmähen!
Also gebot mir die gute Geliebte.

Die Frühlingsklage.

Von Jakob von der Warte, um 1245, nebst einer freien Uebersetzung von Gräter.

Man soll hören suesses singen
In dien ouwen überall,
Lobelichen sang erklingen
Sunder von der nahtegal?
Schouwent uf den anger breit
Und ouch an der lichten heide
Wie schone si sich mit ir kleide
Gen dem meien hat bekleit.

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen,
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die lichte lust'ge Heide,
Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem Mai hat angethan.

Maniger hande bluemelin
Lachent us des meien touwe
Gen der lichten sunnen schin;
Dü zit ist in werder schouwe.
Was sol troesten mir den muot.
Sit mich twinget herzen swere
Bi der ich vil gerne were
Das dü mir niht gnade tuot.

Wie sich ihm entgegen freuen
Aus dem Thau die Blümelein!
Alle Welt wird sich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß trostlos seyn;
Ich soll keine Lust empfinden,

Ich soll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

Ach vil minneklichü guete,
Enbinde mich von sender not;
La mich nicht us-diner huote,
Ald ich bin an freiden tot,
Ich sol diner helfe gern;
Las du min herze us diner pfliht,
So kan mich getroesten niht,
Dun wellest mich genade wern.

O du liebereiche Minne,
Wend', ach, wende meine Noth!
Tröste die verlaßnen Sinne,
Oder ich bin freudentodt!
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich scheiden von der Besten,
Wird mich nichts auf Erden trösten!
Laß mir Gnade angedeihn!

Gewalt noch mangem angesiget,
Das hoeret man die wiesen iehen,
Da man genade niht enpfliget,
Das sol man miner frouven spehen.
Dü ist gar gewaltig min;
An genade dü vil guote
Lat mich truren in unmuote,
Muos ich an min ende sin.

Von Gewalt, die Weisen sagen,
Wird der Starke selbst besiegt,
Seht, ich muß um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.
Himmel! ich verzage schier!
Krank an ihren Minnefreuden
Läßt sie mich vergebens leiden,
Und mein End' ist vor der Thür.

Minne du solt sin gemeine,
Ald ich bin an froiden tot.
Fuege das mich lieplich meine
Der vil lieben mundel rot.
Sit*) du bist gewaltig min
Und leitest mine sinne,
Swie du wilt ach werdiu minne,
So solt ouch ir gewaltig sin.

Minne! ach! sey gleich gesinnet,
Oder ich bin freudentodt!
Füg' es, daß mich lieblich minnet
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnest, Minne, hie,
Wie du leitest meine Sinne,
Ach! so leite, werthe Minne,
Werthe Minne, leit' auch sie.

*) Gräter liest: swie.

Im Winter.

Von Markgraf Otto IV. (mit dem Pfeil) von Brandenburg; regierte von 1266 — 1308.

Winter! dine trüben Stunde
Und din kelte mannigvalt,
Ob ich das erwenden kunde
Daſ si wurden bas gestalt;
Das liesſ ich, dur die langen naht,
Und dur die vil minneklichen,
Dü mir froiden vil hat braht.

Winter, deine trüben Stunden,
Deine Kälte mannigfach,
Wenn ich's auch verwandeln könnte,
Daß sie würden besser gestaltet!
Ließ ich's, ob der langen Nächte,

Und ob der viel Minniglichen,
Die mir viele Freuden bringt.

Ich ſach die vil minnekliche,
Vor mir ſtan in richer wat;
Zehant do wart ich froeiden riche,
Davon min muot vi hohe ſtat.
Mich gruoſte ir minneklicher munt;
Der duhte mich in ſolher röte,
Sam en fürig flamme entzunt.

Ich ſah die viel Minnigliche
Vor mir ſtehn in reichem Gewand.
Plötzlich ward ich freudenreich,
So daß mein Muth ſehr hoch nun ſteht,
Mich grüßt' ihr minniglicher Mund,
Er ſchien von ſolcher Röthe mir,
Als hätte Feuerflamme ihn entzündt.

Hey, Herre Got! durh dine güte
Ruoche der minnekliche pflegen;
Mit ſteten trüwen sie behüte.
Und ſende ir dinen ſüſſen ſegen.
Das hat sie verſchuldet gar
Gegen al der werlte gemeine.
Ey, Herre Got, nu nim ir war!

Ach Herre Gott! nach deiner Güte
Geruhe der Lieblichen zu pflegen;
Mit feſter Treue ſie behüte,
Und ſend' ihr deinen ſüßen Segen.
Das hat ſie verdient gar ſehr
Um die geſammte Welt.
Ei Herr Gott, nimm ihrer wahr!

Im Frühling. (Von demselben.)

Uns kumt aber ein lichter meie,
Der machet manig herze fruot.
Er bringet bluomen mangerleye,
Wer gesach ie süsser bluot?
Vogelin döne sint manigvalt.
Wol geloubet stet der walt;
Des wirt vil trurig herze balt.

Uns kömmt abermals ein heller Mai,
Der macht manches Herze froh.
Er bringt der Blumen mancherlei!
Wer sah je süßere Blüte?
Der Vögelein Töne sind mannigfach,
Schön belaubet steht der Wald;
Manch traurig Herz wird muthig drob.

Ich wil nah ihr hulde ringen
Alle mine lebenden tage,
Sol mir niht an ihr gelingen,
Seht! so stirbe ich sender klage;
Sie en tröste mich zestunt.
Ir durlühtig roter munt
Hat mich uf den tot verwunt.

Ich will um ihre Huld wohl ringen
All meine Lebenstage.
Wird mir nichts bei ihr gelingen,
Seht! so sterb ich traurig klagend,
Sie tröste mich denn zur Stunde.
Ihr hellleuchtend rother Mund
Hat mich auf den Tod verwundt.

Lob der Liebe. (Von demselben.)

Sich, biderber man! din gemuete heret,
Swa ein wib dich minnekliche grüsset,

Al din hoffenunge wird gemeeret.
Frowen-güte mannen-kumber büſſet.
Ane minne iſt nieman wert.
Unküſche mag geminnen niht.
Unminne die iſt dem ein wiht,
Der rehter minne gert.

Sieh, biedrer Mann! dein Muth der herrſchet,
Sobald ein Weib dich lieblich grüßt.
All deine Hoffnuugen wachſen wieder.
Frauenhuld vergütet Männerkummer.
Ohne Liebe iſt Niemand werth,
Unkeuſchheit vermag nicht zu lieben.
Unkeuſche Liebe iſt nichts für den,
Der rechter Liebe begehrt.

Wie ſol man bas geſprechen von der minne?
Niman hat niht, als rehte gutes.
Swer der pſliget, der waltet guoter ſinne.
Minne tuot dem man niht arges mutes.
Swer der Minne iſt undertan,
Sie lat in manige tugende ſehen,
Als ich die wiſen höre jehen;
Si leret ſünde lan.

Wie kann man beſſer die Liebe preiſen?
Niemand hat von ihr als lauter Gutes.
Wer ihrer pflegt, der denket richtig.
Liebe giebt dem Manne keine böſen Begierden.
Ueber wen die Liebe herrſchet,
Den läßt ſie manche Tugend ſehen,
Wie ich die Weiſen höre zeugen;
Sie lehrt die Sünde laſſen.

Ia wol dem, der unminne z'allen ſtunden
Geren flihet! Den mag ere geren,
Minne wart ni bi den ſünden vunden,
Si kan guoten man wol rehte leren

Genuoge lüte sprechent so,
Daſ unminne sünde si.
Minne iſt aller sünden fri;
Seht! minne machet vro.

Ja wohl dem, wer unrechte Liebe immer
Gern fliehet! Ihn hat die Ehre gern.
Liebe findet sich nie bei Sünden.
Sie kann dem Guten das Rechte lehren.
Weise Leute sagen:
Unrechte Liebe ist Sünde.
Liebe ist von allen Sünden frei.
Seht! Liebe machet froh.

Von Walther von der Vogelweide.

(Aus Lachmanns Ausgabe S. 51.)

Muget ir schowen, waz dem meien
Wunders iſt beſchert?
Seht an, pfaffen, ſeht an, leien,
Wie daz allez vert.
Groz iſt ſin gewalt
Ine weiz obe er zouber könne:
Swar er vert mit ſiner wünne,
Dan iſt niemen alt.

Uns wil ſchiere wol gelingen.
Wir ſuln ſin gemeit,
Tanzen, lachen unde ſingen
Ane Dörperheit.
We wer wäre unfro?
Sit diu Vogellin alſo ſchöne
Singent in ir beſten Done,
Tuon wir ouch alſo!

Wol dir, meie, wie du ſcheideſt
Allez ane haz!

Wie wol du die boume kleideſt,
Und die heide haz,
Diu hat varwe me,
Du biſt kurzer, ich bin langer:
Alſo ſtritents uf dem anger,
Bluomen unde kle.

Roter munt, wie du dich ſwacheſt!
La din lachen ſin;
Scham dich daz du mich an lacheſt
Nach dem schaden min.
Iſt daz wol getan?
Owe ſo verlorner ſtunde,
Sol von minneclichem munde
Solch unminne regan.

Daz mich, frowe, an froiden irret,
Daz iſt iuwer lip.
An iu iewer ez mir wirret,
Ugenädic wip.
Wa nemt ir den muot?
Ir ſit doch genaden riche:
Tuot ir mir ungnädecliche,
So ſint ir nicht guot.

Scheidet, frowe, mich von sorgen,
Liebet mir die zit:
Oder ich muoz an fröiden borgen,
Daz ir ſaelic ſit!
Muget ir umbe ſehen?
Sich fröit al diu welt gemeine:
Möhte mir von iu ein kleine
Fröidelin geſchehen!

---

§. 20. Der Krieg auf der Wartburg.

Unter den lyriſchen Erzeugniſſen dieſer Periode be-

darf einer besondern Erwähnung ein Wechselgesang, der unter dem Namen: der Krieg auf der Wartburg, bekannt ist. Das Gedicht, welches dieses poetische Turnier zur Folge hatte, besteht aus zwei Theilen. Im ersten (dessen sechzehnreimige Strophe des Fürsten von Thüringen oder der Thüringer Herren Ton heißt) treten auf: Heinrich von Ofterdingen gegen Walther von der Vogelweide, der tugendhafte Schreiber (vermuthlich Heinrich von Rispach), Biterolf, Reimar von Zweter und Wolfram von Eschenbach; im zweiten Theile (in einer zehnreimigen Strophe) Klingser, Ofterdingen und Eschenbach allein. Der Schauplatz ist auf der Wartburg, am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen und seiner Gemahlinn Sophie, und die Zeit das Jahr 1207. Veranlassung und Erfolg desselben waren, so viel sich aus den abweichenden, zum Theil mährchenhaften Nachrichten darüber erhält, etwa folgender Art: Ofterdingen erregte dadurch, daß er in alle seine Gesänge das Lob des Herzogs von Oestreich, Leopold des Ehrenhaften, an dessen Hofe er sich aufgehalten, einmischte, die Eifersucht der Uebrigen, die Hermann's Milde und Tapferkeit rühmten. Sie verabredeten daher einen Wettstreit, in welchem die Kämpfer übereingekommen sein sollen, den Besiegten förmlich aufzuhängen. Wirklich verstummten sämmtliche Gegner vor dem Ofterdingen, aber bestürzt gemacht durch die schöne Sophie, die in den Versammlungssaal eintrat, wurde er besiegt. Die Sieger eilten, das Urtheil an ihm zu vollziehen, als er, unter den Mantel der ihn liebenden Fürstin sich bergend, in ihr seine Retterin fand. Nun bat Ofterdingen sich den Klingser, der damals an dem Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn lebte, zum Schiedsrichter aus. Klingser (einer der größten Dichter

und Gelehrten seiner Zeit, der auch für einen Zauberer und Schwarzkünstler galt) reisete mit ihm, kam gegen Ende des Jahres 1207 auf der Wartburg an, und es begann nun der zweite Theil des Dichterkampfes. Der Schiedsrichter that nun, nachdem er selbst mit aller Kunstfertigkeit, auch mit Weissagung und Räthseln, gestritten, besonders gegen seinen gelehrten Gegner Wolfram, den Ausspruch, daß dem Ofterdingen der erste Preis gebühre. Diesem gelang es nun auch, sich die erzürnten Gegner wieder zu versöhnen, und die Landgräfin verehrte dem Klingsor eine goldene Kette für die Ehrenrettung ihres Günstlings.

Gedruckt ist dieses Gedicht in der Manessischen Sammlung Th. II., und in Docen's Miscell. zur Gesch. der Deutschen Literatur, Bd. I. Besondere Ausgaben veranstalteten A. Zeune, Berlin 1818. 8., und L. Ettmüller, Ilmenau 1830. 8. Ueber den Streit selbst s. A. Koberstein über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege. Naumburg 1823. 4. — Ein ähnlicher Wettgesang zwischen Frauenlob und Regenbogen befindet sich ebenfalls in der Manessischen Sammlung Th. II.

Anmerk. Diese Art der Wettstreite wurde entlehnt von den Provenzalen, bei denen sie Tenzoni hießen, und häufig vorkamen.

§. 24. Prosa.

1. Der Sachsen- und Schwaben-Spiegel.

Wie bei allen Völkern, bildete sich auch bei den Deutschen die Prosa später und langsamer als die Poesie. Erst nachdem Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 den Landfrieden und den Reichsabschied zu Mainz 1236 in Deutscher Sprache hatte aufschreiben lassen, gaben die Reichsverhandlungen eine bestimmte Veranlassung, das

Deutsche Volk für didaktische Prosa vorzubereiten. Später in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entwickelte sich auch die rhetorische Prosa, aber von der geschichtlichen zeigt sich in dieser Periode noch keine Spur.

Die ersten Denkmäler didaktischer Prosa sind Sammlungen von Land- und Stadtrechten, worunter die ältesten und wichtigsten sind: der Sachsen- und der Schwabenspiegel. Jener erhielt sein Dasein zwischen 1215 — 1218; dieser nach wahrscheinlichen Bestimmungen, zwischen 1268 — 1282. Der Verfasser des Sachsenspiegels war Eike von Repgow, ein Anhaltischer Edelmann. Er hatte die Sammlung erst in Lateinischer Sprache zusammengetragen, übersetzte sie aber aus derselben, ungewiß ob in's Nieder- oder Hochdeutsche. Sein Werk besteht aus zwei Haupttheilen: Landrecht und Lehnrecht, und enthält vorzüglich die in dem Theile von Deutschland üblichen Rechte, welchen man im Mittelalter unter dem Namen Sachsen, im Gegensatze vom Reich (terra juris franconici) begriff. — Der Schwabenspiegel ist das Schwäbische Land- und Lehnrecht, dessen Verfasser nicht bekannt ist, und enthält die im Reich üblichen Rechte. Merkwürdig ist, daß der Sachsenspiegel eine gereimte Vorrede hat;[1]) der Schwabenspiegel, zwar eine reimlose, aber moralisch-religiöse voll edlen Gefühls, in einem oft sogar wohlklingenden Styl*). Ueberhaupt ist die Sprache schon gebildeter und reiner. Beide gehören zwar zunächst dem wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten an, aber sie verdienen auch vom Sprachforscher beachtet zu werden, da sie durch Bündigkeit und edlen Ausdruck den noch hie und da herrschenden steifen und undeutschen Kanzleistyl beschämen. Eine gute Ausgabe des Sachsenspiegels besorgte C. W. Gärtner, Leipzig, 1732 Fol.;[3])

die neueste C. G. Homeyer, nach der Berliner Handschrift vom Jahre 1369 (über die Fr. Wilken in seiner Gesch. in der Königl. Bibliothek zu Berlin, 1828. 8. S. 229 Näheres berichtet) Berlin, 1827. 8.

Ungefähr um diese Zeit ist es denn auch, wo die Deutsche Sprache anfing, statt der Lateinischen in den Gerichten allgemein zu werden, jedoch bediente man sich dazu in den meisten Gegenden des herrschenden Provinzialdialekts, wodurch die Bildung einer prosaischen Gesammtsprache für das ganze Deutsche Volk sehr aufgehalten wurde.

Anmerk. 1) Der Sammler sagt S. 7:

Dieses Recht hab ich selber nicht erdacht,
Es habens von alters auff uns bracht
Unser gute vorfaren,
Mag ich auch, ich wils bewaren,
Das mein schatz unter die erde,
Mit mir nicht begraben werde,
Von Gottes halben die Genade mein,
Sol aller welt gemein sein.

Der erste Artikel des ersten Buchs lautet:

Zwei Schwert lies Gott auff Erden zu beschirmen die Christenheit, dem Babst das geistlich, dem Keyser das weltlich. Dem Babst ist auch gesetzt zureiten, zu bescheidener Zeit, auff einem weissen Pferde, und der Keyser sol ihm dem stegreiff halten, auff das sich der sattel nicht wende. Des ist die Bezeigung, was dem Babst wiederstehet, das er mit geistlichem Recht nicht gezwingen mag, das es der Keyser mit dem weltlichen Rechte zwinge, dem Babst gehorsam zusein. Also sol auch die geistlich gewalt helffen dem weltlichen Gericht, ob man sein dazu bedarff.

Anmerk. 2) Schilter's Thesaurus, Bd. II.

Anmerk. 3) s. Dreyer's Beiträge zur Literatur und Geschichte des Deutschen Rechts, St. 1 — 3, woselbst 45 gedruckte Ausgaben und 64 Handschriften verzeichnet sind.

§. 22.

2) Predigten Berthold's.

Außerdem findet sich noch ein Denkmal oratorischer Prosa in den Predigten des Franciscaners Berthold, die der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angehören. Sie sind herausgegeben von Chr. Fr. Kling, Berlin 1824. 8.

§. 23. Literarische Hülfsmittel zum Studium der Sprache und Geschichte dieses Zeitalters.

Wie rein, reich und fruchtbar die Sprache in den Zeiten der Minnesänger gewesen, hat Opitz (in seiner Deutschen Poetik) durch eine Menge Beispiele zu beweisen gesucht. Wenn man aber bedenkt, welch' eine Menge von Wörtern seit der Zeit theils gänzlich untergegangen, theils ihre Bedeutung und Form verändert haben, so sieht man leicht, daß zum Verstehen der Schwäbischen Dichter ein eigenes Studium der Spracheigenthümlichkeiten wie der Geschichte jenes Zeitalters gehört. Viele schätzbare Hülfsmittel dazu finden sich in den Ausgaben der Schwäbischen Dichter und den darüber vorhandenen Glossarien und Uebersetzuugen, wenn es uns gleich noch an besondern Grammatiken und Wörterbüchern dieses Zeitraums fehlt. Indessen rechnen wir zu diesen Hülfsmitteln außer den bei den Paragraphen bereits angeführten, noch folgende:

Kritische Beiträge zur Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Leipzig, 1732 — 44. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften, Leipzig 1745 — 50. 8.

Horn's, Joh. Gott., Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen. 9 Thle., Leipzig 1728 — 36. 8.

Wiedeburg's, B. C. B., Nachricht von einigen alten Teutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten Jahrh., Jena 1754. 4.

Eschenburg's, J. J., Beiträge zur Altdeutschen Dichtkunst. Bremen 1799. 8.

Adelung's, J. C., Chronologisches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem Schwäbischen Zeitpunkte. S. sein Magazin für die Deutsche Sprache, Bd. II. St. 3.

Küttner's Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. S. 15.

Bragür, ein literar. Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. Bd. I. S. 141 — 150.

Nasser's, Joh. Adolph, Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie. Bd. I. S. 35 und f.

Scherzii, J. Ge., Glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, ed. Jer. Jac. Oberlinus. Tom. prior. Argentorati 1781. fol. (Enthält den wichtigsten Beitrag zum Verständniß der alten Schwäbischen Sprache).

Christ. Gottl. Haltaus Glossarium Germanicum medii aevi Tom. I. et II. fol. Lips. 1758. (Für das Studium der Staatsurkunden wichtig.)

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meistersänger.

Von der Gründung der ersten Deutschen Universitäten bis auf Luthers vollständige Bibelübersetzung (1534.)

---

§. 1. Vorbemerkung.

Der Zeitraum, dem wir uns jetzt nähern, läßt sich in seinem Anfangspunkt weniger scharf und bestimmt begränzen, daher er von Einigen früher, von Andern später begonnen, von Allen aber mit der Reformation geschlossen wird. Wir beginnen ihn mit dem Jahre 1348, oder mit der Errichtung der ersten Deutschen Universität Prag, weil wir gerade in der Beschaffenheit des Universitätswesens den Hauptanstoß zur Veränderung Deutscher

Bildung zu finden glauben, ohne darum zu übersehen, was schon früher die Phantasiekräfte unterdrückt, und damit die Schwingen der Dichtkunst gelähmt hat. So wie nämlich das Menschenleben, so hat auch das Leben der Völker in jedem Zeitraum eine gewisse Blüthezeit. Diese finden wir in dem Minnegesang von 1152 bis 1250; sie beschränkt sich also auf etwa hundert Jahr. Der nachfolgende, auch beinah ein Jahrhundert (bis 1348) umfassende Abschnitt, gleicht dem Untergange der Sonne nach einem hellen Mittage, sie leuchtet und erwärmt immer schwächer, bis auch ihre letzten Strahlen ersterben.

Anmerk. Es ist schon Per. 3. §. 7. Anm. bemerkt worden, daß, wenn gleich Minne- und Meistergesang sich in einander verlieren, doch der (von Bodmer gemachte, und seitdem bestehende) Unterschied zwischen beiden nicht bestritten werden kann. Dieser zeigt sich bei dem Meistergesang theils in der Sprache, die eine Menge Wörter und Formen aus den Provinzial-Mundarten in sich aufnahm, theils in der metrischen Form und dem Stoff der Gedichte, der nur die didaktisch-satirische Dichtart begünstigte, theils auch in den Personen, die sich mit der Dichtkunst beschäftigten und den eigenthümlichen Geist ihres Standes oder ihrer Lebensweise in ihren Poesien abdruckten. Merkbar wird zwar dieser Unterschied schon zu Ende des 13ten Jahrh. bald nach Conrad von Würzburg, den man als den Schlußstein in der Reihe der edlen Schwäbischen Dichter betrachten kann, obwohl noch manche gleichzeitig lebende Sänger, selbst fürstliche, wie Markgraf Otto von Brandenburg, als wahre Minnesänger gelten werden; aber scharf und bestimmt tritt er erst hervor um die Mitte des 14ten Jahrh., wo sich wirkliche Singschulen in den niedern Ständen des Volks bilden, und wissenschaftliche Anstalten, als Begründer eines prosaischen Geistes, sich erheben. Daher glauben wir den Anfangspunkt der vierten Periode nicht früher setzen zu dürfen.

§. 2. Politische Ursachen eines allmähligen Verfalls des Minnegesangs.

Sechs Jahre nach dem Tode Friedrichs II. (1250), tritt für Deutschland eine Zeit der Verwirrung und Barbarei ein, die, bis 1273 sich fortziehend, in der politischen Geschichte als ein Interregnum da steht. Auch hören mit Friedrich's Tode (wenigstens für Deutschland) die Kreuzzüge auf, welche den Geist der Ritterschaft geweckt und belebt hatten, und mit deren Untergang verliert sich der Schutz und die Liebe zur Dichtkunst, die — eine noch zarte Blume auf dem Boden des Gefühls — der sorgsamen Pflege nicht entbehren konnte. An die Stelle gesetzlicher Ordnung trat nun das wieder erwachende Faustrecht; der Umgang mit den Provençalischen und Toscanischen Dichtern war abgeschnitten; die Ritter, die sich durch Kreuzzüge und Verschwendung zu Grunde gerichtet, wurden Räuber, und Schwaben vorher der Sitz des Wohlstandes und des Geschmacks, gerieth in Verfall. So waren also nicht nur die Hauptantriebe zur Dichtkunst verschwunden, sondern es zeigte sich auch der politische Zustand Deutschlands so schwankend, regelos und bedrückend, daß ein freies Spiel der Geisteskräfte immer mehr der gemeinen Sorge für das Leben weichen mußte.

§. 3. Fortsetzung.

Wenn gleich dieser politisch-schlechte Zustand nach 23 Jahren mit Rudolf von Habsburg (1273) sich besserte, so gestatteten doch die nothwendigen Sorgen nach außen hin diesem klugen und tapferen Manne nicht, sich der Deutschen Poesie anzunehmen; noch weniger konnten es seine Nachfolger, Adolph von Nassau (1291), Albrecht von Oestreich (1298) und Heinrich von Luxemburg (1308), nach dessen Tode wieder ein Kampf zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich (1314) die Gemüther spaltete, bis endlich

derter Sitte mußte sich daher nicht nur der enge Kreis singbarer Gegenstände anders gestalten, sondern auch der poetische Stoff vermindert, und die unbewahrte Quelle des Gefühls getrübt werden, je weniger ihr von außen her frische Nahrung zugeführt wurde. Und so erklärt es sich, wie alle vorher genannten Zeitumstände den Minnegesang immer mehr und mehr abschwächten, und eine Zeit poetischer Dürre und prosaischer Steifheit herbeiführen mußten, wie der vierte Zeitraum für in den Erzeugnissen seiner Meistersänger darstellt.

§. 7. Bürgerliche Meistersänger.

So wie der Minnegesang an den Höfen verstummte, wurde die Dichtkunst ein — wenn auch nicht ausschließliches — Eigenthum der Handwerker, und erhielt hier in den unheiligen Händen ein zunftmäßiges Ansehen, das ihr den bezeichnenden Namen des Meistergesangs zugezogen hat, wovon auch diese Periode ihren Namen erhielt. Es bildeten sich nämlich ganze Dichtergesellschaften, die eine förmliche Zunft unter sich ausmachten, und gleich den Handwerks-Innungen ihre Statuten, Privilegien, bestimmte Zusammenkünfte und Ceremonien hatten. Da ihre Mitglieder aber nicht aus Fürsten und Rittern bestanden, sondern meist aus Handwerkern jeder Art: so erhielten sie, im Gegensatze der Volkssänger, die sich neben her in der lyrischen Poesie übten, von ihrer erlangten Meisterschaft im Handwerk, den Namen Meistersänger[1]), und ihre Verbindungen den Namen Meistergenoßschaften, die, von Kaiser Karl IV. im Jahre 1378 mit einem Freiheitsbrief und dem Recht ein eigenes Wappen zu führen, begnadigt, sich Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Ihre vornehmsten Versammlungsplätze waren Mainz, Frankfurt, Colmar, Nürnberg und Straßburg; ähnliche

sen, und ein barbarisches Latein, worin die Gelehrten ihre Polemik hüllten, konnte den Verfall Deutscher Sprache und Dichtkunst nur beschleunigen.

§. 5. Verschlechterung der poetischen Sprache und Verskunst.

Zwar war die Allemannische Sprache unter dem Volk im Allgemeinen noch vorhanden, und erhielt sich auch bis zur Reformation; aber sie hatte mit dem Verfall des Minnegesangs an Klang, Reinheit und Geschmeidigkeit verloren, da sie nun nicht mehr dem Eindringen harter Provinzial-Dialekte widerstehen konnte, die in den niedern Ständen, aus denen die Schriftsteller großentheils hervorgingen, festen Fuß faßten. Auch gewann das Niederdeutsche sowohl in mehreren, dem Zeitgeist entsprechenden Dichtungen, z. B. in der Satire, als in prosaischen Schriften ein entschiedenes Ansehen neben dem Oberdeutschen. Die Verskunst wurde nur mechanisch behandelt oder durch allerlei Künsteleien zu einem geschmacklosen Spielwerk gemacht, wodurch alles innere Leben der Poesie gänzlich erstickt wurde. Nur die Reste einer bessern Zeit wurden durch mündliche Ueberlieferung in den gebildeten bürgerlichen Kreisen aufbewahrt.

§. 6. Nothwendiger Gang dieser Entartung.

Bei dem allen würde die Schwäbische Dichtkunst dennoch nicht so tief haben sinken können, wenn nicht schon ihre eigenthümliche Beschaffenheit selbst den Wurm zu ihrer Vernichtung in sich getragen hätte. Ihre Dichtkunst nämlich (s. dritte Periode §. 8) war ein Kind der rohen Natur, ihr Gesang der Ausbruch ungeregelter Empfindung, durch nichts unterstützt; denn Studium der Alten, Kritik und Philosophie kannten sie nicht, und so fiel gerade das weg, was ihren Geschmack hätte läutern, ihr Gefühl sichern, und ihre Ideen berichtigen können. Mit verän-

derter Sitte mußte sich daher nicht nur der enge Kreis singbarer Gegenstände anders gestalten, sondern auch der poetische Stoff vermindert, und die unbewahrte Quelle des Gefühls getrübt werden, je weniger ihr von außen her frische Nahrung zugeführt wurde. Und so erklärt es sich, wie alle vorher genannten Zeitumstände den Minnegesang immer mehr und mehr abschwächten, und eine Zeit poetischer Dürre und prosaischer Steifheit herbeiführen mußten, wie der vierte Zeitraum sie in den Erzeugnissen seiner Meistersänger darstellt.

§. 7. Bürgerliche Meistersänger.

So wie der Minnegesang an den Höfen verstummte, wurde die Dichtkunst ein — wenn auch nicht ausschließliches — Eigenthum der Handwerker, und erhielt hier in den unheiligen Händen ein zunftmäßiges Ansehen, das ihr den bezeichnenden Namen des Meistergesangs zugezogen hat, wovon auch diese Periode ihren Namen erhielt. Es bildeten sich nämlich ganze Dichtergesellschaften, die eine förmliche Zunft unter sich ausmachten, und gleich den Handwerks-Innungen ihre Statuten, Privilegien, bestimmte Zusammenkünfte und Ceremonien hatten. Da ihre Mitglieder aber nicht aus Fürsten und Rittern bestanden, sondern meist aus Handwerkern jeder Art: so erhielten sie, im Gegensatze der Volksänger, die sich neben her in der lyrischen Poesie übten, von ihrer erlangten Meisterschaft im Handwerk, den Namen Meistersänger[1]), und ihre Verbindungen den Namen Meistergenoßschaften, die, von Kaiser Karl IV. im Jahre 1378 mit einem Freiheitsbrief und dem Recht ein eigenes Wappen zu führen, begnadigt, sich Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Ihre vornehmsten Versammlungsplätze waren Mainz, Frankfurt, Colmar, Nürnberg und Straßburg; ähnliche

Gesellschaften entstanden zu Memmingen, Ulm, Heilbronn, Augsburg und in andern Reichsstädten; und zu Mainz verwahrte man die Privilegien, den ältesten Wappenbrief und eine goldene Krone, die sie, einer fabelhaften Erzählung nach, vom Kaiser Otto I. zum Geschenk erhalten haben sollten [2]).

Anmerk. 1) In den bessern Zeiten der Minnesänger bezeichnete Meistersänger einen Rhapsoden, der die Lieder der Dichter, die oft, wie Konrad von Würzburg, ihrer Vorzüglichkeit wegen, mit dem Namen eines Meisters belegt wurden, absang oder declamirte.

Anmerk. 2) s. Joh. Christoph Wagenseil's Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit und Lehrsätzen. Altorf 1697. 4. Vergl. den dritten Bd. der „Bragur" S. 17—109. J. H. Häßlein's Abhandlung von den Meistersängern, und Jac. Grimm über den Altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811. 8.

§. 8. Eigenthümlichkeit derselben.

So wie die Minnesänger ihrem Genius folgten, so unterwarfen sich die Meistersänger oder — wie sie sich bescheiden selbst nannten, die Liebhaber des Meistergesangs — nach und nach, gewissen, aus dem Bau der Minnelieder abstrahirten, Regeln oder Gesetzen, die in sogenannten Tabulaturen enthalten waren. [1]) Eine solche Tabulatur bestand hauptsächlich in einer Sammlung prosodischer Sünden, vor denen gewarnt würde; doch rügte sie auch Fehler in dem öffentlichen Absingen des Meistergesanges, hatte also fast durchweg einen negativen Charakter, der nur mit dem äußern Bau der Gedichte und ihrer Gesangweise, nichts aber mit der Poesie des Inhalts zu thun hatte. Alle verpönte Fehler hatten ihre Kunstnamen, z. B. falsche Meinung, worunter sie alle falsche, abergläubische, schwärmerische und unchristliche Leh-

ren und Geschichten, unzüchtige Bilder und Ausdrücke verstanden; blinde Meinung, Worte, die den Gedanken unrichtig bezeichneten; ein Halbwort, d. h. die Abkürzung des Worts um eine Sylbe, oder auch die Theilung eines Worts am Ende eines Verses *); ein Anhang, wenn man (wie sie es nannten) aus einem stumpfen Worte ein klingendes machte, z. B. Monde, Manne und Bahne, aus Mond, Mann und Bahn, welches man, wie sie meinten, wohl in der Mitte eines Verses thun könne, aber nicht bei einem Bundworte, d. i. in dem letzten Worte eines Verses; eine Klebsylbe, wenn man zwei Sylben oder zwei Wörter zusammenzog, z. B. lan statt lassen, kei'm statt keinem; selbst unsere überall gültigen Wörter zur, im u. s. w. waren in dieser Hinsicht verpönt; Mylben steht dem Anhang entgegen, denn man bezeichnete damit das Auslassen eines End-Buchstabens des Reims wegen, z. B. singe statt singen, wenn es sich auf Dinge reimen sollte. — So wie diese Fehler das Grammatische der Sprache betreffen, so betrafen andere das Musikalische, oder das eigentliche Absingen. Dahin z. B. Stutzen oder Zucken, wenn man beim Absingen ohne Noth pausirte; so wie zween Reime oder Verse in einem Athem, wenn man mit dem Ende eines Verses während des Absingens nicht gehörig pausirte; Veränderungen der Töne, wenn man nicht in derselben Melodie aussang; falsche Melodey, wenn man durch den ganzen Gesang von der vorgeschriebenen Melodie abwich.

Wer von den Mitgliedern der Zunft, oder den sogenannten Gesellschaften die ganze Tabulatur, die bei ihren Zechen und Zusammenkünften abgelesen wurde, vollkommen inne hatte, hieß ein Schulfreund; derjenige, der sie noch nicht recht verstand, ein Schüler; der,

welcher einige Töne vorsingen konnte, ein Singer; wer nach Anderer Tönen Lieder machte, ein Dichter, und wer selbst einen Ton oder eine Versart (Reimgebäude) mit ihrer Melodie erfand, ein Meister. Nach dieser Ehre strebten Alle, denn der Ton trug den Namen seines Erfinders, und dergleichen Töne zählte man in spätern Zeiten über zweihundert, die, in Classen getheilt, oft seltsame und lächerliche Benennungen hatten, z. B. die Schneckenweis, die schwarze Dintenweis des Magister Ambrosius Metzger, die verschlossene Helmweis, des Kupidinis Handbogenweis, die fröhliche Studentenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis, die Eliuspofaunenweis, der frische Ton Hans Vogels, der kurze Ton Barthel Regenbogens ꝛc.

Um das Musikalische der Poesie allgemein zu üben, gab es Singschulen, in denen öfters Wettstreite angestellt wurden. So versammelte sich die Nürnbergsche Meistersängergenossenschaft an den Sonn- und Festtagen in der dortigen Katharinenkirche nach der Nachmittagspredigt. Einige Tage zuvor wurde solches von einem Merker (Vorsteher) angesagt, und durch ausgehängte Tafeln in der Stadt bekannt gemacht. Jeder Gesellschafter war verbunden, zu erscheinen. Bei dem Eingange der Kirche stand eine Büchse, in der man Geld zur Bestreitung der Unkosten in den Zechen sammelte. In der Kirche war ein mit Vorhängen umzogenes und für die Merker bestimmtes Gerüst, daher Gemerke genannt, und ein Singestuhl, der einer Kanzel glich [2]), für den Singenden. Den Anfang machte das Freisingen, d. h., es durfte Jeder, auch ein Fremder, singen, aber ohne Wettstreit und ohne Belohnung. Nun stimmten alle Meister ein Lied in vollem Chor an. Hierauf

So werd ich wieder fröhlich seyn, und wacker lachen,
Wenn man sie straft, daß ihnen der Herzbend'l thut krachen.

Mehr über diese Spruchsprecher s. in Flögels „Geschichte der komischen Literatur" Bd. I. S. 328. flg., wo man auch eine in Kupfer gestochene Abbildung des Wilhelm Weber findet.

§. 9. Würdigung derselben.

Wenn aus dieser Darlegung der Eigenthümlichkeiten einer poetischen Zunft sich klar ergibt, daß der Minnegesang der Schwäbischen Dichter ausgeartet, und das freie Spiel der Phantasie in ein mechanisches Handwerk übergegangen war: so werden wir von den Jüngern solcher Bildungsschule wohl nur eine geringe Ausbeute, eine Reimerei ohne Leben und Geist erwarten dürfen. Indessen können wir ihnen doch in einer andern Beziehung weder unsere Achtung versagen, noch ihnen allen guten Einfluß auf vaterländische Sprache und Dichtkunst ableugnen. Denn es ist nicht zu verkennen, daß sie, ohne selbst gebildet zu sein, doch die Poesie als die Würze ihres Lebens betrachteten, und ihre, wenn gleich beschränkte Kraft daran setzten, sich und ihre Zeitgenossen zu etwas Höherem zu erheben, das sie freilich nur dunkel ahneten. Betrachten wir ihre Tabulatur als den ersten rohen Versuch eines Strebens nach Kunst und Kritik, und erwägen wir, daß sie dadurch mehr die Verbesserung des Gesanges als die Beförderung der Dichtkunst bezweckten: so fällt schon ein großer Theil des gewöhnlichen Tadels hinweg. Und nimmt man endlich an, daß die Strenge ihrer Regeln etwas dazu beigetragen habe, dem Tonmaß eine bestimmtere und regelmäßige Stimmung zu geben, und die Richtigkeit und Reinheit der Sprache zu befördern, so erscheint ihr Bemühen sogar verdienstlich für Sprache und Dichtkunst.

3) Im dritten Bande der Bragur befindet sich ein Kupfer, in welchem eine solche Singeschule nebst einer Sitzung der Meistersänger, nach dem Gemälde eines alten Deutschen Malers, Franz Hein, vom Jahr 1521 vorgestellt ist.

4) Diese, obwohl sie um dieselbe Zeit in Aufnahme kamen, waren eine Art von Stegreifdichtern (Improvisatoren), die sich eine große Fertigkeit im Reimen erworben hatten, und bei Hochzeiten, Handwerkszusammenkünften und andern Gelagen die Gesellschaft mit ihren Einfällen für Geld unterhielten, wozu sich kein Meistersänger hergab. Indessen hat sich unter ihnen Keiner berühmt gemacht, und nur Einer, Namens Wilhelm Weber, der aber erst im 16ten Jahrh. zu Nürnberg lebte, macht auf eine Erwähnung Anspruch. Er hatte viele alte, in's Deutsche übersetzte Schriftsteller, als den Josephus, Virgil, Ovid, Plinius u. s. w. fast ganz im Kopfe, daher konnte man ihm nicht leicht etwas aufgeben, worüber er nicht sogleich einen langen Spruch hätte sagen können, wobei er immer die alten Schriftsteller anführte. Wagenseil erzählt von ihm folgende platte Anekdote: Es hatten drei muntere Gesellen, die von dem Weber bei einer Hochzeit in seinen Sprüchen mochten durchgehechelt worden sein, beschlossen, ihm eine Schalkheit zu beweisen. Sie erwarten ihn daher einst zur Nachtzeit, als er, wie gewöhnlich, aus dem Wirthshause kommt, ergreifen ihn, tragen ihn in den kleinen Bach, der durch einen Theil der Stadt Nürnberg fließt, Fischbach genannt, und laufen davon. Weber, ein starker, dicker Mann, steigt mit Mühe aus dem Bach, der zu beiden Seiten mit großen Steinen eingefaßt war, schüttelt sich ab, blickt dann gen Himmel und ruft:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei Nacht kennst alle Gesichter,
Thu mir doch so viel zu Lieb,
Sag mir, wer seyn die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen.

So werd ich wieder fröhlich seyn, und wacker lachen,
Wenn man sie straft, daß ihnen der Herzbend'l thut krachen.

Mehr über diese Spruchsprecher s. in Flögels „Geschichte der komischen Literatur" Bd. I. S. 328. flg., wo man auch eine in Kupfer gestochene Abbildung des Wilhelm Weber findet.

§. 9. Würdigung derselben.

Wenn aus dieser Darlegung der Eigenthümlichkeiten einer poetischen Zunft sich klar ergibt, daß der Minnegesang der Schwäbischen Dichter ausgeartet, und das freie Spiel der Phantasie in ein mechanisches Handwerk übergegangen war: so werden wir von den Jüngern solcher Bildungsschule wohl nur eine geringe Ausbeute, eine Reimerei ohne Leben und Geist erwarten dürfen. Indessen können wir ihnen doch in einer andern Beziehung weder unsere Achtung versagen, noch ihnen allen guten Einfluß auf vaterländische Sprache und Dichtkunst ableugnen. Denn es ist nicht zu verkennen, daß sie, ohne selbst gebildet zu sein, doch die Poesie als die Würze ihres Lebens betrachteten, und ihre, wenn gleich beschränkte Kraft daran setzten, sich und ihre Zeitgenossen zu etwas Höherem zu erheben, das sie freilich nur dunkel ahneten. Betrachten wir ihre Tabulatur als den ersten rohen Versuch eines Strebens nach Kunst und Kritik, und erwägen wir, daß sie dadurch mehr die Verbesserung des Gesanges als die Beförderung der Dichtkunst bezweckten: so fällt schon ein großer Theil des gewöhnlichen Tadels hinweg. Und nimmt man endlich an, daß die Strenge ihrer Regeln etwas dazu beigetragen habe, dem Tonmaß eine bestimmtere und regelmäßige Stimmung zu geben, und die Richtigkeit und Reinheit der Sprache zu befördern, so erscheint ihr Bemühen sogar verdienstlich für Sprache und Dichtkunst.

Dann nach dem Tod ist es geschehen,
Da hilft kein Reu, Bitt oder Flehen.

II.

In der Redweis Hanns Vogel's.

(Von Joseph Schmierer.)

1.

Sanct Lucas schreibet klar
In dem achtzehnden dabey:
Jesus nahm frey
Zu sich die Zwölfe gar
Und zu ihnen sprach rein:
Sehet, wir gehen hinauf richtig
Gen Jerusalem schon
Und es wird vollendet zur Frist
Alles, das ist
Geschrieben worden frohn
Durch die Propheten fein
Von des Menschen Sohn, denn er pflichtig
Wird überantwortet auch dort
Den Heiden und er wird auch fort
Verspottet und geschmähet sehr
Und auch verspeyet werden mehr;
Und sie werden mit Plag
Ihn geisseln und tödten, er sprach,
Und denn hernach
Wird er am dritten Tag
Auferstehen gemein
Wiederum von den Todten wichtig.

2.

Sie aber all dabey
Vernahmen der keines so gar
Und die Red war
Ihnen verborgen frey,

Und wußten nicht was doch
Das gesagt war; Es geschah richtig.
Da er nahet hin zu
Jericho; Ein Blinder saß
Am Weg der maß,
Der bettelt mit Unruh
Und da er aber noch
Höret das Volk, das durchging wichtig
Forschet er, was das wäre mehr;
Da verkündigten sie ihm sehr:
Jesus von Nazareth der ging
Fürüber; alda er anfing
Rief und sprach, Jesu fron,
Du Sohn Davids, erbarm dich mein!
Die aber fein
Forne an gingen schon,
Bedräuten ihn hoch
Er sollte schweigen zugleich gar pflichtig.

3.

Er aber schrie vielmehr:
Du Sohn David, erbarm dich mein!
Jesus stand fein
Stille und hieß ihn sehr
Zu sich führen fürwahr,
Und da sie nahe bei ihm kamen
Sprach Jesus zu ihm dort,
Was willst du, daß ich dir soll thun?
Er sprach, Herr nun,
Daß ich möge hinfort
Sehen, und Jesus klar
Sprach zu ihm: Sey sehend mit Namen,
Dein Glaub hat dir geholfen frey,
Und er ward sehend auch darbey,
Und folget ihm nach auch ohn Spott
Lobet und preiset er da Gott.

Und alles Volk gemuth
Das solches sahe, also gleich
Lobet Gott reich.
Auch du Davids Sohn gut
Stärck unsern Glauben gar
Hilf uns hie und dort. Nun sprecht Amen.

---

§. 10. I. Poetische Erzeugnisse.

Man muß aber nicht den ganzen Zeitraum, in welchem die Meistersänger lebten, bloß nach ihnen messen. Denn:

1) sind die lyrischen Dichter in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von denen des fünfzehnten wohl zu unterscheiden. Jene standen der besseren Zeit näher und sind den Minnesängern darin ähnlich, daß ihre Lieder noch aus einem reinen Naturgefühl hervorgingen;

2) stehen nicht alle Meistersänger in ihrer poetischen Bildung auf gleich niederer Stufe. Mehrere zeichneten sich aus, theils als Lieder- theils als erzählende und dramatische Dichter;

3) noch Andere gehörten gar nicht zu den Meistersängern, wohin besonders die didaktisch-satirischen Dichter dieser Zeit, und die Volksliederdichter, die sich frei durch eigene poetische Anlagen entwickelten, und neben den Gesangschulen ein nicht unbedeutendes Ansehen gewannen.

Wir haben daher in diesem Zeitraum zuerst von lyrischen, didaktischen, epischen und beginnenden dramatischen Dichtungen zu sprechen, und dann auf die prosaischen Erscheinungen hinzuführen, an denen diese Periode reich war.

§. 11. Liederpoesie.

Von den vielen Meisterliedern dieses Zeitraums ist wegen ihres geringen Werths nur ein kleiner Theil gedruckt. Es gibt aber eine Menge geschriebener Sammlungen, die theils religiöse und moralische, theils profane Lieder enthalten. Die vorzüglichsten Handschriften dieser Art befinden sich in der Jenaischen Deutschen Gesellschaft, aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert[1]); auf der Schusterzunft zu Colmar[2]), in der Heidelberger Bibliothek[3]), im Würzburger Codex zu Weimar.

Den Minnesängern am nächsten stehen in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts die Liederdichter:

Heinrich von Mügelin, ein Doctor der Theologie zu Prag, der Urheber des langen Tons, der um 1369 dichtete, und

Muscatblüt, der 1400 lebte (über Beide s. Docens Dichterverzeichniß, und Alt-Deutsches Mus. Bd. 2. S. 180 ff.); ferner

Peter der Suchenwirth, 1386, der die Helden seiner Zeit besang (dessen Werke Al. Primisser zu Wien 1827. 8. hat abdrucken lassen.)

Aus demselben Jahrhundert besitzen wir auch Bruchstücke mehrerer Liebes- und Jagdlieder in der Limburger Chronik (von der wir eine, obwohl jetzt sehr seltene Ausgabe aus dem 16ten Jahrhundert, eine andere aus dem Jahre 1720 zu Wetzlar besitzen, und eine dritte, von Vogel, Marburg 1828. 8. s. Bragur VI. und Kochs Compendium II.)

Außerdem fallen mehrere Kriegs- und Siegeslieder, veranlaßt durch die Kämpfe der Schweizer mit Oestreich und Burgund, theils in das 14te, theils in das 15te Jahrh. Dahin gehören: ein Lied auf die Schlacht bei Sempach (1386) von Halb Suter, der selbst mitgefochten,

und ein zweites auf dieselbe Schlacht von dem oben genannten P. Suchenwirth. Dem 15ten Jahrhundert gehören Veit Webers Schlachtgesänge, unter denen sich besonders auszeichnet das Lied auf den Sieg bei Murten (1476) (s. Schillings Beschreibung des Burgundischen Krieges. Bern 1743. Fol., besonders herausgegeben von Schreiber. Freiburg 1819. 8.)

Auch der geistliche und Kirchengesang, der schon im 13ten Jahrh. seinen Anfang genommen, brachte in diese Periode manche beachtenswerthe Erscheinungen. Manches wird schon Tauler zugeschrieben. Nach ihm ist ausgezeichnet Conrad von Queinfurt, der 1382 als Geistlicher zu Löwenberg in Schlesien stand; im 15ten Jahrhundert dichtete Peter von Dresden, der ein eifriger Hussit war, und dem man auch das Lat.-Deutsche Lied: in dulci jubilo beilegt. [4]) Außerdem fallen noch in diese Zeit die Leisen oder Bußgesänge der Geißelbrüder oder Flagellanten, die Deutschland und andere Länder während der Pestzeit im 14ten Jahrhundert mit ihren Gesängen erfüllten [5])

Anmerk. 1) Das Manuscript ist in 4., über 500 Blätter stark, auf Papier geschrieben. Der Sammler ist unbekannt. Den Anfang des Codex macht das Register, in welches die hier befindlichen Lieder nach den Meistertönen, in welchen sie gesungen werden sollen, eingetragen sind. Voran steht allemal der Name des Dichters, der diese Töne erfunden hat. Darauf folgen die Namen, welche er diesen Tönen gegeben, und bei jedem steht der Anfang des Liedes nebst der Seite, wo es zu finden. Die Anzahl der Lieder beläuft sich auf mehr als 300, und der Dichter auf 25. (s. Wiedeburgs ausführliche Nachricht von einigen alten Deutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, welche in der Jenaischen akadem. Bibliothek aufbehalten werden (S. 148 — 152).

Anmerk. 2) Der Codex, der leider verloren gegangen,

enthielt über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern. (s. Bragur, Bd. I. S. 380 — 82.)

Anmerk. 3) Hier befinden sich unter andern zwei Sammlungen, die indessen mehr Gedichte von Minnesängern als Meistersängern enthalten. Die erste Sammlung ist in 4. auf Papier geschrieben, 133 Blätter stark, mit der Aufschrift: Poëma in laudem variarum personarum utriusque Testamenti. Der Lieder sind 18. Die zweite Sammlung führt die Aufschrift: Cantiones variae, ist auf Papier geschrieben, und enthält 61 Lieder. (s. Fried. Adelung's Altdeutsche Gedichte in Rom, oder fortgesetzte Nachricht von den Heidelbergischen Handschriften in der Vaticanischen Bibliothek, S. 303 u. f.) Wilken, in seiner schon gedachten „Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen," hat vier handschriftliche Sammlungen unter dem Titel Meisterlieder aufgeführt und gibt von jeder eine kurze Nachricht. — Außerdem vergleiche man: Docens Beschreibung einer Sammlung alter Meistergesänge in einer Handschrift des 15ten Jahrh. in v. Aretins Beiträgen 1807, so wie v. d. Hagens Grundriß ꝛc.

Anmerk. 4) Mehreres darüber findet sich in A. J. Rambach's Anthologie christlicher Gesänge. Altona u. Leipzig 1817 — 1822. 4 Bde., und in H. Hoffmanns Geschichte des teutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832. 8.

Anmerk. 5) Maßmann Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet, S. 44 — 96.

§. 12. Didaktische Poesie.

Die Hinneigung zum Didaktischen in dieser Periode ist unverkennbar; aber der Werth der hieher gehörigen poetischen Erscheinungen ist im Ganzen gering. Es gab Spruchgedichte, moralische Erzählungen und satirisch-didaktische Gedichte. Unter den letztern befinden sich einige beachtenswerthe. Ausgezeichnete Fabel-

dichter gab es nicht; doch steht einer an der Grenzscheide der dritten und vierten Periode, nämlich: Boner, der hier den Uebergang bilden mag, da sein Zeitalter ungewiß, von Einigen in die erste, von Anderen in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts gesetzt wird.

§. 13. Boner.

Boner, oder, wie er sich nach alter Gewohnheit schrieb, Bonerius, ist ein Geistlicher aus Bern, dessen Zeitalter man aus wahrscheinlichen Gründen in die erste Hälfte des 14ten Jahrh. setzt. Er hinterließ in Deutschen Reimen eine Sammlung von hundert Fabeln, zu denen er den Stoff aus dem Avianus [1]) und dem Anonymus des Revelet [2]) entlehnte. Es sind aber nicht lauter Fabeln in Aesopischer Manier, sondern auch einige Erzählungen, deren vorzüglichstes Verdienst in der natürlichen, kunstlosen Einfalt des Vortrages besteht. Sie bleiben für uns ein sehr schätzbares Denkmal eines Zeitalters unserer Poesie, das, so wie es zunächst auf die Blüthezeit der Minnesänger folgt, ihr auch unter allen übrigen Abschnitten dieses Zeitraums an Werth und Gehalt am nächsten kommt, und sind um so bemerkenswerther, da sie die trefflichsten Köpfe unsers Volks zu den scharfsinnigsten Untersuchungen und verschiedenen Uebertragungen veranlaßt haben.

Der Handschriften, welche bis jetzt davon bekannt geworden, sind 15, nämlich die Scherzische, zwei Zürcher, vier Wolfenbüttler, eine Gottschedische (jetzt in der K. Bibliothek zu Dresden), eine Wiener, eine Oettinger, eine Straßburger, und vier in Heidelberg. Der gedruckten Ausgaben sind mehrere, z. B. eine Bamberger v. J. 1461, welche 85 Fabeln enthält; eine unvollendete Straßburger in elf akade-

mischen Dissertationen des Prof. Scherz, vom Jahr 1704—1710, welche 51 Fabeln enthält; eine durch Bodmer und Breitinger besorgte Zürcher Ausgabe vom J. 1757 mit 99 Fabeln, unter dem Titel: „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger," und die neuste und vollständigste, unter der von Boner selbst herrührenden Benennung: der Edelstein, ist eine Berliner, herausgegeben nach einem alten Druck von 1461 und mit einem Wörterbuch versehen, von J. G. Benecke, 1816, 8. — Die Bamberger, als die älteste uns bekannte, wurde von Lessing in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, und von ihm im „ersten Beitrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel" (1773) ausführlich beschrieben. Die Schlußschrift dieser Ausgabe lautet:

Zu bamberg dies puchleyn geendigt ist
Nach der gepurt unsers Herren ihesu christ
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und im einundsechzigsten das ist war
An sant Valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen. [3])

Anmerk. 1) Dies ist Flavius Avianus, der wahrscheinlich unter der Regierung der beiden Antonine im 2ten Jahrh. nach Chr. Geb. lebte. Wir besitzen von ihm 42 Fabeln in elegischer Versart.

2) Der ungenannte halbbarbarische Lat. Dichter, welcher unter dieser Benennung verstanden wird, ist der Erzbischof von Tours, Hildebert, dessen 60 in elegischem Sylbenmaße abgefaßte Fabeln in der Sammlung alter Fabeldichter, die Nevelet unter dem Titel: Mythologia Aesopica. Frcf. 1610. 8. herausgegeben hat, vorkommen und daselbst unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Es sind die versificirten Fabeln des Romulus, eines prosaischen Fabeldichters, dessen Zeitalter eben so wenig genau bestimmt wer-

den kann, als sein Name vollkommen ausgemacht ist. (S. Lessing's 5ten Beitrag zur Gesch. und Litter. S. 43 ff.)

3) Eine sehr vollständige Literatur, die Bonerschen Fabeln betreffend, findet sich in Jördens „Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten,“ Th. I. S. 161—179. Nachstehende zwei Proben sind aus der Bodmer-Breitingerschen Sammlung entlehnt, und zwar die 17te und 20ste Fabel.

I.

Ein fuchz hungern began,
Unter einen hohen boum er kan,
Uf den ein rapp kam geflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er gerowbet hatte do;
Des was der fuchz unmässen fro.
Do in der fuchz erst an sach,
Mit glatten worten er do sprach:
Gott gruez dich lieber herre min,
Uwer diener wil ich sin.
Und iemer wesen uwer knecht,
Das dunkt mich billich unde recht.
Ir sint so edel und so rich,
Kein vogel mag sin uwer glich
In allen kunigrichen;
Ich wen uch muos entwichen
Der sperwer und das faelkelin,
Der habk und ouch des pfawe schin.
Sueß ist uwer kelen schal,
Uwer stim hoeret man uberal
In dem walt erklingen,
Wenn ir geruten singen;
Das hab ich wol genomen war.
Der rapp sprach: das soll sin on alle var
Er liez sin stim us und sang,
Das es dur den walt erklang.
In dem gesang enpfiel im do
Der kês; das wart der fuchz vil fro.

Des muost der rappe schamrot stân
Dar zuo muost er den schaden hân.

II.

Eis mals ein loewe sich ergieng
In einem Walde do er ving
Ein mus din wolt er ertoedet han.
Sie sprach, her loewe länd mich gan,
Es zimt nit uiwer biderbkeit,
Noch uiver edelmuetikeit,
Noch lob noch ere lit daran,
Uib ir mich toedent lant mich gan;
Was eren mag ein küing beiagen,
Uib von im wirt ein knecht erslagen,
Des er gewalt het wen er wil,
Ist im des eren, der ist nit vil.
Was groser signust mag das sin,
Uib ein loew ein müiselin
Ertoedtet: der het eren me
Der geschaden mag und nit tuot we.
Lasset ir mich herr genesen,
Ich mag uich vil wol nutze wesen
Und mag uich keinen schaden tuon,
Noch minr denn dem aren ein huon.
Der loewe liez sin zuirnen sin
Und lieze vri das muiselin;
Des wart es inneklichen fro,
Ich will uich danken sprach es do.
Nu wart es ouch nit lang gespart
Wan das der loew gefangen wart
In einem netze das was stark:
Er hette geben tusend mark,
Das er dar uz wer gewesen,
Er ward sicher nit gelesen.
Da er alsus gevangen lag
Da kam din mus ê das der tag
Uf gieng und kam zum loewen hin.

Sie sprach: got grues uich herre min,
Was klaget ir, was ist uiwer not?
Ich bin gevangen uf den tot
Sprach der loewe zuo der mus.
Sie sprach, ir komet wol her us,
Ich hilf uich umb uiwer leben,
Wann ir das auch mir hand geben.
Was sol ich uich me sagen?
Die mus geriet das netz genagen
Und mit den zenen bissen
Und welt es gern zerissen
Entzwei, do wart ein grosses loch.
Vil bald der loewe floch.
Der mus danken er began;
Sie sprach ich han es gern getan.
Gedenk wi der gewaltig si
Dem miltikeit wonet bi.
Gewalt erbermde haben sol,
Der mer dem minre sol vertragen.
Nuitz mag der sin der nit mag schaden.
Der loew die kleinen mus liez gan,
Die er wol moegt ertoedet han;
So mogt im schade nit enwesen,
Doch muost er von ir hilf genesen;
Si gedacht was er ir het getan
Und half im das er dannan kam.

§. 14. Spruchgedichte, Satiren und Präambeln.

Zuerst ist hier zu bemerken:

Heinrich der Teichner lebte in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh. meist zu Wien und schrieb Spruchgedichte und moralische Erzählungen, wovon Proben mitgetheilt sind in Docen's Miscellen II. S. 229 — 238, und in Laßberg's Liedersaal S. 417 ff. Wichtiger ist

Sebastian Brant, mit dem Beinamen Titio. Er wurde 1458 zu Straßburg geboren, studirte zu Basel die Rechte, wurde Rath des Kaisers Maximilian I., der ihn wegen seiner Einsicht sehr schätzte, und starb endlich als Kanzler (Stadtsyndikus) in seiner Vaterstadt, 1521. Am bemerkenswerthesten unter seinen vielen Schriften ist ein satirisch-didaktisches Gedicht, welches den Titel führt: „das Narrenschiff, oder das Schiff aus Narragonien." Es enthält in vierfüßigen Jamben (einer Versart, die zu Brants Zeiten fast die einzig bekannte war) eine Schilderung der Laster und Thorheiten seines Zeitalters, und fand einen so außerordentlichen Beifall, daß es nicht nur sehr oft wieder aufgelegt werden mußte, sondern auch in andere Sprachen übersetzt und erklärt wurde. Die ganze Dichtung besteht darin, daß er sich ein Land, Narragonien, erdichtet, wohin er alle Narren zu Schiffe bringt, und daß er jeder Thorheit eine eigene Stelle anweist. Zu diesem Zweck reiht er eine Menge Sittenlehren und Satiren an einander, über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im häuslichen und bürgerlichen Leben, und vertheilt solche auf 113 Kap.. oder Gemeinplätze, die keinen andern Zusammenhang unter sich haben, als daß sie durch einen gemeinschaftlichen Titel mit einander verbunden sind. Der Vortrag hat im Ganzen wenig poetisches Leben, obschon es hie und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken fehlt. Körnicht und gedrungen aber wird Brant's Ausdruck, wenn er die Fehler des Stolzes, Eigendünkels, der Projectmacherei, der Polyhistorei und des Schwatzens rügt, oder über den Unbestand der Dinge philosophirt. Das Ganze ist, bei aller Geringfügigkeit des poetischen Werths, doch ein Buch voll gesunden Verstandes, voll Welt- und Menschenkenntniß. In der Sa-

tire Brant's ist übrigens mehr Bitterkeit als Witz und Laune; er lacht nicht, sondern er zürnt, aber er will auch nicht, daß seine Leser lachen, sondern daß sie vielmehr den Ernst und die Wahrheit seiner Schilderungen fühlen. Ein Doctor der Theologie, Joh. Geiler v. Kaisersberg (von dem später die Rede sein wird) hielt über das Narrenschiff Predigten. Die älteste Ausgabe ist zu Basel 1494 in 4. gedruckt, und in demselben Jahre erschienen noch 3 andere Ausgaben zu Nürnberg, Augsburg und Rüttlingen in 8. Die übrigen echten Ausgaben sind die zu Basel 1495, 1499, 1506, 1508, 1509 und Straßburg 1512.*) Auch ist es in's Plattdeutsche, Holländische, Englische und Französische übersetzt worden.

Präambeln (praeambulum), gewöhnlich Priameln auch Präameln genannt, sind eine Art epigrammatischer Dichtung, satirischen Inhalts, die im 14ten und 15ten Jahrh. in Gang kamen. Proben davon stehen in Weckherlins Beiträgen zur Geschichte der Altd. Sprache und Dichtkunst, wobei zu bemerken ist, daß ein hier abgedruckter Spruch in Deutschen Hexametern abgefaßt ist.

*) Die Straßburger Ausgabe von 1494 (wiederholt Augsburg 1495 u. 98) enthält Zusätze und Erweiterungen eines Fremden, gegen welche der Verf. protestirte. S. Ebert bibliogr. Lexikon Bd. 1. — S. auch Koch's Compendium 2c. Bd. I. S. 149, und Nasser's Vorlesungen S. 187 u. 88. — Wieland hat im T. Merkur v. J. 1776 Febr. S. 170—72 einige vorzügliche Stellen zur Probe aus dem Original abdrucken lassen, die wegen der Seltenheit echter Ausgaben auch hier einen Platz finden mögen:

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,

Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)
Wer schiessen uß vi Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, daß eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und schlucken vil das im nit smekt
Und streken sich nach der Gedekt (Decke)
Und künnen (können) pfulwen underströwen (streuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmeken wol:
Man wermbt sich bald bey grosem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versüchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit.
Dem Wisen liebt Eynfaltikeit.

*

1. Syner Mutter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint vom edelm Blut,
Sie went (wollen) die ersten sin von recht
Die edel sint in irm Geschlecht;
Wie wol ichs nit ganz straff noch acht
Uß Tugend ist all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt,

Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wär
Adel alleyn by Tugend stat (steht)
Uß Tugend aller Adel gat. (geht)

* *
*

Ich weiß noch einen, heißt Hans Wiß,
Der will all Welt deß überreden
Er sey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechßt und staht;
Der doch nie kam so fern hinus,
Hett syn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hätts geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümens ist uf Erd so vil
Daß es zu Zyten nem gros wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt
Daß er will syn, das er nit ist.

§. 15. Epische Poesie.

a) Reineke der Fuchs.

Mehrere allegorisch-erzählende Gedichte gehören diesem Zeitalter ganz eigenthümlich. Der Hang zur Verspottung sittlicher Gebrechen erzeugte ein allegorisch-episches Spottgedicht, das unter dem Namen Reineke Fuchs, als eins der trefflichsten Denkmäler Altdeutscher Poesie da steht. Wer der Verf. desselben sei, ist lange unentschieden geblieben. Der frühern Meinung nach ist es ein gewisser Heinrich von Alkmar, der als Hofmeister bei dem Herzoge Renatus von Lothringen um's Jahr 1470 gelebt haben soll. Allein schon Rollenhagen nennt in der Vorrede zu seinem „Froschmäusler" den Nikolaus Baumann, der als Doctor der Rechte und Rath des Herzogs Magnus von Jülich bei seinem Hofe in Ungnade fiel und 1526 als Secretär des Her-

zogs von Mecklenburg und Prof. der Rechte zu Rostock starb; und neuere Untersuchungen haben diese Meinung bestätigt [1]). Eben so streitig war die Frage: ob dieses Gedicht ein echt-Deutsches Originalproduct oder eine Nachahmung sei? Man hat sich indessen für das letztere erklären müssen, da wir ein älteres Werk in Holländischer Sprache besitzen [2]), in welchem der Gang der Erzählung zum Theil bis auf die kleinsten Züge, ganz wie in dem Deutschen Reineke, gefunden wird, und es scheint nach einer genauen Vergleichung, daß entweder der Deutsche Dichter den Holländischen zu seinem Vorbilde gehabt habe, obgleich auch dieser den Stoff wahrscheinlich aus mehreren Alt-Französischen Fabeln entlehnt hat [3]), oder daß beide Bearbeiter aus einer und derselben Quelle geschöpft. Die ganze Dichtung gehört überhaupt zu denen, die sich nach und nach aus Deutschen Volkssagen gebildet haben. Denn schon zur Zeit Karls des Großen sollen von dem Deutschen Volke satirische Anekdoten erzählt worden sein, in denen ein Herzog von Reinhart oder Reineke von Lothringen als Fuchs, und ein Graf von Oestreich unter dem Namen Isegrim als Wolf aufgeführt worden. In der Folge haben vermuthlich auch die Franzosen sich dieses satirischen Stoffs bemächtigt, um ihn in freier Dichtung weiter auszubilden. Das Verdienst der Erfindung würde demnach weder einem Französischen noch einem Deutschen Dichter besonders angehören. Dennoch hat sich unser Dichter durch die poetische Behandlung seines Stoffs über seine prosaischen Vorgänger so erhoben, daß man seiner Arbeit wohl den Rang eines Originalproducts zugestehen kann. [4])

Anmerk. 1) Die Untersuchung dieser Streitfrage begann in Flögel's „Geschichte der komischen Litteratur," Bd. III. S. 28 — 94. Darauf hat Tiaben in seinem

gelehrten Ostfriesland" (Aurich, 1785) Th. 1, S. 19—88. mit vielen Beweisgründen zu zeigen gesucht, daß Nik. Baumann der wahre Verf. des Gedichts sei. Baumann suchte sich nämlich für die Ungnade, in die er am Hofe zu Jülich gefallen war, durch dieses Gedicht zu rächen, welches die Kabalen jener Residenz darstellt und lächerlich macht, wählte auch zur Sprache desselben den in Jülich sowohl damals als auch noch jetzt sehr gewöhnlichen friesischen Dialekt des Plattdeutschen, setzte aber, um völlig unbekannt zu bleiben, den Namen Heinrich von Alkmar vor, der, wie Tiaden beweist, nie gelebt hat, und fügte, um seine Erdichtung noch mehr zu verschleiern, Anmerkungen dieses angeblichen Heinrich von Alkmar bei, indeß er seine eigenen Anmerkungen bloß unter dem Namen des Herausgebers anhängte. Noch mehr bestätiget hat dies Kinderling in seiner „Geschichte der Niedersächsischen Sprache," S. 350 ff. Dennoch ist die Sache nicht ausgemacht, und es behaupten einige Schriftsteller, wie Scheller und Scheltema, daß es einen Doctor der Rechte, Namens Heinrich v. Alkmar, wirklich gegeben habe.

2) Von diesem Buche kennt man nur ein einziges Exemplar, das sich in der Stadt-Bibliothek zu Lübeck befindet, und den Titel führt: „die historie van reynaert de vos". Am Ende steht: „hier eindet die historie van reynaert de Vos. Int jaer ons heren MCCCC ende lxxxv opten vierden Dach van junio. Delf in hollant." Diese Delfter Quart-Ausgabe in Holländ. Prosa mit einigen dazwischen laufenden Reimen hat 112 Blätter, und besteht aus 49 Cap. Der ehemalige Stadtbibliothekar und Subrector Suhl in Lübeck besorgte davon im J. 1783 einen Abdruck, unter dem Titel: „die historie va reynaert de vos, nach der Delfter Ausgabe von 1485 zum genauen Abdruck befördert rc." Lübeck und Leipzig, 8.

3) Man findet in Französischen Bibliotheken mehrere handschriftliche Romane und Fabelsammlungen unter den Titeln: le Roman du Reynard, le Roman ancien du

maistre

maistre Renard, le Renard couronné etc., in denen der Fuchs jedesmal die Hauptrolle spielt. — Horn, in seiner „Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie," merkt S. 53 noch an: daß es bereits im 9ten Jahrh. im Austrasischen Reiche einen Politiker, Namens Reginard gegeben, dessen Verschlagenheit und ränkevoller Sinn weit und breit berühmt gewesen, so, daß man ihn unter dem Bilde des Fuchses vorgestellt, dem er den Namen (renard) gegeben haben solle, und wirklich, setzt er hinzu, finden wir dieses Wort auch nicht früher als im zehnten Jahrhundert.

4) Neuere Aufschlüsse über das ganze Gedicht enthält Reinhardus vulpes etc. von Mone. Stuttgart 1832. 8. Eben so hat Jac. Grimm in einer Sammlung von Abhandlungen und Schriftwerken Aufschlüsse über die Deutschen Thierfabeln überhaupt gegeben in seinem „Reinhart Fuchs." Berlin, 1834. 8.

§. 15. Inhalt desselben und Bestimmung seines Werths.

Das Gedicht (wie es in der ältesten uns bekannten Ausgabe von 1498 vor uns liegt) ist in Plattdeutscher oder Niedersächsischer Sprache, und zwar in dem Friesischen Dialekt derselben geschrieben, und besteht aus vier Büchern, deren jedes mehrere Kapitel enthält. Die Verse sind Jamben, in die sich indessen nach damaliger Regellosigkeit des Versmaßes viele Spondeen, Anapästen u. s. w. eingeschlichen haben. Das Ganze ist ein lebendiges Gemälde von einem Hofe, dessen Regent sich den Anschlägen eines niederträchtigen Günstlings überläßt, und dadurch, wider seinen Willen, auf den Untergang seines Reichs hinarbeitet, und enthält als ein satirisches Fabelgedicht die Lehre, daß nach der Welt Lauf die Schlauheit über alles Recht den Sieg davon trägt. Die darin vorkommenden Personen, nämlich der König mit allen seinen Vasallen, Staats- und Hofbeamten, Geistliche und alle übrigen Stände, sind unter dem Bilde

von allerlei Thieren, fast in Aesopischer Manier, vorgestellt, und der Charakter, den die Natur jeder Thierart eingeprägt hat, bezeichnet die Denk- und Gemüthsart der handelnden Personen. Der Fuchs (Reineke) spielt die Hauptrolle; von den übrigen Thieren sind der Löwe (Nobel) als König, der Dachs (Grimbart), der Bär (Braun), der Kater (Hinze), der Bock (Bellyn), der Hase (Lamp), der Wolf (Isegrim), der Hahn (Henninck) vorzüglich in die Begebenheit verflochten [1]). Reineke, nachdem er sich durch alle Anklagen der Thiere glücklich durchgelogen, wird noch zum Schluß mit Ehren und Gnadenbezeigungen vom König überhäuft, und kehrt in Begleitung seiner nun zahlreichen Freunde in seine Burg (Malepartus) zurück, wo er seiner Familie den glücklichen Ausgang seines Handels erzählt.

Nur selten ist ein Gedicht so allgemein und günstig aufgenommen worden wie dieses. Jahrhunderte lang war es im ganzen nördlichen Europa, besonders in Deutschland, ein Lieblings-, man kann sagen ein Volksbuch. Man hielt es für eine Fundgrube, aus der sich echte Lehrsätze der Moral, ja selbst die Geheimnisse der tiefsten Politik schöpfen ließen, und daher war es auch in den Händen aller Fürsten und Staatsmänner. Man löste es endlich in Prosa auf, und verkauft es noch jetzt auf den Jahrmärkten neben dem gehörnten Siegfried, der schönen Magellone und andern Volksbüchern. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrh. hat die Menge der Romane und anderer Schriften den Reineke aus den mittlern Ständen verdrängt, und er würde vielleicht ganz in Vergessenheit gerathen sein, wenn ihn nicht Goethe in edlerer Gestalt wieder in's Leben gerufen hätte [2]) Diese neue Belebung hat das Gedicht um so mehr verdient, da es durch eine sehr getreue und gutgehaltene Charakterzeich-

nung, durch Mannigfaltigkeit der oft sehr komischen Lagen, durch Fülle von Witz und Laune und eine höchst lebendige und freimüthige Darstellung in größtentheils sehr fließenden und ungezwungenen Reimen, jeden Leser angenehm beschäftigt. Tugend, Weisheit und Sittlichkeit haben in diesem Gedicht ihre trefflichste Lobrede gefunden. Auch für den Sprachforscher und Alterthumskenner ist es von großem Werth.

Anmerk. 1) Es ist höchst wahrscheinlich, daß jedes Thier eine wirkliche Person vorstellt. Schon Eccard (Commentar. de rebus Franciae, Wirceb. 1729. T. II. p. 797.) meint, daß unter dem Wolf Isegrim der Name eines Herzogs von Oestreich, unter Reineke dem Fuchs aber der Herzog Reinhard von Lothringen zu verstehen sei, und daß der Dichter beide Personen sehr richtig gezeichnet habe.

2) S. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. LIV. St. 2. S. 245—248.

§. 16. Ausgaben desselben.

Als Deutsches Volksbuch ist Reineke Fuchs sehr oft gedruckt worden. Wir kennen bis jetzt 17 Ausgaben der Niederdeutschen Bearbeitung:

1) Reynke de Voß. Lübeck 1498, in kl. 4. Ist die älteste Ausgabe und mit vielen Holzschnitten geziert. Das einzige, davon vorhandene Exemplar ist auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Professor Hackmann zu Helmstädt ließ es 1711 zu Wolfenbüttel abdrucken. In der Vorrede nennt sich Heinrich von Alkmar als Verfasser.

2) Van Reyneken dem Vosse u. s. w. Rostock 1517, in kl. 4. Ist ein neuer Abdruck von No. 1. Die Holzschnitte sind sparsamer, aber besser. Ein Exemplar dieser Ausgabe befindet sich auf der Bibliothek zu Dresden.

3) Eine dritte Ausgabe in 4. von Nic. Baumann zu Rostock 1522 bei Ludwig Dietz gedruckt, führt Rollenhagen in der Vorrede zu seinem „Froschmäusler" an. Es hat aber kein neuerer Litterator diese Ausgabe jemals gesehen.

4) Eine Ausgabe von 1539 zu Rostock, auch bei Ludwig Dietz, in 4., ganz mit Schwabacher Schrift gedruckt, ist besonders ihrer typographischen Schönheit und Correctheit wegen merkwürdig. Der Text ist mit 37 Holzschnitten geziert, und außerdem befinden sich noch bei den Anmerkungen 13 einzelne Figuren, die charakteristisch und zum Theil satirisch sind, wohin z. B. ein Advocat gehört, der kalt und warm zugleich bläs't. Die Herren Nasser und Soltau (der Uebersetzer des Reineke) besaßen diese Ausgabe. Letzterer hat vor seinem Tode sein Ex. der Hamburger Stadtbibl. übergeben.

5) Eine andere Rostocker Ausgabe, v. J. 1548 in 4. bei Ludwig Dietz, besaß Gottsched. Das Titelblatt fehlte. Auf dem 272sten Blatte stand mit Buchstaben die Jahrzahl 1549, und am Schlusse des Registerbogens Druckort, Drucker und die Röm. Zahl MDLIII., daher man annimmt, der Druck habe 48 angefangen und sei 53 beendet worden.

6, 7, 8) Drei Ausgaben v. J. 1562 in 4., 1572 in 4. mit Holzschnitten, und 1575 in 8. sind zu Frankfurt a. M. gedruckt. Letztere besaß Gottsched.

9) Eine Ausgabe vom J. 1592 in 4. zu Rostock gedruckt, mit Holzschnitten, besaß Professor Nasser (s. dessen Vorlesungen über die Gesch. d. D. Poesie).

10, 11 u. 12) Drei Octav-Ausgaben aus dem 17ten Jahrh., v. J. 1606 (so steht auf dem Titelblatt, am Ende steht 1604), 1660 und 1666, mit Holzschnitten,

sind zu Hamburg erschienen. Letztere hat viele Druckfehler, und war in den Händen des Prof. Nasser.

13) Eine Wolfenbüttler Quart-Ausgabe v. J. 1711, ist ein Abdruck der Lübecker Ausgabe von 1498, welchen F. A. Hackmann besorgte. Sie ist mit Lat. Schrift gedruckt, und von einem, mit dem Reineke gar nicht zusammenhangenden Plattdeutschen Gedichte, de Koker (der Köcher), begleitet, dessen Verf. uns unbekannt ist, das hier aber zum ersten Male erschien, und eine Sammlung von gereimten und satirischen Spruchgedichten enthält (welche die Pfeile sind, von denen dieser Köcher den Namen hat), die, ohne sonderlichen poetischen Werth, doch für das Studium der Plattdeutschen Sprache und der ältern Deutschen Sittengeschichte nicht unwichtig sind.

14) Die zu Leipzig, bei Breitkopf im J. 1752 erschienene, von Gottsched besorgte Quart-Ausgabe. Sie ist nach der Hackmannschen Ausgabe, als ein Anhang zur Gottschedischen Hochdeutschen Uebersetzung.

15) Eine sehr empfehlenswerthe (aber jetzt vergriffene) Ausgabe: Reineke de Voß mit eener Verklaring der olden Sassischen Worde. Gedrucket to Eutin 1797. dorch Bened. Struve, Hofboekdrücker. 8. Diese Ausgabe besorgten Voß und Bredow, nach dem Hackmannschen Text, jedoch mit mehrern Abweichungen in Ansehung des Dialekts. Sie ist mit einem sehr brauchbaren Glossarium versehen.

Die neuesten Niederdeutschen Ausgaben sind:

16) Reineke de Fos fan Hinrek fon Alkmar, upt nye utgegeven unde forklarend dorg Dr. K. F. A. Scheller. Halberst. 1825. 8. Ist nach der ältesten Lübecker Ausg. v. J. 1498 abgedruckt, doch ist der

Abdruck nicht genau. Der Herausgeber vindicirt die Autorschaft dem H. von Alkmar.

17) Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausg. v. J. 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von Hoffmann v. Fallersleben. Breslau, 1834. 8.

Anm. Ein dem Reineke nachgebildetes und die Geschichte des Fuchses bis zu seinem Tode fortführendes Gedicht „Hennynk de Han" von Renner ist aus dem 18ten Jahrh. und gehört also einer spätern Periode an.

§. 17. Uebersetzungen desselben.

Auch an Uebersetzungen ins Hoch- und Niederdeutsche und in fremde Sprachen fehlt es nicht. Nach bloßer Anführung einer ältern von Beuther, Frankf. a. M. 1545 in Fol., welche 1556 in Fol. und 79, 90, 1602 und 1617 in 8. wieder aufgelegt ist, einer andern zu Rostock von 1650 in 8., 1662 wiederholt, und der Gottschedischen (s. vorigen §. Nr. 14.), die prosaisch und sehr fehlerhaft ist, verweilen wir hier nur bei den neusten von Goethe und Soltau. Die Goethesche erschien unter dem Titel: Reineke Fuchs in zwölf Gesängen, und findet sich einzeln (Berlin 1794, 8.) und in seinen ältern Werken (Bd. X.), wie in der letzten Ausg. von 1830, Bd. 40. Sie ist in Hexametern, und, ungeachtet mancher Zusätze und Einschiebsel, doch so treu, daß sie eher Uebersetzung als Nachbildung genannt werden muß. In der Versart des Originals, oder in sogenannten Knittelreimen (kurzen gereimten Jamben) ist die Soltausche: Reineke Fuchs, von D. W. Soltau, Berlin 1803. 8. N. veränd. Ausg., Braunschw. 1823. 8., und deshalb volksmäßiger. Auch diese Uebersetzung ist, mit Auslassung einiger müßigen Stellen, ziemlich treu, doch hat der Reineke darin zuweilen ein etwas modernes Ansehen bekommen.

Von den Ausgaben und Uebersetzungen, welche in fremden Sprachen erschienen sind, erwähnen wir hier nur einer Lateinischen von Hartmann Schopper *), welche zuerst 1567 zu Frankfurt a. M. in 8. erschien und mehrmals wieder aufgelegt worden ist. Sie ist in vierfüßigen Jamben und, wie das Original, in vier Bücher, und jedes Buch in Capitel getheilt, auch nicht ohne poetische Schönheiten, obwohl man es der Arbeit an mehrern Stellen ansieht, daß sie dem Verfasser sauer geworden, wie er denn selbst sie laborem Aetna graviorem nennt.

Anmerk. *) Der Anfang des langen prahlerischen Titels der ersten Ausgabe lautet: Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes etc. In den folgenden Ausgaben von 1574, 79, 80, 84 und 95, die auch in 12. sind, ist der Titel sehr abgekürzt.

Probe aus dem zweiten Buch des Niederdeutschen Originals.

Wente wy beiden vp eine tydt gingen
Twischen Kallyß vnd Elverdhingen,
Dar ginck eine Mere mit erem Valen,
De bede swart weren, alse de Kalen.
Dat junge Vale mochte wor olt syn
Van veer Mänten, nicht vele myn.
Isegrim, de Wulff, was by na dodt,
Van hungers wegen leet he grothe noth.
He bath my, dat ick fragen scholde,
Efft de Mere verköpen wolde
Ere junge Valen, vnd ock wo düre?
Süs ginck ick tho er vp eventüre;
Ick sprack: höret my Mere fruwe,
Ick weit, dat dyt Vale ys juwe,
Wille gy ydt verköpen? segget my dat!
Se sprack: Ja ick verköpet vmme schat;
De Summe, dar ick dat vmme wil geuen,

Steit achter vnter mynem vote geschreuen;
Wille gy ydt seen, ick latet juw lesen.
Da hörde ick wol, wo se wolde wesen.
Ick sprack: Nein Frowe, des syth bericht,
Lesen effte schrypen kan ick nicht,
Juwes Kyndes ick ock nicht begere;
Men Isegrim wüste gerne, wo ydt were,
De hefft my hergesant tho juw.
Do sprack se: So laten en kamen nu,
So wil ick em des maken vrot.
Da ginck ick hen, dar Isegrim stot,
Ick sprack, wille gy juw ethen sath,
De Mere secht vnd entbüth juw dat.
Dat gelt steit vnder erem vote geschreuen,
Wor se dat Vale vmme geuen.
Se woldet my hebben lesen laten,
Men wat scholde my dat baten?
Wente ick yo nene schryfft weth,
Des lyde ick vaken groth vordret.
Ohem, seet, effte gy dat können lesen!
Isegrim sprack, wat scholde dat wesen,
Dat ick nicht scholde lesen, wat ydt ock sy?
Ja Düdedsch, Walsch, Latin ock Frantzöß darby.
Hebb ick doch tho Erfordt schole geholden,
Ock hebbe ick mit den wysen olden,
Alse mit den Meisters van der Audientzien,
Questien gegeuen vnd Sententzien.
Ick was in der Logiken gelicencieret,
Wat schryfft dat men vyseret,
Kan ick lesen, gelick mynen namen,
Dar vmme wil ick mede tho ramen
Beydet gy miner hyr ein kleen,
Ick wil ghaen vnd de schryfft beseen.
He ghinck hen vnd fragede euen,
Wo se dat Valen wolde geuen.
He fragede na dem besten kope,

Se sprack: dat geit steit to hope
Geschreuen vnder mynem achter voet.
He sprack: lath seen. Se sprack: ick doet.
Se börde den voet bauen dat graß,
De nyge mit yseren beslagen was,
Mit ses Hoffnägeln, vnd sloch wisse
Vnd rakede ock nicht all misse.
Wente se sloch ene vor syn höuet,
Dat he störtede vnd lach verdöuet,
Vnd vel vor Dodt thor erden nedder.
Ehr he syck recht vorhälde wedder,
Dat was wol eine grote stunde,
De Mere leep wech, all dat se konde,
Und leeth Isegrimme liggen vorwundt;
He lach, vnd hülede alse ein hundt.

Dieselbe Probe aus Goethe's Uebertragung in's Neu-Hochdeutsche.

— — — — — Wir gingen nämlich zusammen
Zwischen Kackyß und Elverdingen, da sah'n wir von weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und Eins wie das Andre
Wie ein Rabe so schwarz. Vier Monath mochte das Fohlen
Alt seyn. Und Isegrim ward vom Hunger gepeinigt, da bat er:
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
Liebe Frau Mähre, sagt' ich zu ihr: Das Fohlen ist euer,
Wie ich weiß, verkauft ihr es wohl? Das möcht ich erfahren.
Sie versetzte: bezahlt ihr es gut, so kann ich es missen,
Und die Summe, für die es mir feil ist, ihr werdet sie lesen,
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich,
Was sie wollte, versetzte darauf: ich muß euch bekennen,
Lesen und schreiben gelingt mir eben nicht so, wie ich es wünschte.
Auch begehr ich des Kindes nicht selbst; denn Isegrim möchte

Das Verhältniß eigentlich wissen; er hat mich gesendet.
Laßt ihn kommen, versetzte sie drauf, er soll es erfahren.
Und ich ging, und Isegrim stand und wartete meiner.
Wollt ihr euch sättigen, sagt ich zu ihm, so geht nur, die Mähre
Giebt euch das Fohlen, es steht der Preis am hinteren Fuße
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber nachsehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt ich schon manches versäumen,
Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Versucht es, mein Oheim,
Und beschauet die Schrift, ihr werdet vielleicht sie verstehen.
Isegrim sagte: Was sollt ich nicht lesen! das wäre mir seltsam!
Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Französisch versteh' ich,
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelehrten und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt, ich habe meine Lizenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Les' ich als wär es mein Nahme. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und lese die Schrift, wir wollen doch sehen.
Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig. Sie sagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Lesen, sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich sehen! versetzte der Wolf. Sie sagte: das thu ich!
Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was sie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt er sich wieder und heulte,
Wie ein Hund. — — — — — — —

Probe aus Soltau's Uebertragung in Knittelversen.
(1stes Buch. Kap. 35.)

Wie Reinke kam an seine Thür,
Sprach er: Bellin [1]), verweile hier
Und bleib' ein wenig draußen steh'n;
Ich will in meine Feste gehn,
Und nehmen Lampen [2]) mit hinein.
Sag' ihm, er soll behülflich seyn,
Mein Weib zu trösten über mich;
Denn ohne Zweifel grämt sie sich,
Wenn sie von uns bekömmt zu wissen,
Daß wir auf Pilgerschaft jetzt müssen.
So wußte Reineke dem Thoren
Mit glatten Worten Esel zu bohren,
Damit der dumme Lamp allein
Sich wagte in die Burg hinein.
Hier lag, von Sorg' und Gram bezwungen,
Die Füchsin mit den beiden Jungen,
Und glaubte nun und nimmermehr,
Daß Reineke entronnen wär.
Doch wie sie ihn nach Pilger Art
Gewahr mit seinem Ranzen ward,
Und seinen Wanderstab und Schuh,
Da nahm noch mehr ihr Wunder zu.
„Reinhard (rief sie), ach, sage mir,
Wie ging es doch am Hofe Dir?"
Sprach er: „Ich habe gefangen gesessen;
Allein es ist nicht lange gewesen.
Der König ließ mich aus der Haft,
Und sandte mich auf Pilgerschaft.
Herr Braun der Bär und Isegrim [3])
Sind Bürgen für mich jetzt bei ihm.
Dank ihm! daß er uns gut bedenkt.
Und Lampen uns zur Söhnung schenkt',
Mit ihm zu thun, was uns behagt.
Der König hat mir selbst gesagt,

Daß er mich falsch beschuldigt hat.
Laßt ihn nun büßen den Verrath,
Denn ich bin ohnehin ihm gram."
Wie Lampe diese Worte vernahm,
Erschrak er sehr, und wollte fliehn;
Doch Reineke verhindert ihn,
Indem er ihm die Thür verlief,
Und mördrisch ihn beim Hals' ergriff.
Lampe schrie: „Hilf, ich bin in Noth,
Bellin! der Pilger beißt mich todt."
Allein umsonst war sein Geschrei,
Reinhard biß ihm den Hals entzwei,
Also empfing er seinen Gast:
„Langt zu (sprach er) und eßt mit Hast;
Der Has' ist gut und fett, fürwahr;
Und wozu taugt auch sonst der Narr?
Ich hab's ihm längst schon nachgetragen;
Jetzt soll er mich nicht mehr verklagen."
Kurz, Reinke machte sich mit Weib
Und Kindern über Lampens Leib.
„Viel Dank sei (sprach Frau Ermelin)
Dem König und der Königin.
Gott gebe Beiden gute Nacht,
Weil sie so gütig uns bedacht,
Und uns den Tisch so schmackhaft decken."
Reineke sprach: „Laßt's Euch gut schmecken,
Und sättigt Euch nach Lust und Fug;
Denn hier ist für uns alle genug.
So geht es Reinhards Feinden allen;
Sie müssens mit der Haut bezahlen,
Die mich verschwatzen und verklagen."
„Darf ich (sprach Ermelin) Dich fragen,
Wie Du Dich aus der Haft befreit?"
„Es braucht (sprach Reineke) viel Zeit,
Um Dir zu sagen, wie ich log,
Und Nobeln *) mit Geschwätz betrog.
Nicht minder auch die Königin;

Daher die Freundschaft auch nur dünn
Gesponnen ist (das weiß ich wohl),
Und noch wohl dünner werden soll.
Ich weiß, er nennt mich Bösewicht,
Wenn er erst Alles zu wissen kriegt,
Und wenn er mich einst wieder bekäme,
Daß er nicht Millionen nähme,
Um ungehangen mich zu lassen,
Könnt' er mich nur bei'm Kragen fassen.
Wir müssen hin nach Schwabenland,
Da sind wir noch ganz unbekannt.
Dort halten wir des Landes Weise.
Himmel! was giebt es da für Speise!
Da sind dir Hühner, Gänse, Kaninchen.
Auch ist an Vögeln keine Noth;
Mit Butter und Eiern backt man's Brot.
Gesunde Luft ist überall,
Und Wasser, klar wie ein Krystall.
Es giebt dort Fische, die heißen Gallinen,
Die schmecken besser als Rosinen;
Auch andre mehr, als Anas, Gallus,
Pullus, Pernix, Anser und Rallus;
Dort sind die Fische, die wir brauchen,
Man braucht nicht tief darnach zu tauchen.
Solch Fischwerk aß ich in dem Orden,
Wo ich einst war ein Mönch geworden.
Sieh, Frau! willst Du in Ruhe leben,
So laß uns dorthin nun begeben.
Damit wir uns auch recht verstehn,
So wiss': der König ließ mich gehn,
Weil ich die Schätze ihm versprach,
Die König Emmerich ließ nach.
Ich sprach, sie lägen verscharrt im Sand,
Bei'm Brunnen, Haderpfütz genannt.
Da findet er sie nimmermehr,
Und wird mir darum zürnen sehr,

Daß ich ihn durft so arg betrügen.
Ich mußt' auch ganz erschrecklich lügen,
Eh ich dem Strange nur entging;
Mich wundert, daß man mich nicht hing.
Gewiß, nie litt ich größre Noth;
Ich sah vor Augen meinen Tod,
Und wenn mir Jemand rathen wollte,
Daß ich es nochmals wagen sollte:
So möcht' ich doch nie Seiner Gnaden
So wieder in die Klaun gerathen.
Ich habe (Dank sey meinem Fund!)
Die Finger jetzt aus seinem Mund."
„Was willst Du (sprach Frau Ermelin)
Darum in ferne Länder ziehn,
Worin wir fremd und elend sind,
Und finden das nicht, was uns dient?
Hier bist Du Deiner Bauern Herr!
Was suchst Du in der Fremde mehr,
Und gibst für Schatten wahres Gut?
Hier ist's uns warm und wohl zu Muth;
Denn unsre Burg ist stark und fest.
Wenn uns der König ängsten läßt,
Und läßt uns einen Weg verlegen,
So fehlt's uns nicht an hundert Wegen;
Wir wissen hier noch manchen Gang,
Zu fliehen wider seinen Dank.
Wie schwer es hält, das weißt Du wohl,
Eh uns der König fangen soll
In unsrer Burg mit offner Macht.
Daß Du ihm aber zugesagt,
Fernhin zu wanken über's Meer;
Darob betrübt mein Herz sich sehr."
Reineke sprach: „Lieb Weibelein,
Mußt darum nicht gleich traurig sein.
„Besser geschworen als verloren;"
Der Spruch klingt mir noch in den Ohren,

Den mir ein kluger Mann gesagt,
Wie ich ihn in der Beichte gefragt.
„Gezwungner Eid gilt nicht so viel,
(So sprach er) als ein Pappenstiel;"
Drum ich auch mein Gelübd nicht acht'.
Und bleibe hier, wie Du gesagt.
Ich habe nichts in Rom verloren,
Und hätt' ich hundert Eide geschworen,
So ist es mir doch nicht bequem,
Zu wandern nach Jerusalem.
Drum bleib' ich, wie Du sagst, bei Dir;
Wir träfen's noch wohl schlechter schier
An einem andern Ort als hier.
Meint's denn der König arg mit mir,
So muß ich's mit Geduld ansehn.
Kann ich der Macht nicht widerstehn,
So muß ich es durch List erlangen,
Ihm Schellen mit Ohren anzuhangen;
Ich lehr' ihn, eh er sich's versieht,
Von Reinken singen ein neues Lied."

Anm. 1) Der Schaafbock. 2) Der Haase. 3) Der Wolf. 4) Der König.

§. 18. b. Melchior Pfinzing's Tewrdannck.

Melchior Pfinzing war zu Nürnberg 1481 geboren, lebte als Geheimschreiber am Hofe Maximilian's I., und starb 1535 als Doctor der Theologie und Propst zu St. Victor in Mainz. Sein Verdienst in der Literatur-Geschichte besteht in einem berühmten historisch-allegorischen Gedicht, das den Titel führt: „die Geuerlichkeiten und eins theils der Geschichten des löblichen streytparen vnd hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdannckѕ" (Nürnberg 1517. Fol.) und kurz weg der Teuerdank heißt. Der Held des Gedichts ist Kaiser Maximilian I., der hier Teuerdank genannt wird, weil er von Jugend auf alle seine Gedanken auf abenteuerliche (hohe, herrliche)

Dinge gerichtet [1]), und der auch vielleicht den ersten Entwurf zu diesem Gedichte selbst gemacht, oder doch um die Entstehung und Ausbildung desselben gewußt hat, ein Umstand, der zum Ruhme des Gedichts sehr Vieles, wenn nicht das Meiste, beigetragen hat. Den Stoff dazu gab Maximilians Vermählung mit der schönen und reichen Maria von Burgund (im Gedicht Ehrenreich genannt), Tochter des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen (Romreich genannt), zu deren Besitz er nur nach vorher bestandenen Abenteuern gelangen konnte, die hier sämmtlich erzählt werden, und, zum Theil aus der Geschichte des Kaisers selbst entlehnt, den Hauptinhalt des Gedichts ausmachen. Der Held besteht in Begleitung des Ehrenhold (des personificirten Ruhms) alle Gefahren, die drei Staatsbediente der Maria ihm bereiten, nämlich Fürwittich (das jugendliche Alter), Unfalo (das Jünglingsalter) und Neidelhart (das reifere männliche Alter), die sich unter der weiblichen Regierung besser zu befinden glauben, und deshalb die Vermählung zu hintertreiben suchen; er kommt dann glücklich an den Hof der Prinzessin, und wird von ihr, nachdem er noch sechs Ritter in einem Turniere besiegt, mit dem Kranz des Sieges geschmückt. Hierauf werden die drei Hauptleute von Ehrenhold angeklagt und zum Tode verurtheilt; Maximilian aber, aufgefodert von der Prinzessin zu einem Kriege gegen die Ungläubigen, unternimmt, nachdem er sich zuvor mit ihr verlobt hat, einen Kreuzzug. Hieraus ergibt sich, daß dieses Gedicht eine allegorische Lebensgeschichte des Kaisers Maximilian sei, und daß der Dichter an Teurdank's Beispiel habe zeigen wollen, wie ein muthiger und christlich-frommer Sinn in allen Perioden des Lebens jeder Gefahr zu trotzen im Stande sei. Dieser moralische Zweck gibt auch dem Gedichte seinen besondern

Werth. Das poetische Verdienst ist gering, der Sprache fehlt es an Kraft, und den Charakteren an innerem Interesse. Die Verse sind Jamben von vier, zuweilen drei Füßen mit untermischten Trochäen. Das Ganze ist in 118 Kapitel oder Abschnitte getheilt.

Anmerk. 1) Die Unkunde der wahren Bedeutung des Worts Tewrdannck verleitete den Vincentius Placcius, es durch caraegrates, carigratius zu übersetzen, also darunter Einen zu verstehen, der seinen Dank theuer erkauft hat.

§. 19. Ausgaben des Tewrdannckts, und typographische Merkwürdigkeit derselben.

Da die ersten Ausgaben des Teurdank an typographischer Schönheit Alles übertreffen, was bis dahin in Druck erschienen war: so verdienen sie hier einer umständlichen Erwähnung. Die erste Ausgabe hat den im vorigen §. angeführten Titel, der auf der ersten Seite des ersten Blattes steht und 4 Zeilen einnimmt. Am Ende des Buchs steht: „Gedruckt in der Kayserlichen Stadt Nürnberg durch den Eltern Hannsen Schönsperger Burger zuo Augspurg." Das Druckjahr ist nicht angegeben, doch findet man unter der Zueignungsschrift an Karl V., damaligen König von Spanien, die Jahrzahl 1517, woraus wohl zu schließen ist, daß der Druck in eben dem Jahre zu Stande gekommen. Das Ganze enthält 118 Bogen Fol. — Diese Ausgabe verdient als Meisterstück des Drucks und der Holzschneidekunst die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes. Sie besteht nämlich aus kostbarem Papier, mit besonders dazu verfertigten, so schönen, großen und zierlichen Lettern, daß man ehemals glaubte, das ganze Werk sei in Tafeln, von Holz geschnitten, abgedruckt. Die dabei befindlichen 118 Holzschnitte stellen die verschiedenen

Abenteuer vor, die Teurdank zu bestehen hatte; sie sind äusserst sauber von Hans Schäufelin verfertigt, einem trefflichen Maler und Kupferstecher zu Nördlingen, der, ein Schüler Albrecht Dürer's[1]), mit diesem, was Fleiß und Talent betrifft, verglichen werden darf. Einige Exemplare dieser Ausgabe sind auf Pergament abgedruckt und mit ausgemalten Holzschnitten geziert. Dergleichen Exemplare findet man zu Wien, Zürch, München, Kiel (wo es ehemals Prof. Nasser besaß) und Berlin (auf der Berlinischen Gymnasiums-Bibliothek). — Eine zweite Ausgabe, Augsburg 1519, ist der ersten in der Hauptsache gleich, hat aber doch in der Rechtschreibung, Form der Buchstaben, Güte des Papiers eine Menge Abweichungen, unterscheidet sich auch von jener durch schwächere Holzschnitte, die hier nicht mit Schäufelins Monogramm, d. h. mit den in einander geschlungenen Buchstaben H. S. nebst einer dabei liegenden Schaufel, bezeichnet sind, wie man solches in der ersten Ausgabe auf einigen Holzschnitten, z. B. dem 13ten und 39ten, findet. Exemplare davon sind zu München und ehemals in der Bibl. des Prof. Nasser. — Eine dritte Originalsausgabe, ebenfalls vom Jahr 1519. Fol. ist auch zu Augsburg gedruckt. Die Unterschiede von der zweiten sind indessen unwesentlich. Diese und die vorige Ausgabe besitzt der Hofkammerrath Josch in Nürnberg. Die vierte und fünfte Ausgabe sind zu Augsburg 1537 und 1692, beide Fol., gedruckt. Unecht und verfälscht sind aber die Ausgaben von dem Fabeldichter Burkard Waldis (Frankfurt, 1553. Fol., 1563 und 1589), indem sich der Herausgeber eine fast gänzliche Umschmelzung des Textes mit vielen Auslassungen und Zusätzen erlaubt, aber dadurch mehr verschlechtert als verbessert hat[2]). Noch schlechter ist die Umarbeitung von M. Schultes, Ulm 1679. Fol.

Anmerk. 1) Albrecht Dürer steht unter den bildenden Künstlern des Mittelalters oben an. Er wurde 1471 zu Nürnberg — dem damaligen Deutschen Athen — geboren, und starb daselbst 1528. Nachdem er eine Zeitlang die Goldschmiedsprofession bei seinem Vater betrieben hatte, lernte er zeichnen, malen, und übte sich auch im Kupferstechen und Holzschneiden. In den Jahren 1490 — 92 machte er eine Reise durch Deutschland, Holland, und 1505 nach Venedig, wo er ein ganzes Jahr zubrachte. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler, und alle Könige und Fürsten, Gelehrte und Künstler damaliger Zeit bewiesen ihm ihre Achtung und Freundschaft. Dürer war ein Mann von großem Genie und vielseitiger Ausbildung. Ausgezeichnet als Zeichner, Maler, Kupferstecher, Formschneider und Bildhauer, war er der erste, der die Regeln der Perspective in Deutschland nach den Regeln der Mathematik lehrte, und sich eine Kunsttheorie bildete. Darüber und über den Festungsbau schrieb er eine: Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunst und Fortification, die, als sprechender Beweis seiner Kenntniß und Einsicht dastehend, hier nur darum angeführt wird, weil sie beweiset, daß man schon einen guten Anfang in didaktischer Prosa gemacht hatte. So beginnt er seinen Unterricht in der Geometrie mit den Worten: „Im anfang that not, so man die jungen messen will leren, das sie wissen, was der grund sey, daraus man myst, vnd wie da gemessen werde. Es sey ein verdachts oder forgemachts ding. Dreyerley ding sind zu messen, erstlich eyn lenge, die weder breyt noch dick ist, darnach eyn lenge, die eyn breiten hat, zum dritten ein lenge, die ein breiten und dicken hat. Dieser aller ding anfang vnd end sind punckten. Aber eyn punckt ist eyn solch ding, das weder größ, leng, breyt oder dicken hat, vnd ist doch eyn anfang vnd end aller leiblichen ding, die man machen mag, oder die wir in unsern sinnen erdencken mögen 2c." Ausführliche Nachricht über sein Leben, seine Schriften und Kunstarbeiten findet man in Roth's „Leben Albrecht Dürer's" 2c. (Leipzig 1791. 8.) und in Heller's,

„das Leben und die Werke A. D's." Bamberg, 1827. 3 Bde. 8., von denen aber erst Bd. II. 1. 2. erschienen ist.

2) In der Kaiserlichen Bibliothek befinden sich, nach Khautz „Versuch einer Geschichte der Oestreichischen Gelehrten," S. 96. u. f., noch mehrere Codices des Teurdanks, in welchen Manches sogar von des Kaisers Maximilian eigner Hand geschrieben sein soll. Genauere Belehrung darüber ertheilt Hellers Skizze einer Geschichte der verschiedenen Ausgaben des Teurdank, in dessen Beiträgen zur Kunst- und Literatur-Geschichte. Heft I. u. II. Nürnberg 1822. 8. S. 87 — 121.

§. 20. c. Kleinere epische Gedichte, allegorische Erzählungen. 2c.

Unter den kleinern epischen Erzeugnissen, die diesem Zeitalter angehören mögen, sind noch zu merken:

1) Erzählungen des Hans von Rosenplüt, mit dem Zunamen Schnepper (Schnäpperer, Schwätzer, ein Beinamen, der nicht schimpflich gewesen sein muß, da Rosenplüt sich selbst so nennt), Wappenmaler und Meistersänger zu Nürnberg. Die novellenartigen Erzählungen dieses etwas unsaubern Dichters enthalten unter andern den Krieg der Stadt Nürnberg, den die Einwohner dieser Stadt in Verbindung mit den Schweizern gegen die sie bekriegenden Fürsten in den Jahren 1449 und 1450 führten, und den Sieg, den sie bei Sempach davon trugen. Gedruckt ist diese poetische Erzählung in Canzlers und Meißner's Quartalschrift für ältere Literatur 2c. 1785, Jahrgang 3, Heft 7. S. 27 — 57, mit Erläuterungen von Meißner.

2) Die Soester Fehde, ein Niederdeutsches Gedicht, das die Fehde behandelt, welche 1437 — 1459 zwischen der Stadt Soest und dem Kurfürsten von Cöln ge-

führt wurde. Einige Proben befinden sich in Bragur III. S. 397 — 401.

3) Das Buch von den sieben weisen Meistern. Dies ist eine Sammlung von vierzehn novellenartigen Erzählungen, unter denen sich besonders die neunte auszeichnet, die den Kaiser Octavian, seines Geizes wegen, von den Römern lebendig begraben werden läßt. Späterhin wurde es ein beliebtes Volksbuch mit moralischen Auslegungen. Abdrücke erschienen zu Augsburg, Ingolstadt und Straßburg von 1447 — 1549.

4) Auch gehören hieher mehrere balladenartige Volkslieder, z. B. das Lied vom edlen Möringer, von der Frau von Weißenburg und von den Vitalienbrüdern Klaus Sturzebecher und Götte Michael.

§. 21. Entstehung der dramatischen Poesie.

In keinem der bisherigen Zeiträume war etwas für die dramatische Poesie geschehen. Die ersten, für die Darstellung berechneten Versuche dieser Art, die auch nur als Proben roher Bestrebungen genannt werden können, gehören der Mitte des 15ten Jahrh. Die Mimen, Histrionen und Jokulatoren, deren man im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert erwähnt, waren nichts als Gaukler und Possenreißer, die von einem Hofe zum andern zogen, um bei Feierlichkeiten, Hochzeiten und Gelagen durch Tanz, Gesang und mimische Späße zu belustigen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß eben sie zu den mehr geordneten dramatischen Vorstellungen Veranlassung gegeben haben, die in der Folge unter dem Namen Fastnachtspiele einen wesentlichen Theil der Fastnachtlustbarkeiten ausmachten [1]. Aber auch diese Fastnachtspiele waren extemporirte Farcen, etwa in dem Geschmack, wie sie noch jetzt in Marionettenbuden zuweilen gesehen werden [2].

Anmerk. 1) Die Fastnachtzeit war in den frühern Jahrhunderten eine Zeit des erlaubten Muthwillens, die man in Mummereien, Schmausereien und lustigen Possen verlebte. Diese Art des Vergnügens führte von selbst auf den Gedanken, eine angenommene Rolle dabei durchzuführen, und das, was anfangs nur ein Fastnachteinfall gewesen war, weiter auszubilden. So entwickelte sich daraus die dramatische Poesie in Deutschland.

2) s. Nasser's Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie, Bd. I. S. 174 — 75.

§. 22. Dramatische Dichter.

a) H. Schnepper, genannt Rosenplüt, und H. Volz.

Der Thespis der Deutschen Bühne, wie Gottsched ihn nennt, ist der schon §. 20. als Erzähler genannte Nürnbergsche Meistersänger und Wappenmaler, Hans Schnepper, genannt Rosenplüt. Dieser schrieb um die Mitte des 15ten Jahrh. sechs Fastnachtspiele, nämlich 1) ein vaßnacht Spil (hat weiter keine Ueberschrift), 2) Von den Syben Meistern, 3) Des Türken Vaßnachtspil, 4) Ein Vaßnachtspil von dem Jüngling, 5) Ein Vaßnachtspil von dem pawern und dem bock, 6) Ein Vaßnachtspil vom Ehebruch, von denen das dritte am bekanntesten ist, und wegen des darin herrschenden fröhlichen Tons auch das gelungenste genannt werden kann. Jedoch will dies wenig sagen; denn man findet hier überall nichts als gemeine, unzüchtige Reden und plumpe Schilderungen damaliger Sitten, die wohl mitunter echtkomische Züge enthalten, aber doch die Rohheit des Zeitalters zu grell bezeichnen*). Rosenplüt war indessen nicht der erste, der solche Spiele verfertigte, denn er nennt sich nirgend den Erfinder derselben, sondern setzt sie als eine bekannte und gewöhnliche Fastnachtlust voraus. Fast gleichzeitig mit ihm trat Hans Volz (Folz)

auf, gebürtig aus Worms, Barbier und Meistersänger zu Nürnberg, dessen Fastnachtspiele 1519 und 1521 zu Nürnberg gedruckt, und in v. d. Hagen's Grundriß S. 524 verzeichnet sind.

Anmerk. *) Rosenplüt's sechs Fastnachtspiele sind vollständig abgedruckt in: Gottsched's „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst rc." (Leipzig 1757 — 65, 2 Bde. 8.) Bd. II. S. 43 — 80, welches Werk unstreitig Gottsched's beste Arbeit und für die Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst überaus brauchbar ist. Ueber Rosenplüt selbst und den Inhalt seiner Fastnachtspiele s. ebend. Bd. I. S. 11 — 28. Vergl. L. Tieck's Deutsches Theater. Berlin 1817. Bd. 1., wo auch das dritte und fünfte Fastnachtspiel Rosenplüts mitgetheilt ist.

§. 23. Fortsetzung.

b) Theodoricus Schernberg.

Mit dem komischen Fastnachtspiele in Deutschland kamen auch die Religionsdramen auf, die wahrscheinlich aus den geistlichen Schauspielen hervorgingen, welche unter dem Namen Mysterien schon im Anfange des 15ten Jahrh. in Lateinischer Sprache vorhanden waren. Eins der vorzüglichsten dieser Art ist die „Apotheosis Joannis VIII., Pontificis Romani. Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Bäbst zu Rom gewesen, vnd aus ihrem bäbstlichen Scrinio pectoris, auff dem Stuel zu Rhom, ein Kindlein zenget." Dieses Stück erschien zum erstenmale zu Eisleben 1565. 8. Der Herausgeber, Hieronymus Tilesius, sagt in der Vorrede, daß ein Meßpfaff, Theodoricus Schernberg, es schon 1480 verfertigt habe. Der Inhalt derselben ist die bekannte Fabel von der Päpstin Johanna. Diese läßt der Dichter, nachdem sie ein Kind geboren, und in die Hölle gefahren ist,

durch die Fürbitte der Maria aus der Hölle befreit und vom Engel Michael in den Himmel gebracht werden. Hier ist das Talent der Sprache, der poetisch-mimischen Darstellung, der dramatischen Zusammenfassung der Charaktere und deren bestimmte energische Auffassung mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Es ist hier ein weitläufiger Stoff, der oft nach vielen abweichenden Richtungen sich verlieren zu wollen scheint, zur Einheit verbunden worden, daher wir den dichterischen Werth des Stücks nicht ganz gering anschlagen dürfen. Vorzüglich rein gehalten sind die beiden Antithesen des Stücks: Christus Salvator und Maria auf der einen, und die des Lucifer und der Lillis, des Teufels Mutter, eines höchst phantastischen Charakters, auf der andern Seite; der sehr verwickelte Knoten löst sich am Ende beruhigend auf*).

Anmerk. *) Horn's Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie, S. 70—71. — Abgedruckt ist das Stück in Gottsched's Vorrath ꝛc. Bd. II. S. 81—139; vergl. ebendſ. S. 221.

§. 24. II. Prosaische Erzeugnisse.

Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts finden wir die Grundlegung zur Deutschen Prosa. Sie entwickelte sich zunächst aus der Auflösung der früheren epischen Gedichte, woraus sogenannte Ritter- und Volksromane entstanden, und aus den Uebersetzungen Französischer Erzählungen. Hieraus erwuchsen die Anfänge der historischen Schreibart, der dann die didaktische und oratorische folgte.

§. 25. Historische Prosa und Volksromane.

Am nächsten den poetischen Denkmälern stehen die Erzählungen und Romane, die, größtentheils aus alten poetischen Vorbildern entstanden, in großer Zahl vorhanden waren. Es gehören dahin unter andern:

Die Geschichten von Wigalois und von Tristan

aus dem Sagenkreise Artur's; ferner von Reinald von Montalbau, aus dem Sagenkreise Karl's des Großen; Lother und Maller, aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth, Gräfin zu Nassau-Saarbrück (1437) auch nach der Handschrift bearbeitet von Fr. Schlegel (1805) (s. dessen Werke Bd. VII.); Melusina, in's Deutsche übersetzt durch Thüring von Ringolfingen aus Bern (1470); Pontus und Sidonia, in's Deutsche übertragen durch Eleonore, geb. Prinzessin von Schottland und Gemahlin des Erzherzogs Sigismund von Oestreich. Vergl. Büsching's und v. d. Hagen's Buch der Liebe. Berlin 1809. 8. — Unter den Volksromanen waren besonders beliebt Fortunatus und Tyll Eulenspiegel. Jener ist wahrscheinlich Englischen Ursprungs, obwohl die Sage des Fortunatus sich schon in dem Buche: Gesta Romanorum befindet. Der älteste Druck erschien Augsburg 1509. Später, 1620, kommt die Sage als Schauspiel bearbeitet in den Englischen Comödien und Tragödien vor, aus denen sie Tieck in seinem Deutschen Theater Bd. II. mittheilt. Echt Deutschen Ursprungs aber ist der komische Roman Tyll Eulenspiegel*), ein Buch voll humoristischer Einfälle und lustiger, obwohl nur zu oft niedriger Späße, geschrieben in Niederdeutscher Sprache 1483 (wovon aber kein Exemplar mehr vorhanden ist) und zuerst 1519 in's Hochdeutsche übertragen, dann 1538 und 1540, 4., welche letztere Ausgabe Lessing auf der Wolfenbüttler Bibliothek fand. Der Verf. ist unbekannt.

Anmerk. *) Dieser Abenteurer wurde in dem ersten Viertel des 14ten Jahrhunderts zu Knittlingen, einem Wolfenbüttelschen Dorfe unweit Schöppenstädt geboren, und starb 1350 in dem Städtchen Möllen, 4 Meilen von Lübeck, wo sein Grabstein mit der Anspielung auf seinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, noch zu sehen ist. Sein Name ist unter den Deutschen zum Sprichwort geworden, und bezeich-

net alle muthwillig-lustig närrische Streiche, die aus reiner Freude daran verübt werden; denn dergleichen verübend zog Tyll durch Niedersachsen und Westphalen, ja selbst nach Pohlen und Rom. Seine Schwänke sind in alle Sprachen übersetzt, unzählig oft aufgelegt, mit Anmerkungen herausgegeben und von Jung und Alt gelesen worden. Siehe Reichard's Bibliothek der Romane, Bd. II. §. 4. Flögel's Geschichte der Hofnarren, und Görres über die Volksbücher; Leben und Thaten Till Eulenspiegels, Prag und Wien 1795. 8.

§. 26. Fortsetzung.

Aus jenen romanhaften Erzählungen bildete sich die rein-geschichtliche Prosa; doch gibt diese Periode nur Chroniken. Die wichtigsten sind: die Elsassische Chronik, von Jakob Twinger von Königshofen, geschrieben um 1386; eine Ausgabe besorgte Schilter, Straßburg 1698. 4.; die Deutsche Chronik, von der Stadt und Herrn zu Limpurg an der Lahn, von 1336 — 1398. (s. S. 115.) Der Verfasser war Johann Gensbein, Schreiber der Stadt Limburg. Ferner: die Thüringische Chronik in Niederdeutscher Sprache von Joh. Rothe, einem Mönch zu Eisenach, um 1430; ist abgedruckt in Mencken Scriptt. rer. germ. T. II. Proben daraus, so wie aus der Elsassischen Chronik, befinden sich in Pischon's Handbuch der Deutschen Prosa. Thl. I. Berlin 1818. — Mit Uebergehung anderer Chroniken gedenken wie nur noch eines, zwar nicht rein-historischen, aber doch auf einer geschichtliche Grundlage beruhenden Werks, betitelt: der Weiß-Kunig (der weise König), eine Erzählung von den Thaten Maximilians I., die nach seiner Angabe von seinem Geheimschreiber Markus Treitzsaurwein von Ehrentreitz zusammengetragen wurde. Sie enthält, als ein Seitenstück zum Teurdank, die Geschichte Maximilian's von seiner ersten Erziehung bis auf die Endigung des von

ihm geführten Venetianischen Krieges, so wie einen Theil der Lebensgeschichte seines Vaters Friedrich's III., in der Sprache des Teurdank, d. h. im Östreichischen Dialekt; doch sind die Personen nicht namentlich angeführt. So heißt der König von Frankreich „der blaue König" und die rebellischen Niederländer heißen „die braune Gesellschaft." Die erste, und bis jetzt einzige, gedruckte Ausgabe dieses noch viel zu wenig gekannten und beachteten historischen Schatzes erschien, nach dem in der Kaiserlichen Hofbibliothek befindlichen Codex zu Wien im Jahre 1775 in 2 Bdn. Fol. (10 Rthlr.) mit den dazu gehörigen ausdrucksvollen Holzschnitten von Hans Burgmeir, einem Schüler Albr. Dürer's. Markus Treitzsaurwein sagt in dem Vorbericht, es sei ein unvollkommnes Werk, das 1514 von Max I. in diese Form gekleidet sei, um daraus in der Folge ein vollkommnes, historisch wahres, richtig geordnetes und wohldeutsches Werk zu machen. Proben finden sich in Pischon's Handbuch d. D. Prosa.*)

Anmerk. *) Es muß bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Max I. überhaupt einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Literatur seines Zeitalters gehabt hat. Mit den gangbarsten neueren, wie mit den ältern Sprachen bekannt, ermunterte er die besten Köpfe seiner Zeit zu Werken des Geschmacks, und versammelte um sich die ersten Sprachgelehrten und Künstler, z. B. Reuchlin, Melanchthon, Agricola, Conrad Celtes, Dürer rc.

§. 27. Didaktische Prosa.

Die hieher gehörigen Schriften sind größtentheils ascetischen und moralischen Inhalts. So hielt im 15ten Jahrhundert Albrecht von Eyb, Domherr zu Bamberg, dem Ehestand eine Lobrede, unter dem Titel: ob einem Manne sy zu nemen ein eelichs weib oder

niet. Nürnberg 1472. 4., und bis zu Ende des Jahrh. mehrere Mal wieder erneuert. Derselbe Verfasser schrieb einen Spiegel der Sitten. Augsburg 1511. Fol. und fügte demselben eine Uebersetzung zweier Schauspiele des Plautus bei. Uebertragungen dieser Art, besonders aus dem Lateinischen, waren überaus häufig, und wurden viel gelesen, wie aus den oft wiederholten Auflagen zu schließen ist. Dies gilt vorzüglich von den Fabeln des Aesop, von Ovid's Kunst zu lieben, vom Eunuch des Terenz, von Cäsar's Gallischem Krieg, und sogar von Cicero über die Pflichten. Auch neuere Lateinische Schriftsteller wurden übersetzt, z. B. das puch der Natur, von Cunrat von Megenberg, dessen Verfasser als Domherr zu Regensburg um die Mitte des 14ten Jahrhunderts lebte. Gedruckte Ausgaben davon erschienen zu Augsburg fünf, von 1475 — 1499.

§. 28. Oratorische Prosa.

Schon in der dritten Periode hatte die oratorische Prosa mit Berthold begonnen. Höher als er aber steht Joh. Tauler, geb. 1294, gest. 1361 als Dominicaner in Straßburg. Dieser herrliche Mann wirkte durch frommen Wandel und ausgezeichnete Beredsamkeit auf die Gesinnung des Volks, und ist in dieser Beziehung als der würdigste Vorgänger Luthers zu betrachten, indem er der Prosa die erste Richtung zu einer höhern Bildung gegeben, und die Sprache für abstracte Vorstellungen des Sittenlebens befähigt hat. Ob er seine Predigten in Lateinischer Sprache aufgeschrieben, und sie Deutsch gehalten habe, wie Einige annehmen, ist nicht erwiesen; sie sind aber wahrscheinlich ursprünglich Deutsch. Eine Originalausgabe besitzen wir nicht. Die erste uns bekannte Ausgabe erschien zu Leipzig 1498. 4. In mehreren folgenden Ausgaben, namentlich in dem Rie-

dersächsischen, Halberstadt 1523, und in dem Neuhochdeutschen von P. J. Spener, Nürnberg 1688. 4. haben die Predigten durch die verschiedenen Mundarten manche Veränderungen erfahren. Die Vortrefflichkeit des Inhalts und die Kraft des Ausdruckes haben ihnen sogar noch in der neuesten Zeit ein lesendes Publikum gewonnen, wie die Ausgabe Frankfurt a. M. 1825. in 3 Bänden 8. beweis't [1])

Ihm gleich an Wärme des Gefühls und Kraft der Sprache steht Joh. Geiler von Kaisersberg, geb. 1445 zu Schafhausen, erzogen bei seinem Großvater zu Keisersberg im Elsaß, und nach dieser Heimath benannt, war Doctor der heil. Schrift und lebte als Prediger erst in Freiburg, dann in Würzburg, Augsburg und Straßburg, wo er 1510 starb. Dieser, wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit und seiner reinsittlichen Bestrebungen höchst angesehene Geistliche, hat mehrere Erbauungsschriften herausgegeben, namentlich einen Trostspiegel, bei Gelegenheit einer Pest (1480 oder 1487), ferner „der Seelen Paradies", ist aber in der Literatur-Geschichte besonders bekannt durch seine Predigten über Brant's Narrenschiff (s. §. 14), obwohl diese nur sehr bedingten Werth haben. Er entwarf sie Lateinisch, und hielt sie Deutsch. Sein Schüler Jakob Otter, gab sie Lateinisch heraus 1510, unter dem Titel: navicula seu speculum fatuorum rc., und Joh. Pauli, ein Franziskaner, verdeutschte sie, zuerst Basel 1520. Fol.; nach ihm finden wir noch eine neue Uebertragung von N. Höniger, unter dem Titel: Weltspiegel. Basel 1574. 8. Diese Predigten, 110 an der Zahl, sind ausführliche Discurse über die denkwürdigsten Verse Brant's worin jede Art des Narrengeschwarms, Geld-, Kleider-, Tanz-, Sauf-, Hochmuths- und andere Narren, gezüchtigt wird. Sie enthalten kühn ausgesprochene Wahrheiten in oft derber Sprache, und verbinden mit der

bittersten Rüge damaliger Thorheiten viel Naivetät und Biederherzigkeit, so daß Schimpf und Ernst wie Zwillingsbrüder hier neben einander stehen. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensweise und Moden zur Zeit Max I., verdienen sie beachtet zu werden.[2])

Anmerk. 1) Sein Leben beschrieb Joh. Arndt, (Lüneburg) 1689. 8.

2) S. Geiler von Kaisersberg's Leben, Lehren und Predigten, dargestellt von F. Wilh. Ph. v. Ammon. Erlangen 1826. 8. Vergl. Jördens Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten, Th. 2. S. 589, und Wieland's Teutscher Merkur 1776, Febr. S. 172 — 174, wo es zum Schluß heißt: „diejenigen, welche Geilern übel genommen haben, daß er diese Homilien gehalten, mußten nicht überlegt haben, daß seine Art in das besonderste Detail aller sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen einzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen mußte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschaffen werden sollte."

Fünfte Periode.

Das Zeitalter wieder erwachender Wissenschaftlichkeit.

Von der Bibelübersetzung bis auf Opitz, oder bis 1625.*)

---

§. 1. Einleitung.

Der wichtige Zeitraum des sechzehnten Jahrhunderts, dem wir uns jetzt nähern, trägt den Stämpel seines eigenthümlichen Charakters in der Ueberschrift. Die Poesie

findet in ihm nur spärliche Nahrung; sie erliegt den gelehrten Streitigkeiten der Theologen, und die Schwingen der Phantasie werden geläutert durch den Ernst des herrschenden Zeitgeistes. Nur einzelne Zweige der Dichtkunst, die der Kirche und dem Volk angehören, wie das Kirchen- und Volkslied, werden mit nicht gemeinem Fleiß angebaut; die epische Poesie aber beschränkt sich auf Erzählungen und Schwänke, das Lehrgedicht auf Satire, und das Drama gewinnt nur an äußerer Regelmäßigkeit. Nur in dem Beginn dieses Zeitraums zeigt sich noch hie und da eine lebensfrische Phantasie, aber immer schwächer und farbloser erlischt sie mit ihrem Jahrhundert vor dem strengen Lehrbegriff der Kirche.

Doch was die Zeitumstände der Deutschen Dichtkunst versagten, gaben sie desto reichlicher der Wissenschaft und besonders der Deutschen Prosa. In dieser Beziehung steht das sechzehnte Jahrhundert so hoch, daß es mit gleichem Rechte das Zeitalter der prosaischen Sprachbildung genannt werden könnte. Diese Erscheinung war eine natürliche Folge der Reformation, die es zunächst mit der Bildung des Verstandes zu thun hatte, und eine Menge von Schriften und Gegenschriften herbeiführte, die Deutsch abgefaßt sein mußten, wenn sie das Volk über sein heiligstes Interesse, über die Religion, belehren sollten. Der Reformator mit seiner schaffenden Kraft wußte aus den beiden Hauptdialekten Deutschlands eine Sprache zu bilden, die er zunächst für seine Bibelübersetzung gebrauchte und die von der Zeit an unter dem Namen des Neu-Hochdeutschen Volks- und Büchersprache wurde. Alles was Luther außerdem in seinen Predigten und Erbauungsschriften, in seinen Sendschreiben, Ermahnungen und Streitschriften, zur Förderung seines großen Werks für seine Zeitgenossen zu geben hatte, wurde in einer edlern Deutschen Prosa

gedacht und niedergeschrieben. Auch begann sich die Sprache zu regeln durch die Anfänge der Deutschen Grammatik und Lexikographie, wovon die frühere Zeit keine Spur aufzuweisen hat. Dabei wurde das Studium der beiden klassischen Sprachen und des Hebräischen zur Erforschung der biblischen Urkunden mit Eifer getrieben, und für die Wissenschaften der Geschichte, Mathematik und Naturkunde, so wie für die festere Begründung der Gelehrten- und Volksbildung durch Universitäten und Schulen, viel Ersprießliches gethan. So steht diese Zeit da als die Wiederbeleberin des wissenschaftlichen Geistes, der einst in Hellas und Rom geblüht, und Werke der Unsterblichkeit hervorgerufen hatte.

*Anmerk. *) Die bei den vorigen Zeiträumen gemachte Eintheilung des Stoffes nach den verschiedenen poetischen und prosaischen Formen der Rede läßt sich von dieser Periode an nicht mehr streng durchführen, da uns überall, und in den folgenden Perioden immer mehr und mehr Schriftsteller entgegen treten, die in mehrern Redeformen sich ausgezeichnet haben. Wir würden daher ihr Bild zerstückeln müßen, wenn wir ihre Leistungen so scharf classificiren wollten. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, werden wir uns im Allgemeinen begnügen, mit der Haupteintheilung in Dichter und Prosaiker, bei Denen aber, die Beides in sich vereinigen, die Totalität ihrer schriftlichen Leistungen festhalten, jedoch bei ihrer anderweitigen Stelle auf sie hinweisen.

§. 2. Vorbereitung einer höhern wissenschaftlichen Bildung.

Die höhere Sprach- und wissenschaftliche Bildung, die mit dem Römischen Westreich untergegangen war, hatte zum Theil in der letzten Hälftr des 15ten Jahrhunderts durch mancherlei günstige Erscheinungen wieder neues Leben gewonnen. Die erste, welche das Studium der alten

Literatur

Literatur, besonders der Griechischen Sprache und zugleich ein freieres Denken aufregte, kam von Osten und wurde durch die Eroberung Constantinopels von den Türken im Jahre 1453 veranlaßt. Mehrere gelehrte Griechen, welche die Oberherrschaft eines rohen Volks nicht ertragen konnten, flüchteten nach Italien, besonders nach Florenz, welches durch Cosmo von Medici zum Sitz der Künste und Wissenschaften erhoben war, und von wo aus die erwachte Liebe zu den Wissenschaften nun in das benachbarte Deutschland überging. Dazu kamen die höheren Bildungsanstalten, welche in mehreren Theilen Deutschlands hervorgingen (Universität Greifswald 1456, Freiberg 57, Basel 60, Trier 72, Mainz 77, Wittenberg 1502, Frankfurt a. d. O. 1506) und bei dem durch Wiklef (gestorben 1387) und Huß (verbrannt 1415) wankend gemachten, jetzt immer tiefer sinkenden Ansehen des Papstes, auch eine freiere Lehre vorbereiteten. Mit ihnen erhoben sich Sprach-Gelehrte und Denker, die in verschiedenen Fächern der Wissenschaften als Lehrer und Schriftsteller sich auszeichneten, Albrecht von Eyb, Moralphilosoph (1470), Gerhard von Schüren, der ein Deutsch-lateinisches Lexikon schrieb (1477), Joh. Wessel, ein aufgeklärter Theolog (1489), Conrad Celtes (1459 bis 1508), der erste, von Friedrich III. selbst gekrönte Deutsche Dichter, der 1507 als Bibliothekar und Professor der Dichtkunst zu Wien starb, Peter Schott von Straßburg (1491), der sich als Jurist und Philolog bekannt machte, Rudolph Agricola, der Wiederhersteller der Philosophie, der schönen Literatur und des gesunden Geschmacks in Deutschland (1442 bis 1485), Heinrich Bebel aus Schwaben, ein Philolog, Geschichtsforscher und Lateinischer Dichter, der zu Tübingen lehrte (1498), besonders aber Joh. Reuchlin, Lehrer

Melanchthons, als Reformator des Sprachstudiums (1455 bis 1521), Desiderius Erasmus von Rotterdam (1467 bis 1536), berühmter Philolog und Literator (aber nur lauer Theilnehmer an Luthers Reformation); Joachim Camerarius (1500 bis 1574), ausgezeichneter Gelehrter, Polyhistor, Sprachlehrer, Redner, Dichter, Historiker, Naturkundiger, Mathematiker, ꝛc., Freund Melanchthons; Nicolaus Copernicus (1473 bis 1543), einer der scharfsinnigsten Denker, Stifter unsers Sonnensystems; Conrad Gesner (1516 bis 1565), großer Zoolog und Botaniker; Philipp Melanchthon (1447 bis 1560), Philolog und Theolog ꝛc. ꝛc.; Johann von Dalburg, der Stifter der societas litteraria rhenana (1444 bis 1503). An diese Gelehrte reihten sich in der letzten Zeit denkende Künstler, wie Martin Schöngauer zu Colmar (1486), Lambert Sutermann, geb. zu Lüttich (1505), und Michael Wohlgemuth, von Nürnberg (1519), so wie dessen Schüler Albrecht Dürer, und Kunst und Gelehrsamkeit kamen bei den Großen immer mehr in Achtung und Ansehen, welches sich schon aus dem Umstand ergibt, daß 1498, auf dem Reichstage zu Freiberg, der Doctorstand dem Ritterstande gleich gesetzt wurde. Besonders aber brachten die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Güttenberg (1436), die sich nach Eroberung der Stadt Mainz in Italien und Deutschland verbreitete, und die darauf folgende Entdeckung Amerika's durch Columbus (1492), so wie die Einführung der Posten in Deutschland durch Maximilian, eine wohlthätige Belebung und Reibung der Kräfte hervor, indem dadurch theils die Mittheilung der Ideen erleichtert, theils die Verbindung der Völker befördert wurde. Und so vereinigten sich also mehrere Umstände, den Deutschen Geist

allseitig zu wecken, und ihn für ein tieferes Forschen in dem Gebiete der Wahrheit anzuregen.

§. 3. a) Martin Luther[1]) als Reformator und Schriftsteller überhaupt.

Von diesen Vorbereitungen und gleichzeitigen Anregungen eines bessern Zeitgeistes unterstützt, begann Dr. Martin Luther[2]) im Jahre 1517 das große Werk der Glaubensverbesserung. Dieser ewig denkwürdige Mann (geb. den 10. November 1483 zu Eisleben, und daselbst den 18. Februar 1546 gestorben) ist nicht bloß Glaubensheld — obwohl schon dies allein seine Unsterblichkeit sichert, sondern er gehört ganz vorzüglich der Geschichte Deutscher Sprach- und Redekunst an. Wenn sich schon eine gänzliche Umänderung der kirchlichen Verfassung in Deutschland nicht denken läßt ohne vielseitige An- und Aufregung der geistigen Kräfte überhaupt, und Luther also schon in dieser Beziehung als Schöpfer eines freieren und edlern Zeitgeistes und als Beförderer eines ernsten wissenschaftlichen Studiums betrachtet werden muß; so kann sein unmittelbarer Einfluß auf Sprachbildung noch weit weniger verkannt werden, da er die ganze Kraft seiner Rede aufbot, die göttliche Sache, der er lebte, in allen Formen des Vortrages zu verfechten, und die Sprache zu zwingen, seinem Deutschen Sinn sich zu fügen. Dies bestätigt theils der ganze Gang seiner Reformation, theils und besonders die nähere Betrachtung seiner Schriften.[3])

Verweilen wir nämlich bei diesen, so dringt sich uns sogleich die Bemerkung auf, daß sie als reiner Abdruck seines Wesens mit seiner Eigenthümlichkeit im schönsten Einklange stehen. Das Feuer seines Temperaments, die heroische Tugend seines Handelns, die Hochherzigkeit und Geradheit seines Sinnes, die, sein ganzes Wesen durch-

dringende, Gottes- und Menschenliebe, und der darauf sich stützende und unerschütterliche Glaube an das Gelingen seiner Sache, waren die Hauptbestandtheile seines Wesens, das eben darum mehr kräftig als zart, mehr stark als weich, mehr heftig als sanft, nach außen hin wirken und sich mit einer gewissen Derbheit aussprechen mußte, die zuweilen an Härte und Rauhigkeit zu grenzen schien. Diesen Charakter finden wir in seinen Schriften wieder. Er gab sich in ihnen ganz wie er war, denn er wiederholte nur sein eigenes Wesen. Seine Schreibart ist der lautere Erguß eines starken Gemüths, das jedes Gefühl ausströmt, wie es geboren wird; und, jede äußere Rücksicht verachtend, nur dem erkannten Rechten und Wahren sich hingibt. Daher gab er der Sprache seinen Ton und seine Kraft, dem Ausdruck seine Klarheit und Stärke, dem Worte seinen Geist und sein Leben. Daher ist er unübertrefflich im Erhabenen und Großen, kurz und männlich, wo er Wahrheit ausspricht, feurig und eindringend, wo er sich in Empfindungen ergießt.*)

Anmerk. 1) Ohne uns hier an die Eintheilung nach den beiden Hauptredeformen zu binden, stellen wir M. Luther und Ulrich von Hutten an die Spitze dieser Periode; jenen als Reformator und Bibelübersetzer, diesen als Mitbegründer der Denkfreiheit und Humanisten, beide in Bezug auf die Vielseitigkeit ihrer Redeformen.

2) Luther leitet seinen Namen aus dem altdeutschen Vornamen Lothar ab. Diesen Namen erklärte er durch Leut-herr, welches in Sächsischer Mundart Lüdher, oder Ludher lautete. Daher schrieb er sich auch anfangs so, obwohl bei damaliger Unbestimmtheit der Rechtschreibung das Ludher bei ihm und bei Andern oft in Luder, Lüder, Luter, Lutter, Lotter, Lother überging. Späterhin aber schrieb er seinen Namen in der jetzt üblichen Form.

3) Auch würde sich an einem andern Ort sein Einfluß

auf Philosophie nachweisen lassen, da sein Geist schon früh die Fesseln der aristotelisch-scholastischen Philosophie zerbrach, und die gesammte Wissenschaft der Theologie von dem Zwange der Kirche befreite. Krug sagt in dieser Hinsicht, daß die Philosophie durch ihn gleichsam eine protestantische Wissenschaft geworden sei, (s. dessen Allg. Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, Leipzig 1827. Bd. 2. S. 658). Als bekannt aber können wir voraussetzen den mächtigen Einfluß, den er auf das Unterrichtswesen und namentlich auf den Religionsunterricht in dem Volke durch seine Katechismuslehre gehabt hat, und wie sich durch seinen Einfluß und die Mitwirkung seiner Freunde Melanchthon und Camerarius in der Kinderwelt ein neues und veredeltes Geschlecht herausbildete.

4) Unter den vielen Schriften, welche die Feier des dreihundertjährigen Reformationsfestes veranlaßt hat, ist, besonders in wissenschaftlicher Beziehung, wichtig und inhaltreich: „Geschichte Dr. Martin Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung in Deutschland von Chr. Wilh. Spieker," (Berlin 1818. 8.); vorzüglich aber: der (auf Befehl des Geheimen-Staatsministers von Altenstein, von dem Geh. Regierungsrath Dr. Wilken verfaßte) Index librorum ad celebranda sacra saecularia reformationis ecclesiasticae tertia annis 1817 — 1819 cum in Germania tum extra Germaniam vulgatorum. Berolini 1821. 8.

§. 4. b) als Prosaiker.

Luther wollte, wie der Dichter sagt [1]), mit dem Schwert der Rede schlagen. Dazu bedurfte er der Redeform der Deutschen Prosa, die bisher wenig gebildet, erst durch Tauler im 14ten Jahrh. rhetorisch angebaut, späterhin von Albrecht Dürer (s. 4te Per. §. 19. Anm. 1.) auch für strengwissenschaftliche Gegenstände bearbeitet, aber darum immer noch von Wenigen gekannt, von Keinem in allen Gattungen prosaischer Rede gebraucht

worden war. Seine ihm inwohnende Kraft siegte auch hier wie überall. Sein prosaischer Styl ist zwanglos und natürlich, körnicht und kurz, und durch Farbe und Ton mit dem Inhalt übereinstimmend. Seine Schriften verdienen vor allen das Studium des Deutschen Sprachforschers, der in ihnen am besten den Gang der Sprachbildung wahrnehmen kann [2]). Besonders erkennbar wird die schöne Eigenthümlichkeit seiner Rede in seinen Originalwerken: den Predigten, Tractaten, Tischgesprächen, Sendschreiben und freundschaftlichen Briefen; noch mehr in seinen satirischen und polemischen Schriften, wo er als Streiter für die Ehre Gottes und Christi erscheint. Hier ist er ganz einheimisch, und der Erste zu nennen, der den Deutschen gezeigt hat, wie die Polemik mit Würde zu behandeln sei. Ueberall nichts Persönliches, erblickt er in seinem Gegner nur die Meinung, die er bestreitet, und dadurch erhebt er sich über alle polemisch-satirischen Schriftsteller seiner Zeit. Freilich ist er oft derb, schneidend und bitter, aber die Bösartigkeit seiner Widersacher, die alles Göttliche entheiligten, entschuldiget ihn. Gegen sie bietet er die ganze Kraft der Sprache auf, und stellt sich in voller Rüstung hin. Dies ist besonders der Fall in seiner Schrift: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhaben werden" (Wittenberg, 1524. 4.), ein Werk voll edlen Zornes und kühnen Witzes; ferner in seinen „Etliche Sprüche wider das concilium Obstatiense" (Wittenberg, 1535. 4.); in der „Ernste zornige Schrift Dr. M. Luther's wider M. Simon Lemnius Epigrammata" (1538); und in seiner Schrift: „Wider Hans Worst" (1541. 4.) Diese, wie viele andere Gelegenheitsschriften und größere didaktische Werke wurden auch so allgemein gelesen, daß sie immer neu aufgelegt werden mußten. Dies war z. B.

der Fall mit seinem „Sermon von Ablaß und Gnade" Wittenberg 1517. 4, der in drei Jahren zehnmal gedruckt wurde; ferner mit seiner Abhandlung „vom ehelichen standt" 1519 (in vier Jahren dreizehn Mal gedruckt), von dem Wucher 1519 (in sechs Jahren elf Mal); auch mit „teutsch Psalter", der Kirchenpostille und anderen. [3])

Anmerk. 1) Müchler in seiner „Ode an die Deutschen."

2) Vergl. J. M. Schröckh's Leben Dr. Martin Luther's, Leipzig 1778, 8. Horn's Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie, S. 61 u. 62; besonders aber „Luther's Verdienste um die Ausbildung der Hochdeutschen Schriftsprache, von G. F. Grotefend," in den Abhandlungen des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache. Erstes Stück. Frankfurt a. M. 1818. 8. S. 24 — 152.

3) Sie sind nachher den Sammlungen seiner Schriften einverleibt worden, von denen man fünf verschiedene Ausgaben hat, unter welchen keine ganz genügt, da ihnen mehr oder weniger Vollständigkeit und urkundliche Treue fehlt; die vorzüglichste aber ist: D. M. Luther's sowohl in Deutscher als Lateinischer Sprache verfertigten und aus der letzteren in die erstere übersetzten Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Joh. Georg Walch. Halle 1737 — 53. 24 Bde. 4. Daraus besitzen wir einen sehr gelungenen Auszug von H. L. A. Vent: Luthers Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. 10 Bde. Hamburg 2te Aufl. 1827 — 28. Von den Briefen erschien die vollständigste Ausg. unter dem Titel: D. M. Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig aus den verschiedenen Ausgaben seiner Werke und Briefe, aus andern Büchern und noch unbenutzten Handschriften gesammelt, kritisch und historisch bearbeitet von D. W. M. Leber. de Wette. Berlin 1825 — 28. 5 Theile m. K. gr. 8. Vgl. G. Veesenmeyer Literaturgeschichte der Briefsammlungen und einiger Schriften von D. M. Luther. Berlin 1821. gr. 8. und die Nachträge dazu in der Hallisch. Literatur-Zeitung 1829. Nr. 1. ff.

§. 5. c) Als Bibelübersetzer.

Will man indessen den ganzen Reichthum der Lutherischen Sprache kennen lernen, so muß man seine Deutsche Bibelübersetzung studiren. So wie Luther mit diesem vorzüglichsten Sprachdenkmal des 16ten Jahrh. das große Werk seiner Reformation begann (1517 erschienen schon die sieben Bußpsalmen), so beginnen wir mit ihr diesen Zeitraum der Literatur-Geschichte, da es das erste Schriftwerk ist, in welchem wir unsere Neu-Hochdeutsche Sprache als Schriftsprache in ihrer damaligen, von Luther begründeten Ausbildung niedergelegt finden. [1]) In dieser Uebersetzung, besonders im A. T., gab Luther Muster jeder Art des Vortrags, bald einfache Erzählungen, bald rührende Darstellungen, bald sanfte Gemälde, bald, wie in den Psalmen, begeisternde und erhabene Schilderungen in dem Tone der Hymne, so daß er sich oft selbst übertraf. Aber, wie er auch nicht verhehlt, verwandte er darauf all' seinen Fleiß, und suchte und fragte oft Tage lang bei Handwerkern und Künstlern nach einem Ausdruck, der treu der Sache entsprach, die er wiedergeben wollte [2]). Daß nie Einer vor ihm tiefer eindrang in den Geist der heil. Schriftsteller, nie Einer mit so viel Feuer und Empfindung, mit so viel Schönheit und Treue dollmetschte, davon überzeugt man sich dann um so lebhafter, wenn man seine Uebersetzung mit den vorlutherischen Bibelübersetzungen in Ober- und Niederdeutscher Sprache vergleicht [3]). Dennoch werden wir von unserm Standpunkte aus auch in Luthers Bibelübersetzung manches Unrichtige auffinden, und daher kein Bedenken tragen dürfen, in seinem Geist fort zu arbeiten, um das Unvollkommene zu verbessern [4])

Anmerk. 1) Oft hat man sich von Luthers Verdiensten um das Neu-Hochdeutsche falsche Vorstellungen gemacht,

bald sie überschätzt, bald sie für gering geachtet. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Luther ist nicht erster Urheber der Hochdeutschen Sprache. Er hat sie nur ausgebildet und veredelt, und in dieser bessern Gestalt angewendet in seiner Bibelübersetzung und in allen andern Schriften. Er entlehnte sie aber auch nicht aus einer einzelnen Mundart, etwa aus der Meißnischen (wie Adelung annahm, und daher auch im Titel seines Deutschen Wörterbuchs von einer Hochdeutschen Mundart spricht), sondern er schöpfte sie aus den Urkunden Sächsischer Kanzlei, d. h. aus der verfeinerten alten Reichssprache, aus der sich schon früher eine Art von Schriftdeutsch, in ganz Deutschland verständlich, herausgebildet hatte. Dies sagt er selbst im 69sten Kap. seiner Tischreden, welches von den Sprachen handelt. Da er aber mit diesem Deutsch das Gute anderer ihm bekannter Mundarten seiner verschiedenen Wohnsitze (des Mansfeld'schen, und der Städte Magdeburg, Eisenach, Erfurt, Wittenberg) einführte, und durch seinen schaffenden Geist das noch Ungebildete formte und beseelte, so wurde seine veredelte Sprache bald lobend bald tadelnd Lutherisches Deutsch genannt. In Bezug auf diese veredelte Gesammtsprache und auf die Verbreitung derselben durch seine Uebersetzungen und Originalschriften ist er, wie Voß ihn nennt, allerdings als Stammvater des neueren Sprachanbaues zu betrachten.

Anmerk. 2) In seinem Sendschreiben vom Dolmetschen sagt er: „Ich habe mich dessen gevlissen im Dolmetschen, das ich rein und klar Deutsch geben möchte. Vnd ist vns wol oft begegnet, das wir vierzehen Tage, drey, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht, vnd gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also: M. Philipps, Aurogallus vnd ich, das wir in vier Tagen zuweilen kaum drey Zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeutscht, vnd bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern." Und an einer andern Stelle: „Laufft einer ytzt mit den augen durch drey, vier Bletter, vnd stost nicht einmahl ahn, wird aber nicht gewar, welche waken vnd klötze da gele-

gen sind, da er yetzt überhingehet, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen vnd uns engsten, ehe denn wir solche waken vnd klötze aus dem wege reumeten, auf das man künde so fein dahër gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereiniget ist. Aber den Wald vnd die Stöcke ausrotten, vnd den Acker zurichten, da will niemand an." Mathesius (in seinen Predigten von den Historien Dr. M. Luthers Pred. 13 S. 151) erzählt, daß Luther während seiner Bibelübersetzung bei den Beschreibungen von Opfern im A. T. sich manchen Schöps habe abstechen lassen, um vom Fleischer zu erfragen, wie man ein jedes am Schaaf benennete. — Vgl. Philipp Marheineke über den religiösen Werth der Deutschen Bibelübersetzung Luthers. Berlin 1815. 4. und F. A. Pischon die hohe Wichtigkeit der Uebersetzung der heil. Schrift durch Dr. M. Luther. Berlin 1834. 4. D. V. theilt in dieser Schrift auch einige Proben aus einem Autographum Luthers mit, welches sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, und Uebersetzungen des Hiob, der Psalmen (aber nur Fragmente) und der Salomonischen Schriften enthält, mit den von Luther mit rother Tinte nachgetragenen Verbesserungen, um daran die unermüdliche Sorgfalt des theuren Mannes im Feilen und Nachbessern nachzuweisen. — Hauptbibelsammlungen der vorlutherischen und lutherischen Uebersetzungen sind zu Wenigerode (1450 Bibelwerke), Stuttgart (5156) und Braunschweig. In der Braunschweigschen Bibelsammlung befinden sich zwei Bibeln von 1541, die Luther selbst besessen, und mit seinen Bemerkungen beschrieben hat. An dem Deckel der einen steht von Luthers Hand: Es ist kein sträuchlein in der Biblien so klein, wenn ich daran klopff, so fallen einige Aepfel herabe. Martinus Luther.

3) Ueber die Oberdeutschen Uebersetzungen, s. Panzer's Annalen der Deutschen Literatur, S. 9, 14, 93, 94, 111, 133, 154, 165, 175, 182, 419; über die Niederdeutschen; Johann Melchior Göze'ns Historie der gedruckten Niedersächs. Bibeln von 1470 — 1621. Halle

1775. 4. Für die älteste hält man die handschriftlich in Leipzig aufbewahrte Uebertragung der Vulgata von Matthias von Behaim, 1343. Eine der merkwürdigsten Oberdeutschen Uebersetzungen ist zu Nürnberg durch Anton Koburger, 1483 erschienen, deren nähere Beschreibung viel Stoff zu einer Vergleichung mit der Lutherischen darbietet. Der Uebersetzer hat aber, wie alle seine Vorgänger, nicht aus der Urquelle, sondern aus der Vulgata übertragen, und zwar so schlecht, daß die auffallendsten Fehler darin vorkommen. So z. B. Matth. 1. 22, v. 42; quid vobis videtur de Christo? (nach Luther: wie dünkt euch um Christo?) „was ist euch geschehen von Christo?" Princeps publicanorum ist: „ein Fürst der Offensündner" übersetzt. Von der lächerlichsten Unwissenheit aber zeugt die Uebersetzung der Stelle Marc. 8, V. 27: et egressus Jesus et discipuli ejus in castella Caesareae Philippi: „Und Jhesus ging aus von dannen, und seine Jüngern in dy Castell des Kayserthumbs Philippi." — Eine Probe dieser Uebersetzung ist abgedruckt in Th. Heinsius Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen. Berlin, 1817. Bl. 90. — Die Holzstiche, die sich bei diesem Bibelwerk befinden, sind zum Theil albern, oft auffallend. Dahin gehört, daß die Schlange, die Even verführt, mit einem menschlichen Gesichte erscheint, daß das Paradies von Mauern und Thürmen umgeben ist, und daß man (bei der Offenbar. Joh. Kap. 10.) den Römischen Papst mit der dreifachen Krone in Gesellschaft vieler Bischöfe erblickt, wie er auf dem Boden liegt, und die Engel mit Schwertern auf ihn losschlagen. (S. Meister's Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache, Th. I. S. 181 — 85.).

Ein vortreffliches Hilfsbuch zur näheren Kenntniß des in der Lutherischen Uebersetzung enthaltenen Sprachschatzes ist Wilhelm Abrah. Teller's „vollständige Darstellung und Beurtheilung der Deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung," Berlin 1794. 95. 2 Thle. 8. Und in literarhistorischer Hinsicht kann man Panzer's „Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung Luther's von 1517 — 81" Nürnberg, 1783. 8. nicht genug empfehlen. Vergl. auch: J. A.

S. 3. geschichtl.-liter. Ueberblick über Luther's Vorschule, Meisterschaft und vollendete Reife in Dolmetschung der heiligen Schrift. Nürnberg 1824. 8.

Will man aber bei der Beurtheilung der Lutherischen Bibelsprache genau verfahren, so muß man die früheren Ausgaben der Uebersetzung von den spätern wohl unterscheiden. Die Hauptausgabe ist von 1541; die letzte vom J. 1545 weicht von dieser nur in Kleinigkeiten ab, sieht aber der erstern vom J. 1534 nur entfernt ähnlich. Luther besserte unablässig mit seinen gelehrten Freunden, Johann Bugenhagen, Justus Jonas, Doctor Creuziger, Philipp Melanchthon, Matthäus Aurogallus, die wöchentlich einige Stunden vor dem Abendessen bei ihm sich einfanden, oft auch noch fremde Doctoren mitbrachten. Dennoch blieben auch in der letzten Ausgabe noch manche Eigenthümlichkeiten in Ansehung der Sprache und Orthographie übrig, die späterhin aus den neuern Ausgaben ganz verschwunden sind. Teller hat in der erwähnten „Beurtheilung ꝛc." Th. I. S. 257 — 281 ein Verzeichniß einiger wichtigen Abweichungen in den Lesarten der letzten Ausgabe Luther's und der spätern geliefert.

4) Dies haben Niemeyer in seinen Briefen an christliche Religionslehrer. Halle 1803. Th. I. und die Bibelübersetzer Hetzel, Michaelis, Moldenhawer, Bahrdt, Augusti, de Wette mit mehr oder weniger Erfolg gethan. Dennoch wird und muß die Lutherische Bibel ihr Ansehen in der evangelischen Kirche behaupten.

§. 6. Vier Ober- und Niederdeutsche Proben vorlutherischer Bibelübersetzung, nebst einer Lutherischen.

Erste Probe: aus der Straßburger Bibel 1466, gedruckt durch Joh. Mentel. Sie ist die zweite unter den Oberdeutschen Uebersetzungen; die erste erschien zu Mainz 1462 durch Faust und Schoiffer.

Matth. VI. 24 — 34.

24) Niemant mag gedienē zweyn Herrn: Wann eint-

weder er hab in Haß den einen vn hab lieb dē andern: oder enthab den einen vnd verschmech den andern. Gott vnd dem reichthumb mögt ir nit gedienen. 25) Darumb sag ichs euch nit seyt sorgsam ewer sele was ihr esset noch ewerm leib womit ir in vasst. Ist denn nit die sele mer denn das essen: vn der leib mer denn das gewand. 26) Sehet an die vogel des Himmels wann sie sehen nach schneiden nit noch samment in den kasten wo ewer himlischer vatter fürt sy. Seyt ir denn nit vil mer den sy: 27) Wann welcher ewer mag gedencken zu zu legen zu seiner gewechst ein eln. 28) Und was seyt ir sorgsam von dem gewand. Merckt die lilien des ackers in welcher weyse sy wachsen. Sy en arbeiten noch spinnent nit: 29) Wann ich sag euch das noch salamon in aller seiner wunniglich nit wart gevasst als ein von disen. 30) Wann ob das hew des ackers dz heut ist vnd morgen wird gelegt in den aitofen dz gott also vasst: wie vil mer iu lützeler trewen. 31) Darumb nit wölt sein sorgsam sagent was eß wir oder was trink wir oder wamit werd wir gevasst. 32) Und alle dise Ding suchent di leut. Wann ewer vatter weis das ir bedurft aller diser Dinge. 33) Darumb zum ersten suchet das reich gotz vnd sein gerechtigkeit vnd alle dise Ding werden euch zugelegt. 34) Darumb nit wölt sein sorgsam an den morgen. Wann der morgenlich tag besorget sich selber. Wann den tag begnügt sein übel.

Zweite Probe: aus der Nürnberger Bibel 1483 durch Anton Koburger. Dieselbe (in der zweiten Spalte) aus der ersten Lutherischen Ausg. des N. T. betitelt: Das newe Testament Deutzsch. Vuittenberg bei Melchior Lotther im Monat Septbr. 1522.

Matth. VI. 24 — 34.

24) Nyemant mag diene zweyen Herren. Entweders der hat einen in haß. vn den andern lieb. oder er duldet einen vnd verschmehet den andern. Got vñ dem reych-

Matth. VI. 24 — 34.

Niemant kan zweyen Herrn dienen, entweder, er wirt eynen hassen, vnd den andern liebe, odder wirt eynen anhangen, vnd den andern verachten, yhr kund nitt gott

die poetischen Schriften der Bibel, sondern auch seine eigenen geistlichen Lieder. Zwar besitzen wir deren (nach seiner eigenen Ausgabe zu Wittenberg 1543. 16.) nur 38, unter denen viele aus dem Lateinischen übersetzt, oder aus schon vorhandenen nur ausgebildet waren, und theilweise sehr sichtbare Spuren ihres Zeitalters an sich tragen; aber sie athmen doch fast alle einen tiefen religiösen Sinn, und zeigen uns, was der Mann Gottes geleistet haben würde, wenn seinen Geist nicht der strenge Ernst seiner Lehre gefesselt hätte. Zu den besten, die auch noch unsere Gesangbücher aufbewahren, gehören der Lobgesang: Gelobet seyst du, Jesu Christ; der Hymnus veni Creator Spiritus, Komm Gott Schöpfer heilger Geist; Nun bitten wir den heil'gen Geist; wir glauben all' an Einen Gott; der hundert und eilfte Psalm, ich dank dem Herrn von ganzem Herzen; der Lobgesang, Gott sey gelobet und gebenedeyet; der Lobgesang, te Deum laudamus und andre. Unter allen ausgezeichnet aber ist sein Lied: Ein veste Burg ist unser Gott, in welchem sich die ganze Persönlichkeit des Mannes, und die Kraft seines Glaubens so rührend und lebendig ausspricht, daß wir es auch hier getreu, wie es in der Walch'schen Ausg. seiner Schriften (Th. X. S. 17[illegible]) abgedruckt ist, mittheilen [1]). Durch diese Lieder wurde Luther auch Reformator des Deutschen Kirchengesanges, der von ihm seine glänzende Periode anhebt [2]). Von seinen Predigten wird am Schlusse dieser Periode die Rede sein.

Anmerk. 1) Es wurde von ihm nach dem 46sten Psalm im J. 1530 auf dem Wege zu dem damals bevorstehenden Reichstag zu Augsburg gedichtet.

Ein veste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.

Der

Der alt böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht seins Gleichen.
Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkohren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten.
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht:
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.
Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan,
Mit seinem Geist und Gaben;
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

2) Schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrh. hatte man Deutsche Kirchenlieder (s. A. J. Rambach's Anthologie christl. Gesänge aus allen Jahrhunderten, Altona und Leipzig, 1817 — 1822. 4 Bde. 8.); aber sie waren sparsam

und zum Theil aus dem Lateinischen übersetzt. Durch die Reformation erhielt auch der Gesang einen andern Geist; Luther gab 1524 seinen Anhängern das erste Deutsche Gesangbuch, wodurch er der Sprach-, wie der Rede- und Tonkunst ein neues Feld eröffnete. In der Schrift: D. M. Luther und seine Zeitgenossen, als Kirchenliederdichter, von Aug. Gebauer. Leipzig 1828. 8. sind 42 Lieder (6 unechte) von Luther und 20 von einigen seiner Zeitgenossen, enthalten, unter denen Just. Jonas, Lazarus Spengler, Erasmus Alberus, Nicol. Hermann, Joh. Matthesius, Bartholom. Ringwaldt und Andere zu nennen sind. Die Zahl der Deutschen Kirchenlieder wuchs schnell an, und belief sich zu Anfang des 18ten Jahrh. schon über 33000, von mehr als 500 Kirchenliederdichtern. S. Koch's „Compendium" II. 44, und G. L. Richter's „allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter." (Leipzig, 1804. 8.) Eine sehr empfehlenswerthe Geschichte des evangelischen Kirchenliedes lieferte E. C. G. Langbecker: das Deutsch-evangelische Kirchenlied, ein Denkmal zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Confession. Berlin 1830. 8.

§. 8. Ulrich von Hutten. 1)

Luthern am nächsten steht sein Zeitgenosse und Geistesverwandter Ulrich von Hutten, eine hohe, kräftige Natur, Repräsentant aller Humanisten seiner Zeit, und ritterlicher Verfechter geistiger Freiheit gegen den Uebermuth des Klerus. Geboren 1488 auf seinem Familienschlosse Stackelberg in Franken, wurde er in seinem elften Jahre in die Abtei zu Fulda gebracht; von da begab er sich aus Abneigung gegen das Klosterleben, aber wider Willen seines Vaters (der ihn deshalb verstieß) 1504 nach Cöln, und dann nach Frankfurt a. O., wo er sich besonders auf das Studium der Römischen Klassiker legte. Klein von Person, hatte er doch einen starken Kör-

verbau; abgehärtet, ertrug er jedes Ungemach, wie er selbst von sich in einer Grabschrift erzählt, die er sich einst krank in Padua gesetzt hatte:

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.

In diesem Körper wohnte ein kühner Geist, der allem Widerstand trotzte, heftig in Wort und That, unerschütterlich in seinen Grundsätzen, treu in seinen Verbindungen, und immer bereit, um Wahrheit und Recht Gut und Leben aufzuopfern. Durch den ewigen Kampf mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit, und die unzähligen Feinde, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe zuzog, wurde er zwar in eine Bitterkeit und innere Wuth gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrach; doch aber war er voll Wärme für das Wohl seiner Brüder und seines Vaterlandes, immer edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, und bei allen diesen ritterlichen Tugenden einer der kenntnißreichsten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit.

Der Drang äußerer Verhältnisse rief ihn von Frankfurt zu dem Heer des Kaisers Maximilian, das 1508 nach Italien in den Venetianischen Krieg zog. Hier aber hatte Hutten weniger Anlaß, seinen Muth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen. Krank und von Gelde entblößt, pilgerte er nach Deutschland zurück, wo er unstät und planlos bis 1514 umherirrte, ging dann wieder nach Italien, um in Pavia die Rechtswissenschaft zu studiren, von da nach Rom, wo er seinen Unwillen gegen die Sittenlosigkeit des Klerus in einigen beißenden Epigrammen aussprach, und folgte bald nachher einer Einladung des Erzbischofs Albrecht von Mainz, den er als seinen Beschützer preist in dem schönen Gedicht, worin er das Lob Deutschlands besingt

Sein unruhiger Geist trieb ihn 1515 zum dritten Mal nach Italien, in der Absicht, das Römische Recht zu studiren. Aber seine unbezwingbare Abneigung gegen dasselbe in Verbindung mit den Gefahren, in die sein ungestümes Wesen ihn verwickelten, ließ ihn bald wieder nach Deutschland zurückpilgern. Nun wurde er zu Augsburg von Kaiser Maximilian I. zur Belohnung seiner ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, wozu das schönste Mädchen seiner Zeit, Constantia, eine Tochter des berühmten Historikers Konrad Peutinger, (in dessen Hause er gastliche Aufnahme fand) den Kranz geflochten hatte. Da um diese Zeit der mannhafte Luther gegen den Papst auftrat, so konnte Hutten wohl nicht zweifelhaft sein, welcher Partei er sich anschließen sollte. An Allem theilnehmend, was die Sache der Menschheit betrifft, schrieb er sogleich gegen Papst Leo X. und gegen Alle, die sich einer würdigen Sache entgegensetzten, eine Menge heftiger Schriften in Lateinischer, zuletzt auch in Deutscher Sprache, in Versen und in Prosa, wie gerade sein Geist ihn hinriß, und munterte Luthern in einem herrlichen Briefe auf, muthig fortzufahren. In welcher Sprache und mit welchen Gefühlen dieser geschrieben ist, davon zeugen unter andern die Worte: Ferunt, excommunicatum te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! — Sogar die Bulle v. J. 1520 gab er heraus mit sehr treffenden und beißenden Randglossen, schrieb eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der Römischen Päpste gegen den Kaiser, und trieb's so weit, daß Leo X. endlich dem Kurfürsten Albrecht von Mainz ansinnte, er solle den Hutten an Händ' und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albrecht konnte ihn nun nicht mehr schützen, und da derselbe päpstliche

Befehl an verschiedene Deutsche Fürsten ergangen war, Hutten auch erfuhr, daß man Gift und Dolch gegen ihn gebrauchen wolle: so begab er sich in das Schloß Ebernburg unter den Schutz seines treuen Freundes, Franz von Sickingen, und schrieb von dort aus an Kaiser Karl V., an Albrecht von Mainz und an Friedrich den Weisen von Sachsen Briefe, in denen er seine Sache vertheidigt, und Gerechtigkeit gegen den Römischen Hof fodert. Von dieser Zeit an ließ er sich in kräftiger Deutscher Sprache ganz los gegen alle Diejenigen, die er als Feinde der geistigen und bürgerlichen Freiheit, als Verfechter der Tyrannei und der Dummheit, als Widersacher der Vernunft und eines richtigen Gefühls erkannte. Er verfolgte sie mit den bittersten Satiren, vermehrte aber dadurch auch die Zahl seiner Feinde, deren Macht und Rachsucht er endlich weichen mußte, und floh, da sein Freund Sickingen 1522 gestorben war, und er in Deutschland nirgends mehr Sicherheit fand, nach der Schweiz, auf eine kleine Insel des Zürchersees, Ufnau, wo sein Körper, unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, im 36sten Jahre seines Alters, 1523 zu Grunde ging, und dadurch einen Geist in Freiheit setzte, der, wenn äußere Macht, Reichthum und Glück seiner innern Kraft gleich gewesen wären, nothwendig die ganze Welt hätte umkehren, und eine neue Gestalt der Dinge hervorbringen müssen. Mag man an diesem Charakter auch ungern die Milde vermissen: er steht bei aller Leidenschaftlichkeit in der Geschichte seiner Zeit auf einer sittlichen Höhe, zu der die Nachwelt nur mit staunender Bewunderung hinaufblicken kann. Daher wandte Wieland auf ihn den Aus-

ruf an, womit Goethe seinen Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!“ [2])

Anmerk. 1) Ulrich v. Hutten, geschildert von C. J. Wagenseil, Nürnb. 1823. 8.

Anmerk. 2) S. Teutscher Merkur 1776. Februar S. 185.

§. 9. Schriften desselben.

Hutten gehört der Deutschen Literatur-Geschichte weniger als Schriftsteller, denn als Humanist und Gelehrter an. Er schrieb sehr viel, aber nach Sitte seiner Zeit größtentheils Lateinisch [1]), und zwar in einer so schönen kräftigen Sprache, daß selbst Erasmus und Melanchthon ihn darum beneideten; erst in seinen letzten drei Lebensjahren schrieb er Deutsch, in Versen und in Prosa, und zwar prosaische Dialogen und versificirte Reden; auch übersetzte er einige seiner Lateinisch geschriebenen satirischen Dialogen in's Deutsche. Für uns ist er merkwürdig als Mitreformator, Dichter und Redner, in welcher letztern Beziehung ihn Herder den Demosthenes unserer Nation genannt hat. Die Kraft seiner Beredsamkeit zeigt sich besonders in seinen Reden gegen den Mörder seines Verwandten, des Johann v. Hutten, Herzog Ulrich von Würtemberg, gegen den auch sein Dialog Phalarismus gerichtet ist, ein Werk, das zuerst 1517. 4. erschien, und wovon unter andern ein Exemplar in der Wolfenbüttelschen Bibliothek vorhanden ist. Sein Antheil an den Epistolis obscurorum virorum — eine durch Reuchlins Streitigkeiten mit den beschränkten Cölnischen Theologen veranlaßte Schrift (1516) — beweis't sein vorzügliches Talent für die Satire. Sie ist eine bewunderns-

werthe Parodie auf die Unwissenheit und stolze Unduldsamkeit der Scholastiker, ein höchst lächerliches Zerrbild. In ihrer höchsten Bitterkeit und Strenge aber offenbart sich sein satirisches Talent in seiner Expostulatio cum Erasmo (Rotterd. 1523. 4.), der lau und zweideutig gegen die Sache der Reformation sich hingestellt hatte. Seine Deutschen Gedichte haben wenig poetischen Werth; aber sein Charakter spricht sich in ihnen, wie überall, so kräftig aus, daß man den kühnen Wahrheitsfreund auch in seinem Ungestüm lieben muß.[2]) Dies ist besonders der Fall in seiner „Clag und Vormanung gegen den übermäßigen unchristlichen Gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen [3])“ Eine langentbehrte vollständige Ausgabe von Hutten's zerstreuten Schriften gab uns Münch [4]).

Anmerk. 1) Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Koch's Compendium Th. I. S. 152.

2) Wer mag ihn ohne innige Theilnahme hören, wenn er ausruft:

Von Wahrheit ich will nimmer lan (lassen),
  Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
  Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
  Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Do ich die Sach hätt g'fangen an,
  Gott wöll sie trösten, es müß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
  Will's Gott, so mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß und Händ,
  Ich hab's gewagt.

S. Hutten's Deutsche Gedichte von Al. Schreiber. Heidelberg, 1810. gr. 8.

3) Vergl. Küttner's Charaktere Teutscher Dichter ꝛc. S. 84 — 86, wo es auf der letzten Seite heißt: „Seine

wenigen noch übrig gebliebenen Schriften in Versen und Prosa verrathen durchaus den freien Mann und freien Denker; sie sind geschrieben mit eisernem Griffel, ungewöhnlich stark im Ausdrucke, kühn, heldenmüthig, voller Hohn und Trutz, ein Abbild seines grosen Herzens. Männlich und feuervoll ist seine Sprache, kurz in Worten und von vielsagender Bedeutung, sie reißt hin und erschüttert. Nichts, was er schrieb, läßt ohne Schauder und Bewunderung sich lesen; nichts, was in unsern Tagen Kühnes und Wahres gesagt ward, hat die Glut seines ungestümen Feuers." S. auch Chr. Fr. Mohnike Hutten's Jugendleben, Greifswalde, 1816. 8. worin eine Geschichte und Beschreibung der Urschrift der Klage enthalten ist.

4) Ulrichi ab Hutten, Equitis germani, opera quae extant omnia, edid. Ern. Herm. Münch. Berolini, 1822—25. 5 vol. 8.

I. Poetische Erzeugnisse.

§. 10. Hans Sachs, lyrischer und epischer Dichter.

Die Meistersänger, deren wir in dem vorigen Zeitraum ausführlich gedacht haben, weil sie in ihm ihr Entstehen und Gedeihen fanden, lebten, wie schon bemerkt worden, mehrere Jahrhunderte fort, und zählten auch zur Zeit der Reformation noch manche geistvolle Männer zu ihren Mitgliedern. Als Haupt derselben, und als Reformator des Meistergesanges, ist der ungelehrte, aber belesene und mit wahrhaft poetischen Anlagen begabte Hans Sachs zu betrachten, der, früherhin mehr ein Gegenstand des witzelnden Spottes, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Ernst und Würde behandelt und in ein helleres, reineres Licht gestellt worden ist.

Hans Sachs, eines Schneiders Sohn, wurde 1494 zu Nürnberg geboren, erlernte und trieb als Brotgeschäft das Schuhmacherhandwerk, und starb in seiner Vaterstadt 1576, in seinem 82sten Lebensjahre. Durch

seine ausgezeichneten Anlagen für etwas Höheres bestimmt, benutzte er mit Anstrengung und Fleiß die Zeit seiner Wanderschaft, die ihn in viele durch bewährte Singschulen ausgezeichnete Städte führte, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, nachdem er schon einige Anleitung in dem Meistergesang von einem Nürnbergschen Leinweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck erhalten, den er auch dankbar und bescheiden seinen Lehrer nennt, ungeachtet der Schüler wohl mehr seinem eigenen Talent, als seinem Meister verdankt. Jenes zu entwickeln und auszubilden war ihm sein ganzes Leben hindurch das angenehmste Geschäft, indem er die, von seinem Broterwerb ihm bleibende Zeit ganz der Lectüre, nicht nur der Schriftsteller seines Volks, sondern auch den Griechischen und Römischen, freilich nur in Uebertragungen widmete. Mit diesem Fleiß verband er einen für alles Gute empfänglichen, lebensheitern Sinn und ein sehr frommes religiöses Gemüth, wodurch er auch in den letzten Jahren seines Lebens, da schon Abstumpfung der Sinne sein nahes Ende verkündigte, Jedem, der ihn sah, ehrwürdig wurde.

Anmerk. Eine sehr vollständige und treue historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens haben wir von Sal. Ranisch, Altenburg 1765. 8. — Er selbst hat eine Erzählung in Versen geliefert, unter dem Titel: „Summa all meiner Gedicht, vom M.D.XIII. Jahr an, bis ins 1567te Jahr," die sich am Ende des 5ten Buchs seiner gedruckten Gedichte befindet. Auch besitzen wir von seinem Schüler, dem Görlitzer Schuster Adam Puschmann, ein Lobgedicht auf ihn, in welchem unter dem Titel: Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Norinbergensis (1576), Nachricht über sein Leben und die Anzahl seiner sämmtlichen Gedichte gegeben wird. Sehr rührend ist die Beschreibung, die uns Puschmann in einem zum Andenken seines Lehrers verfertigten Meistergesang von dem ehrwürdigen Greise

macht. Er stellt nämlich einen Traum von Nürnberg und Hans Sachsen darin vor, und sagt unter andern:

Mich daucht, ich reiß aus rüstig
Und kam in Mayens Zeit
In ein stat groß, schön, lustig
Von schönen Heüßern bereit,
Wie Wonung der gedürsten
Reichsfürsten.
Mitten in dieser Stat
War ein hoher Berg grüne,
Darauf ein schöner Gart,
In Freuden wart ich küne,
Weil darin gepflantzet wart
Mancher Baum voll Früchte,
Gezüchte,
Pomeranzen, Muscat.
Mehr fand ich fein
Auch Rosinlein
Mandeln, Feygen, allerlei rein
Wol schmeckend Frücht, als groß und klein
Der genoße viel Volks gemein,
Das darin spatzirt hat.
Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lusthenslein,
Darin sich ein sal funde
Von Marmor pflastert fein
Mit schön lieblichen Schilden
Und Bilden,
Figuren frech und kün.
Rings herum der Sal hatte
Fenster geschnitzet aus,
Durch die man all Früchte thate
Sehen im Garten draus.
In dem Sal stund schnecket
Bedecket
Ein Tisch mit seiden grün.

An selben sas
　　Ein alt Mann, was
　　Grau und weis, wie ein Taub dermas,
　　Der het ein grossen Bart fürbas
　　In ein schönen grossen Buch las,
　　Mit Gold beschlagen schön.
Das lag auf ein Buld eben
　　Vor ihm auf dem Tisch fein,
　　Und an Banken darneben
　　Viel grosser Bücher fein,
　　Die alle wol beschlagen
　　Da lagen,
　　Die der alt Herr ansach.
Wer zu dem alten Herren
　　Kam in den schönen Sal,
　　Und ihr grüßet von ferren,
　　Den sach er an dismal,
　　Sagt nichts, sondern tet neigen
　　Mit schweigen
　　Gegen ihm sein Haupt schwach,
Dan sein Red und
　　Gehör begunt
　　Ihm abgehen, auch Sinnes Grund.
　　Als ich nun da in dem Sal stund,
　　Und sein alt lieblich Angesicht rund
　　Anschauet, dacht' ich nach rc.

Wieland, der im Teutschen Merkur v. J. 1776, April, S. 94, einen Theil dieses Traumes mittheilt, ruft am Schlusse aus: „Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient, glücklich zu seyn, wenn du nicht?“ Ganz abgedruckt findet er sich in des Knaben Wunderhorn. Bd. 3. S. 233 — 237. Heidelberg 1808. 8.

§. 11. Anzahl seiner Gedichte, Ausgaben derselben und Handschriften.

Hans Sachs war ein Zeitgenosse von Tasso, Cervantes und Ariost, und der fruchtbarste Dichter, nicht bloß seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte. Seine ersten poetischen Arbeiten fallen in die Jahre 1514 und 15, also in das zwanzigste Jahr seines Lebens; seine schönere Periode aber beginnt mit dem Jahre 1530 und geht bis 1558. In dieser Zeit hat er das meiste, und überhaupt nach seiner eigenen Angabe vom Jahr 1567, gegen 6048 Gedichte geschrieben, wovon aber nur der vierte Theil in der gedruckten Sammlung seiner Poesien auf uns gekommen ist, wenn die fehlenden, die er aber selbst nicht der Aufnahme werth fand, nicht noch irgendwo in Handschriften versteckt liegen. Unter den vorhandenen befinden sich 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtspiele, 210 biblische Erzählungen und geistliche Betrachtungen, 150 Davidische Psalme, mehr als 480 Erzählungen aus der Mythologie und Geschichte nebst vermischten Gedichten, und etwa 286 Fabeln und Schwänke.

Ungefähr 200 seiner Gedichte waren nach und nach als fliegende Blätter einzeln gedruckt worden, ehe er an eine Sammlung dachte. Da solche aber Beifall fanden und sogar öfters nachgedruckt wurden: so veranstaltete er im 74sten Lebensjahre eine Ausgabe seiner vorzüglichsten Gedichte in drei Folio-Bänden, welche zu Augsburg in Verlag des Buchhändlers Georg Willer erschien (daher die Willersche Ausgabe genannt), und deren erster Band zu Nürnberg im Jahr 1558 unter dem Titel gedruckt ist: „Sehr herrliche schöne vnd warhaffte gedicht. Geistlich vnd Weltlich, allerlei art, als ernstliche Tragedien, liebliche Comedien, seltzame Spiel, kurzweilige Gesprech, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sampt andern

lecherlichen schwenken und bossen ꝛc. Welcher stück seynd dreihundert vnd sechs vnd sibentzig. Darunder Hundert vnd sibentzig stück, die vormals nie im truck außgangen sind, yetzund aber aller welt zu nutz vnd frummen in Truck verfertigt. Durch den sinnreichen vnd weyt berümbten Hans Sachsen, ein Liebhaber teudscher Poeterey, vom M.D.XVI Jar, biß auf diß M.D.LVIII Jar, zusammen getragen und vollendet [1])". Zwei Jahre darauf, 1560, erschien das zweite, und 1561 das dritte Buch seiner Gedichte; jenes enthält 310 neue Stücke, dieses 102. Diese 3 Bände sind nachher mehrmals wieder aufgelegt worden.

Eine zweite Ausgabe, mit etwa 600 Gedichten vermehrt, erschien 1570 — 79 in 5 Foliobänden, gleichfalls zu Nürnberg bei Joachim Lochner. Die beiden ersten Bände kamen noch bei Lebzeiten des Dichters heraus. Der Gesammttitel dieser Ausgabe ist: „Mancherley Artliche Stück schöner gebundener Reimen ꝛc."

Endlich erschien die dritte und vollständigste Ausgabe, die 1612 bis 16, in 5 starken Quartbänden, zu Kempten durch Christoph Krause gedruckt ist [2]).

Da diese drei Ausgaben sehr selten geworden sind, und nicht leicht alle Theile eines Abdrucks beisammen gefunden werden möchten, so kündigte Bertuch in Weimar 1778 eine neue Ausgabe in 8 Bänden 4. an, ließ auch mehrere Proben in demselben Jahre abdrucken, aber das Unternehmen kam aus Mangel an hinreichender Theilnahme nicht zu Stande. — Indessen erschien bald darauf eine Auswahl von Hans Sachsen's Gedichten, unter dem Titel: „Hans Sachsens sehr herrliche, schön und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszug aus dem ersten Buch mit beigefügten Worterklärungen, von J. H. H. (Häßlein), Nürnberg 1781. 8.

Hierauf begann eine Ausgabe von Büsching, die aber mit dem dritten Bande schließt. Nürnberg 1817 — 24. 8. Einzelne Gedichte ließ R. Z. Becker drucken, wie sie ursprünglich als fliegende Blätter erschienen waren, mit den Holzschnitten nach den Originalplatten. Gotha 1821. gr. Fol. Außerdem erschien: Schwänke Hans Sachs, herausgegeben und mit den nöthigsten Worterklärungen begleitet von J. Ad. Nasser, Kiel, 1827. 8. Die neueste Ausgabe besorgte Joh. Adam Göz, unter dem Titel: Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst. Nürnberg 1829 — 1830. 4 Theile. 12.

Handschriften von H. Sachsens Gedichten findet man in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek der Jenaischen Deutschen Gesellschaft, in der Bibliothek der St. Sebaldsschule in Nürnberg, auf der Schusterzunft zu Colmar, in der Königl. Bibliothek zu Dresden, in München, Nürnberg rc. Auch Bertuch besaß einen ansehnlichen Vorrath handschriftlicher Gedichte unsers Meistersängers.

Anmerk. 1) Der Verleger ertheilt dem Dichter große Lobsprüche. Er urtheilt über ihn in Ansehung der Sprache nicht geringer, wie der Grieche über seinen Homer, und der Römer über seinen Virgil....

2) Von der Quart-Form dieser Ausgabe — in welcher man übrigens eben so wenig als in den früheren, die lyrischen Gedichte, Meistergesänge, Kirchenlieder rc. unsers Dichters findet — sagt der Buchdrucker: daß sie bequemer wäre, daheim oder über Feld zum Spatzieren oder Reisen zu gebrauchen.

§. 12. Urtheile über Hans Sachs als Dichter, und Würdigung desselben.

Die Gedichte unsers Hans Sachs haben das

Schicksal gehabt, in jedem Jahrhundert anders aufgenommen und beurtheilt zu werden. Von seinen Zeitgenossen wurden sie, (mit Ausnahme der Gelehrten, die sich wenig darum bekümmerten), mit großem Beifall gelesen. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts scheint eine gewisse Kälte gegen sie eingetreten zu sein, die nach der Mitte des 17ten J. h. in wirkliche Verachtung und Schmähung überging, wie Wernike's komisches Heldengedicht „Hans Sachs" beweis't, worin der ehrliche Meistersänger als Symbol der Dummheit aufgestellt wird [1]). Dasselbe thaten Englische, Italienische und Französische Kunstrichter, und selbst Bodmer schien durch Wiederauffrischung des Wernikeschen Spaßes (in seiner Sammlung kritischer, poetischer rc. Schriften, Zürich 1741 S. 115 u. f.) seine ungünstige Stimmung gegen den ehrwürdigen Deutschen Mann nicht undeutlich zu verrathen. Seit dieser Zeit mußte das Handwerk unsers Dichters den Stoff zu witzelnden Bemerkungen und Späßen über ihn darbieten, die ein ernstes, würdiges Urtheil nicht aufkommen ließen. Endlich nahm der damalige Heros der Deutschen Literatur, Wieland, — ein rüstiger Kämpfer für die Wahrheit — im Jahre 1776 das Wort, und mit ihm Goethe, die Beide ihr Gefühl der Liebe und Achtung für den H. Sachs, und ihren Unwillen gegen die ihn herabwürdigenden Verächter vor dem ganzen Deutschen Volke laut und eindringend aussprachen [2]). Dies hat den Erfolg gehabt, daß der Spott allmählig verhallte, und der Ernst sich bemühte, den geschmähten und nun gerechtfertigten Dichter doch näher kennen zu lernen.

Man sieht bei einiger Kenntniß der Sache leicht, daß nur ein enthusiastisches Lob der übertriebenen und schnöden Verachtung die Wage zu halten vermochte. Die Wahrheit liegt Dem nicht fern, der Hans Sachs nicht bloß

nach seiner Eigenthümlichkeit, sondern auch nach dem Geist seiner Zeit betrachtet. Aus der Betrachtung jener ergibt sich, daß er ein Mann von ungemeinen poetischen Anlagen war, der, bei einer reichen Phantasie, einer ziemlichen Gabe von Witz und bei viel Gemüthlichkeit und Beobachtungsgeist durch unablässigen Fleiß und ernstes Streben sich mancherlei Kenntniß, besonders der Welt und des Menschen, angeeignet hatte, der aber auch, weil es ihm an gründlicher wissenschaftlicher und Kunst-Bildung gebrach, überall Lücken in seiner Kenntniß spüren, und besonders in Sachen des feineren Geschmacks, der Sprach- und metrischen Bildung manche Fehlgriffe thun mußte. Sehen wir aber auf den Geist der Zeit, dem er angehörte, so erblicken wir ihn in einer Art von Kampf mit demselben, indem er zwar innere Kraft genug hatte, sich über ihn zu erheben, aber doch von den Eigenthümlichkeiten und Fehlern desselben vielseitig berührt wurde. Daher entstand in seiner Poesie eine gewisse Ungleichheit, die uns bald die außerordentlichen Anlagen und Kräfte des Mannes bewundern, bald aber auch die Schwächen seiner frühern mangelhaften Bildung sehr leicht wahrnehmen läßt. Man denke sich aber, Hans Sachs hätte in unserer, an gelehrten Hülfsmitteln so reichen Zeit, in einer, seiner innern Ausbildung günstigen Lage gelebt: und man wird nicht umhin können, zu gestehen, daß er eine Zierde unsers Jahrhunderts gewesen sein würde [1]). Jede Vergleichung aber, die zwischen ihm und den Dichtern des Griechisch-Römischen Alterthums angestellt wird, gehört zu den vielen ungebührlichen Uebertreibungen unsrer Zeit. Nur an unerschöpflicher Fruchtbarkeit der Phantasie überflügelt er die Dichter aller Zeiten.

Anmerk. 1) Wernike schrieb diese Satire gegen den Dichter

Dichter Postel, den er unter dem verdrehten Namen Stelpo zum Nachfolger des alten Sachs einweihen läßt.

2) S. T. Merkur, April 1776. S. 75 — 82, wo zuerst ein treffliches Gedicht von Goethe: Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachs poetische Sendung, abgedruckt ist (nachher in Goethe's Schriften Bd. VIII. 1789. 8. S. 307 — 315). Der Schluß dieses Gedichts weis't die Verächter des alten Meistersängers mit den Worten zur Ruhe:

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

(Carl Friedr. Göschel hat darüber einen Excurs gegeben, in seinen „Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise. Erster Bd. Schleusingen 1834. 8"). Dann folgen zwei Gedichte von Hans Sachs selbst: der Liebe Zank und Sanct Peter mit der Gaiß; und den Schluß macht eine Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachse'ns, von Wieland, worin es S. 95 heißt: „Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt sein. Denn es ist lang genug, daß Teutschland seinen Dichter, und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit fehlerhaftes anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!"

3) Häßlein sagt im Vorbericht zu seiner Ausgabe der Sachsischen Gedichte: „Ein Grund, warum Hans Sachse'n nur selten Gerechtigkeit widerfährt, ist dieser, daß man auf den Genius der Zeiten keine, oder nicht genug, Rücksicht nimmt, sich nicht in die Lage versetzt, in der sich der Dichter befand, unter Zeitgenossen, wo die Barbarei triumphirte, wo ein Laie für einen Gelehrten galt, wenn er lesen und seinen Namen schreiben konnte, wo man Homer's Iliade

und andere Meisterstücke des Alterthums noch in keinen kräftigen Uebersetzungen lesen, und sich dadurch bilden konnte, wo Privatbibliotheken noch nicht, oder sehr selten anzutreffen waren, und zu den Bibliotheken der Klöster, außer dem Klerus, der es durfte und nicht mochte, Niemand Zutritt hatte; in dem Zeitpunkt, wo eine Periode von hundert Jahren nicht so viel dichterische Producte an's Licht der Welt brachte, als jetzt eine Messe. Hans Sachse'n gebrach es an allen solchen Hülfsmitteln. Alles, was ihn zum Dichter bildete, war, außer seiner unglaublichen Belesenheit; sein offener Kopf, schlichter Menschenverstand, tiefschauender Blick, fruchtbare Einbildungskraft, und ein edles Herz, das ihn aus jedem, auch noch so entfernt scheinenden Süjet, für seine rohen Zeitgenossen Sittenlehren ziehen ließ."

§. 12. Nähere Kenntniß seiner Gedichte.

Aus §. 9. ergibt sich, daß Hans Sachs fast in allen Dichtungsarten sich versucht hat. Dies und die Vielheit seiner Gedichte läßt schon erwarten, daß nicht Alles von gleicher Güte und unter der Verschiedenheit und Menge auch viel Mittelmäßiges, Schlechtes und Ungefeiltes sich befinden werde, das, von Seiten des poetischen Verdienstes betrachtet, des Aufbehaltens eben nicht werth ist. Letzteres möchte auch wohl der Fall bei seinen Meistergesängen gewesen sein, deren er mehr als 4000 verfertigt hat, die aber auf sein ausdrückliches Verlangen nicht gedruckt werden sollten. Sehen wir hier auf jede einzelne, von ihm bearbeitete Dichtungsart, so dringen sich uns folgende Bemerkungen auf:

Seine geistlichen und weltlichen Komödien und Tragödien, an Werth ziemlich gleich, sind in keiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die ungefähr um dieselbe Zeit in Spanien, England und Frankreich die Entstehung eines Nationaltheaters begründeten. In vielen

Dramen ist kein Zusammenhang, kein gebildeter Styl, kein wahrhaft dramatisches Interesse der Personen und ihrer Lagen, kein überdachter Plan. Der Herr spricht wie der Knecht, und die unzartesten Handlungen geschehen vor den Augen der Zuschauer. Einheit der Zeit und des Orts wird wenig beachtet. Die Semiramis und Kleopatra, die Agrippine und Klytemnestra treten in einem und demselben Stücke auf. Doch kommen mitunter sehr gelungene Charaktergemälde vor; der Dialog ist ziemlich leicht und fließend, und mancher Einfall sehr überraschend. Der Unterschied zwischen Komödie und Tragödie beruht bei ihm bloß darauf, daß in letzterer eine oder mehrere Personen ums Leben kommen. Mucius Scävola z. B. ist eine Komödie, weil sich der Held des Stücks nicht ersticht. Alle seine Schauspiele sind sehr kurz, obgleich manche oft sogar sieben Acte haben.

Unterhaltender sind seine Fastnachtspiele, worin er auch höher steht als seine Zeit. Hier war Hans Sachs mehr in seinem Element, und sein bürgerlicher Witz, der in der Komödie oft durch Stoff und Form begrenzt war, fand hier einen freiern Spielraum. Besonders zeigt sich seine große Menschenkenntniß hier in ihrer ganzen Stärke. Viele dieser Fastnachtspiele kann man als sehr gelungene Gemälde der Sitten seines Zeitalters ansehen. Zu den besten gehört: wie der Teufel ein alt Weib zur Ehe nahm, (Bd. V. der Kemptner Ausgabe) [1]).

Nicht minder bemerkenswerth sind seine poetischen Gespräche, moralischen Gedichte, Erzählungen und Fabeln, welche letzteren theils Aesopische, theils mythologische Erzählungen sind. Am glücklichsten ist er in den Erzählungen, deren Inhalt er theils aus der Bibel, theils aus weltlichen Geschichtbüchern, theils aus der

Deutschen Uebersetzung der Novellen des Boccaz, und aus dem ganzen Umkreise seiner großen Belesenheit nimmt; denn seine reiche Phantasie gibt auch dem unbedeutendsten Gegenstande Interesse und Leben. Dies gilt ganz vorzüglich von seinen Schwänken, oder den lustigen Erzählungen, die reich sind an komischen Späßen und drolligen Einfällen, und bei denen er mitunter den Brant und dessen Commentator, oder irgend eine Anekdote, Sage oder ein Volksmährchen benutzt hat. Gewiß sind diese Schwänke die Früchte seiner glücklichsten Laune, die zugleich sein Talent für das Komische am sichersten bekunden, und zu den werthvollsten Dichtungen seiner Zeit gehören[2]).

In allen diesen Gedichten zeigt Hans Sachs großes Gedächtniß, viel Menschenkenntniß, Witz und Belesenheit. Man sieht, er hatte die berühmtesten Schriftsteller des Alterthums — aber freilich in damaligen, schlechten Paraphrasen — studirt, und sich zugleich eine Menge historischer Nachrichten aus Chroniken gesammelt. Der Ton ist fast in allen Dichtungsarten derselbe, so wie die Sprache überall eine geschwätzige Breite hat. Sein beständiges Sylbenmaß sind die Knittelverse, doch ist der Versbau leicht und fließend. Fast jedes seiner Gedichte schließt mit seinem Namen, der den letzten Reim macht, z. B. das wünscht Hans Sachs, das sagt, räth H. S. u. s. w. Auch setzt er unter jedes Gedicht Jahr und Tag, an welchem er es verfertigt hatte.[3]).

Anmerk. 1) Ueber die Spiele und seine dramatischen Versuche überhaupt, s. Gottsched's „Nöthigen Vorrath ꝛc.“ Th. I, S. 47 — 114, und Th. II. S. 198 — 207.

2) Nasser hat in seinen Vorlesungen ꝛc. mehrere Stücke aus Hans Sachse'ns Komödien, Fastnachtspielen, Erzählungen und Schwänken mitgetheilt. Wir geben hier nur zwei Proben seiner Manier in folgenden Schwänken:

1. Sanct Peter mit der Gaiß.

Da noch auff Erden ging Christus,
Und auch mit ihm wandert Petrus;
Eins tags auß eim Dorff mit ihm gieng,
Bey einer Wegscheyd Petrus anfieng:
O Herre Gott vnd Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck sagt, der Prophet:
Frefel und Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit schalckheit den Gerechten und frommen,
Auch könn kein Recht zu End mehr kommen:
Die Lehr gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind,
Deß steht es übel an allen enden,
In obern und in nidern Ständen,
Deß siehst du zu vnd schweygest still,
Samb kümmer dich die sach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Könst doch alles übel vnderstan,
Nembst recht in d'hand die Herrschaft dein:
O solt ich ein Jar Herr Gott seyn,
Vnd solt den Gewalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Regiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
Der Herr sprach: Petre sag mir eben:
Meinst du woltst je besser regieren,

All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?
Sanct Peter thet hinwider sagen:
Ja es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt vil besser Ordnung halten.
Der HErr sprach: Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein,
Heut den tag solt du Herr Gott seyn!
Schaff vnd gebeut als was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst strafen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt.
Damit reichet der HErr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich van Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd,
Die trieb ihr Gaiß hin auf die Wayd.
Da sie mit auff die Wegschayd kam,
Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bschütz dich immerdar,
Daß dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Vngewitter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin wo du Wayd thust finden,
Gott der bhüt dich mit seiner Händ!

Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß ihr straß.
Der HErr zu Petro sagen was:
Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich ihr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Vnd behüt sie den gantzen Tag
Daß sie sich nicht verirr im Hag,
Nit fall noch mög' gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bärn,
Daß auff den Abend wiederumb
Die Gaiß vnbeschedigt heimkumb
Der armen Frawen in ihr Hauß.
Geh hin vnd richt die sach wol auß!
Petrus namb nach deß HErren wort
Die Gaiß in sein Hut an dem ort,
Vnd trieb sie an die Wayd hindan.
Sich fing Sanct Peters vnruh an.
Die Gaiß war mutig, jung und frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech, (Nähe)
Loff auff der Weide hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Vnd schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächtzen, blasn und schnauden
Must immer nachtrollen der Gaiß,
Vnd schin die Sonn gar über haiß.
Der schweiß über sein Leib abran,
Mit vnruh verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend spat,
Machtlos, hellig, ganz müd vnd matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr sach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, wilst mein Regiment

Noch lenger bhaltn in deiner Händt?
Petrus sprach: lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Und dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merk, daß mein Weisheit kaum töcht (taugt)
Daß ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit großer angst, müh und arbeit.
O HErr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nit mehr reden ein.
Der HErr sprach: Petre dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,
Und vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

2. Der Einfeltig Müller mit den Spitzbuben.

Vor kurzer Zeit ein Müller saß
In Sachsen, der einfeltig was,
Auff einer einöd lag sein mül
An einem Bächlein frisch und kül,
Der wohnt in seiner mül allein
Selbander mit dem weibe sein,
Und malet embsig tag und nacht.
Ein ziemlich Barschaft zsammen bracht,
Dann er das triben hett viel jar.
Deß namen etlich spitzbuben war,
Der denn in Sachsen sind gar viel,
Die sich allein mit falschem spiel
Und ander trigerey ernehrn,
Di einfeltigen mores lehrn.
Nun diese haben außgespecht,
Das gar hett weder magd noch knecht
Dieser alt müller obgemelt
Und wer doch reich an barem gelt,
Der schlugen sich dreyzehen zsamen

Eine seltzame schalckheit fürnamen.
Ihr vier schicktens bei nacht hinauß,
Zu der müll, da war hinderm Hauß
Ein öder keller vnd darvor
War auch weder thür oder thor,
In den so legten diese vir
Ein thunnen gutes Torgisch Bier,
Nach dem schlichens hinder die mül,
Da stund ein kleiner wasserhül
Darein warffen sie alsò frisch
Ein karpfen vier vnd ander fisch,
Nach dem so schlichen sie darvon,
Frü rüsten sie sich auff die Von.
Die zwölff barhaupt und barfuß giengen
In mänteln vnd in allen dingen
Mit gantz demütigen gebern
Als obs die zwölff Apostel wern;
Der dreizehend ein lang person
Ein schönen braunen rock hett an,
Samb ob er vnser Herr Gott wer,
In solcher geistlicher gepär
Tratten sie zu der mül hinein
Darinn der müller war allein.
Der Herr grüst sie laut vberauß
Vnd sprach: der fried sey ditsem hauß,
Mein müller, zu dir kehr ich ein
Vnd die lieben zwölff Jünger mein,
Mit dir zu essen vnd zu haben 'rhu
Darumb richt vns zu essen zu,
Ich will dirs zahlen gar reichlich
Durch mein segen reich machen dich.
Der müller sich der red entsetzt,
Fieng doch ein Hertz vnd sprach zuletzt:
Mein herr ich hab nichts gut zu essen.
Er sprach: das hab ich wol ermessen,
Geh Petre bald hinter der mül

Zu seiner tieffen wasserhül,
Vnd greiff darein in meinem namen
Mit diesem großem Fischhamen
Vnd ein gut essen fisch vns fach.
Der müller zu dem Herr Gott sprach:
O Herr auff die trewe mein
Es kam fürwar kein fisch nie drein,
Es sind nur lauter frösch darinn.
Der Herr sprach: Petre geh du hin
Vnd du müller gehe auch mit,
Du glaubst doch sonst mein Worten nit.
So gingens zu der hül beysamen.
Petrus schlug drein mit seinem fischhamen,
Fieng bald ein karpffen oder drey
Vnd dergleich ander fisch darbey.
Den müller hoch verwundert das
Vnd weßt nit, wie den dingen was,
Nam die fisch und trug sie hinein,
Hieß sie bereiten der frawen sein,
Die thets bald ab vnd sud die fisch,
Der müller setzet sie zu tisch,
Vnd leget ihn auff weisses brodt
Vnd was sonst zu dem tisch was not.
Der Herr Gott sprach: O Müller mein
Bring vns Bier auß dem keller dein.
Der Müller sprach: o lieber Herr,
Wein vnd auch Bier das ist mir ferr
In vierzig jarn weil ich hier saß
Kein trank im öden keller was,
Allein bhalt ich in diese gruben
Durch den winter lang kraut vnd ruben.
Der Herr Gott sprach: Du glaubest nicht
Denn was dein Händ greifft vnd aug sicht,
Geh hin in keller in meim namen
Stich das Bier an vns allensamen
Vnd bring vns deß her viel vnd gnug.

Der müller namb bald einen krug
Gieng in den öden keller schier
Darinn fand er ein tunnen Bier,
Entsetzt sich deß, erst glaubet er
Daß dieser vnser Herr Gott wer,
Stach an das Bier vnd trug es auff,
Da aß vnd trank der jünger hauff.
Müller und müllerin frewt sich fast,
Das vnser Herr Gott was ihr gast,
Mit den zwölff lieben jüngern sein,
Sie trugen auff und schenkten ein,
Waren gleich in wunder verstürzt.
Nun das ich es mach auff das kürzt,
Als sie nun das mahl gessen hetten,
Das gratias sie betten theten,
Das tischtuch man auffhub darnach.
Der Herr Gott zu dem müller sprach:
Nun trag du deinen schatz herein
So will ich dir den segen mein
Darüber sprechen durch mein ehr
Auff das er sich dreyfeltig mehr,
Das du darbey gedenckest mein.
Der müller loff vnd bracht herein
Zu dem Herr Gott auff seinen sack
Dreyhundert gülden in eim sack.
Die schüttet er auß auff den tisch
Er war gar frewdenreich und frisch.
Die müllerin der Herr Gott anredt
Ob sie nit auch ein schätzlein het,
Daß sie dasselb auch brecht herein,
Er wollt ihr das auch segnen fein
Daß sein auch würd noch dreymal mehr.
Die müllerin mit frewden sehr
Sprach: Wart mein Herr, vnd trollt hinauß
Hinder die mül vnd grub da auß
Ein Hafen voll guter plapart

Die sie erkratzet vnd erspart
Hinter dem alten müller hett,
Den sie auch hinein tragen thet,
Vnd auff den tisch ihn schütten, war
Bei achtzig gülden also bar,
Nach dem da stund der Herr Gott auff
Vom tisch vnd auch der jünger hauff
Vnd rüsten sich auff die Hinfart
Vnd der Herr Gott sich stellen wardt
Zu tisch, samb wolt er sprechen den segen
Vber das gelt, doch gar verwegen
Sanct Peter hielt auf den mantel sein
Der Herr Gott streift ihms gelt darein
Vnd loff mit zu der müll hinauß;
Nach dem loffen auch alle auß
Die jünger sampt ihrem Herr Gott:
Der müller erzadert halb todt,
Stund als ein pfeiffer an der stett
Der einen tanz verderbet hett,
Schrey nach vnd auch die müllerin
Wo wölt ihr mit vnserm gelt hin?
Der Herr Gott schrey zu ihr: Ihr frommen
Harrt unser biß wir wider kommen,
Denn wird des gelts dreymal so vil.
Also stunden sie beyde still,
Wusten nit was sie sollten thon,
Die schelk loffen mit dem gelt davon,
Der müller vnd die müllerin
Waren schier beraubt ihrer sinn,
Hetten zu dem schaden den spott.

Die hinzugefügte Moral warnt vor blindem Vertrauen, und schließt mit den Worten:

Wer nit trawt, der wirdt nit betrogen.
Das ihm nit spot zum schaden wachs
Schaw vmb vnd auff, das räth H. S.

3) S. Jördens Lexikon, Bd. IV. S. 420. 21.

§. 13. Seine Theilnahme an der Reformation.

Wir würden den guten Hans Sachs und seinen wohlthätigen Einfluß auf die damalige Zeit nur unvollständig würdigen, wenn wir nicht noch seines Antheils erwähnten, den er als Mensch und Dichter an Luther's Kirchen-Reformation genommen hat. Schon viele seiner Gedichte bekunden seinen redlichen und biedern Sinn, und stellen ihn als einen Mann dar von einem edlen, für jeden Eindruck des Schönen und Guten empfänglichen Herzen, von warmer Liebe für Tugend und Religion, und von einer frohen, durch keinen Wechsel des Schicksals getrübten Laune. Alles dies ergibt sich aber noch weit deutlicher aus dem lebhaften Antheil, den er an Luther's großem Werk nahm. Er war gerade ein junger, feuriger Mann von 23 Jahren, als Luther in Wittenberg öffentlich auftrat. Je mehr dieser sich erhob, desto mehr staunte unser Meistersänger zu seiner Größe hin. Alles, was gleich im Anfang der Reformation von und über Luthern geschrieben worden, hatte er gelesen, auch den großen Mann selbst zweimal gesehen, als dieser sich in Augsburg vor Cajetan stellen mußte, und nichts konnte ihn mehr von dem Kämpfer für Wahrheit abwendig machen. Wenn schon im fünften Jahre der Reformation in den beiden Hauptkirchen Nürnbergs nach Luther's Vorschrift gepredigt und getauft, die Bibel in Luther's Uebersetzung gelesen, und statt der unverständlichen Lateinischen Psalmen, Deutsche geistliche Lieder beim Gottesdienst gesungen wurden: so wird man von diesen Fortschritten in religiöser Aufklärung gewiß auch unserm Hans Sachs einen bedeutenden Antheil zuschreiben, wenn man weiß, wie viel er, besonders bei dem gemeinen Mann in seiner Vaterstadt galt. Er selbst dichtete mehrere Kirchenlieder, unter denen das noch in unsern Gesangbüchern befindliche: „Wa-

rum betrübst du dich mein Herz," das dreimal in's Lateinische, außerdem aber auch in's Griechische, Französische, Englische, Holländische, Polnische, Niedersächsische und Böhmische übersetzt worden, eines der vorzüglichsten ist. Auch sammelte er sorgfältig, was er nur irgend von Luther's Schriften auftreiben konnte, und gab es seinen Mitbürgern zu lesen, wobei er denn zugleich in seinen Gesprächen mit ihnen den unwissenden Papisten eben so dreist die Augen zu öffnen suchte, als er die zu eifrig Lutherisch Gesinnten weislich im Zaum zu halten verstand. Seine tiefe Verehrung für den Reformator sprach er besonders bei dem Tode desselben 1546 in einer „Klagred" aus.

Durch Luther's Beispiel gereizt, suchte er auch als Schriftsteller für die gute Sache zu wirken. In dieser Beziehung, aber auch in poetischer Hinsicht, ist seine „Wittenbergische Nachtigall," oder, wie der Titel vollständig heißt: „die Wittenbergisch Nachtigall, die man yetzt hört überall,"*) vorzüglich beachtenswerth. Auf dem Holzschnitt ist eine Nachtigall zwischen Sonne und Mond und allerlei Thieren zu sehen; oben auf einem Berge ein Lämmlein mit der Siegesfahne. Ganz am Ende steht: **Christus amator, Papa peccator.** Es ist ein allegorisches Lobgedicht auf Luthern und die Reformation desselben, das im Jahre 1523 verfertigt ward, und als ein komisches Epos angesehen werden kann. In dem Ganzen lebt nicht nur eine hohe, reine Begeisterung für die gute Sache der Reformation, und eine gewisse altdeutsche edle Einfachheit in Worten und Gedanken, sondern auch eine echt-satirische Laune, und ein derber, gesunder Witz, Eigenschaften, die diesem Gedichte eine eigenthümliche Kraft ertheilten. Zwar war die Satire über die herrschenden Laster der Geistlichkeit schon oft ein Gegenstand des Meistergesanges ge-

wesen, und die papistische Klerisei hatte schon längst mit Verdruß auf die Meistersänger, als Zeugen der Wahrheit, hingesehen, die es für ein wesentliches Stück ihres Berufs hielten, dem blinden Haufen über seine eigennützigen Führer die Augen zu öffnen; aber keiner hatte ihnen noch so wehe gethan, und sie mit so glücklichem Erfolg dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben, als es der Meister aller Meistersänger in seiner Nachtigall that. In einer vorangeschickten „Dedication an alle Liebhaber evangelischer Wahrheit" gibt er selbst den Zweck seines Gedichts dahin an, daß er das Wohlthätige der Reformation durch Luther in einer einfachen, leicht faßlichen Sprache für drei Klassen von Lesern darstellen wolle: für den gemeinen Mann, der noch gar nicht wisse, was es denn eigentlich mit der Reformation auf sich habe; für die bereits Lutherisch Gesinnten, daß sie Gott für die große Wohlthat der glücklich erlangten Aufklärung in der Religion von Herzen danken, und endlich für die hartnäckigen Papisten, die, auf Antrieb ihres intoleranten Glaubens an die allein selig machende Kirche, die neue Partei der evangelischen Christen verfolgen. Kurz — der Dichter will es seinen Lesern durch eine lebendige Darstellung recht anschaulich machen, wie groß Luther's Verdienst um die Reinigung der Lehre Christi von allen menschlichen Zusätzen sei, daß er dem Unwesen des Römischen Ceremonialdienstes ein Ende gemacht, und dafür die Ausübung der wahren christlichen Tugend herzlich empfohlen habe. — Um nun bei den ungebildeten Lesern, wie sie der Dichter sich denkt, seinen Zweck am sichersten zu erreichen, wählt er für die Einkleidung seiner Gedanken das grotesk-komische Gewand. Er läßt in einer, mit wahrem Dichtergenie durchgeführten Allegorie die spielenden Personen des gro-

ßen Schauspiels der Reformation nach der Reihe auftreten, und fügt am Schluß noch seine eigene Erklärung hinzu, um sein Publikum nicht im Dunkeln tappen zu lassen. Luther selbst tritt als Hauptperson unter dem Bilde einer Nachtigall auf. Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die Römische Kirche die verirrte Heerde der Christen während der Nacht der Unwissenheit bei dem Mondschein sophistischer Menschensatzung in einer undurchdringlichen Wildniß herumgeführt. Aber nun ließ die Nachtigall sich hören und lockte durch ihren schönen, hellen Gesang die irrenden Schafe zum Sonnenlicht der reinen evangelischen Wahrheit hin. Indessen hielt der Löwe, Papst Leo X., die armen Schafe in der Wüste der Hierarchie zurück, wo sie sich auf der dürren Weide des Römischen Gottesdienstes ihr sparsames Futter suchen sollten, und während er sie mit dem Mordstrick der hierarchischen Gesetze fesselt, helfen die Wölfe — die hohe Geistlichkeit sammt und sonders — ihm die ausgehungerten Thiere melken, scheeren und schinden. Den Wölfen zur Seite treiben Marktschreier und Gaukler aller Art, und besonders die Ablaßkrämer, das edle Handwerk des Scheerens und Schneidens, und saugen mit dem harten Pönitenzienwesen ihre unglücklichen Opfer bis auf's Blut aus. Was diesen da noch von Kraft und Saft übrig gelassen wird, eigenen die Schlangen — die Mönche und Nonnen — sich zu, die sich für ihre unnützen Liebesdienste auf Unkosten der armen Christen fett machen. — Aber immer lauter und heller tönt das Lied der Wittenbergischen Nachtigall, und dem Löwen wird für sein Reich bange. Darum sendet er in der Noth das wilde Schwein, den Dr. Eck, und den Bock, Emser (dessen polemische Schriften s. bei Flögel S. 152.), gegen

sie

sie aus; die Frösche, die Römischen Theologen, brüsten sich in dem Sumpf ihrer scholastischen Weisheit, und die Wiltgens, die einfältigen, blinden Laien, wollen sich durchaus nicht aus dem dichten Gehege vertreiben lassen das Dummheit und Aberglaube um sie gezogen haben.

Weiter malt der weise Dichter seine komische Allegorie nicht aus, weil er es fühlt, daß, wo der Schriftsteller es nicht mehr mit lächerlichen Thorheiten und Albernheiten, sondern mit Bosheit und Ränken zu thun hat, der spöttelnde Scherz dem tiefer schneidenden Ernst weichen muß. Mit kräftigen Farben zeichnet er den Greuel der Verfolgungen, welche die Bischöfe, im Bunde mit den weltlichen Fürsten, über die Anhänger der neuen Lehre ergehen ließen, wie sie Gefängnißstrafe und Landesverweisuhg zu Hülfe nehmen, um die Reformation in der Geburt zu ersticken. Der Dichter ist sogar dreist genug, von Ferne auf die kaiserlichen Mandate hinzuweisen, durch die bei harter Strafe der Kauf und Verkauf aller Schriften Luther's in Nürnberg untersagt ward, und sagt, daß an allen den heimlichen Machinationen und offenbaren Grausamkeiten die Zeiten der Herrschaft des Antichrists zu erkennen wären. Und hier knüpft nun der wackere Mann eine kräftige und herzliche Ermahnung an die Freunde des großen Reformators an, womit er aufmunternd und tröstend zugleich, das Ganze schließt.

Auch wir schließen diesen Abschnitt, mit der Bemerkung, daß der ehrliche Meistersänger nicht minder in Hinsicht auf seine Sprache beachtet zu werden verdient.

Anmerk. *) Das Gedicht steht im zweiten Buch der ersten Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1560.

§. 14. Johann Fischart, Menzer genannt. Satirischer Romanen-Dichter und Epiker.

Der lustigste Kopf, erste Lacher und größte Sonder-

ling seiner Zeit war Johann Fischart. Von seinem äußern Leben weiß man wenig. Wahrscheinlich wurde er zwischen 1520 und 30 zur Straßburg (nach Andern zu Mainz) geboren. Um's Jahr 1586 lebte er als Doctor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, und starb im Winter 1589.[1]) Auch in Ansehung seiner Schriften, denen häufig die Angabe des Druckorts fehlt, ist noch Manches im Dunkeln. Er war nicht bloß ein fleißiger, sondern auch ein glücklicher, sehr gelesener Schriftsteller, und im Fach der Satire so seltsam und ausgelassen, daß er als eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses Zeitraums in der Geschichte der Literatur dasteht. Bei einer unerschöpflichen Fülle von Witz, und mit seltener Originalität, scherzt und lacht und höhnt und geißelt er die Thorheiten seiner Zeit, bald mit Feinheit, bald im schmuzigen, cynischen Tone, aber immer als schlauer Menschenkenner. Seine größte Kühnheit aber zeigt sich in der Art, wie er die Deutsche Sprache behandelt. Er betrachtet sie, wie sein Leibeigenthum, denn er dringt ihr Wörter und Wendungen auf, zu denen auch nicht die entfernteste Analogie aufzufinden ist. Im starkkomischen und burlesken Ausdruck ist er fast unübertreffbar. Doch auch die willkürlichsten Sprachformen, die er sich erlaubt, zeugen von seiner Gelehrsamkeit und seinem Witz, und neben ihnen stehen auch manche glückliche neue Veränderungen und Formen, die der beweglichen Leichtigkeit seiner Satire besser zusagen. Auch leuchtet selbst aus der schalkhaften Ergießung seines Genies ein heiterer Sinn und eine treuherzige Redlichkeit hervor. Wie groß der Beifall gewesen, den er unter seinen Zeitgenossen gefunden, ergibt sich schon daraus, daß mehrere seiner Schriften sehr oft wieder aufgelegt werden mußten, und, wie

er selbst sagt, kaum hinlänglich gedruckt werden konnten.[2]) Dennoch sind sie in unsrer Zeit höchst selten.

Anmerk. 1) Vergl. K. H. G. v. Meusebach in der Hall. Lit. Zeit. 1829. Nr. 55. 56. Mit seinem Namen hat er mehrern Spaß getrieben, und dadurch zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben. So schrieb er sich unter andern Hultrich Elloposcleros Reznem. Den Begriff des ersten Namens glaubte er in seinem Vornamen Johann zu finden, den zweiten entlehnte er aus dem Griechischen ἔλλοψ Fisch und σκληρός hart, und der dritte entstand durch Umkehrung des Namens Menzer, den er, wie Einige wollen, nach seinem ihm beigelegten Geburtsort Mainz angenommen haben soll.

2) S. Jördens Lexikon rc. Bd. I. S. 518. Vergl. Küttner's Charaktere rc. Bd. I. S. 90 — 95, und Horn's Geschichte rc. S. 81, und 82.

§. 15. Seine wichtigsten Schriften.

Seine zahlreichen satirisch-humoristischen Schriften in prosaischer Form, die meist sehr abenteuerliche Titel führen, sind jetzt äußerst selten, und mehrere kennt man nur aus Anführungen [1]). Die wichtigsten sind:

1) „Affenteuerliche vnd Vngeheurliche Geschichtschrift Vom leben, rhaten vnd Thaten der for langen weilen vollen wolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgusier, Gargantwa vnd Pantagruel, Königen in Vtopien, vnd Ninenreich. Etwan von M. Fr. Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den Teutschen Meridian visirt, vnd vngefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt, durch Huldrich Elloposcleron Reznem," o. O. 1575. 8. mit Holzschnitten.

Dies ist die älteste Ausgabe. Aus Mangel an Kenntniß derselben hielt man sich aber an den Titel der zweiten, völlig umgearbeiteten Ausgabe, welche „Affenteu-

erliche, Naupengeheuerliche Geschichtklitterung" heißt, daher das Ganze schlechtweg Geschichtklitterung genannt wird. Auf dieser Ausgabe steht: Gedruckt zu Grenesing im Gänsserich. 1582. 8.[2])

Außerdem sind noch sieben, in Sprache und Schrift mehr oder weniger abweichende Ausgaben bekannt, die bis zu dem J. 1631 erschienen, und von Koch und Flögel aufgeführt sind.

Diese Geschichtschrift oder Geschichtklitterung ist eine freie Nachbildung des ersten Buchs des La vie du grand Gargantua, père de Pantagruel, von Fischart's Zeitgenossen, dem Französischen Satiriker Rabelais [3]), und der erste komische Roman in Deutschland, der einen Schatz von Possirlichkeiten und groteskem Witz enthält. Der Inhalt ist eine satirische Erzählung des Lebens des Gargantua. Indessen bearbeitete Fischart den Stoff des Franzosen nach Deutscher Art und Kunst, so daß man Deutsche und nicht Französische Sitten und Schilderungen, kurz ein echt-Deutsches Originalwerk zu lesen glaubt. Mitunter hat der Bearbeiter seinem Roman auch einige Verse eingestreut, und da verdient es bemerkt zu werden, daß wir hier Deutsche Hexameter und Pentameter, freilich ganz krüppelhafte und noch dazu gereimte, antreffen, die man lange für die ersten in der Geschichte unserer Poesie gehalten hat [4]). Sie befinden sich am Ende des zweiten Kapitels der Geschichtklitterung, und sind der Anfang eines Gedichtes, das wahrscheinlich ein komisches Epos hat werden sollen. Fischart sagt, er habe deswegen diesen Versuch gemacht: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung, und sylbenmäßigen Sechsschlag, weder

den Griechen nach Latinen (die das Muß allein essen wollten,) forthin weiche." Bei allem echten Witz, den dieser Roman enthält, hat er doch auch viel Rohes und Gemeines, daher er auch nur durch starke Beschneidung und Umänderung für uns genießbar gemacht werden könnte [5]).

Anmerk. 1) Ein Verzeichniß vieler seiner Schriften findet man bei ihm selbst, theils in der Vorrede zu seiner „Geschichtklitterung," theils in dem „Bienenkorbe des heil. Römischen Reichs Imenschwarms." Flögel in der Gesch. der kom. Lit., und Koch in seinem Compendium, haben diese Verzeichnisse abdrucken lassen. Vergl. Meusebach a. a. O. §. 14. Anm. 1.

2) Doctor Anton in Görlitz, der im Besitz dieser zweiten Ausgabe war, hat solche im Deutschen Museum 1778, Bd. II., Decbr. S. 543 u. f. beschrieben. Er hielt aber die schlecht ausgedruckte 8 für eine 5, und so entstand der Irrthum, daß die Ausgabe von 1552 sei, den Meusebach a. a. O. S. 440 aufgedeckt hat. Ein Exemplar der ältesten Ausgabe besaß der Prof. Heynatz zu Frankfurt a. d. O., der sie in dem Gothaischen Magazin der Künste und Wissenschaften Bd. I. S. 168 u. f. beschrieben, und Bd. II. St. 11. S. 987 u. f. eine Sammlung von Varianten aus derselben bekannt gemacht hat.

3) Franz Rabelais (geboren 1483, gestorben 1553) ist Vater der Französischen Satire, der ohne Schonung alle Thorheiten geißelte, und zwar viel Genie und Originalität, aber wenig geläuterten Geschmack verräth. Sein Gargantua, als sein Hauptwerk, ist eine Satire gegen den Adel, die Geistlichkeit und den Hof, und wurde damals unterdrückt.

4) Die „Litteraturbriefe" (Th. I. 3te Aufl. S. 109 u. f.) haben auf dieses Alter des Deutschen Hexameters aufmerksam gemacht. Früherhin glaubte man, daß Heräus (s. dessen Gedichte und Lat. Inschriften, Nürnberg 1721, wo man ein Lobgedicht auf Kaiser Karl VI. findet, überschrieben:

Versuch einer neuen Deutschen Reimart) der erste Bearbeiter dieser Versart gewesen sei. Dies ist so wenig der Fall, daß ihm sogar Mehrere darin vorangegangen sind. Denn beinah um dieselbe Zeit, als Fischart seine Hexameter machte, versuchte Konrad Gesner, in seinem Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per totum terrarum orbem in usu sunt (Tiguri 1555. 8.), ebenfalls Deutsche Hexameter; s. „Hauptepochen der Deutschen Sprache seit dem 8ten Jahrh. ꝛc.“ von Leonhard Meister, in den „Schriften der Kurfürstl. Deutschen Gesellschaft in Manheim“ (Bd. II. S. 78 u. f.), wo auch eine Probe der Gesnerschen Hexameter gegeben wird. — Auf Gesner folgt Emerau Eisenkeck, beider Rechte Doctor und Advocat in Regensburg, von dem wir besitzen: „der hundert und vierte Psalm Davids, in teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt ꝛc.“ (Regensburg, 1617), wovon einige Proben mitgetheilt sind in der Bibl. d. schön. Wissenschaft. u. fr. Künste Bd. VI. St. 1. S. 187—192. Dann folgt Alsted, Prof. der Philosophie und Theol. zu Weißenburg in Siebenbürgen, in seiner Encyclopaedia scientiarum, und dann erst kommt Heräus. Allen diesen aber gehen die Hexameter in der Präambeln (s. 4te Per. §. 14.) aus dem 15ten Jahrhund. voran, worüber Wilh. Wackernagel's Gesch. d. Deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. Berlin 1831. 8. nachzusehen ist. Um uns indessen von dem schwachen Versuch Fischarts einen Begriff machen zu können, theilen wir hier seine Zuschrift an die Deutsche Nation mit, die in wechselnden Hexametern und Pentametern abgefaßt ist, bei welchen letzteren auch noch das Besondere Statt findet, daß sich jedes Hemistichium mit dem andern reimt:

Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohne Widerstand!

So wer es euch allesampt fürwar eine mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völcker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget sehr unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

5) Etwas dieser Art ist geschehen in einer Umarbeitung, welche unter dem Titel: „Gargantua und Pantagruel umgearbeitet nach Rabelais und Fischart von Dr. Eckstein," zu Hamburg 1785 — 87 in 3 Theilen 8. erschien, und den Secretair der Dänischen General-Wegcommission zu Kopenhagen, Christ. Lävinus Fried. Sander, zum Verf. hat.

§. 16. Fortsetzung.

2) „Hultrich Elloposcleron Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der Wunder vnrichtige und spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flohes Strauß mit der Lauß." (o. O. und J.) 8.; desgl. Strasburg bei Bernhart Jobin 1578. 8. (aus der gereimten Vorrede des Verf. ergibt sich, daß dieser Ausgabe schon mehrere vorangegangen), und eben das. 1594. 8., (auf dem Titel dieser Ausgabe heißt es, daß das Werk „auf ein newes abgestoßen und „behobelt sey," und daß der Flöh Apellation und der Belz „Devension" bald nachfolgen soll); desgl. 1610. 8. — Der Inhalt dieses so ziemlich scurrilen satirischen Gedichts ist: ein Floh klagt einer Mücke die Lei-

tum versicale (kurzes Gedicht) de Flois swartibus, illis Deiriculis (Thierchen) quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1593. 4. Der Anfang dieses Gedichts lautet:

Angla (Stacheln) floosque canam, qui wassunt pulvere swarto
Ex wateroque simul fleitenti et blaside dicko,
Multipedes deiri, qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si floglos natura dedisset.
Illis sunt equidem, sunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menschis martrasque plagasque,
Cum steckunt snaflum in livum, blutumque rubentem
Exsugunt etc.

2) Ueber den „Bienenkorb" und alle genannte satirische Gedichte Fischart's s. man besonders Flögel's „Geschichte der komischen Literatur," Bd. III.

§. 17. Fortsetzung.

Anders erscheint uns Fischart in seinem ernsthaften erzählenden Reim-Gedicht: „das glückhafft Schiff. Ein Lobspruch der glücklichen und wolfertigen Schiffart einer burgerlichen Gesellschaft auss Zürich auf das Schießen von Straßburg." Hier zeigt der Verf. gegen seine sonstige Natur, Züchtigkeit der Sprache und durchweg eine edle, männliche Schreibart. Die Veranlassung zu diesem Gedicht ist rein historisch: die Zürcher wünschten nämlich, daß die Strasburger (damals noch freie Reichsstädter) sich dem Schweizerbunde anschließen möchten. Die Strasburger aber besorgten, zu weit von der Schweizer Grenze entfernt zu sein, als daß ihre Stadt im Fall der Noth zur rechten Zeit Hülfe von den Schweizern erhalten könnte. Um nun diese Besorgniß zu heben, machte eine Gesellschaft von Zürchern (unter denen sich wahrscheinlich der

Verfasser selbst befand) 1576 früh morgens zu Schiffe auf der Limmat, der Aar und dem Rhein eine Reise nach Strasburg, um dem dortigen Schützenschiessen beizuwohnen. Sie kamen an demselben Tage noch vor dem Abendschmause der Schützengesellschaft an, und brachten einen grossen ehernen Topf voll warmen Hirsebrei mit. Als sie diesen auf den Tisch stellten, und die Strasburger sich wunderten, daß der Brei noch so heiß sei, es bisher auch für unmöglich gehalten hatten, den Weg von Zürch nach Strasburg in einem Tage zu machen: sagten die Zürcher, sie hätten die Absicht gehabt, den Strasburgern zu zeigen, daß, wenn ihre Stadt einmal überfallen würde, Zürch ihr eher zu Hilfe kommen könne, als ein solcher Brei kalt werde. Der Topf, der 144 Pfund wog, wurde als ein Geschenk der Zürcher zum Andenken in das Strasburger Zeughaus gebracht. — Diese Begebenheit beschreibt Fischart in gereimten Versen, und liefert darin ein genaues Tagregister der ganzen Reise und des Aufenthalts in Strasburg, sammt der glücklichen Rückkunft, in einem sehr gefälligen Tone. Das Gedicht ist reich an schönen malerischen Schilderungen der stillen Natur, an glücklichen Fictionen, weisen Sprüchen und witzigen Reden, und zeichnet sich durch wahrhaft poetischen Geist aus; die didaktische Tendenz desselben ist: anschaulich zu machen, wie der Mensch durch kraftvolles Ausharren bei einem kühnen Unternehmen möglich machen könne, was unmöglich scheint *).

Anm. *) Die bis jetzt bekannte älteste Ausgabe dieses epischen Gedichts erschien unter dem angegebenen Titel o. O. u. J. (1576?) in 4. Einen neuen Abdruck derselben besorgte Karl Halling. Tübingen 1828. 8. mit erläuternden Anmerkungen.

§. 18. Georg Rollenhagen. Satirischer Didaktiker und Epiker.

Georg Rollenhagen wurde 1542 in Bernau (drei Meilen von Berlin,) geboren, und starb nach vielen körperlichen Leiden mancherlei Art 1609, als Rector zu Magdeburg. Er war ein zu seiner Zeit sprachgelehrter und belesener Mann, der verschiedene Gedichte und Lustspiele schrieb, in der Literaturgeschichte aber nur wegen eines satirisch-epischen Gedichts merkwürdig ist, das den Titel führt: „Froschmeuseler, in dreyen Büchern von Marx Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser." Magdeburg 1595, 8. Spätere Abdrücke sind von 1596, 1600, 1608, 1621, 1627, sämmtlich zu Magdeburg, eine von 1683 zu Frankfurt a. M., und die neuste Ausgabe ist von 1730 zu Frankfurt und Leipzig. 8., alle mit erweitertem Titel [1]) Das Gedicht (gewissermaßen ein Seitenstück zu Reineke dem Fuchs) besteht aus drei Büchern, deren jedes wieder seine besonderen Abtheilungen hat. In dem ersten werden unter Handlungen und Begebenheiten der Mäuse, Katzen und Füchse, die Sitten des Hausstandes vorgestellt; in dem zweiten wird das geistliche und weltliche Regiment unter der Allegorie von den Berathschlagungen der Frösche geschildert, und das dritte Buch gibt die Abbildung des Kriegswesens in einer epischen Erzählung von den Kriegen der Frösche und Mäuse. Den Stoff zu diesem Gedichte entlehnte Rollenhagen aus Homer's Batrachomyomachie auf Veranlassung einer Aeußerung seines Lehrers, des Wittenbergischen Professors, Dr. Veit Oertel von Winsheim, der bei der Erklärung der Batrachomyomachie geäußert hatte, daß man die darin herrschende Lieblichkeit der Rede in keiner Sprache so zierlich und anmuthig wiedergeben könne. Allein der Griechische

Stoff ist nur benutzt in dem Anfang des ersten Buchs und in dem letzten Abschnitt. Das Uebrige enthält Episoden, die in Bezug auf das Papstthum oft satirisch, aber zum Theil so lang sind, daß man fast den Gang der Erzählung darüber verliert, daher die noch nicht aus 300 Versen bestehende Batrachomyomachie unter Rollenhagens Händen zu einem Gedicht von mehr als 10,000 Versen angeschwollen ist. Diese Weitschweifigkeit in der Composition ist der Hauptfehler des Gedichts, dessen Theile auch nicht mit gleicher Sorgfalt gearbeitet sind, das aber doch so viel trefflich gezeichnete Charaktere, Sprüche, Bilder und Gemälde enthält, und von so viel Weltkenntniß, Witz und Laune zeugt, daß man in dem Dichter ein nicht gemeines Talent für die humoristische Poesie anerkennen, und seinem Werk den Ruhm der Originalität zugestehen muß. Auch für die Sitten- und Culturgeschichte der damaligen Zeit ist der Froschmäuseler sehr wichtig [2]).

Eine, von allen Literatoren mit Recht gerühmte Nachbildung oder Umbildung des Rollenhagenschen Froschmäuselers erschien unter dem Titel: „Der neue Froschmäuseler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erstes Buch. Köln, bei Peter Hammer, 1796" 8. mit eingedruckten Holzschnitten. Nur das erste Buch ist erschienen. Der ungenannte Herausgeber dieser Umbildung ist der, in der juristischen Literatur bekannte, im J. 1802 verstorbene Hoffiscal Christ. Ludwig Stengel [3]), von dem wir auch eine „Quintessenz aus Abrah. a Sancta Clara Schriften" in zwei Gaben besitzen.

Anmerk. 1) Im Auszuge bearbeitet von Karl Läppe, erschien der Froschmäuseler, Stralsund 1816. 8.; eine abgekürzte, sonst unveränderte Ausgabe zu Tübingen 1819. 8.

2) S. Jörden's Lexikon, Bd. IV. S. 374 — 391. Vergl. Nasser's Vorlesungen, Th. I. S. 352 u. f., wo

auch einige Proben aus dem Gedicht mitgetheilt sind; desgl. Meister's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 275 u. f.

3) Proben dieser Nachbildung sind mitgetheilt in Heinsius „Bardenhain," Th. III. S. 235 bis 260.

§. 19. Burkard Waldis, Fabeldichter. und Bartholomäus Ringwaldt, Lehrdichter.

Der erste, schon als Umarbeiter des Teuerdank genannte Dichter lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., und war noch im Jahre 1554 Kaplan der Landgräfin Margaretha von Hessen. Aus seinen Schriften ersieht man, daß er die protestantische Religion angenommen, dem Katholizismus heftig entgegengearbeitet, viele Reisen nach Italien, Portugal und Holland gemacht, und dabei in drückender Armuth gelebt habe. Weiter weiß man von seinen Lebensumständen nichts, und da er weder von gleichzeitigen Literatoren, noch von denen des folgenden Jahrhunderts angeführt wird, so scheint auch seine Berühmtheit zu seiner Zeit nicht groß gewesen zu sein. Dennoch ist er für uns wichtig als Fabeldichter. Die Sammlung seiner Fabeln führt den Titel: „Esopus gantz new gemacht vnd in Reimen gefaßt. Mit sampt Hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch außgangen. Durch Burcardum Waldis." Frankfurt a. M. 1548. 8. Eine zweite Ausgabe erschien 1555, eine dritte 1565, und eine vierte 1584, alle in 8. und zu Frankfurt a. M. Die ganze Sammlung ist in vier Bücher abgetheilt, von denen jedes 100 Fabeln enthält. Größtentheils ahmt er darin dem Aesop und Phädrus nach; doch dichtet er auch oft in ihrem Geist mit eigener Erfindsamkeit, oder entlehnt seinen Stoff aus wirklichen Vorfällen. Ueberhaupt gehören seine Fabeln nicht alle unter die Rubrik der eigentlichen Aesopischen Fabel; denn mehrere unter ihnen sind Schwänke oder kleine komische

Erzählungen (aus dem Boccaz geschöpft) aber mit einer bestimmten Nutzanwendung versehen. Als Erzähler wird er nicht selten schwatzhaft und weitläufig, besonders in seinen moralischen Nutzanwendungen; doch ist er reich an feinen komischen Zügen, lebhaft in seinen Beschreibungen, und besonders correct in seiner Sprache. Er gehört zu den trefflichsten Fabeldichtern seines Jahrhunderts, und ist auch von denen des 18ten Jahrhund. sehr benutzt worden. Gellert, der auch einige Erfindungen aus Waldis entlehnte, urtheilt vortheilhaft über ihn, im ersten Theil seiner sämmtlichen Schriften (Leipzig 1784). Mehr noch erhebt und vertheidigt ihn v. Gemmingen in seinen „Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" (Frankfurt und Leipzig 1753), und sucht ihn besonders gegen den Vorwurf des beleidigten Wohlstandes zu schützen [1]). Einen gleichen Schutzredner fand er an Eschenburg [2]), und einen glücklichen Nachahmer an Zachariä [3]).

Auch verdient der schon unter den Liederdichtern (§. 6. Anm. 2.) genannte Barthol. Ringwaldt (geb. zu Frankf. a. d. O. 1530, Prediger in Langfeld bei Sonnenburg, gest. wahrscheinlich 1598) hier noch einer Erwähnung als Lehrdichter. Er schrieb ein zu seiner Zeit sehr beliebtes geistliches Lehrgedicht, betitelt: „Die lautere Wahrheit. Erfurt 1585" und bis 1598 sechsmal aufgelegt; und: „Die christl. Warnung des treuen Eckhart. Frankfurt a. d. O. 1590," welches die Vision eines Kranken enthält, der Himmel und Hölle durchwandert. Vgl. über ihn Hoffmann's v. F. B. R. u. B. Schmolcke. Breslau, 1833. 8.

Anmerk. 1) „Ich habe keinen Anstand," sagt v. Gemmingen, „unterschiedliche seiner Gedichte, besonders aber die Erzählungen, für vollkommene Werke in ihrer Art auszugeben; denn das sind keine Fehler, was er mit den größten Leuten seiner Zeit gemein hat: Ausdrücke, die un-

sern Ohren grob klingen, und Scherze, welche den Begriff beleidigen, den wir von der Höflichkeit haben. — Das Wort Pfaff hat nunmehr in ganz Deutschland eine verächtliche Bedeutung. Wer weiß aber nicht, wie herrlich ehedem die Bedeutung dieses Worts war, wie oft sich geistliche Churfürsten selbst Pfaffenfürsten genannt, und wie viele alte Urkunden also anfangen: Ich Pfaff, Meister Hans W. urkunde und bekenne hiermit ꝛc. Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener, ja zuweilen einen königl. Minister. Baron hieß in der alten Gothischen Sprache der Teufel, in der Lombardischen ein Landläufer, und in der neu-Teutschen ist es ein Titel, der zu Wien hundert Ducaten kostet."

2) S. Hamburgische Unterhaltungen Bd. IV. St. 5. S. 933 — 942.

3) S. Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier. Braunschweig 1771. 8. (Voran stehen Anmerkungen über B. W. und dessen Art zu erzählen). Davon besorgte nach Zachariä's Tode Eschenburg eine neue Ausgabe 1777, der er einen Anhang von ausgewählten Originalfabeln des Waldis beifügte, und solche mit Spracherklärungen begleitete.

Eine der Waldisschen Fabeln setzen wir mit Weglassung der langen Nutzanwendung, her. Sie ist überschrieben: „von dem schwangern Berge" (Phädrus IV. 22.) und eine der bessern:

In alten Zeiten, vor tausent Jarn
Begab sich's wie ich hab' erfarn
Ein landtgeschrey kam vnder die leut
Wie die Berge zur selben zeit
Schwanger waren vnd solten geberen.
Alls Volk lieff zu mit grossem begeren
Vnd kam zusamen ein grosse schaar
Auß vielen landen gelauffen dar,
Vnd schavten an die Berge groß
Sie waren bauchet über d'moß

Erzählungen (aus dem Boccaz geschöpft) aber mit einer bestimmten Nutzanwendung versehen. Als Erzähler wird er nicht selten schwatzhaft und weitläufig, besonders in seinen moralischen Nutzanwendungen; doch ist er reich an feinen komischen Zügen, lebhaft in seinen Beschreibungen, und besonders correct in seiner Sprache. Er gehört zu den trefflichsten Fabeldichtern seines Jahrhunderts, und ist auch von denen des 18ten Jahrhund. sehr benutzt worden. Gellert, der auch einige Erfindungen aus Waldis entlehnte, urtheilt vortheilhaft über ihn, im ersten Theil seiner sämmtlichen Schriften (Leipzig 1784). Mehr noch erhebt und vertheidigt ihn v. Gemmingen in seinen „Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" (Frankfurt und Leipzig 1753), und sucht ihn besonders gegen den Vorwurf des beleidigten Wohlstandes zu schützen [1]). Einen gleichen Schutzredner fand er an Eschenburg [2]), und einen glücklichen Nachahmer an Zachariä [3]).

Auch verdient der schon unter den Liederdichtern (§. 6. Anm. 2.) genannte Barthol. Ringwaldt (geb. zu Frankf. a. d. O. 1530, Prediger in Langfeld bei Sonnenburg, gest. wahrscheinlich 1598) hier noch einer Erwähnung als Lehrdichter. Er schrieb ein zu seiner Zeit sehr beliebtes geistliches Lehrgedicht, betitelt: „Die lautere Wahrheit. Erfurt 1585" und bis 1598 sechsmal aufgelegt; und: „Die christl. Warnung des treuen Eckhart. Frankfurt a. d. O. 1590," welches die Vision eines Kranken enthält, der Himmel und Hölle durchwandert. Vgl. über ihn Hoffmann's v. F. B. R. u. B. Schmolcke. Breslau, 1833. 8.

Anmerk. 1) „Ich habe keinen Anstand," sagt v. Gemmingen, „unterschiedliche seiner Gedichte, besonders aber die Erzählungen, für vollkommene Werke in ihrer Art auszugeben; denn das sind keine Fehler, was er mit den größten Leuten seiner Zeit gemein hat: Ausdrücke, die un-

keine Mäßigung kannte, und dessen Schriften daher den Charakter der Unsittlichkeit und Zügellosigkeit an sich tragen. Indessen räth Lessing doch (dessen Leben Th. 3. S. 135) die Murnerschen Schriften zu lesen, weil man, was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, nirgends besser zu Hause finden könne, als in ihnen. Wo Brant nur tadelt, da schimpft er; aber an satirischem Witz übertrifft er jenen.

Anm. *) Er kämpfte eigentlich mehr gegen Luther's Person, als gegen die Reformation, da er selbst nach dem Ruhm eines Reformators strebte. Dies zeigen mehrere seiner Streitschriften, besonders die bitterste unter denselben: „von dem großen lutherischen Narren" (1522.)

§. 21. Schriften desselben.

Unter den zahlreichen poetischen Schriften Murner's sind drei am bemerkenswerthesten, die ihrem Inhalt nach zusammen gehören, da er in allen das Verderben der verschiedenen Stände und besonders des Papstthums züchtiget.

1) Die Narrenbeschwörung („narrē beschwerug,") gedruckt zu Straßburg 1512, in 4. Der roth gedruckte Titel dieser Ausgabe steht in einer Einfassung von lauter Narren, und unter einem Holzschnitte, der einen Mönch vorstellt, welcher einen, vor ihm in einer Badewanne sitzenden Narren beschwört. In der Vorrede sagt der Verf., daß es ihm viel Mühe gemacht habe, seine Kunst zu lernen; diese wolle er nun treiben, und die Narren aus Deutschland in die welschen Länder verbannen. Daß er Brant's Narrenschiff zum Muster genommen hat, ist unverkennbar, indem er eben so wie jener der menschlichen Thorheiten spottet, und die Unsittlichkeit in allen Ständen geißelt. Nur führt er nicht, wie

Brant, allerlei Narren nach einander namentlich auf, sondern das Ganze ist in mehrere Abschnitte getheilt, von denen jeder einen besondern Titel hat, der meistens von einem Sprichworte hergenommen ist. Vor jedem Abschnitte steht ein Holzschnitt, ganz in der Manier der Brantischen Holzschnitte. Eine zweite Ausgabe dieser Narrenbeschwörung v. J. 1518, in 4., auch zu Straßburg, stimmt mit der ersten in der Hauptsache überein. Beide befinden sich zu Nürnberg in der Solgerschen Bibliothek. Auch gibt es eine dritte v. J. 1522. 4. Modernisirte Ausgaben, von Georg Wickram sind: zu Straßburg vom Jahr 1556, 58 und 1618, und zu Frankfurt v. J. 1565. — Ueber diese seine Narrenbeschwörung hat Th. Murner, wie er selbst am Schlusse des Buchs sagt, Predigten zu Frankfurt a. M. gehalten [1]).

2) Die Schelmenzunft („der Schelmē zūfft") 1512. (o. O.) 4. und eine zweite Ausgabe zu Augsburg 1513, eine dritte, vierte und fünfte zu Straßburg 1516. 4., ferner zu Straßburg 1558. 4. und zu Frankfurt 1618. 8. Eine verstümmelte Ausgabe ist zu Frankfurt 1618. 8. erschienen, und ein Abdruck der zweiten Ausg. mit Erläuterungen und einem Wörterverzeichniß von G. E. Waldau. Halle 1788. 8. Diese aus seinen zu Frankfurt gehaltenen Predigten entstandene Schelmenzunft ist ein Seitenstück zur Narrenbeschwörung, worin er mit eben dem Witze, aber auch mit Ungestüm und Grobheit, gegen die Thorheiten und Laster seiner Zeit, und besonders gegen die Geistlichkeit loszieht.

3) Die Geuchmat (Gauchmat) zu straff allē wybschē manen, gedruckt zu Basel 1519. 4. und eine andere Ausgabe von 1565 zu Frankfurt a. M. Die Gauchmat (von Gauch, Narre, und Mat, Wiese, also

Narrenwiese) ist eine Strafpredigt für die Ehemänner, die sich durch Weiberliebe bethören lassen, in welcher der Verf. zeigt, welche Mittel die Weiber anwenden, ihre Männer zu Gäuchen zu machen, und in dieser Hinsicht alle berühmte Männer und Frauen aus der biblischen Geschichte, von Adam und Eva an, sogar den Moses, auf der Gauchmat erscheinen läßt. Das Buch ist in Prosa mit untermischten Versen geschrieben, nicht ohne lebhaften Witz, aber auch so voll von Gemeinheiten und unzüchtigen Einfällen, daß man über den Geschmack unsers Satirikers nicht lange in Zweifel bleibt.

Außerdem schreibt man Murnern noch die „Mülle von Schwündelsheym und Gredt Müllerin Jarzeyt" zu, worin ebenfalls mancherlei Thorheiten bestraft werden. Aber der zu seiner Zeit so beliebte komische Volksroman „Tyll Eulenspiegel" (s. 4te Per. §. 25.) ist nicht von ihm, obwohl er ihn bearbeitet haben kann[2]).

Anmerk. 1) Wir müssen bei dieser Gelegenheit derjenigen Narren gedenken, die in der Geschichte unter dem Namen der Hofnarren bekannt sind. Im Mittelalter hatte man nämlich, nicht bloß in Deutschland, sondern fast an allen Höfen Europa's, ein ordentliches Amt für die Lustigmacher, die, wenn sie ihre wirkliche Bestallung als solche hatten, Hofnarren (Fous du Roi en titre d'office) genannt wurden, zur Unterscheidung derjenigen Lustigmacher, die Hof- oder Kriegsämter bekleideten. Der Charakter derselben war, wie Flögel in seiner „Geschichte der Hofnarren", (Liegnitz 1789. 8.) erzählt, verschieden: Einige waren von grober Art, konnten Alles sagen, was ihnen einfiel, ohne Unterschied der Person und Zeit, und sich die gröbsten Zoten erlauben; Andere waren witzige und sinnreiche Köpfe, schlaue Hofleute von feiner Sitte, die durch artige Erzählungen und kurzweilige Reden belustigten; noch Andere waren Tellerlecker und Schmarotzer, die sich um einer Mahlzeit willen verspotten

ließen. Manche Fürsten fanden auch Vergnügen an Blödsinnigen und Dummköpfen oder an den häßlichsten Zwergen, Andere wieder an pedantischen Gelehrten. Die Hofnarren hatten auch eine eigene Tracht; dazu gehörte: der beschorne Kopf, die Narrenkappe (Gugel, Kugel, Kogel), ein Kopfputz von kugelförmiger Gestalt, Eselsohren an demselben, ein Narrenkolben (Marotte) von Leder in Form einer Herkuleskeule mit einem Riemen, ein groser Halskragen und Schellen, die sie bald an diesem, bald an jenem Theile des Körpers trugen. — Uebrigens erhielt sich die Sitte, Hofnarren zu haben, bis in das 18te Jahrh. Einen Beleg dazu gibt Gundling unter Friedrich Wilhelm I. und besonders Sal. Jak. Morgenstern, Hofnarr des genannten Königs und zugleich Titular-Vicekanzler aller Preuß. Universitäten, der eine von ihm verfaßte Schrift: „Vernünftige Gedanken von der Narrheit und Narren (Frankfurt a. d. O.) 1737. 8." herausgab. über welche auf Befehl und in Gegenwart des Königs eine förmliche Disputation in Deutscher Sprache gehalten wurde, wobei Morgenstern Respondent war. Den Ursprung dieser Sitte findet man wohl am natürlichsten in dem Hang der Fürsten zu Erheiterungen. Ein Rath Karls V., Dr. Lamprechter, pflegte daher zu sagen: ein Fürst muß zwei Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt.

2) Ueber Murner's Leben und Schriften findet man etwas Ausführliches in den: „Nachrichten von Th. M's. Leben und Schriften rc. von Georg Ernst Waldau." (Nürnberg 1775) 8., und in Jördens Lexikon Bd. III. S. 738 — 758.

§. 22. Dramatische Poesie.

Vorzüglich reich ist dieser Zeitraum an gedruckten Komödien und Tragödien. Dies brachte theils das Bedürfniß der Zeit mit sich, theils war es nicht schwer, den Geschmack des Publikums zu befriedigen. So wie in Frankreich und Italien, so mußte auch in Deutschland die

Leidensgeschichte Christi nebst andern biblischen Geschichten, auch die Reformation den Stoff für die Bühne hergeben, wodurch man nur den Gang der Griechen und Römer wiederholte, die ihr Theater mit den Gebräuchen ihrer mythischen Religion in Verbindung setzten. Die meisten Dramen waren daher gereimte, dramatisirte biblische Geschichten, und man konnte sie als gottesdienstliche Feierlichkeiten ansehen, ungeachtet sie uns zum Theil lächerlich und abgeschmackt erscheinen. Schauspielhäuser hatte man eben so wenig als Schauspielergesellschaften, von denen erst im Anfang des 17ten Jahrhunderts die Rede ist. Die Aufführung der Stücke geschah vielmehr unter freiem Himmel, von den Bürgern selbst und auf deren Kosten, häufig mit großer Pracht, und das Schauspieler-Personale war oft sehr ansehnlich. Als z. B. der Saul, ein biblisches Schauspiel, von einem gewissen Magister Holzwart zu Gabel in Böhmen, aufgeführt wurde, erschienen auf dem Theater einhundert redende und fünfhundert stumme Personen, und in Kaufbeuern wurde eine apostolische Tragikomödie von dem Schulrector Johann Brummer von zweihundert sechs und vierzig Personen gespielt.

Die beiden Haupt-Dramatiker dieses Zeitraums waren Hans Sachs (dessen schon früher ausführlich gedacht worden) und Jacob Ayrer, der als Notarius und Gerichtsprocurator zu Nürnberg in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, und Tragödien, Komödien und Fastnachtspiele schrieb. Er steht dem Hans Sachs sehr nach, obwohl er ihm an Fruchtbarkeit ähnlich ist, denn er verfertigte außer 36 Fastnachtspielen, noch 30 Schauspiele, die unter dem Titel: Opus Theatricum, Nürnberg, 1618. Fol. erschienen und von Gottsched in seinem Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst. (Thl. 1. S. 142 — 152) verzeichnet sind. [1]) Aber in den Sing-

spielen, die er zuerst einführte, zeigt er ein volkthümliches lyrisches Talent.

Merkwürdig ist auch der schon genannte Johann Brummer, Rector zu Kaufbeuern in Schwaben; denn seine „Tragico-Comoedia apostolica d. i. die Historien der heil. Aposteln-Geschichten, inmassen sie von St. Luca dem heil. Evangelisten beschrieben, vnd dem newen Testament einverleibt, in form einer Comedien gebracht." (Lauingen 1592. 4.), wurde, wie aus der Zueignungsschrift an den Magistrat der Stadt hervorgeht, mit nicht geringen Unkosten, zur Verwunderung der Fremden und Auswärtigen, am Pfingstmontag von einer löblichen Bürgerschaft zu Kaufbeuern vorgestellt. Auch Maschinerien muß man gekannt und gehandhabt haben, denn es heißt in der Ueberschrift der Scene vom Pfingsttag: „der heilige Geist fährt hernieder, und erscheinen an den Aposteln feurige Zungen;" und an einem andern Ort: „es geschieht ein Erdbeben, die Thüren thun sich auf, vnd werden sie aller Banden ledig" [2]. — Schon früher, im Jahr 1536 und 38 schrieb Paul Rebhun, der erst Schulmeister, dann Superintendent war, einige geistliche Komödien, die sich besonders durch eine gewisse Regelmäßigkeit auszeichnen, und in jambischen und trochäischen Versarten abgefaßt sind, welche letztern damals noch ganz unbekannt waren [3]. — Endlich im Jahre 1584 erschien auch eine Uebersetzung des Griechischen Trauerspiels des Euripides: Iphigenie in Aulis, und 1585 der Eunuch des Terenz „Deutsch gemacht und in Reim verfasset [4]), doch blieb die Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Alten noch ohne Einfluß auf das Deutsche Drama. Nur die Englische Bühne, nach der sich Ayrer bildete, scheint einige Einwirkung auf das Deutsche Theater gehabt zu haben, da der Jack-Pudding der Briten unsern Hanswurst erzeugte.

Anmerk. 1) S. Tieck's Deutsches Theater I. c. 1. 167.
2) Meister's Beiträge rc. Th. I. S. 260 — 62.
3) S. Gottsched's Vorrath rc. Bd. 1. S. 66.
4) Gottsched's Vorrath rc. Bd. 1. S. 120 und 121.

§. 23. Volkslieder.

Neben dem Kirchengesang erhob sich das Deutsche Volkslied, das in dieser Periode seine schönste Nahrung fand. Wir verstehen unter dieser Benennung alle diejenigen Lieder, die ihrem Geist und Wesen nach mit dem Charakter des Volks zusammentreffen, und daher von demselben leicht aufgefaßt und gesungen werden. Ihr Entstehen fanden diese Lieder schon in der Zeit, als die Schwäbische Poesie in den Meistergesang sich auflöste; doch fehlte ihnen damals noch der wahre Volkscharakter. Dieser spricht sich in der zunehmenden Deutschheit des 16ten Jahrhunderts kräftiger aus, und erzeugte Liebes-, Trink-, Jäger-, Kriegs- und Gesellschaftslieder aller Art, die theils mündlich unter dem Volke sich fortpflanzten, theils auf fliegenden Blättern gedruckt und verkauft wurden. Daraus entstanden ganze Sammlungen, die sich besonders in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts sehr vermehrten [1]), oft auch mit Musiknoten begleitet waren, in welchem Falle sie den Namen Gaillarden [2]) trugen. Dahin gehört unter andern: Newer lieblicher Gaillard, mit schönen lustigen Texten, so bei allerhandt ehrlichen Gesellschaften, Gastereyen vnd anderm Wohlleben zur Freude ganz bequem rc. componirt und publicirt von Nicolao Rosthio, Cappelmeister zu Altenburg 1593" (2 Thle. 4. [3]). Eine gleiche Sammlung ist der „Lustgarten Newer Teutscher Gesäng, Balletti, Gaillarden vnd Intraden, mit 4, 5, 6 vnd 8 Stimmen, componirt durch Hans Leo Haßler von Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg 1601." 4.

So reich indessen diese Zeit an Volksliedern war, so fehlt es ihr doch an ausgezeichneten Dichternamen. Auch dauerte dieser Geschmack nur bis zum dreißigjährigen Kriege, mit welchem die Liebe für Volkspoesie in gänzliche Unbedeutenheit überging, bis das Volk endlich ganz stumm und gesanglos ward.

1) S. Koch's Compendium ꝛc. Bd. II. S. 84 ff., wo eine Reihe solcher Sammlungen aufgeführt ist; auch Docen's Miscell. I. S. 255.

2) Die Gaillarde war eigentlich eine, damals gewöhnliche muntere Tanzart, die nachher durch das Menuet verdrängt worden ist.

3) Proben davon hat Eschenburg im Deutschen Museum 1776, Mai-Stück, abdrucken lassen, desgl. Meister in seinen Beiträgen Theil I.; auch haben Herder (in den Blättern von Deutscher Art und Kunst), Gräter (in der Bragür) mehrere Volkslieder mitgetheilt. Vergl. die neusten Sammlungen von Brentano und Achim von Arnim (des Knaben Wunderhorn), so wie von Görres, Büsching und von der Hagen. Da aber kein Lied mehr der Entstellung unterworfen ist als das Volkslied, so erklärt sich leicht, daß die meisten uns mitgetheilten Abdrücke sehr verschiedene Lesearten haben. Hier ist ein Schöpfen aus den Quellen und ein philologisch-kritischer Tact mehr als irgendwo nothwendig.

Zwei Proben des Deutschen Volksliedes.

I.

Nechten*), da ich bei ihr was,
Schwatzten wir dann dieß, dann das,
Auch sehr freündlich zu mir saß,
Sagt, sie lieb mich ohn all Maß.

Nechten, da ich von ihr scheidt,
Freündlich wir uns herzten beyd,

Verhieß mir bei ihrem Eyd
Mein zu seyn in Lieb und Leyd.

Nechten, da ich von ihr ging,
Sie mich ganz freündlich umbfing,
Darzu sehr fern mit mir ging,
Und war gar sehr gut all Ding.

Heüte, da ich zu ihr kam,
War es alles wider zam,
Bösen Bscheid ich da bekam,
Mußt abziehn mit Spott und Scham.

*) Gestern Abend, vergangene Nacht.

II.

Fraw Nachtigall, mach dich bereit,
Der Tag bricht an, es ist hoch Zeit,
Du sollt mein trewer Bothe seyn,
Wol zu der allerliebsten mein.

Die dein in ihrem Wurzgärtelein
Thut warten mit groß Angst und Pein,
Manch heißen Seüfzer ihr rauß dringst,
Bis ihr von mir gut Bottschafft bringst.

So mach dich auf, seüm dich nicht lang,
Fahr hin mit schön und fröhlichn Gsang,
Sprich ihr mein Gruß ins Herz hinein,
Sag, ich wöll selbst bald bei ihr seyn.

Sie wirdt dich heissen zu tausendmal
Willkommen seyn, Fraw Nachtigall,
Wird dir auch zeigen zur selben Stund
Ihr trewes Herz mit Lieb verwundt.

Durch Venus Pfeil ist es verletzt,
Drum du sie alles Leids ergez,
Sag, daß sie ihrn Vnmuth laß fall,
Richts nur recht auß, Fraw Nachtigall!

II. Prosaische Erzeugnisse.

§. 24. Volksromane.

So wie schon früher, wurden besonders jetzt die Volksromane, Ritter- und Liebesgeschichten mit Vorliebe vom Volke genossen. Viele derselben waren aus dem Französischen auf Deutschen Boden verpflanzt, z. B. der Amadis (Frankfurt a. M. 1594. 8.), die vier Haimonskinder (Simmern 1535. Fol.), der Kaiser Octavianus (Straßburg 1535 und 1548. 4.), die schöne Magelone (Augsb. 1545), Melusina, (Augsb. 1477), Ritter Pontus und andere. Dreizehn derselben finden sich beisammen in dem Buch der Liebe. Frankfurt a. M. 1587, Fol., die H. A. O. Reichard (Leipzig 1779) und in neuerer Zeit J. G. Büsching und F. H. v. d. Hagen (Berlin 1809) wieder zu erneueren suchten, doch wurden beide Unternehmungen mit dem ersten Bande geschlossen.

Wichtiger sind uns die auf wirklich Deutschen und volksthümlichen Sagen beruhenden, und auf vaterländischem Boden entstandenen, größern und kleinern Volkserzählungen, Geschichten, Mährchen und Schwänke aller Art. Dahin gehören neben dem immer wieder erneuten und in mannichfachen Formen aufgefrischten Tyl Eulenspiegel besonders folgende:

1) Historia von Dr. Joh. Fausti des ausbündigen Zauberers und Schwarzkünstlers Teuflischer Verschreibung. Frankfurt a. M. 1589. 8., aufs Neue bearbeitet von G. R. Widmann. Hamburg 1599. 2 Bände 4. Die seltsame Sage des vorgeblichen Zauberers Faust[*]) läßt sich in ihrem Entstehen nicht genügend nachweisen, ist aber in allen nachfolgenden Zeitaltern ein fruchtbarer Stoff für die Dichtkunst, und immer sinniger und genialer

behandelt worden. Die Legende trägt die Warnung vor Unzufriedenheit des Menschen mit seinem Schicksale und vor dem stolzen Streben nach dem Höheren und Unerforschlichen in sich.

2) Das Laienbuch oder die Schildbürger (1598. 8.)

3) Der Pfarrherr von Kalenberg (1551. 8.)

4) Peter Leu (1582. 8.), die alle drei bearbeitet und herausgegeben sind in v. d. Hagens Narrenbuch. Halle 1811. 8. Endlich

5) Müssen wir auch noch des ewigen Juden[2]) gedenken, einer Legende, die am Ende des sechzehnten Jahrhunderts vielfach bearbeitet und verbreitet in ihrem Ursprung auf die Leidensgeschichte Jesu Christi zurückführt.

Anmerk. 1. Dieser Faust ist nicht der, im 15ten Jahrh. lebende Goldarbeiter Faust, oder Fust zu Mainz, der die Buchdruckerkunst übte; sondern irgend ein Abenteurer am Ende des 15ten und im Anfang des 16ten Jahrhunderts, von dem die Sage erzählt, daß er in Cracau Theologie, Medicin, Astrologie und Magie studirt, Geister beschworen, vom Teufel einen Geist, Mephistopheles, zum Diener erhalten, mit diesem die Welt durchwandert sei, Wunder gethan, und sich überall als Schwarzkünstler und Zauberer bekundet haben soll. Das Dasein eines solchen Abenteurers unter dem Namen Dr. Joh. Faust ist, bei den Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller namentlich des Paracelsus und Melanchthon nicht wohl zu läugnen. Und dieser excentrische Kopf wurde auch in der Folge mit seiner ganzen Sagengeschichte zu Farcen und Marionetten-Spielen häufig genug benutzt. Neuere Dichter haben aus ihm nach freier Phantasie eine hypergeniale Natur gebildet, und solche zu höheren dramatischen Zwecken verarbeitet, wie Lessing, Klinger, Schink und besonders Goethe; über die Sage selbst s. J. F. Köhler's histor.-krit. Untersuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarz-

fünftler verschrieenen Landfahrers Dr. Joh. Faust. Leipzig 1791, und Stieglitz im 5ten Jahrgang des historischen Taschenbuchs von Raumer.

2) Die Sage erzählt: als Christus sich auf dem Wege zum Richtplatz durch Tragung des Kreuzes ermüdet fand, wollte er ruhen auf einem Stein vor dem Hause des Juden Ahasphers. Als dieser aber ihn wegstieß und ihm fluchte, sprach Christus: Du sollst auf Erden wandern bis ich wieder komme. Seit der Zeit wandert der Jude, gequält und getrieben von innerer Unruhe durch Stadt und Land, und kann nirgend ein Grab für sich finden. — Auch dieser poetische Stoff ist von mehrern Dichtern der neuern Zeit, von Schubert, A. W. Schlegel und Goethe, auf verschiedene Weise behandelt worden. Ueber die tiefere Bedeutung der Sage spricht die Schrift: Ueber Faust und den ewigen Juden. Leipzig 1824. 8. Vergl. über alle genannte Sagen: die deutschen Volksbücher von J. Görres. Heidelberg 1807. 8.

§. 25. Rein-geschichtliche Prosa.

Außer den schon im Anfang dieses Zeitraums genannten, für die Gesammtbildung wirkenden Schriftstellern, wie Luther und Hutten, so wie außer dem satirischen Romandichter Joh. Fischart, dem wir ebenfalls seinen Hauptplatz unter den Dichtern anwiesen, die aber sämmtlich nach der Mannichfaltigkeit ihrer Schöpfungen, den Gebieten der Poesie und der wissenschaftlichen Prosa zugleich angehören, sind noch besonders folgende hervorzuheben:

In rein-historischer Prosa

1) Johann Thurnmeyer, Aventinus genannt, zu Abensberg geboren, war Erzieher (Zuchtmeister) der Baierschen Prinzen Ludwig und Ernst, und starb 1534 zu Regensburg. Er schrieb in Lateinischer Sprache eine Chronik, die vollständig 1566 in Fol. erschien, und nachher von ihm selbst in ein kräftiges und einfaches Deutsch

übertragen und mit Zusätzen begleitet wurde. Sein Werk zeigt von historischer Kunst.

2) Aegidius Tschudi, geboren 1505 zu Glarus, gestorben daselbst 1572 als Landamman, bearbeitete eine Schweizerische Chronik (chronicon helveticum), die damaliger Zeit als klassisch galt, und noch jetzt zu den namhaften historischen Werken gehört. Sie ist, obwohl nur theilweise, Basel 1734 ff. gedruckt worden.

3) Thomas Kanzow, aus Stralsund, ein Schüler Melanchthons, gestorben 1545, schrieb eine Pommersche Chronik, die von Kosegarten, Greifswald 1816 in zwei Bänden 8., herausgegeben wurde.

Von diesen dreien hat Pischon in seinem Handbuch der Deutschen Prosa Proben abdrucken lassen.

4) Heinrich Pantaleon, zu Basel 1522 geboren und gestorben 1595, schrieb ein Heldenbuch teutscher Nation, erst lateinisch 1585, dann Deutsch, Basel 1568 und 1578, worin er das Andenken berühmter, Deutscher Männer zu feiern sucht.

5) Sebastian Frank, geboren 1500 zu Wörd, gestorben 1545, ein vielgelesener Schriftsteller, lebte als evangelischer Geistlicher zu Donauwörth, und schrieb außer mehrern andern Geschichtswerken eine Weltchronik, „Chronica Hauptbuch und Geschichtbibel vom Anbegin bis 1531." die zu Straßburg erschien und seinen Werth als Historiker bekundet, zugleich aber auch die darstellende Kraft seiner prosaischen Schreibart. Endlich

6) gedenken wir hier auch noch, doch mehr wegen seiner anderweitigen Berühmtheit, als wegen des inneren Werthes seiner Arbeit, des Götz von Berlichingen (mit der eisernen Hand), der eine, sein Zeitalter sehr charakterisirende Selbstbiographie schrieb, die 1731 in 8. zu Nürnberg gedruckt wurde.

Den Genannten reihen sich noch mehrere andere an, die wir hier nur kurz anführen können. Dahin gehören: Lucas David, geboren 1503, von dem wir eine Preußische Chronik besitzen, (Königsberg 1812. 8.); Hermann Hammelmann's Oldenburgisches Chronikon; Hans Stade's Nachrichten von Brasilien (Marburg 1557); Jacob Brenning's morgenländische Reisebeschreibungen (1612) und viele andere, die alle mehr oder weniger Beweise von der Fortbildung der Prosa in Lutherischem Geiste enthalten.

§. 26. Didaktische und oratorische Prosa.

In der didaktischen und oratorischen Prosa schrieben außer Luther, Hutten und Fischart:

1 und 2) Johann Agricola und Sebastian Frank, die als Ausleger Deutscher Sprichwörter im folgenden §. gewürdiget werden.

3) Huldrych Zwingli, der Schweizerische Reformator (geboren 1481 zu Wildhausen, gestorben in der Schlacht bei Kappel 11. October 1531), außer mehreren katechetischen Schriften, sorgfältig gearbeitete Predigten, obwohl in einer rauhern Sprache als Luther. Seine Werke erschienen zu Zürch 1530. 3 Th. Fol. und 1584. 4 Th. Einen Auszug gaben Usteri und Nägeli. Zürch 1819, und den gesammten schriftlichen Nachlaß besorgten Schuler und Schultes. Zürich 1828 — 32 in 3 Th.

4) Johann Arndt, (geboren 1555 zu Ballenstedt, General-Superintendent in Celle, gestorben 1621) einer der trefflichsten ascetischen Schriftsteller, treuer Anhänger und Förderer der Lutherischen Lehre, und von ungeheuchelter Religiosität in Lehre und Leben. Sein Andenken bewahren vorzüglich vier geistreiche Bücher vom wahren Christenthum, Magdeburg 1610, ein Erbauungsbuch,

das in die gebildetsten Sprachen übersetzt ist, und noch jetzt in frommen Familien häufig gelesen wird. Die neuste Bearbeitung desselben ist von Sintenis 1816. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften erschien zu Görlitz 1734 — 36 in 5 Th. Fol.

§. 27. Anfänge zur grammatisch-lexikalisch-philosophischen Bearbeitung der Sprache.

Wenn gleich schon Karl der Große daran dachte, die Deutsche Sprache unter Regeln zu bringen, so ist doch bis zur Zeit der Reformation in diesem Felde der Sprachliteratur nichts auf uns herabgekommen, und wahrscheinlich auch nichts geleistet worden. Erst diesem Zeitraum war es aufbehalten, die Sprache wissenschaftlich zu behandeln, und die regellose Ungebundenheit der Schriftsteller (die sich aus den bisher mitgetheilten Proben genügend ergeben hat) auf gewisse Grundsätze zurückzuführen.

1) Die ersten Linien zu einer Deutschen Sprachlehre zog ein Zeitgenosse Luther's, Namens Valentin Ickelsamer. Der vollständige Titel seiner Arbeit lautet: „Teutsche Grammatica, darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum teutschen lesen vnnd desselben Orthographiam mangel vnnd überfluß, auch anderm vil mehr, zu wissen gehört. Auch ettwas von der rechten art vnnd Etymologia der teutschen sprach vnnd wörter, vnnd wie man die teutschen wörter in jre silben taylen, vnnd zusammen buchstaben soll. Valentin Ickelsamer." Das Buch besteht aus fünf Bogen 8., aber ohne Jahrzahl und Druckort (Nürnberg 1537.) Ein Exemplar davon befindet sich auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Die Arbeit ist gering, und verdient eher ein Buchstabir- und Lesebüchlein, als eine Grammatik genannt zu werden. Aber welche Foderungen dürfen wir auch an eine

Schrift machen, welche nur als der erste Versuch dieser Art merkwürdig ist! Desto schätzbarer ist uns der Verfasser nach seiner Deutschen Gesinnung, die er in mehreren Stellen ganz unverhohlen darlegt. So sagt er S. 7: „Bey den Lateinischen wird die Orthographia, das ist, wohl buchstäblich schreiben, so eben vnnd fleißig gehalten, das ainer der ganzen Lateinischen kunst vnwissend würdt geachtet, der nur ainen Buchstaben vnrecht, oder ainen zu vil oder zu wenig setzet, warumb soll es dann bei den Teutschen gleich gelten, man schrieb recht oder falsch? Kündte man doch diese sprach so wol reguliren als die Hebraisch, Griechisch oder Lateinisch sein. Ja billich ist es allen Teutschen ein schand vnnd spott, daß sy anderer sprachen maister wöllen sein, vnnd haben jre aigene angeborne mütersprach noch nye gelernet oder verstanden." — Daß der gute Mann mit seiner einfachen und schmucklosen Rede auch uns noch lehrreich sein könnte, beweist nachfolgende Stelle: „Es ist ser vnrecht, das die teutschen schulmaister nit mehr künden oder thun wöllen, dann ainen jungen lesen, schreiben vnnd rechen leren, dann was ist's anders, das sich ainer außthut ain teutscher schulmaister zu sein, dann ainen Lerer der teutschen sprach zu sein? da nit allain lesen, schreiben, vnnd rechen zugehört, sondern ain künstlicher verstand d'ganzen teutschen wörter sprach art vnnd weiß? Man solt denn erst aus dem teutschen schüler ainen Grammaticum machen, vnd jn leren alles was zu ainer teutschen Orthographia, Etymologia vnnd Sintaxi dienet, vnnd das wer ser nutz, sonderlich denen, die etwa gemaine schreiber solten werden, oder in den andern sprachen hernach wolten studieren, darzu sy gar leichtlich möchten kummen, wo sy zuvor jren verstand in ainer sollichen teutschen Grammatic geübt hetten."

2) Der zweite Deutsche Grammatiker dieser Zeit

raums ist Laurentius Albertus, mit dem Zunamen Ostrofrank (Osterfrank schreibt Philipp von Zesen). Der vollständige Titel seiner Arbeit, wovon die Wolfenbüttelsche Bibliothek ein Exemplar bewahrt[1]), lautet: „Teutsch Grammatick oder Sprachkunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum siue Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per *Laurentium Albertum*, Ostrofrancum. Cum gratia et priuilegio imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michael Manger. MDLXXIII." 8. 16 Bogen. Er gesteht, daß seiner Regeln wenig, und sein Werk noch sehr mager und unausgearbeitet sei; doch solle man bedenken, daß aller Anfang schwer, und dieses eine neue und ungewöhnliche Arbeit sei, darin er keine Vorgänger gehabt. In einer Abhandlung von dem Nutzen und Zweck seiner grammatischen Arbeit sagt er, daß die Deutsche Sprache von Vielen zu seiner Zeit rein und zierlich geredet werde, aber daß es doch den Meisten noch an Gründen fehle, und versichert hierauf, daß diese Sprache so gut gelehrt und gelernt werden könne, als irgend eine andere, was er erstlich durch diese Arbeit, hernach durch eine vollständigere Grammatik und endlich durch ein reiches, Deutsches Wörterbuch beweisen wolle. (Von beiden aber ist nichts erschienen). Auch straft er die unter den Deutschen eingerissene Sprachmengerei. — Das Werk ist nach dem Muster der Lateinischen Grammatik gearbeitet und zerfällt in die gewöhnlichen vier Theile. Den Anfang macht die Orthographie. Für das Wort Grammatik hat er, weil es sich nach seiner Meinung im Deutschen nicht füglich durch ein Wort geben läßt, über 80 kurze Umschreibungen und Erklärungen vorgeschlagen, worunter sich auch die Wörter

Sprachkunst und Sprachlehre befinden. Die Diphthongen, sagt er, wären unsrer Sprache nicht eigen, sondern entlehnt, und bei den Unterscheidungszeichen äußert er, daß den Deutschen außer dem Punkt, Komma und Kolon keines bekannt sei. (Auch Ickelsamer weiß von keinem Semikolon). Die Stammwörter sind nach ihm alle einsylbig. Unter den Mundarten gibt er der Oberdeutschen den Vorzug, und sagt, daß er sich nach ihr in dieser Anweisung gerichtet, und die Schriften zum Muster genommen, die zu Mainz, Ingolstadt, Nürnberg, Basel, Frankfurt und Wittenberg gedruckt worden. Auf die Orthographie folgt der erste Theil der Prosodie, der die Lehre von den Accenten und der Aussprache enthält; der zweite Theil, der von der Verskunst handelt, steht am Ende des Werks. Beide sind sehr kurz und höchst oberflächlich bearbeitet. Am längsten verweilt er bei der Etymologie, die aber, besonders in der Lehre von den Zeitwörtern, wenig befriedigt. In der Syntax kommen mehrere sehr gute Regeln vor, die er durch zweckmäßig gebildete Beispiele unterstützt.

3) Der dritte Deutsche Grammatiker ist Albert Oelinger. Der Titel seiner Sprachanweisung lautet: „Underricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu Institutio vera germanicae linguae, in qua Etymologia, syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur etc. etc. Cum D. Joan. Sturmy sententia de cognitione et exercitatione linguarum nostri saeculi. *Alberto Ofelingero* Argent. Notario publico Auctore. Argentorati, excudebat Nicolaus Wyriot, MDLXXIIII.“ 8. 14 Bogen. (Auf der letzten Seite steht die Jahrzahl MDLXXIII.) Der Verfasser sagt, daß er für die Jugend, besonders für einige Französische Edelleute, die er im Deutschen unterrich-

te, geschrieben habe. Die Arbeit ist aber nicht sonderlich ausgefallen. Seine Regeln zeigen von Willkür und Unkunde. So lehrt er, es sei einerlei, zu sagen from oder frumm; desiterativa sind ihm: es laufferet, weinert, danzert, reittert ihn, d. h. er hat Lust zu laufen, weinen 2c. S. 95. sagt er: die Deutschen hätten kein Passivum. Ganz elend ist, was er über die Prosodie sagt.

4) Weit wichtiger, und mit eben so viel wissenschaftlichem Geist als Fleiß ist die Deutsche Sprachlehre des Johann Clajus gearbeitet, die vier Jahr nach der Oelingerschen erschien. Ihr vollständiger Titel ist: „Grammatica germanicae linguae M. Johannis Claji, *Hirtzbergensis*, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. MDLXXVIII." 18 Bogen. 8. (Auf der letzten Seite steht: Lipsiae Johannes Rhamba excudebat 1578). Sie ist bis zum Jahr 1689 zehnmal aufgelegt und im Jahr 1720 zum elften Male zu Nürnberg gedruckt worden, woraus hervorgeht, daß sie damals als die beste angesehen worden sein muß, welches sie auch nach dem Urtheile Morhof's verdient[2]). Der Verfasser, der erst Rector zu Goldberg und zu Nordhausen, und dann Prediger zu Bendeleben, und ein guter Linguist war, besserte über zwanzig Jahr daran, ehe er sich damit hervorwagte. Sie enthält meist sehr gründliche und klare Regeln, die durch glücklich gewählte Beispiele, größtentheils aus der Lutherischen Bibelübersetzung entlehnt, erläutert werden, und die Sprache erscheint darin überhaupt in einer größern Schönheit, als man nach der damaligen Zeit erwarten durfte.

Von den übrigen uns noch bekannt gewordenen Sprachlehren führen wir zum Schluß nur noch die „Weymarsche deutsche Grammatik" an, die 1618 erschien, und zum Gebrauch der Schulen des Herzogthums Weimar

bestimmt war. Daß solche ein nutzbares Buch gewesen sein muß, ersieht man aus dem vom Hofprediger und Inspector M. Joh. Kromayer im Jahre 1619 erlassenen, zu Weimar gedruckten „Bericht von newen Methodo, wie es in den Schulen deß Weymarischen Fürstenthumbs mit Unterweisung der Jugend gehalten werden soll ꝛc.," worin auf obige grammatische Arbeit Bezug genommen, und über den Gebrauch derselben in den Schulen eine sehr vernünftige Anweisung ertheilt wird [3].

Anmerk. 1) Dieses Exemplar ist hie und da mit guten Summarien beschrieben, und von derselben Hand sind einige Regeln ganz durchgestrichen.

2) S. dessen Polyhistor Th. I. Bd. IV. Kap. 4.

3) S. Elias Caspar Reichhard's Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747. 8. S. 22 — 66. Vergl. G. Veesenmeyer kleine Beiträge zu der Culturgesch. der Deutschen Sprache. Ulm 1798 u. 1802. 4.

§. 28. Fortsetzung.

Da die lexikalische Bearbeitung der Sprache mit der grammatischen im genauesten Zusammenhang steht, so darf es nicht befremden, daß von einer Literatur Deutscher Wörterbücher ebenfalls erst in diesem Zeitraume die Rede ist. Die ersten Arbeiten dieser Art waren natürlich nur dürftige Vocabularien, bei denen man sich begnügte, so viel Wörter als man vorfand, in alphabetische Ordnung zu bringen. Den Anfang macht das im Jahr 1478 zu Strasburg erschienene Deutsch-Lateinische Wörterbuch in 4., von Wenceslaus Brack, betitelt: „Vocabularius rerum." Ihm folgte ein Wörterbuch, das, ohne Namen seines Verfassers, im Jahr 1480 unter dem Titel erschien: „Vocabularius, in quo Latinum praecedit et Teutonicum subjungitur," jetzt aber sehr selten ist. Darauf kam ein „Vocabularius Theutonicus

1482," 4. zu Nürnberg heraus, in welchem das Latein barbarisch ist, und das Deutsche aus einer Mischung des Schwäbischen mit dem Fränkischen besteht. Zwischen Vocalen und Diphthongen ist hier gar kein Unterschied gemacht. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts (1505) erschien eine „Gemma Gemmarum" die ein schmuziges Latein, aber ein reineres Deutsch als die früheren Wörterbücher enthält, und 1508 veranstaltete Joh. Altensteig eine Sammlung verdeutschter grammatikalischer Kunstwörter. Wichtiger aber als die vorgenannten ist das Wörterbuch des Peter Dasypodius, das 1535 zu Strasburg erschien, und 1536 und 37 und noch mehrmals wieder aufgelegt wurde, so wie das noch reichhaltigere von Josua Maaler, Prediger zu Elg im Zürchergebiet, das 1561 in 4. zu Zürch unter dem Titel herauskam: „Die teutsch Sprach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden, in Hochdeutscher Sprach dem A. B. C. nach ordentlich gestellt, und mit gutem Latein gantz fleißig und ordentlich verdollmetscht, desgleichen bisher noch nie gesehen. Zürich, bei Froschover, 1561." 4. Der Literator Conrad Gesner hat dieses Wörterbuch mit einer Einleitung versehen.

Anmerk. Von diesen ersten, in Deutschland gedruckten Wörterbüchern gibt Joh. Leonh. Frisch Nachricht in einem Lateinischen Programm. Er nennt darin acht Wörterbücher, das Maalersche aber scheint er nicht gekannt zu haben, da er es ganz übergangen hat.

§. 29. Fortsetzung.

Auch Schriften zur Erklärung synonymer Wörter, Kunstausdrücke und sprichwörtlicher Redensarten fanden in diesem Zeitraum ihr Entstehen. So gab Hans Fabricius ein „nützliches Büchlein etlicher gleichstimmender Worte" (Erfurt 1531. 8.) heraus; Joh. Serranus

eine Sammlung Deutscher Synonymen, die indessen sehr unvollständig war; und der gelehrte Naturforscher Conrad Gesner erwarb sich Verdienste um die Benennung der Thiere und Pflanzen. Vorzügliche Beachtung aber verdient die Auslegung Deutscher Sprichwörter, um die sich der achtbare Humanist Heinrich Bebel aus Justingen (gest. 1516), der Proverbia Germanorum in latinitatem reducta schrieb, die in seinen opusculis novis Strasburg 1508 stehen, besonders aber Johann Agricola (nicht zu verwechseln mit Rudolph s. 5te Periode §. 2.) und Sebastian Frank verdient machten. Jener, geboren 1492 in Eisleben (weshalb er sich auch nach damaliger Sitte Magister Eisleben nannte, so wie er schon seinen eigentlichen Namen Schnitter ebenfalls nach damaligem Gebrauch in den Lateinischen Agricola verwandelt hatte), ist derselbe, der als eifriger Anhänger Luther's, großen Theil an der Reformation nahm, aber nachmals den sogenannten antinomistischen Streit *) veranlaßte, weshalb er in mancherlei Bedrängnisse gerieth, und nach Berlin floh, wo er als Hofprediger und Generalsuperintendent 1566 starb. Hier gilt er uns nur als Verfasser einer schätzbaren Sammlung Deutscher Sprichwörter, die in Nieder- und Hochdeutscher Mundart zugleich gedruckt wurde, und in ihrer ersten Niederdeutschen — jetzt äußerst seltenen — Ausgabe den Titel führt: „Drehundert Gemener Sprekwörde der wy Düdschen uns gebruken, unde doch nicht weten wohar se kamen, duch Dr. Johann Agricolam von Isleve." (Magdeburg 1528. 8.) Die Hochdeutsche Ausgabe erschien zu Eisleben, auch 1528 in 8. Im Jahr 1529 kam, ohne Angabe des Druckorts, der zweite Theil unter dem Titel heraus: „das ander Teyl gemeiner deutscher Sprichwörter mit yhrer Auslegung hat fünffthalbhundert newer Wörter." Beide Theile sind in

der Folge mehrmals wieder gedruckt worden. Die letzte Ausgabe ist von 1592 und hat den Titel: „Sibenhundert vnd funffzig Deutsche Spruchwörter, ernewert, vnd gebessert, durch Joh. Agricola. Mit vielen schönen lustigen vnd nützlichen Historien vnd Exempeln erkleret vnd ausgelegt 1592. Wittenberg, gedruckt bey M. Joh. Krafft.“ (Es sind aber nur 749 Sprichwörter). Agricola dringt mit Scharfsinn in den Geist alter Sprüche, und sucht den Inhalt derselben mit patriotischer Vorliebe für Deutsche Sprache und Denkart in einer eben so beredten als lichtvollen Darstellung allgemein faßlich zu machen.[2]) Sein Styl ist für seine Zeit klassisch, und hat gewiß zur Herbeiführung eines bessern Geschmacks in Deutschen Schriften sehr viel beigetragen. Sprachforscher und Geschichtschreiber werden diesem patriotischen Ausleger danken, daß er uns in seinem Werke einen Reichthum Deutscher Weisheit und Deutschen Witzes, und eine Urkunde der Nationaldenkart hinterlassen hat, wenn sie auch nicht immer in der Auslegung der Sprichwörter mit ihm übereinstimmen sollten[3])

Auch **Sebastian Frank** (der schon §. 25. als ausgezeichneter Geschichtschreiber genannt wurde) erwarb sich nächst **Agricola** dankenswerthe Verdienste, durch eine reiche Sammlung von Sprichwörtern, die unter dem Titel: „Schöne Weise Herrliche Clugreden und Hofsprüch.“ Frankfurt a. M. 1541 erschienen, und mit Auslegungen begleitet sind. Beide, Agricola und Frank, haben die Grundlegung zu diesem Zweig unsrer Sprach-Literatur gegeben und mit ihm einen (in unsrer Zeit zu wenig beachteten) Schatz der Deutschen Volksvernunft niedergelegt.[4])

Anmerk. 1) **Agricola** behauptete nämlich gegen **Luther** (der ihn im Unwillen über seine Zänkereien gewöhnlich nur **Magister Grickel** nannte) und gegen **Melanch-**

thon die Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes, und lehrte, daß es bei der Besserung des Menschen nicht auf das Gesetz (die Befolgung desselben), sondern auf das Evangelium oder Buße und Glauben ankomme. Verschiedene Theologen pflichteten ihm bei, und man nannte sie daher Antinomisten (Gesetzstürmer).

2) Wie nachdrücklich er sich der Deutschheit annimmt, zeigt sich besonders in der Vorrede seines Werkes, wo er sich über die Absicht desselben und den damaligen Zustand der Sprache so ausläßt: „Es bewegen mich zur Bekanntschaft dieser teutschen Sprichwörter zwo ursachen: die erste das, wer diese Spruche haben wurde, der wurde die ganze deütsche Sprache haben, welche sprach wir Deütschen so gar für nichts achten, das sie auch fast gefallen ist, und niemands, oder gar wenig leüt sind, die deütsch reden konnen. Alle Nation haben yhre zungen und sprachen ynn regeln gefaßet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet — alleine wir Deütschen haben solchs vergeßen, daß vnser geringe geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, vnd auff anderer Leütt, und fremder Nation wesen, sitten und gebehrden gegaffet, gleich als hetten unsere alten vnd forfaren nie nichts gehandelt, geredt, gesezt und geordnet, das yhnen ehrlich und rhumlich nachzusagen were, so doch, wie dise Sprichwortter aufweisen, vnsere Forfaren gar erbare, tapfere und weise Leüte gewesen sind. — Die andere, Syntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, ist zu besorgen, der Dewtschen trewe vnd glauben, bestand, warheit werden auch fallen: denn wir Deütschen tragen nun forthin Welsche, Hispanische und Französische Kleidung, haben Welsche Cardinal, Französische und Spanische krankheiten, auch Welsche practiken, derhalben hab ich gedacht, die weise Rede vnser alten Deütschen an tag zu geben, auff das doch etliche vnter vnsern Deütschen mochten gereizt werden, yhrer voreltern Fußstapfen nachzuwandeln."

3) S. Meister's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 303 — 307.

Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 103. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 25 — 28.

4) Franke wußte gebührend die Sprichwörter als Ausflüsse des sensus communis zu würdigen. Die grosse Weisheit aller Weisen, sagt er, sei in solche Sprichwörter, die die Griechen Apophthegmata, die Lateiner Proverbia nennen, wie in einen verschlossenen Kasten eingelegt. Es sei auch unter allen Lehren, Menschenurtheilen und Sentenzen nichts Wahreres und Gewisseres, als die Sprichwörter, welche die Erfahrung gelehrt, auch Natur und Vernunft in aller Menschen Herzen und Mund geschrieben hat. Es sei in zwei oder drei Worten eine ganze Predigt begriffen, davon recht und nach der Länge zu reden, vil tausend Worte und Papierblätter nicht genug wären. Die Alten hätten wichtige, mächtige, grosse Urtheile in ein Facit oder Summa Summarum schliessen wollen. — Vergleicht man mit dieser Ansicht, was schon Jüdische und Griechische Weise über die Sprichwörter überhaupt gesagt haben, so wird man auf das Resultat geführt, daß die Universal-Vernunft aller Völker eigentlich kurz in Sentenzen eingeschlossen hat, was die Philosophen aller Zeiten oft nur in schweren Systemen ausführlich darzulegen suchten.

§. 30. Vielseitige wissenschaftliche Bestrebungen.

Wenn wir in diesem Zeitraume nur wenige Dichter von Bedeutung kennen lernten, so müssen wir bedenken, daß der durch die Kirchenreformation aufgeregte Geist sich mehr auf das Strenge und Ernste in der Wissenschaft hinwarf, indem man allgemeiner und dringender das Bedürfniß zu fühlen anfing, sich eine haltbare Grundlage für wahre Gelehrtenbildung zu verschaffen. Offenbar hatte die Reformation den ersten Anstoß dazu gegeben, da es in ihrem Wesen lag, auf ein gründlicheres Studium derjenigen alten Sprachen hinzuführen, die, als die Quelle reiner Religionserkenntniß, erforscht sein wollten, um alte Irrthümer mit Nachdruck zu bekämpfen oder er-

kannte Wahrheiten zu verfechten. Dieses Studium aber fordert nothwendig ein vielseitigeres Wissen, oder führt auf dasselbe hin, da es, nicht auf die engen Gränzen einer einzelnen Wissenschaft beschränkt, das ganze Gebiet menschlicher Erkenntniß umfaßt, und den, der sich ihm hingibt, zwingt, mehrere Felder der Gelehrsamkeit zu gleicher Zeit zu bearbeiten.

Dies war der Fall bei den Reformatoren dieses Zeitraumes, und bei allen Denen, die durch den Geist derselben geweckt und belebt, als Schriftsteller und Bildner Deutscher Kunst und Gelehrsamkeit sich erhoben. Ohne sie mit allen ihren Leistungen hier aufzählen zu können, ist es doch dem Zwecke einer Literaturgeschichte gemäß, den vorgedachten, um Sprache und Poesie verdienten Altvordern, noch einige derjenigen Namen und Anstalten anzureihen, die jene vielseitigere wissenschaftliche Bildung Deutschlands im 16ten Jahrhundert mitbefördern halfen und in Folge derselben hervortraten.

Im Felde der Geschichte arbeiteten Nicol. Mareschall von Thüringen (st. 1525); der schon beiläufig genannte Conrad Peutinger (1547), und Joh. Sleidanus (1556). Als Philologen und Aufklärer wirkten Jac. Wümpfelingen, Stifter der Soc. lit. Argentinensis (1528); Joh. Müller Rhellicanus (1542); der berühmte Freund Luther's, Melanchthon, eigentlich Schwarzerd (1497 — 1560), praeceptor germaniae genannt, Joh. Oporinus (1568), Friedr. Sylburg (1596), Justus Lipsius (1606), Laur. Rhodomann (1606), Joh. Caselius (1613). — In den philosophischen und mathematischen Wissenschaften: Theophrastus Bombastus Paracelsus, (1541) Alchymist und kabbalistischer Philosoph von zweideutigem Ruf; Nic. Copernicus, Mathematiker und Astronom (1543);

Conrad Gesner, aus Zürch, Naturforscher und Literator (1565); Joh. Prätorius, Erfinder des nach ihm benannten Meßtisches (1616).

Des Unterrichtswesens nahmen sich besonders an: Melanchthon, Joachim Camerarius (starb 1576), Johann Sturm (1589), Michael Neander (1595), die den Elementar=Unterricht der Katechismuslehre, das Lesen der Bibel und das Studium der alten Klassiker überall zu fördern suchten. In verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit und als Beförderer und Verbreiter derselben wirkten: Joh. Froben, Buchdrucker zu Basel, der wahren Gelehrsamkeit Beförderer (1525), Hans Luft, der die erste Lutherische Bibel druckte, Wilibald Pirkhaimer, der erste Deutsche Numismatiker (1530), Joh. Herwagen, Buchdrucker zu Basel, der sich um humanistische und Deutsche Literatur verdient machte (1544), Andreas Wechel, Buchdruckker zu Frankfurt a. M. (1581), Heinrich Commelin, Humanist, und Buchdrucker zu Heidelberg (1597), Conrad Ritterhusius, Jurist (1613), Friedr. Taubmann, witziger lat. Dichter (1613), Marx Freher, Jurist und Bearbeiter der Deutschen Geschichte und Literatur (1617). — Auch die schöne Kunst fand ihre Verehrer und Beförderer an Lucas Cranach, dem Portraitmaler (1553), dem Maler Hans Holbein dem jüngern (1574), und an Chr. Schwarz, aus Baiern, dem Deutschen Raphael (1594).

Unter die wissenschaftlichen Anstalten, die in diesem Zeitraum gegründet wurden, gehören: die Universitäten Marburg (1527), Strasburg (1538), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmstädt, Altorf (1575) und Gießen (1607); ferner die Schulen und Gym-

nasien zu Frankfurt a. M. und Bremen (1528), die Fürstenschulen zu Meißen und zu Pforta (1543), die Fürstenschule zu Grimma (1550), das Gymnasium zu Danzig (1558), das Elisabethanum zu Breslau (1562), das Gymnas. zum Grauen Kloster in Berlin, jetzt Berlinisches Gymnasium genannt (1574), das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin (1607) und mehrere andere. — Auch wurden Bibliotheken angelegt, als die Universitäts-Bibl. zu Leipzig (1544), die Wittenberger wurde nach Jena verpflanzt (1558), zu Augsburg (1563), zu Wien (1564), zu Straßburg (1572), zu Dresden (1588). — Manche nicht unwichtige Erscheinungen standen mit diesen Anlagen wissenschaftlicher Bildung in Verbindung, wohin der erste gedruckte Meßkatalog in Deutschland (1554) und der eingeführte verbesserte Gregorianische Kalender (1582) zu rechnen ist. Mit Recht also konnten wir diesen Zeitraum das Zeitalter wieder erwach. Wissenschaftlichkeit nennen.

§. 31. Ueber die Kanzelberedsamkeit, von Karl dem Großen bis zum dreißigjährigen Kriege.

Wir können diesen Zeitraum nicht schließen, ohne vorher einen Blick auf die Geschichte der Deutschen Kanzelberedsamkeit geworfen zu haben, da der Prediger, wie der Schriftsteller, auf Sprach- und Volkscultur am tiefsten einwirkt, und die Deutsche Beredsamkeit, unter allen Künsten am wenigsten gepflegt, sich fast einzig auf die Kanzel beschränken mußte.

Bestimmen wir den Anfangspunkt dieser Kunst, so setzen wir ihn eher zu früh als zu spät in das Zeitalter Karl's des Großen. Denn erst unter ihm, wie an seinem Ort bemerkt worden, begann die Deutsche Sprache neben der Lateinischen in kirchlichen Vorträgen gebraucht zu werden. Jeden Sonntag wurde aus dem Homilia-

rium des Paulus Diaconus, der die sonntäglichen Episteln eingeführt hatte, oder aus dem Postillarium des Alcuin, Beda und Anderer der Gemeine Etwas vorgelesen. Indem man sich mit diesen sonntäglichen Texten begnügte, wurde die Bibel ganz beseitiget, und da durch die ewige Wiederholung einer und derselben Sache die Aufmerksamkeit geschwächt wurde, so suchte man die Gemeine durch leere Ueberlieferungen, päpstliche Decrete und heilige Fabeln zu unterhalten. Ceremonien und Feierlichkeiten machten das Wesen der Gottesverehrung aus. Im zwölften Jahrhundert ward ausdrücklich den Priestern verboten, vor dem Volke die heil. Bücher in der Muttersprache zu lesen. Ungeachtet hernach im Jahre 1240 der Kardinal Hugo die erste Concordanz über die Vulgata verfertigte, und der Mönch Conrad von Halberstadt (1310) dieselbe umarbeitete: so blieb's doch bloß bei der buchstäblichen Erkenntniß. Die Auslegekunst wurde durch Allegorien, und die Dogmatik durch scholastische Grillen verunstaltet, die aus einem mangelhaften Studium des Aristoteles hervorgingen, der, schon im elften Jahrhundert übersetzt, bis auf Luther im höchsten Ansehen stand [1]). Mit dieser aristotelischen Weisheit verschwisterte man die casuistische Theologie, eine Frucht des kanonischen Rechts, worauf sich der Mysticismus einschlich, der, einerseits aus dem Klosterleben, andrerseits aus dem Studium kabbalistischer und arabischer Weltweisen entspringend, im vierzehnten Jahrhundert gegen den Despotismus des christlichen Roms auftrat, und in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts sein Haupt in Thomas Malleolus oder Hämmerlein (Thomas a Kempis genannt, geb. 1380 zu Kempen im Erzbisthum Köln, gest. 1471) fand, der durch seine ascetisch-mystischen Schriften, namentlich durch das ihm zugeschriebene

Werk de imitatione Christi, viel dazu beitrug, das Ansehen der Scholastik zu untergraben [a]). Zwischen jenen Scholastikern und diesen Mystikern steht eine Menge Allegoristen in der Mitte, die ihre Gebete und Predigten mit den seltsamsten Mährchen und Parabeln anschwellten.

Nur Einer, Joh. Tauler (s. 4te Per. §. 28), hat sich in der Geschichte der Kanzelberedsamkeit des 14ten Jahrhunderts ehrenvoll ausgezeichnet, da seine Vorträge didaktisches Interesse und oratorische Kraft haben. Aus dem 15ten Jahrhundert ist der ebenfalls schon genannte (s. 4te Per. §. 28.) Geiler von Kaisersberg zu bezeichnen, da er zu Straßburg über Brant's Narrenschiff hundert und zehn Predigten hielt, in denen er mit dem Moralischen das Satirische verwebte, und mit Wärme des Gefühls eine kräftige und eindringliche Sprache verband.

Größere Verdienste aber erwarben sich im 16ten J. h. die Reformatoren Luther, Zwingli, Oecolampadius, Just. Jonas, J. Buggenhagen und andere ihrer Zeitgenossen, die, wenn sie auch nach unsern Begriffen nicht als Redner gelten können, doch biblisch und freimüthig belehrten, mit herzlicher Wärme erbauten und wahrhaft religiösen Sinn durch ihre Kanzelvorträge anregten. Zwar war Luther, so sehr er auch über den Geist seiner Zeit hinausragte, nicht frei von allen fehlerhaften Eigenthümlichkeiten desselben, und erlaubte sich auch zuweilen eine gewisse Art von Popularität, wie sie mit der Würde des Orts und des Redners nicht wohl vereinbar ist; aber er wußte seine Kanzelunterhaltung doch geistvoller zu behandeln, und sie mit der Offenbarung schicklich zu verbinden. Den Beweis davon geben unter andern seine vier Predigten, die er über den Tod, die Auferstehung und das letzte Gericht in den Jahren 1544

und 45 zu Wittenberg gehalten hat *). In der zweiten, über den Text: „es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich" macht er Anspielung auf ein Mährchen von einem zum Sprichwort gewordenen Fuhrmann Hans Pfriem *), den er einem vernünftigen Bauer entgegen stellt. In dieser, so wie in der dritten Predigt über die letzten Posaunen, herrscht eine Naivetät und Einfalt, der man nicht ganz abhold sein kann, wenn man bedenkt, daß diese Art der Versinnlichung für damalige Zeit als Mittel erschien, auf die Gemüther zu wirken, und daß überhaupt dergleichen Vorträge unter jedem an Abstractionen nicht gewöhnten Publicum als Bedürfniß erscheinen müssen *). Ueberhaupt wurde, sobald das Lesen der h. Schrift auch dem Laien vergönnt war, der Kanzelvortrag nicht bloß gemeinnütziger und verständlicher, sondern auch mehr auf Vernunft und Offenbarung gegründet. Die Freimüthigkeit, der Charakter jener erschütternden Epoche, herrschte auch in der Homiletik. Von der Hütte bis zum Thron, von dem Gastsaal bis zum Heiligthum, wurde das Laster bald mit Donnerkeilen eines Gerichtsengels, bald mit Scorpionen der Satire verfolgt. Es war eine Zeit der Gährung, die schon, wie Geiler's von Kaisersberg Predigten beweisen, vor Luthern ausbrechend, unter ihm und durch ihn das Unedle abscheidete und den reinen Krystall der Lehre Christi in seiner Lauterkeit vortreten ließ. Die echten Schüler Luther's und Zwingli's waren auch bemüht, die glückliche Mitte zu halten, indem sie nach einer gesunden Auslegekunst eben so sehr die Schwärmerei unter den Protestanten als die scholastischen und rabbinischen Grillen aus ihren kirchlichen Vorträgen zu verbannen suchten. Allein schon in den letzten Jahrzehenden des sechzehnten Jahrhunderts verschlechterte sich die kirchliche Beredsamkeit.

keit. Statt der bisherigen kindlich-einfachen christlichen Belehrung trat nun eine dunkle, unzeitige und unfruchtbare Wortgelehrsamkeit ein, indem sich die Vorträge mit prunkenden Bildern, allegorischen Spielereien, witzigen Anekdoten, theologischen Kunstausdrücken und hochgeschraubten dialektischen Begriffserklärungen füllten. Noch schlimmer aber war die nun einreißende fanatische Polemik, da unter den Lutheranern selbst ein scholastischer Zunftgeist einriß, und mit ihm zugleich eine Art neuer Hierarchie hereinbrach. Die Prediger christlicher Liebe wurden die eifrigsten Verfolger, die Kanzeln glichen Hannibal's Schiffen, die mit Schlangen und Nattern angefüllt waren; Zänkereien und Religionsfehden stürzten die Kirche in allgemeine Verwirrung, und der gute Geschmack der Kanzelberedsamkeit nahte mit dem beginnenden 17ten Jahrhundert seinem gänzlichen Verfall [2]).

Anmerk. 1) Luther druckt sich in seinen Tischreden darüber folgendermaßen aus: „Bei unsern Zeiten war bös studiren, da die Theologie und alle gute Künste verachtet waren. Aristotelem den Heyden hielte man in solchen Ehren, daß wer ihm widersprach, der ward zu Cöln vor den größesten Ketzer gehalten und verdammet, da sie den Aristoteles doch nicht verstunden; darum haben die Sophisten ihn verdunkelt, wie der Mönch that, der in der Passionspredigt zwo Stunden mit dieser Frage zubrachte: utrum quantitas realiter sit distincta a substantia? Ob die Größe an ihr (sich) selbst unterschieden wäre vom Wesen? Und zeigte Exempel an und sprach: Mein Haupt könnte wohl durch dies Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann es nicht; sondert also als ein Lappe und Narr das Haupt von der Größe."

2) Unter Scholastik versteht man die Schulweisheit des Mittelalters, die aus einem Gemisch von Philosophie und Theologie bestand, so, daß letztere als kirchliche Religions-

und 45 zu Wittenberg gehalten hat *). In der zweiten, über den Text: „es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich" macht er Anspielung auf ein Mährchen von einem zum Sprichwort gewordenen Fuhrmann Hans Pfriem *), den er einem vernünftigen Bauer entgegen stellt. In dieser, so wie in der dritten Predigt über die letzten Posaunen, herrscht eine Naivetät und Einfalt, der man nicht ganz abhold sein kann, wenn man bedenkt, daß diese Art der Versinnlichung für damalige Zeit als Mittel erschien, auf die Gemüther zu wirken, und daß überhaupt dergleichen Vorträge unter jedem an Abstractionen nicht gewöhnten Publicum als Bedürfniß erscheinen müssen *). Ueberhaupt wurde, sobald das Lesen der h. Schrift auch dem Laien vergönnt war, der Kanzelvortrag nicht bloß gemeinnütziger und verständlicher, sondern auch mehr auf Vernunft und Offenbarung gegründet. Die Freimüthigkeit, der Charakter jener erschütternden Epoche, herrschte auch in der Homiletik. Von der Hütte bis zum Thron, von dem Gastsaal bis zum Heiligthum, wurde das Laster bald mit Donnerkeilen eines Gerichtsengels, bald mit Scorpionen der Satire verfolgt. Es war eine Zeit der Gährung, die schon, wie Geiler's von Kaisersberg Predigten beweisen, vor Luthern ausbrechend, unter ihm und durch ihn das Unedle abscheidete und den reinen Krystall der Lehre Christi in seiner Lauterkeit vortreten ließ. Die echten Schüler Luther's und Zwingli's waren auch bemüht, die glückliche Mitte zu halten, indem sie nach einer gesunden Auslegekunst eben so sehr die Schwärmerei unter den Protestanten als die scholastischen und rabbinischen Grillen aus ihren kirchlichen Vorträgen zu verbannen suchten. Allein schon in den letzten Jahrzehenden des sechzehnten Jahrhunderts verschlechterte sich die kirchliche Beredsamkeit.

keit. Statt der bisherigen kindlich-einfachen christlichen Belehrung trat nun eine dunkle, unzeitige und unfruchtbare Wortgelehrsamkeit ein, indem sich die Vorträge mit prunkenden Bildern, allegorischen Spielereien, witzigen Anekdoten, theologischen Kunstausdrücken und hochgeschraubten dialektischen Begriffserklärungen füllten. Noch schlimmer aber war die nun einreißende fanatische Polemik, da unter den Lutheranern selbst ein scholastischer Zunftgeist einriß, und mit ihm zugleich eine Art neuer Hierarchie hereinbrach. Die Prediger christlicher Liebe wurden die eifrigsten Verfolger, die Kanzeln glichen Hannibal's Schiffen, die mit Schlangen und Nattern angefüllt waren; Zänkereien und Religionsfehden stürzten die Kirche in allgemeine Verwirrung, und der gute Geschmack der Kanzelberedsamkeit nahte mit dem beginnenden 17ten Jahrhundert seinem gänzlichen Verfall [2]).

Anmerk. 1) Luther druckt sich in seinen Tischreden darüber folgendermaßen aus: „Bei unsern Zeiten war bös studiren, da die Theologie und alle gute Künste verachtet waren. Aristotelem den Heyden hielte man in solchen Ehren, daß wer ihm widersprach, der ward zu Cöln vor den größesten Ketzer gehalten und verdammet, da sie den Aristoteles doch nicht verstunden; darum haben die Sophisten ihn verdunkelt, wie der Mönch that, der in der Passionspredigt zwo Stunden mit dieser Frage zubrachte: utrum quantitas realiter sit distincta a substantia? Ob die Größe an ihr (sich) selbst unterschieden wäre vom Wesen? Und zeigte Exempel an und sprach: Mein Haupt könnte wohl durch dies Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann es nicht; sondert also als ein Lappe und Narr das Haupt von der Größe."

2) Unter Scholastik versteht man die Schulweisheit des Mittelalters, die aus einem Gemisch von Philosophie und Theologie bestand, so, daß letztere als kirchliche Religions-

lehre den Hauptbestandtheil dabei ausmachte, und die Philosophie nur gebraucht wurde, um die kirchlichen Dogmen der Vernunft annehmlich zu machen. Den Anfangspunkt der scholastischen Philosophie findet man im 9ten Jahrh. unter Karl dem Großen, von welcher Zeit an sie in den Klosterschulen sich immer weiter ausbildete, bis sie im 16ten Jhrh. wenigstens in den protestantischen Staaten, durch das Licht der Kirchen-Reformation und durch das geförderte Studium der alt-klassischen Literatur ihre Endschaft erreichte. — Die Ascetik, in so fern sie mönchischer Natur ist, fordert eine gänzliche Entsinnlichung, eine Ertödtung aller sinnlichen Triebe und Neigungen, wenn sie auch an sich unschuldig und erlaubt sind. — Die Mystik endlich ist das an sich erlaubte Streben, die übersinnlichen Gegenstände des religiösen Glaubens, die für die Speculation als Geheimnisse dastehen, durch innere Anschauung mittelst der Phantasie zu erfassen; in so fern aber das Streben des Mystikers in den Wahn übergeht, das, was Erzeugniß der Phantasie ist, für Realität zu halten, und sich einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott, und ihm gewordener übernatürlichen Offenbarung zu rühmen: verfällt er in den gefährlichen Zustand des Mysticismus, der entweder in Tübsinn oder Unzufriedenheit mit allem Irdischen oder in Schwärmerei und Verfolgungssucht ausartet.

3) Diese Predigten sind im J. 1586 von M. Andreas Poach, Pfarrherrn in Erfurt, herausgegeben worden.

4) Ueber das Mährchen von Hans Pfriem theilt uns Poach in seiner Vorrede zu Luthers Predigten Folgendes mit:

„Gott will sein Regiment also führen, daß ihm niemand soll einreden: Die Welt aber kann es nicht laßen, sie muß dawider reden, was Gott redet und thut. Darumb hat man diß Getichte gemacht von Hans Pfriemen; der war ein armer Furman, dem zugelassen ward von Gott, daß er möchte im Paradiß sein, vnd mit genießen aller freüde und lust, so im Paradiß ist: doch mit dem Bedinge, daß er kein Einrede thun sollte in irgend einer sachen, sondern

stillschweigen, vnd jm gefallen lassen, was er im Paradiß hören vnd sehn würde.

„Da er nu im Paradiß war, fand er etliche, die schepfsten Waßer mit einem Vaß, welches keinen Boden hatte. Als er solch's sahe, ward er vnwillig vnd dachte bey sich selbs, Wie selzam vnd närrisch gehets hie zu? Warumb machen sich diese müde mit vergeblicher Erbeit? Denn er wollte das Regiment im Paradiß meßen nach dem Regiment auf Erden, wie sich Furleüte, Knecht vnd Megde zum Waßer schepfen stellen, vnd stellen müßen bei dem Pferdstal, und Küestal, und hette gern dawider geredt, gedachte doch daran, mit was Bedinge er ins Paradiß kommen were, ging für über und schwieg stille.

„Er kam fürbaß, vnd ward gewar, daß zween Zimmermänner einen grossen, langen Balken trugen. Denselben hätten sie auf die Schultern gefaßt vberzwerricht vnd stießen damit an, an allen seiten, vnd kunnten nicht fortkommen. Denen sahe er zu, dachte in seinem Hertzen: Welche vngeschickte Tölpel sind das. Doch enthielt er sich zu reden.

„Da er fürbaß ging, fand er einen Furmann, der hatte vier Pferde vor einem Wagen, vnd war besteckt bliben im Koth. Da er nun aus dem Kot nicht kommen kunt, nam er zwei Pferde, so vor dem Wagen gingen vnd spannet sie hinden an den Wagen, und trieb die hindersten Pferde eben so sehr als die fördersten. Als solchs Hans Pfriem sahe, das es seines Handwerks war, kund er sich nicht mehr enthalten, schalt den Furmann vnd sprach: Ey du groser Narr, was machstu da? Wiltu den Wagen auf Stücken zerreißen vnd die Pferde muthwillig ohn alle Not verderben? Vnd meinete der Thor, er hette es wol getroffen; aber er hatte gehandelt als ein Narr, da er am klügesten seyn wollt vnd wider das Bedinge gethan, vnd verdienet, daß er aus dem Paradiß sollt verstossen werden. Darumb ward zu jm erstlich Petrus von Gott gesandt, das er jm den Befehl bringen solte. Hans Pfriem antwortete dem Petrus: Wie? Soll ich das Paradiß reümen? Vnd hab es doch vmb Gott nicht so sehr verschul-

det als du? Hast du doch vnsern Herrn Gott verrathen vnd bleibst dennoch im Paradiß? Petrus schemet sich vnd zog ab. Da sandte Gott Paulum. Aber Hans Pfriem weiset Paulum auch gröblich ab vnd sprach: Du hast die Gemeine Gottes verfolget, und bleibest gleichwol im Paradiß — vnd ich habe ein wort oder zwey geredet vnd soll heraus? Paulus schemet sich auch vnd ließ von jm ab. Da ward gesand Maria Magdalena: Derselben antwortet Hans Pfriem gleicher weise vnd sprach: Du bist eine öffentliche Sünderin gewesen, vnd heißest mich das Paradiß reümen? Es ward gesand der heilige Mann Moses: Aber Hans Pfriem blieb auf seiner Meinung und sprach zu Mosi: Willtu mich aus dem Paradiß treiben? Weißestu nicht, daß du vnsern Herrn Gott durch Vnglauben vnd Zweifel gevnheiligt hast, da du den Felß solltest schlachen mit dem Stabe, daß er Waßer gebe? — Als nun Hans Pfriem keinen Gesandten hören wolt, sandte Gott zu jm die vnschuldigen Kindlein. Da dachte Hans Pfriem: Auwe, das wil arg werden! Die vnschuldigen Kindlein kan ich nicht tadeln. Dachte bey sich selbs: Ich weiß, was ich thun will. Ich will mit den Kindlin spilen vnd versuchen wie ich sie mit Güte von mir bringe. Vnd ehe die unschuldigen Kindlin nahe zu jm kamen, steig er auf einen Baum vnd schüttelte vil Epfel herab, rief den Kindlein zu vnd sprach: Kompt her, lieben Kindlin, leset getrost auf. Solches gefiel den Kindlin wol und vergasen des Befehls und ließen Hans Pfriemen bleiben. Also blieb Hans Pfriem im Paradeiß vnd schweig hernach stille.

„Diß ist ein kindisch aber doch fein Gedichte," führt der Herausgeber fort, „vnd leret, das Gottes Regierung im Himmelreich vnd in der Kirchen Christi weit vnterscheiden ist von der Menschen Regierung u. s. w."

5) Die Stellen aus der zweiten Predigt, worin Luther jenes Mährchen behandelt, lauten so:

„Ein Bawer gehet daher auf dem Acker, hat sein Tuch am Halse, darinne tregt er Weitzen, Rocken, Gersten u. s. w. Vnd greifft getrost mit der Hand in den Samen, wirft um

sich vnd beseet den Acker: Hinder im her folget ein Knabe, der füret die Ege, vnd scharret den Samen zu, das er mit der Erde wol bedekt werde. Solchem Samen wollen wir entgegen setzen einen groben Tölpel vnd vnverständigen Narren, der doch trefflich klug seyn will vnd wol Gott im Himmel reformiren vnd meistern that, wie man von dem Furman Hans Pfriem saget, daß er im Paradiß alles hab wöllen überklügeln vnd meistern. Derselbe Hans Pfriem siehet den Bawr mit dem Tuch vnd den Knaben mit der Ege, sehet an und spricht: Lieber Mann, was machst du da? Bistu auch klug? Du wirfst das gute Getreyd in die Erden; Hastu nicht daheim Kinder, Gesinde vnd Viehe, die es essen können? Warumb verderbest du denn das gute Korn so schändlich vnd wirfst es in die Erde? — Wäre der Bawer ungedultig vnd kurz angebunden, wie man solcher viel findet, die da heiß seyn für der Stirn vnd nichts leiden können, so sollt er wol auffahren vnd meinen Hans Pfriemen gröblich abweisen vnd sagen: Was hastu, Narr, mit mir zu schaffen? Gehe du deines Weges! — Solt auch wol einen Erdenkloß nemmen vnd solchen Meisterklügel damit grüssen, das er auf dem Rücken lege vnd die Augen verkeerte wie ein Ochse, den man jtzt schlagen will. Aber ein vernünftiger Bawer thut das nicht, sondern spricht: Lieber, Schweig stille; du verstehest jtzt nicht, was ich mache. Komm aber über ein halb Jahr oder Vierteljahr wieder, so will ich dir alsdenn zeigen, was ich jtzt gemacht habe. ——— Solch Gleichniß vom Acker vnd Samen giebt hie der Apostel, als wollt' er sagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann: derselb hat eine feine Bibel vber den Artickel von der Todten Auferstehung; darinne sollt du studiren vnd verstehn lernen, was du im Kinderglauben bettest. Denn derselbe Artickel steht auf dem Felde vnd im Garten geschrieben vnd abgemahlt vor deinen Augen, und kann dich dein Feld vnd Acker, den du beseest, leren, was du halten sollt von der Todten Auferstehung. —

„—Der Unterscheid Mannes vnd Weibes wird bleiben,

wie Gott einen jeden geschaffen hat. Gleich wie das Korn seine Art und Natur behält. Aus einem Wäizenkorn wechset nichts anders dann ein Wäizenhalm; aus einem Gerstenkorn nichts anders, dann ein Gerstenhalm vnd so fort an; Ein jedes bleibet in seiner Natur vnd Wesen. Das Korn bringet derselben Art: das Gerstenkorn geht nicht in ein Wäizenhalm. Das Wäizenkorn nicht in ein Habernhalm. Wie die Natur geschaffen ist, vnd bleibet nach dem Wort, daß ein jegliches nach seiner Art soll Frucht tragen und seinen eignen Samen bei sich selbs haben, ein jeglichs nach seiner Art, Genes. I. Also wird auch Gott in der Auferstehung einem jeglichen geben seinen eigenen Leib. Was ein Mensch geschaffen ist, das soll ein Mensch bleiben, Mann oder Weib, Gott wird sein Geschöpf vnd Creatur nicht endern. Wie ein jeglicher geseet wird, also wird er eben derselben Art vnd Natur wider auferstehen, aber vil schöner vnd herrlicher seyn, denn er geseet ist, wird scharpfe Augen haben, die durch ein Berg sehn, vnd leise Ohren haben, die von einem Ende der Welt bis zum andern hören können. —

„—Also predigt vns Gott täglich von der Todten Auferstehung. — Was geschieht in unsern Häusern? Woher kommen Hüner, Enten, Gense? Kommen sie nicht aus todten Ding? Ein Matrona nimmpt Eyer. Dieselben leget sie unter eine Henne, Ente, Gans u. s. w. Was nimbst du für, du närrisches Weib, daß du die Henne, Ente über die Eyer sezest? — Ja, spricht die Matrona, über einen Mond, über sechs Wochen will ich dir die Schalen von den Eyern zeigen, vnd sollen dafür in dem Neste sizen junge Hünlin, Enten u. s. f. Ist das nicht Todte auferwecket? Ja, es ist mehr denn Todte auferwecket! denn zuvor war es noch nicht so viel als ein todt Huhn, sondern ein bloß Ey, vnd dazu ein solch Ey, welches keine Gestalt eines Eyes mehr hat; nu aber wird nicht wider ein Ey, sondern ein lebendig Huhn.

„Sage mir, ist es nicht ein groß Wunderwerk der Allmechtigkeit Gottes? Ein Weib empfehet, treget, gebieret

einen Son. Derselb hat Leib und Seel, wechßet, wird stark vnd groß, stehet, gehet, lebet und webet. Fragestu, woraus solcher Son komme? so saget die Vernunft, Erzneykunst, Erfarung, deßgleichen auch Gottes Wort: Dieses Sons erster Anfang sey ein Blutströpflin. Wie gehet nun das zu? St. Petrus, Paulus, Augustinus, Ambrosius, Johannes Huß, Ich Doctor Martinus, woraus sind diese alle worden? Ist nicht jr erster Anfang ein Blutstropfe? Aber wir sind Hans Pfriemen, die nichts merken wollen."

In der dritten Predigt: über die letzten Posaunen kommen unter andern folgende Stellen vor: „So gehts zu, zu Felde in der Heerschlacht. Wenn man die Schlacht ansehet, so bleset man die Posaunen oder Drometen, schlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeschrey, Her, her, her, her. Der oberste Leütenant oder Heübtmann vermahnet das Kriegsvolk die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk schreyt zu, Frisch an sie, Frisch an sie, Frisch an sie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. — — — — Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augenblik alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind vnd Kegel tod vnd versenkt in Abgrund der Höllen. Da war nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu springen, sondern in einem Augenblick war alles, was lebet, tod vnd versunken. Das war Gottes Posaune vnd Drumet, da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir, — Das ist nu vnsers Herrn Gottes Pauken, oder wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Posaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, so lautets schier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerschläge scherzen nicht. — Das wird seyn das Feldgeschrey vnd die Taratantara Gottes, das der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

6) S. Meister's Beiträge zur Geschichte der Teutschen Sprache, Th. II. S. 131 — 223, wo der Verf. einen lesenswerthen historischen Grundriß der Deutschen Kanzelberedsamkeit gibt.

Sechste Periode.

Das Zeitalter widerstrebender Meinungen.

Von Opitz bis auf Klopstock oder bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts.

---

§. 1. Einleitung.

Wenn es schon den Gesetzen des menschlichen Denkens überhaupt gemäß, und durch die Geschichte aller Völker bestätigt ist, daß den ersten wissenschaftlichen Bestrebungen ein Kampf der Meinungen folgen muß: so ist solcher in dem Zeitraume, den wir jetzt anfangen, um so erklärbarer, da ihm nicht nur in der Reformation eine alles bewegende Umformung des Heiligsten und Aufregung aller Geisteskräfte vorausgeht, sondern auch mit ihm eine Begebenheit beginnt, die ganz Deutschland dreißig Jahre hindurch erschüttert. Sprache, Dichtkunst und Philosophie sind hier die drei Hauptgegenstände, die, mit widerstrebender Kraft und eben daher mit ungleichem Erfolg bearbeitet, den Beweis führen, daß der Mensch erst nach vielen und mannichfaltigen Verirrungen den geraden Weg auffindet. Dies ist besonders der Fall bei der Dichtkunst, die in diesem Zeitraum sich großentheils von der Nachahmung nährt, und das Schicksal hat, daß sich drei Partheien in den Besitz des Deutschen Parnaß theilen, die wir dadurch bestimmt zu bezeichnen glauben, daß wir sie die gedankenreiche, prunkvolle und geistlose nennen, wodurch sich zugleich die Ueberschrift dieses Zeitraumes rechtfertigt, die, in so fern sie drei ver-

schiedene Zustände in sich begreift, den schwankenden und ungewissen Charakter desselben ausdruckt.

Anmerk. In mehrern Literaturgeschichten wird dieser Zeitraum die Periode der Schlesischen Dichter genannt, weil damals Schlesien das Vaterland der schönen Geister werden zu wollen schien, obschon jene Benennung nicht das Wesen dieses Abschnittes bezeichnet.

§. 2. Fortsetzung.

Um dies näher zu beweisen, und dadurch den Inhalt der folgenden Abschnitte dieses Zeitraums bestimmter einzuleiten, mögen noch einige besondere geschichtliche Andeutungen vorausgehen. Es gibt nämlich unter allen vorhergehenden Zeiträumen unserer Literatur keinen einzigen, in welchem so viel widerstrebende geistige Kräfte auf den Schauplatz treten, und in dem Felde der Dichtkunst und Sprache gegen einander ankämpfen als in diesem.

Zuerst erblicken wir in Opitz einen durch das Mark des Alterthums genährten, großgeistigen Mann, der durch seine hohe eigenthümliche Dichtergabe und seinen geläuterten Geschmack ein besseres Zeitalter für Deutschland herbeizuführen verspricht. Wirklich wecken seine Werke ähnliche Geister, wie Flemming, Logau und Gryph, und es bildet sich eine Schlesische Dichterschule, ihres Meisters würdig. — Aber fast zu gleicher Zeit entsteht eine entgegenwirkende Schule, die, bekannt unter dem Namen der Hofmannswaldau-Lohensteinschen Parthei, bald die Spanier, bald die Franzosen, bald die Italiener zu ihrem Vorbilde nimmt, und sich im Schimmer von Wortspielen und eines gezierten, schwülstigen Styls wohlgefällt. — Diese wird wieder durch eine dritte Parthei verdrängt, die, wie Neukirch, die schwindelnde Höhe des Lohenstein verlassend, zur gemeinsten Flachheit und geistlosen Reimerei herabsinkt. Erst in dem ersten Drittel des 18ten Jahrh. ent-

wickelt sich ein freier, rein-nationaler Dichtergeist durch Albrecht von Haller, mit dem wir daher die zweite Hälfte dieses Zeitraums beginnen.

Aehnlich den wechselnden Erscheinungen in der Dichtkunst war das Schicksal der Sprache. Die verschiedenen Völker, namentlich die Franzosen, welche im dreißigjährigen Kriege den Deutschen Boden verheerten, hatten nicht bloß die Kleidertrachten und Sitten umgewandelt, sondern auch tausendfältige Lumpen und Lappen in unsere Sprache gebracht, und sie zu einem buntscheckigen Kauderwelsch gemacht, welches, für vornehm und hofmäßig geltend, sogar von gefälligen Schriftstellern in die Büchersprache eingefälscht wurde. Reiche und Vornehme kannten kein höheres Glück, als ihre Kinder nach Paris zu schikken, um in dem Lande, welches sich unter Ludwig XIV. des goldnen Zeitalters seiner Literatur und Kunst erfreute, ihre rauhe Muttersprache gegen die verfeinerte Französische umzutauschen, die nun zur Sprache der Diplomaten und der Höfe erhoben wurde. Diesen Sprachverfälschern und Verächtern stellten sich zwar mehrere achtbare Männer entgegen, die, wie Zesen, zur Wiederherstellung der Reinheit unsrer Muttersprache und zur Veredelung des herrschenden Abergeschmacks gelehrte Gesellschaften bildeten; allein ihre wohlgemeinten Bestrebungen verunglückten, indem aus den Bekämpfern der Sprachmengerei gezierte und pedantische Reinheitskünstler wurden, die durch ein lächerliches Sylbenstechen in den entgegengesetzten Fehler der Uebertreibung verfielen.

Erst durch ein allgemeiner werdendes Studium des klassischen Alterthums erhält auch die Sprache einen gediegenern Charakter, und tritt mit den übrigen gebildeten Sprachen Europa's in gleiche Rechte, die sie nicht

nur zu behaupten, sondern als reiche und vollkräftige Ursprache sogar zu steigern weiß.

Theils während jener Kämpfe, theils bald nachher, sehen wir mehrere Deutsche Philologen und Philosophen auf dem Felde der Sprache und Dichtkunst sammeln (Schilter), regeln (Olearius, Schottel), die Kräfte des eigenen Denkens wecken, und die Sprache für übersinnliche Begriffe tauglich machen (Leibnitz und Wolf.) Solchem Wirken entspringen die Vorbereiter der nationalen Dichtkunst. Und mit dieser edlern Parthei schließt dieser Zeitraum, wie er mit Opitz geistvoll begann, und es entbindet sich aus der großen Gährung fremdartiger und widerstrebender Stoffe, die sich gegenseitig auszuwerfen suchen, ein reines, geistiges Wesen, das der hohe Geist Klopstock's zu veredeln und zu einem herrschenden Charakter für Deutsche Sprache und Dichtkunst zu erheben weiß.

Erster Abschnitt,

bis auf Albrecht v. Haller, oder bis in das erste Drittel des 18ten Jahrh.

I. §. 3. Poetische Erzeugnisse.

Wenn der Zeitraum, dem wir entgegen gehen, auch keine Dichtart ganz vermissen läßt: so tritt doch das Epische, das seit der dritten Periode immer werthloser geworden war, fast zur gänzlichen Unbedeutsamkeit zurück. Dagegen erhebt sich das Didaktische und Dramatische, von denen jenes seinen Meister in Opitz, und dieses in Gryph findet, obwohl beide Dichtarten mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder erlahmen. Die lyrische Poesie dagegen stellt sich weit über die Erscheinungen dieser Art in der dritten Periode hinaus, und zeigt sich besonders im Kirchengesang als ein noch jetzt geltendes musterhaftes Vorbild.

§. 4. Uebergang aus dem vorigen Zeitraum in den sechsten, durch Weckherlin.

Als Vorläufer unsers Opitz zeigen sich uns drei beachtenswerthe Dichter, unter denen wir Georg Rudolph Weckherlin oben an stellen. Den 15ten September 1584 zu Stuttgard geboren, verlebte Weckherlin seine männlichen Jahre in England, wo er 1620 bei der Deutschen Kanzlei in London eine Anstellung erhalten hatte, und starb daselbst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts (1651?). Seine Neigung zur Poesie, die zu damaliger Zeit, wo für geschmackvolle Dichtkunst in Deutschland so wenig gethan worden war, mit großen Schwierigkeiten zu ringen hatte, fand theils darin, theils in den vollkommnen Mustern der ausländischen Literatur einen kräftigen Sporn, diesen nachzueifern. Statt der damals gewöhnlichen Knittelreime, wählte er sich bestimmtere und abwechselndere Sylbenmaße, und versuchte sich in den meisten, von den Franzosen, Italienern und Engländern bereits angegebenen, besonders in dem Alexandriner, der durch ihn und Opitz zum herrschenden Sylbenmaße gemacht wurde, und sich bis nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts in seinem Ansehn erhalten hat, um welche Zeit ihn der Hexameter verdrängte. Seine Gedichte erwecken ein anziehendes Bild des Kampfes der noch ungeschmeidigen poetischen Sprache mit dem kräftigen Geiste des Dichters und seinem ihm vorschwebenden Ideale der Vollkommenheit. Die Form ringt mit dem widerstrebenden Stoff, und wenn die Ausführung oft unter der Idee des Künstlers bleibt, so muß man doch die Kühnheit des Mannes bewundern, der vor Opitz, vor dem er dreizehn Jahre geboren wurde, sich eine neue Bahn zu brechen bemüht war und nicht selten über den Widerstand siegte. Zwar hat die Härte mancher sei-

ner Poesien, die Vernachlässigung der Quantität, und überhaupt das Ungelenke in Handhabung des Mechanischen in der Dichtkunst, ihm späterhin, nachdem Opitz die Deutschen mit formgerechtern Mustern bekannt gemacht, manchen unglimpflichen Tadler zugezogen; aber man hat ihm doch wahres poetisches Talent, das sich in körnichtem Ausdruck, in Neuheit der Bilder, in einem regen Phantasie-Schwung und in ungemeiner Zartheit der Empfindung äußerte, nicht absprechen können. Dazu kommt, daß er in unserer Literatur zwei bis dahin ungebräuchliche Dichtarten anregte, die Idylle und das Sonett. Als geistvoller und witziger Kopf, eben so wie als biederer, offener und gefälliger Mann stand er bei den nationalstolzen Briten sehr in Achtung. Selbst bei den beiden Königen Jakob I. und Karl I, denen er seine Dienste widmete, genoß er ein ausgezeichnetes Vertrauen, und wurde sogar zu mehrern Versendungen nach Schottland, Irland, Holland, Italien und Spanien in sehr verwickelten Angelegenheiten gebraucht. Darüber vergaß er indessen nicht der Sprache und Dichtkunst seines Vaterlandes, woran sein Deutsches Gemüth unablässig hing, und freute sich des wachsenden Ruhmes, den Opitz sich mitten unter den Stürmen Deutschlands ersungen hatte. Diese Freude druckte er auch in einem Sonett an ihn aus, welches zugleich sein freundliches Verhältniß zu diesem Dichter bezeichnet.

Weckherlin hat sich besonders als Lyriker und Epigrammatiker gezeigt. Von den drei Sammlungen seiner Gedichte führt die erste den Titel: „Zwei Büchlein Oden und Gesänge.“ (Stuttgart, 1618. 8.) Man kennt sie aber nur aus den Vorreden der folgenden Ausgaben. Die zweite, verbesserte und vermehrte, erschien zu Amsterdam 1641. 12., und eine dritte ebendaselbst 1648.

8.; beide unter dem Titel: „Geistliche und weltliche Gedichte.“ Jene enthalten unter andern sehr gelungene Nachbildungen von Psalmen; diese mehrere Oden, Klag- und Trauergedichte (worunter eins auf den Tod Gustav Adolph's), Buhlereien (erotische Lieder) oder Liebesgedichte; Epigramme, Eklogen und Sonette (sonst Klinggedichte genannt). Die von ihm eingeführten Deutschen Idyllen aber sind nur gemeine Liebesunterhaltungen zwischen Hirten, Winzern und Landleuten, auf ihre rohe Weise, ohne irgend einen idealisirenden Zug, in einer noch harten Sprache. Unter den vielen in den kriegerischen Unruhen ihm verloren gegangenen, Gedichten, beklagt der Dichter besonders die auf seine geliebte Myrtha.

Anmerk. Das beste, was wir bis jetzt über Weckherlin haben, findet sich in den „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlin's; ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, von C. Ph. Conz.“ (Ludwigsburg 1803. 8.), worin der Verfasser mit Benutzung und Berichtigung dessen, was Eschenburg, Herder, Küttner und Schmid über unsern Dichter gesagt haben, aus Familienurkunden manche unbekannte Nachrichten von Weckherlin's Lebensumständen und Schriften gibt, auch mehrere Gedichte nach der Originalausgabe von 1641 in einem genauen Abdruck, und mit Sprachanmerkungen begleitet, mittheilt. — Vergl. Jördens Lexikon, Bd. V. S. 196 — 207. — In Zachariä's „auserlesenen Stücken der besten Deutschen Dichter,“ Bd. III. befindet sich ebenfalls eine Auswahl Weckherlinscher Gedichte; eben so in W. Müller's Bibliothek Deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1822. ff.) 4ter Bd. nebst einer Einleitung über Weckherlin's Leben und Schriften.

§. 5. Fortsetzung. Friedrich von Spee.

Als zweiter Vorgänger zeichnete sich aus Friedrich v. Spee, der 1591 zu Kaiserswerth geboren, als Jesuit zu Köln lebte, und 1635 starb. Dieser, auch als erster Bestreiter der Hexenprocesse merkwürdig, dichtete geistlich-erotische Lieder und geistliche Eklogen, in denen er viel Phantasie, Gefühl und Tact für rhythmischen Wohllaut zeigt, wie er denn auch in der Vorrede der von ihm veranstalteten Sammlung seiner lyrischen Gedichte sehr richtig über Deutsche Prosodie urtheilt. Der Titel dieser Sammlung heißt: Trutz-Nachtigall. Köln 1649. 8. Auch sein „Güldenes Tugendbuch", Köln 1666. 8. und N. A. 1812 enthält viele sehr ansprechende Lieder. Beide Sammlungen vereint und mit einer Biographie des Dichters versehen, erschienen Berlin 1817, und das Tugendbuch noch besonders zu Koblenz 1829.

§. 6. Fortsetzung. Johann Valentin Andreä.

Auch dürfen wir nicht übergehen den Dichter Andreä, der, ein Sohn des berühmten Anticalvinisten und Hauptverfertigers der Concordienformel, Jakob Andreä, 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren wurde, mehrere geistliche Stellen, zuletzt als Abt zu Adelsberg und Bebenhausen bekleidete und 1654 in Stuttgard starb. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, der acht Jahre hindurch gelehrte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien gemacht und sich dadurch eben so viel Menschenkenntniß als Vielseitigkeit in seinem Wissen erworben hatte. — Als Deutscher Dichter erscheint er in zwei kleinen Sammlungen: „Christliche Gemäl" (Tübingen, 1612. 4.), und „Geistliche Kurzweil". (Strasburg, 1619. 8.), die zwar in dem Sprachausdruck noch viel Härte und Ungelenkigkeit zeigen, aber durchweg

seine poetischen Anlagen, und besonders die kräftig reine Gesinnung und die Innigkeit seines Gefühls bekunden. Die stete Sorgfalt, die er auf seinen Lateinischen Stil verwendete, hinderte ihn an seiner vollendeten Ausbildung als Deutscher Dichter; denn die meisten seiner sehr zahlreichen, jetzt seltenen Schriften sind lateinisch, und gerade in diesen tritt sein Witz und Scharfsinn vorzugsweise hervor [1]). Die Lutherische Kühnheit, mit der er die Gebrechen seines Zeitalters bekämpft, und das Laster, selbst in den höhern Ständen, verfolgt, erregte zu seiner Zeit in und außerhalb Deutschland Aufsehen und Bewunderung, bereitete ihm selbst aber Verunglimpfung und Unbill. Mit Recht hat Herder den geist- und herzvollen Mann aus dem Staube wieder hervorgezogen, und ihn unsrer Zeit werth gemacht [2]).

Anmerk. 1) Unter seinen Lat. Schriften befindet sich auch eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die den Titel führt: „Opuscula aliquot de restitutione reipublicae christianae in Germania, occasione temporum istorum huc collecta. (Norimbergae) 1633." — Indem er darin das Bild eines christlichen Freistaats entwirft, kommt er auch auf das Erziehungswesen, worüber er sich unter andern auf folgende treffliche Art äußert: „Zu Lehrern und Erziehern werden lauter auserlesene Männer gewählt, durch Fleiß, Weisheit, Rechtschaffenheit und Ansehen, selbst im Staate, ausgezeichnet. Die Hörsäle sind keine düstere Kerker, wo der Sinn verdumpft und eingeengt wird, sondern sie sind frei, geräumig, anmuthig und mit Malereien geschmückt. Allenthalben glänzen der Jugend Gemälde und Bildsäulen der verdienstvollen Männer entgegen, um dieselbe durch das ewig gegenwärtige Andenken ihrer Größe zu gleicher Denk- und Handlungsweise anzureizen. Getriebene Geistesfrüchte sind äußerst schädlich: vor dem sechsten Jahre wird kein Kind der öffentlichen Erziehung übergeben. Von Naturalien,

phy-

physikalischen und mathematischen Instrumenten sind genugsame Vorräthe vorhanden. Selbst zur Zergliederungskunst werden alle Jünglinge angeführt; denn an dem Körper sind die größten Wunder zu schauen, und viele Seelenwirkungen zu lernen u. s. w."

2) s. Herder's Vorrede zu: Joh. Val. Andreae Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters. Leipzig, 1786. 8. Die Schrift ist eine von Karl Gottlob Sonntag (gest. 1827 zu Riga) veranstaltete Uebersetzung des Andreäschen Werks: Mythologiae christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri III. Argentorati 1619. Vgl. Herder's zerstreute Blätter, Bd. V. S. 249 bis 269, wo auch zur Probe einige Gedichte Andreä's mitgetheilt sind. — Die Geschichte seines äußern Lebens hat er uns selbst handschriftlich in Lat. Sprache hinterlassen, wovon Prof. Seybold, der 1804 zu Tübingen starb, uns eine Uebersetzung gegeben hat: „Selbstbiographie Joh. Valent. Andreä's, aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet." (Winterthur, 1799. 8.) Vergl. auch: W. Hoßbach's J. Val. Andreä u. sein Zeitalter. Berlin, 1819. 8.

Erste Schlesische Schule.

§. 7. Martin Opitz.

Eine höhere Anregung für Sprache und Poesie sollte von Osten kommen. Schlesien, besonders derjenige Theil, den wir Niederschlesien nennen, hatte schon seit dem dreizehnten Jahrh. durch die ständische Verfassung seiner vorzüglichsten Städte und durch die Vorrechte der patricischen Bürger nicht nur einen höheren Grad von Wohlstand, sondern auch eine größere Empfänglichkeit für geistige und gesellschaftliche Bildung gewonnen. Dies hatte zur Zeit der Reformation die Folge, daß sich mehrere wohl eingerichtete Schulanstalten erhoben, unter denen besonders die Schule zu Goldberg unter Valent. Friedland Trotzendorf (geb. 1490, gest. 1556), einem wak-

kern Schüler Melanchthons, sich auszeichnete. Die Beförderung der humanistischen Studien aber regte wieder die Edleren an zu gemeinnützigen wissenschaftlichen Stiftungen, unter denen die des Thomas Rehdiger (geb. zu Breslau 1540, und gest. zu Köln 1576) hervorstrahlt, der seine kostbare, viele Handschriften und Incunabeln bewahrende, Bibliothek seiner Vaterstadt zum öffentlichen Gebrauch vermachte. Vereinigt man damit den Umstand, daß Schlesien in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges unter allen Deutschen Ländern am wenigsten litt, so erklärt sich, wie dieses Land das Vaterland der Neu-Deutschen Poesie werden konnte, als deren Schöpfer wir Opitz betrachten.

Opitz, 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte 1618 zu Frankfurt a. d. O. und 1619 zu Heidelberg, ward 1622 Professor am Gymasium zu Weißenburg in Siebenbürgen, 1624 Rath bei den Herzogen zu Liegnitz und Brieg, 1625 vom Kaiser Ferdinand II. mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, und 1628 unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld (von der Bober, die nahe an seinem Geburtsort vorbei fließt) in den Adelstand erhoben, war von 1626 bis 1633 Geheimsecretair des Burggrafen Annibal von Dohna, in dessen Angelegenheiten er während dieser Zeit nach Paris reis'te, nachdem er schon vorher 1620 mit einem jungen Dänen, Hamilton, eine Reise durch die Niederlande gemacht hatte, wurde 1636 Königl. Polnischer Secretair und Historiograph, und starb leider schon im 42sten Jahre seines Alters am 20sten Aug. 1639 zu Danzig an der Pest, wo seinen Körper in der Oberpfarrkirche zu St. Marien ein gemeiner Stein ohne Inschrift deckt[1]).

Er hat den ehrenvollen Namen eines Vaters und Wiederherstellers Deutscher Dichtkunst verdient, wenn man

erwägt, wie sehr er seine Vorgänger und Zeitgenossen an Kenntniß der Sprache, an Stärke der Gedanken, an geläutertem Geschmack und Genie überflügelt. Die Wahl seines Stoffes, wie die Behandlung desselben zeigen, welch' einen wohlthätigen Einfluß die Lesung der Alten auf ihn gehabt, deren Geist er in sich aufgenommen. Durch Studium, Reisen, Umgang mit der Welt und Reichthum der Erfahrung nach allen Richtungen hin gebildet und gestärkt, wußte er der Poesie, was ihr bis dahin fehlte, Leben und Anmuth zu geben, und die Sprache, nächst Luther am meisten, in ihrer Urkraft zu begreifen und fortzubilden. Denn sie verdankt ihm nicht nur manche neue Wörter, Formen und Verbindungen, sondern auch größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höheren Nachdruck und Wohllaut, vor allem aber Züchtigkeit und Reinigkeit des Ausdrucks.

Eben so bedeutend erscheint sein Verdienst um die Prosodie. Genau genommen war solche vor ihm noch gar nicht vorhanden. Alle Dichter, selbst seine unmittelbaren Vorgänger, beobachteten in ihren Versen nach Art der Franzosen nichts weiter als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen, oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben hatte man nicht gedacht. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannichfaltig gemischten Füße zu sondern, und aus ihnen rein jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Opitz war der erste, der die theils falsche, theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte, auf die Geltung, Messung und Betonung derselben aufmerksam machte, und durch haltbare Grundsätze unserer Prosodie ihr Entstehen gab. Seine Gedichte sind die ersten, in denen durchgehends ein

wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht, so wie der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte Alexandriner eine größere Allgemeinheit, und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander, mehr Mannichfaltigkeit und Abwechselung gewann. Gründe genug, mit ihm einen neuen Zeitraum zu beginnen.

Von unserm Standpunkt aus gesehen, kann man freilich nicht behaupten, Opitz habe Dichterwerke geliefert, die uns durchweg befriedigen, oder gar als Vorbild und Muster dienen könnten. Er huldigte dem Französisch-Holländischen Geschmack, und hatte als Dichter, besonders als Lyriker, zu wenig schöpferische Kraft und Begeisterung. Daher fehlt es vielen seiner Dichtungen an innerem Leben und gleichmäßiger Erhebung der Phantasie. Aber er hatte Tiefe des Gemüths, rhythmisches Gefühl, Kenntniß der Sprache, Reichthum an Welt- und Menschenkenntniß, und regen Sinn für die Schönheiten der Natur; daher gelang ihm das Lehrgedicht und die malerische Beschreibung am besten, und da beide die höhere, rednerische Prosa berühren, so hat auch diese Gediegenheit, Klarheit und Wohllaut. Ueberall zeigt sich seine Sprache kräftig, rein und fließend, obwohl er von dem Fehler einer gewissen Breite in der Darstellung nicht frei ist. Da die Vorzüge unsers Opitz seinen Zeitgenossen einleuchteten, so bildeten sich nach ihm Schriftsteller und Lehrer, und so entstand aus seinen ausgezeichnetsten Schülern und Anhängern eine Dichterschule, welche die erste Schlesische Schule *) genannt wird, der späterhin leider noch zwei andre nachfolgen, von denen aber jede auch Nicht-Schlesische Dichter aufzuweisen hat.

Anmerk. 1) Die Quelle aller Nachrichten über Opitz und dessen Leben ist eine zu Breslau 1639 gehaltene Lat.

Schul-Rede: Laudatio honori et memoriae Martini Opitii, von seinem Freunde Christoph Coler, der als Prof. der Geschichte und Beredsamkeit zu Breslau 1658 starb. Sie ist mehrmals abgedruckt, unter andern in C. G. Lindner's „umständlicher Nachricht von M. Opitz Leben, Tod und Schriften ꝛc. 2 Thle," (Hirschberg, 1740. 41.) Das Verdienst des Dichters ist aber am besten gewürdigt in Fr. Schlegel's Museum 1812. Bd. 2. S. 116 ff. u. S. 285 ff.

2) s. den Abschnitt Mart. Opitz in Jördens Lexikon Bd. IV. S. 110 — 112, wo zugleich sämmtliche Schriften über Opitz von S. 137 — 141 genau angegeben und zum Theil beurtheilt sind.

§. 8. Seine Schriften und Ausgaben derselben.

Wir besitzen bis jetzt zwölf Ausgaben von Opitzens Werken, unter denen aber keine in kritischer Hinsicht befriedigt:

Die erste besorgte sein Freund Jul. Wilh. Zinkgref ohne Vorwissen des Dichters, unter dem Titel: „Martin Opitzens teutsche Poemata vnd Aristarchus Wieder die verachtung deutscher Sprach ꝛc."[1]) Straßburg, 1624. 4. Da sowohl Ordnung und Auswahl der Gedichte, als Druck und Papier schlecht sind, so veranstaltete Opitz selbst eine

zweite Ausgabe: „Martini Opitii acht Bücher deutscher Poematum, durch ihn selber herausgegeben, auch also vermehret vnnd vbersehen, das die vorigen darmitte nicht zu vergleichen sindt. In Verlegung David Müller's, Buchhändlers in Breslau, 1625. 4." (1 Alphab. und 21 Bogen). Das erste Buch enthält geistliche Gedichte, nämlich Opitz'ens eigenen Lobgesang auf die Geburt Jesu Christi, und den von ihm aus dem Holländischen des Daniel Heinsius übersetzten Lobgesang Jesu Christi; das zweite: die Gedichte von der Ruhe des Gemüths, vom Ackerleben und Heinsius Lobgesang auf den Bacchus[2]); das dritte: Leichen- und Glückswün-

schungsgedichte; das vierte: Hochzeitsgedichte; das fünfte: Liebes- und Heldengedichte; das sechste: Oden oder Gesänge; das siebente: Sonette: das achte: Deutsche Epigrammata.

Die dritte Ausgabe erschien zu Frankfurt a. M. 1628. 8., und ist ein Nachdruck der zweiten; die vierte in 2 Theilen, Breslau, 1629. 8.; die fünfte, 2 Theile, Breslau, 1637. 8.; die sechste, 2 Theile, Danzig, 1641. 8.; die siebente, 2 Theile, Frankfurt a. M. 1644. 8.; die achte, in 3 Theilen, Amsterdam, 1646. 12., die wegen ihres saubern Drucks merkwürdig ist; die neunte in 2 Theilen zu Frankfurt a. M. 1648. 8.; die zehnte in 3 Theilen, Breslau, 1690. 8. und mit neuem Titel, Frankfurt und Leipzig 1724, welches die vollständigste, aber fehlerhafteste von allen ist; die elfte von J. J. B. (Bodmer) und J. J. B. (Breitinger), Zürich 1745. 8., wovon nur der erste Theil erschienen ist; endlich die zwölfte, in 4 Bänden, Frankfurt a. M. 1746. 8. von Dan. Wilh. Triller, welche viele eigenmächtige Aenderungen und Anmerkungen ohne Werth enthält. Mehrere dieser Ausgaben sind, besonders die zehnte, durch eine Menge Gedichte verschiedener Gattung sehr vermehrt worden. Eine Auswahl von Opitzens Gedichten hat W. Müller in Dessau in seiner „Bibliothek Deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts." Bd. I. (Leipzig, 1822. 8.) gegeben.

Anmerk. 1) Diese Dissertation ist eine Jugendarbeit unsers Dichters, unter dem Titel: Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae, worin er die von ihm nach ihrem Werth schon früh erkannte Deutsche Sprache gegen ihre Verächter vertheidigt.

2) Opitz hatte den gelehrten D. Heinsius, der ein Schüler Joseph Scaliger's war, auf seinen Reisen persönlich kennen gelernt, und schätzte ihn sehr hoch.

§. 9. Nähere Kenntniß seiner Gedichte.

Wir besitzen von Opitz didaktische, beschreibende, dramatische, lyrische Gedichte und Uebersetzungen. Epische hat er nicht gedichtet. Am höchsten steht er im Didaktischen.

Zu seinen besten Lehrgedichten gehören:

Erstens: sein „Trost-Gedicht in Widerwärtigkeit des Krieges," das in 4 Bücher abgetheilt ist. Ideengang: der Dichter schildert im ersten Buch das Elend des Krieges, und stellt ihn als eine Strafe für menschliche Thorheiten dar, die den Zweck habe, die Kräfte zu wecken und den Menschen zu Gott hinzuführen. Im zweiten gibt er Trostgründe, unter denen der Gedanke an Gott und seine Vorsehung der stärkste ist; alles Irdische sei vergänglich, nur Weisheit und Tugend erheben uns über unser Schicksal. Das dritte singt den Segen des Friedens. Glücklich ist das Land, dessen Regent, fern von Eroberungssucht, den Frieden liebt; doch kann auch der Krieg unter Umständen nöthig sein. Auffoderung an die Deutschen, für ihr unterdrücktes Vaterland zu kämpfen, besonders, wenn es Religion und Gewissensfreiheit gilt. Das vierte Buch zeigt, daß zwar die Allgemeinheit des Krieges und die lange Dauer desselben uns unser Unglück gewohnt mache, daß aber ein edlerer Trost in den Wissenschaften und besonders in der Philosophie uns dargeboten werde. Das Ganze schließt mit einem Gebet an Gott;

Zweitens: „Lob des Feldlebens," enthält ein liebliches Gemälde der Beschäftigungen und der häuslichen Glückseligkeit des arbeitsamen Landmannes;

Drittens: „Zlatna" (ein Flecken in Siebenbürgen) „oder von Ruhe des Gemüthes." — Opitz hat in Zlatna frohe Tage verlebt. Es gefiel ihm zwar in Siebenbürgen nicht; aber doch fand er Vergnügen an der ländlich schö-

nen Gegend dieses Fleckens. Der natürliche Gedanke, daß man an jedem Orte vergnügt sein könne, wenn man nur Gemüthsruhe besitze, veranlaßte mehrere moralische Betrachtungen, welche die Beschreibung der Gegend begleiten. Das Gedicht hat, bei manchen schönen Stellen, zu viel Abschweifungen;

Viertens sein „Vesuvius," ein Lehrgedicht über die physikalischen Ursachen des Feuerspeiens der Berge überhaupt, veranlaßt durch einen Ausbruch des Vesuvs in den Jahren 1631 und 32. Es ist das erste beschreibende Lehrgedicht, und galt lange auch für das vorzüglichste, da es sorgsamen Kunstfleiß verräth und treffliche Schilderungen enthält, die theils das Furchtbare der Naturerscheinung, theils die Angst der Bewohner seiner Gegend betreffen. Alle diese Gedichte sind im Alexandrinischen Versmaß.

Seine dramatischen Arbeiten enthalten theils poetische Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, theils einige freie Nachbildungen Italiänischer Originale. Zu den Griechischen gehören:

Seine „Trojanerinnen," ein Trauerspiel aus dem Seneca, in sechsfüßigen Jamben oder sogenannten Alexandrinern, und seine „Antigone," ein Trauerspiel aus dem Griechischen des Sophokles in Versen; ferner zwei Italiänische Stücke:

„Dafne," ein Singspiel in fünf Acten, bei Gelegenheit einer fürstlichen Vermählung, und „Judith," ein geistliches Trauerspiel in drei Acten.

In diesen Uebersetzungen erscheint Opitz minder glänzend. Sie enthalten, besonders seine Antigone, manche Abweichungen vom Original, manche mißlungene Stellen, und haben manche Härte des Ausdrucks und der Wendungen. Dieser Mängel ungeachtet ragt er auch als Uebersetzer über sein Zeitalter hinaus, und erwägt man, daß

unsre Sprache damals für eine treue und geschmackvolle Uebertragung eines Griechischen Trauerspiels noch zu ungelenk war, so wird man sich wundern müssen, daß noch so viel glückliche und gelungene Stellen in seinen Uebersetzungen gefunden werden.

Außerdem übertrug er das Holländische Gedicht des **Hugo Grotius** (geboren 1583, gestorben 1645) von dem wahren Gottesdienst in Verse, worauf ihm Grotius schrieb: elegantiam et nitorem ubique miror, nec ex alio libro germanice loqui aut facilius discam aut lubentius.

Sehr viel Gutes bieten auch seine **geistliche Lieder** und seine **Psalmenübersetzung** dar, in welchen einige Nachbildungen noch jetzt unsre Aufmerksamkeit verdienen. Noch gelungener ist seine Umschreibung des hohen Liedes in lyrischen Strophen. Unter seinen scherzhaften **lyrischen** Gedichten, so wie unter den Sonetten liegt manches, zwar weniger Beachtete, aber doch Treffliche verborgen, das in einer ausführlichen Charakteristik unsers Dichters nicht übergangen werden dürfte. Mehreres dieser Art findet man in seiner Sammlung von Gedichten, welche die vier Bücher seiner „**poetischen Wälder**" (damals Benennung für jede Sammlung gemischter Gedichte) enthalten, aus deren viertem Buche wir den kleinen Proben seiner Muse ein joviales Gesellschaftslied beifügen wollen.

Kleine Proben aus den Lehrgedichten.

Nach der Amsterdamer Ausgabe.

Im **ersten** Buch seines **Trostgedichts** ꝛc. sagt er über die Verketzerungssucht seiner Zeit:

Was macht doch ihr Tyrannen?
Was hilft, was nutzet euch das Martern, das Verbannen,
Schwert, Feuer, Galgen, Rad? Gezwungen Werk zerbricht,

Gewalt macht keinen fromm, macht keinen Christen nicht.
Es ist ja nichts so frei, nichts also ungedrungen,
Als wohl der Gottesdienst: sobald er wird erzwungen,
So ist er nur ein Schein, ein holer falscher Ton:
Gut von sich selber thun das heißt Religion,
Das ist Gott angenehm. Laßt Ketzer Ketzer bleiben,
Und glaubet ihr für euch; begehrt sie nicht zu treiben.
Geheissen willig sein, ist plötzlich umgewandt,
Treu, die aus Furchte kommt, hat mißlichen Bestand,
Ein Mensch kann seinen Sinn wohl für den andern schließen.
Der Glauben lieget tief. Gott kennet die Gewissen
Sucht alle Nieren durch, sieht aller Herzen Rath,
Und weiß, was ich, und du, und der verschuldet hat.

Im vierten Buch spricht er von den Trostgründen, welche die Wissenschaft und besonders die Philosophie gewährt:

O wohl dem, der sich läßt an ihrer Tafel speisen,
Ihr Himmelsbrod geneußt, trinkt ihren süßen Wein,
Und schläft an ihrer Brust, der lernt zufrieden sein,
Was Unfall ihn betrifft! Wornach die Welt gelüst,
Das stellt er unter sich, ist allzeit ausgerüstt,
Die Widerwärtigkeit mit Ehren zu bestehn,
Kann rittermäßig auch dem Tod entgegen gehn.
Dich brachte Bias weg aus seinem Vaterlande,
O Mutter der Vernunft! Da alles von dem Brande
Sonst aufging in der Luft; du hast sehr viel erfreut
In Elend und Gefahr und höchster Dürftigkeit.
Dir dank ich es allein, du Meisterin der Tugend,
Mit welcher ich bisher in dieser meiner Jugend,
Und fast von Wiegen an getreuen Rath gehabt;
Dir dank ich es allein, dir ist es zuzuschreiben,
Daß ich noch bis hieher beständig können bleiben.

In seinem Vesuv schildert er die Angst der Umwohnenden:

Es ist das arme Volk im Zweifel aller Sachen;
Man sieht ganz Stabia, Salern und Nola wachen,
Es bebet Capua, die Königin der See;
Des Landes bester Ruhm und Zier, Parthenope,
Vermeinet durch den Blitz und Donner zu zersplittern;
Die Thiere fürchten sich, des Volkes Herzen zittern;
Der klagt der Seinigen und jener fremde Noth,
Viel wünschen ihnen auch aus Todesangst den Tod;
Viel sehen, was nicht ist. Der allermeiste Haufen
Kommt auf die Tempel zu mit heisser Brunst gelaufen,
Sagt seine Sünden auf, spricht theiles etwas an,
Das selbst im Feuer steht und wenig rathen kann;
Und theiles weiß den Sinn doch besser zu erhöhen
Zu dem, der einig hilft. So pflegt es herzugehen,
Wenn böser Zustand ist, da nimmt man Gottes wahr.
Wo gutes Glücke wohnt, raucht selten ein Altar.

In dem vierten Buch seiner poetischen Wälder findet sich unter der Rubrik Oden oder Gesänge folgendes Gesellschaftslied:

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinauß zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

Worzu dienet das studieren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen laufft die Bach
Unsers Lebens das wir führen,

Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.

Hola, Junget, geh' und frage,
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimb den Krug, und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage
Wie wir Menschen täglich haben
Eh' uns Clotho fort gerafft,
Will ich in den süssen Safft
Den die Traube gibt vergraben.

Kauffe gleichfals auch Melonen,
Und vergiß deß Zuckers nicht;
Schaue nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold' und Schätzen
Tolle sich zu kräncken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich wil weil ich kan mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auff die Music und ein Glaß:
Kein ding schickt sich, dünckt mich, baß,
Als ein Trunck und gute Lieder.
Laß' ich schon nicht viel zu erben,
Ey so hab ich edlen Wein,
Wil mit andern lustig seyn,
Wann ich gleich allein muß sterben.

Anmerk. Die gehaltvollsten Urtheile über Opitz als Dichter findet man außer Fr. Schlegel's Museum (s. §. 7. Anmerkung 1), in Manso's „Uebersicht der Geschichte der Deutschen Poesie," und in dem „Leipziger Musenalmanach

auf das Jahr 1782." — Sehr schätzbar, und mit vielen Proben Opitzischer Gedichte geschmückt, ist der Abschnitt über Opitz in Nasser's Vorlesungen ꝛc. Bd. II. S. 10 bis 98. —

§. 10. Opitzens Anweisung zur Deutschen Dichtkunst.

Unter Opitzens prosaischen Arbeiten verdient hier noch eine Abhandlung genannt zu werden, die, mit seinen Poesien zusammenhangend, zugleich als der erste Versuch einer Deutschen Poetik dasteht; nämlich seine „Prosodia, oder Buch von der deutschen Poeterey, in welchem alle ihre Eigenschaft und Zugehör gründlich erzählet und mit Exempeln ausgeführet wird ꝛc." Die erste, von Opitz selbst besorgte Ausgabe erschien, Brieg, 1624. 4. (in zehn Bogen), an allen folgenden Ausgaben aber hatte er keinen Theil. Aufgenommen ist diese Abhandlung nur in die Breslauische Sammlung der Opitzischen Gedichte vom Jahr 1690, und in die nachfolgenden von Bodmer und Triller. Das Ganze zerfällt in 8 Kapitel, in denen unter andern folgende Abschnitte vorkommen: von der Deutschen Poeterei (worin Opitz darauf dringt, daß man sich durch das Studium der Alten bilden müsse, ehe man als Dichter in seiner Muttersprache auftreten könne); von der Zugehör der Deutschen Poesie, und erstlich von der Invention oder Erfindung und Disposition oder Abtheilung der Dinge, von denen wir schreiben wollen (wo von den verschiedenen Arten der Gedichte, dem Epos, dem Trauerspiel, der Komödie gehandelt wird); von der Zubereitung und Zier der Worte (über die poetische Sprache), und von den Reimen, ihren Wörtern und Arten der Gedichte (von der Prosodie). Obwohl Opitz in der Vorrede ausdrücklich erklärt: er sei nicht der Mei-

nung, daß man durch gewisse Regeln und Gesetze Jemanden zum Poeten machen könne, so haben doch viele nachfolgenden Poetiker und Rhetoriker, an denen dieses Zeitalter reich ist, die verkehrten Ansichten von dem Wesen der Poesie und Prosa eher befördert als berichtiget.

Epische und lyrische Dichter.

§. 11. Dieterich von dem Werder, Uebersetzer Italiänischer Epiker.

Unter den vielen Dichtern, welche mit und bald nach Opitz auftraten, ist Keiner, der ihm an Geist, Kenntniß und classischem Geschmack überall gleich zu stellen wäre. Dennoch ist dieser Zeitraum an Männern, die mehr oder weniger in der Schule des Meisters gebildet, Einfluß auf poetische Bildung der Sprache und auf wissenschaftliche Bestrebung der Deutschen überhaupt hatten, so reich, daß wir keinen von ihnen ganz übergehen dürfen, wenn auch Mancher Verdienste um die Fortbildung der Literatur minder entschieden sein sollten. Zunächst nennen wir den einzigen namhaften Epiker dieser Zeit:

Dieterich von dem Werder, geboren 1584 zu Werdershausen, gestorben 1657. Er war ein Deutscher Ritter, der, durch Studium und Reisen in Italien und Frankreich gebildet, unter Gustav Adolph mit Ruhm diente, und sein Leben wechselweise im Felde, am Hofe, in öffentlichen Geschäften und ländlicher Ruhe zubrachte. Er ist kein epischer Originaldichter, wohl aber ein glücklicher Uebersetzer von Tasso's befreitem Jerusalem und den ersten dreißig Gesängen von Ariost's rasendem Roland, beide in gereimten Alexandrinern. Jene erschien zu Frankfurt a. M. 1626. 4., unter dem Titel: Glücklicher Heerzug in das heilige Land, und in einer neuen verbesserten

Ausgabe 1651, 4., unter dem veränderten Titel: Gottfried, oder erlöfetes Jerusalem; diese zu Leipzig 1632 — 1636. 4. Mit Fleiß eiferte er seinen großen Urbildern nach, um ihre eigenthümlichen Schönheiten auch im Deutschen wieder zu geben. Er bemüht sich sogar, den Bau der Italiänischen Stanze in Bezug auf die Reimverbindungen beizubehalten, und ungeachtet seine Verse oft sehr rauh klingen, so ist er doch in den Geist der Originale eingedrungen, und hat mit Treue und Begeisterung übersetzt. Daß Opitz ihn sehr geschätzt, sieht man daraus, daß er ihm mehrere seiner Werke zugeeignet hat*). Nur Schade, daß sein Beispiel den damals schlummernden Sinn für das Epos nicht zu wecken vermochte. Uebrigens gehörte er mit zu den Stiftern der fruchtbringenden Gesellschaft oder des gekrönten Palmenordens.

Anmerk. *) S. Küttner's Charaktere rc. Band I. S. 129. und Jördens Lexikon Band V. S. 305.

§. 12. Jul. Wilh. Zinkgref, gnomischer und lyrischer Dichter.

Jul. Wilh. Zinkgref, Doctor der Rechte, geboren 1591 zu Heidelberg, gestorben 1635 zu Worms an der Pest, war ein Jugendfreund Opitzens. Er war gnomischer und lyrischer Dichter, und hat seinen schriftstellerischen Ruhm besonders befördert durch seine Deutsche „Apophthegmata, das ist, der Deutschen kluge Sprüche rc." in zwei Theilen, Strasburg 1626. 8., denen Joh. Leonh. Weidner (Conrector zu Nimwegen), noch einen dritten Theil (Leiden 1644. 8. und Amsterdam bei Ludwig Elzeviren, 1653. 12.) hinzugefügt hat. Diese Apophthegmata sind eine Sammlung witziger Sinnreden, die aus den besten Schriftstellern seiner Zeit und der früheren Jahrhunderte genommen, für Sittengeschichte und Sprache sehr

bemerkenswerth sind. Es herrscht darin ein freier Deutscher Sinn, und eine sentenziöse, oft lakonische Kürze.

Als lyrischer Dichter hat er sich weniger durch prosodische Regelmäßigkeit als durch richtigen und gefälligen Ausdruck empfohlen in seinem „Soldatenlob,“ welches eine Nachahmung der Kriegsgesänge des Tyrtäus ist, und Frankfurt a. M. 1632. 4. erschien*). Auch besitzen wir von ihm manche gelungene Epigramme.

Anmerk. *) S. Küttner's Charaktere rc. Band I. S. 135; Jördens Lexikon Band V. S. 658; Eschenburg's auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter Band III. S. 44. des Vorberichts; und W. Müller's Bibliothek Band VII. worin sich eine Auswahl aus Zinkgref's Gedichten nebst einer Einleitung über sein Leben befindet.

§. 13. Ernst Christ. Homburg, Lyriker u. Epigrammatiker.

Homburg, 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, und 1681 als Gerichtsactuarius und Rechtsconsulent zu Naumburg gestorben, gehört zu den bessern Nachfolgern des Opitz. Er hat sich besonders als Lyriker und Epigrammatiker bekannt gemacht durch eine Sammlung von Gedichten, welche den Titel führt: „Schimpf- und ernsthafte Clio von Erasmus Chrysophilus Homburgensis“ (ohne Druckort) 2 Theile. 1638. 8. Ein zweiter Abdruck erschien zu Jena 1642. 8. Der erste Theil enthält meist Lyrische Gedichte, der zweite Epigramme. In jenen finden wir viel reinen Natursinn, in diesen Witz und glückliche Wendungen. Auch ist er Verfasser einer „Sammlung von geistlichen Liedern,“ (Naumburg 1658, und Jena 1659. 8.) Sie besteht aus zwei Theilen und enthält 148 Lieder, von denen mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden sind.

Anmerk. S. über ihn: Jöcher's allgemeines Gelehrtenlexikon Th. II. S. 1687. Eschenburg's Vorbericht zum dritten Bande der „Auserlesenen Stücke der besten Deutschen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" ꝛc. S. 49 bis 53, wo auch von S. 263 bis 322 mehrere Proben mitgetheilt sind. Eine Auswahl seiner Gedichte steht auch im 7ten Band von W. Müller's Bibliothek.

§. 14. Paul Flemming, Hauptlyriker.

Mit Flemming, beginnt eine Reihe gefeierter Lyriker, unter denen besonders einige als geistliche Liederdichter sich auszeichneten. Geboren 1609 zu Hartenstein im Voigtlande, studirte er zu Leipzig die Arzneikunst, nahm Theil an einer Gesandtschaft, die der Herzog von Holstein-Gottorp, Friedrich III., 1633 an seinen Schwager, den Czaren Michael Feodorowitsch nach Rußland schickte, von wo aus er 1635 nach Persien ging, kehrte 1639 zurück, ward Doctor in Leiden, und starb 31 Jahr alt 1640 zu Hamburg, wo er sich als Arzt niederlassen wollte. — Unter allen Dichtern dieses Zeitraums tritt er dem Opitz am nächsten, und gilt als der gebildetste und größte lyrische Dichter des 17. Jahrhunderts. Daß er jenem nacheiferte, und ihm viel zu verdanken hatte, sagt er selbst. An Reinigkeit der Sprache und Kraft des Ausdrucks steht er ihm nicht nach, dürfte ihn aber an Innigkeit des Gefühls und Stärke der Phantasie übertreffen. Hätte er länger gelebt, so würde er seinen Gedichten einen höheren Grad der Vollendung gegeben haben; aber er starb, noch ehe er einmal eine Sammlung derselben zum Druck befördert hatte. Nach seinem Tode gab der Vater seiner Braut, der Kaufmann Niehusen in Reval, 1642 einen Theil derselben in 8. heraus: „Geist- und weltliche Poemata Paul Flemming's;" der Verleger war zu Naumburg, und der Druckort Jena. Dieser,

durch viele Druckfehler entstellten Ausgabe folgten in vierzig Jahren noch vier andere, von 1651, 1660, 1666 und 1685. Verdienstlich war es, daß Zachariä einen richtigen Abdruck der vorzüglichsten Flemmingschen Gedichte veranstaltete[1]). Neue Auswahlen, mit Flemming's Leben geben G. Schwab, Stuttgart 1820. 8., und Wilh. Müller im 3ten Bande seiner Bibliothek Deutscher Dichter.

Nach der Ausgabe vom Jahr 1685 ist der Inhalt dieser Gedichte folgender: 1) Poetische Wälder. Sie sind in fünf Bücher abgetheilt, von denen das erste geistliche Gedichte, (worunter sich das Klaggedicht: vom unschuldigen Leiden Christi, durch frommes Gefühl auszeichnet), das zweite Glückwünschungsgedichte, das dritte Leichengedichte (das merkwürdigste auf den Tod Gustav Adolph's), das vierte Hochzeitgedichte, das fünfte Liebes- und Scherzgedichte enthält. 2) Neues Buch der Wälder, auch gemischten Inhalts. Das beste, und zugleich einzige Gedicht von größerm Umfang ist eine poetische Beschreibung seiner Reise, unter der Ueberschrift: „An Hrn. Grahmann, Fürstl. Holsteinischen Gesandten-Leibarzt, geschrieben in Astrachan 1638," in welchem der Verlauf der Reise nach Moskau und Persien erzählt, und manche lebendige Schilderung von den Gefahren der Reise gegeben wird. 3) Absonderliches Buch poetischer Wälder, worin mehrere sehr unbedeutende Gedichte auf Flemming von seinen Freunden befindlich sind. 4) Ueberschriften, 46 an der Zahl, von denen nur wenige gelungen. 5) Fünf Bücher Oden. Das erste Buch enthält geistliche Lieder, von denen mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden sind, und alle Tiefe und allen Reichthum eines gläubigen Gemüths in sich bewahren*); das zweite enthält Leichengesänge, ohne Er-

heblichkeit; das dritte Hochzeit-, das vierte Glückwünschungs- und das fünfte Liebesgedichte, unter denen manche liebliche Dichtung der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. 6) Vier Bücher Sonette, von denen das letzte eine Grabschrift ist, die er drei Tage vor seinem Tode auf sich selbst verfertigt hat. Sie machen die zahlreichste Klasse der Flemmingschen Gedichte aus, aber nur wenige in der großen Anzahl haben den Geist und die feine Würze der Petrarchischen und Bürgerschen Sonette. Indessen ragt er doch in dieser Gattung, so wie in dem leichten Liede, über seine Zeitgenossen weit hervor [3]).

Anmerk. 1) S. Zachariä's auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen. Band II. S. 1 bis 324. Diesen Gedichten ist zugleich eine Schilderung des poetischen Charakters Flemming's beigefügt.

2) Dies ist besonders der Fall in dem Liede: In allen meinen Thaten, zu seiner Reise verfertigt. Da es aber in unsern Gesangbüchern sehr verstümmelt abgedruckt ist, so möge es hier nach dem Originaltexte einen Platz finden.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat!
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe,
Um alle meine Mühe
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen
Und was mir selig ist;
Ich nehm' es, wie ers giebet,
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allem Schaden,
Für allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
Aus Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Seegen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie;
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie?
Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.
Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn!
Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut:
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.
Gefällt es seiner Güte
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.
Indeß wird er den meinen
Mit Seegen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, sein;
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

3) S. Jördens Lexikon xc. Band I. S. 544 bis 551. Vergl. Nasser's Vorlesungen xc. Band II. S. 107 u. f., wo auch mehrere Flemmingsche Gedichte mitgetheilt sind, und Horn's Geschichte xc. S. 111 bis 117, wo Flemming's Dichtertalent noch über Opitz gestellt wird.

§. 15. Simon Dach. — Paul Gerhard.
Lyriker und besonders ausgezeichnete Kirchenliederdichter.

Zwei fruchtbare lyrische, besonders um den Kirchengesang hochverdiente Dichter.

Dach wurde geboren 1605 zu Memel, und starb 1659 als Professor der Poesie zu Königsberg in Preußen. Dieser frohe Deutsche Mann gehört zu den würdigsten Nacheiferern Opitz'ens, indem er sich auszeichnet durch Gefühl und Wohllaut der Sprache, wenn er gleich von dem unnatürlichen Geschmack seiner Zeit sich nicht ganz frei machen konnte. Seine geistlichen Gesänge, von denen mehrere in veränderter Gestalt noch jetzt in den Kirchen gesungen werden, athmen tiefes Gefühl, frommen Sinn und reine Gottesliebe. Am bekanntesten sind die beiden Kirchenlieder: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht xc., welches er bei dem Tode seines dichterischen Freundes Robert Roberthin, (gestorben 1648 zu Königsberg in Preußen als Brandenburg. Rath) verfertigte, und: O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen xc.[1]). Aber auch seine scherzhaften und fröhlichen Lieder zeigen selbst in ihrem altväterischen Tone einen Hang zur Freude, der zur Theilnahme auffodert. Besonders gefühlvoll ist er,

wenn er die mit Widerwärtigkeiten kämpfende und siegende Liebe schildert, wie in seinem trefflichen Gedichte Aennchen von Tharau, in welchem sich sein Gemüth mit ganzer Kraft und Lauterkeit offenbart. Für den Mangel hoher Begeisterung und starker Gedanken entschädigt seine gefühlvolle, einfache und reine Sprache, wie der Wohlklang seines Versbaues. — Erst nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Gedichte, veranstaltet von seinen Erben, unter dem Titel: „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter, von Simon Dachen poetisch besungen. Königsberg" (ohne Druckjahr, 1681?) 4. Dieser, aus Einem Bande bestehenden, jetzt sehr seltenen, aber auch unvollständigen Ausgabe, ist noch das Schauspiel Sorbuisa beigefügt, das zur Feier des akademischen Jubelfestes zu Königsberg aufgeführt und 1644 gedruckt wurde, aber zu seinem Ruhme nichts beiträgt. Nicht viel vollständiger ist: S. D.'s poet. Werke. Königsberg 1696. 4. — Eine Auswahl von Dach's Gedichten geben, nach des Organisten H. Albert (gestorben 1668) gedruckter Sammlung, W. Müller in seiner Bibliothek Band 5. und A. Gebauer, Tübingen, 1828. 8. — Eine ziemlich vollständige Sammlung der einzelnen Dach'schen Gedichte befindet sich auf der Rhediger'schen Bibliothek zu Breslau und besteht aus 6 Bänden*).

Gerhard, geboren 1606 oder 1607 (?) zu Gräfenhainichen in Sachsen, gestorben den 7ten Juni 1676 als Prediger zu Lübben in der Niederlausitz, behauptet unter den geistlichen Liederdichtern den ersten Rang. Er war im Jahr 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin berufen worden; da er aber mit andern Predigern sich weigerte, über die Befolgung einiger Edicte, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Steuerung des öffentlichen Streites zwischen den reformirten und lutheri-

schen Predigern erlassen hatte, einen Revers auszustellen, so mußte er 1665 seinem Amte entsagen *). Auf Verwenden der Gemeine und des Magistrats sollte unserm Gerhard zwar jener Revers erlassen werden; allein seine Gewissenszweifel erlaubten ihm nicht wieder zu predigen. So lebte er nun in Berlin von den Unterstützungen seiner ehemaligen Zuhörer, und von einem Jahrgelde, welches er nach Ablehnung eines Rufs nach Merseburg, von dem Herzoge Christian von Sachsen-Merseburg anzunehmen genöthigt wurde, bis er 1668 von dem Magistrat zu Lübben als Archidiakonus der dortigen Hauptkirche berufen ward, welche Stelle er um die Mitte 1669 antrat und bis zu seinem Tode verwaltete. *)

„Gerhard, sagt E. G. Roth *), erscheint uns als ein Mann von echter Religiosität, tiefem, innigem Gefühle, der höchsten, von Vielen ihm als Eigensinn und Uebertreibung ausgelegten Gewissenhaftigkeit und Beharrlichkeit in seinen Ueberzeugungen, nicht frei von Befangenheit in seinen theologischen Ansichten, umständlich und ängstlich im bürgerlichen Geschäftsleben, aber duldsam, demüthig, dankbar für das geringste ihm erwiesene Gute, dienstfertig gegen Alle, vornehmlich mit der zärtlichsten Liebe und Aufopferung den Seinigen sich hingebend."

Gerhard ist, als Dichter betrachtet, ein zweiter Luther. Seine Lieder sind Ausbrüche eines frommen empfindsamen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeisterung gerührt und erschüttert ward, und in solchem Drange der Empfindung in Gesang überfloß. Einige Härten und Rauhigkeiten, und ein gewisser beschwerlicher Ueberfluß an Worten gehört mehr seinem Zeitalter als ihm. Wir besitzen von ihm noch 120 Lieder; indessen sind sie nicht alle von gleichem Werth. Zu den bessern, die durch edle Einfalt und herzliche Sprache sich

empfehlen, gehören besonders: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich 2c.;" „Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt 2c.;" — „O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben;" — „Sollt ich meinem Gott nicht singen;" — Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele!" — Warum sollt' ich mich denn grämen;" — „Ich singe dir mit Herz und Mund;" — „Wach auf mein Herz und singe;" — „Wie soll ich dich empfangen." — Nicht zu vergleichen sind mit ihnen: „Ich steh' an deiner Krippen hier, o Jesulein, mein Leben;" — „Vergönnne mir, o Jesulein, daß ich dein Mündlein küsse" und mehrere andere, die voll von tändelnden und mystischen Ausdrücken sind, aber darum unserm Gerhard seinen Werth als Liederdichter nicht rauben dürfen*).

Wir haben viele Ausgaben der Gerhardschen Lieder. Die erste erschien zu Berlin 1666 und 67, in Folio, unter dem Titel: „Haus- und Kirchenlieder," mit Melodieen von J. G. Ebeling; die folgenden: Frankfurt a. d. O. 1667; Stettin, 1669; Berlin, 1676; von Conr. Feuerlein, Nürnberg, 1681; 2te Aufl. 1683; Eisleben 1700, und endlich die beste Ausgabe unter dem Titel: „Pauli Gerhardi Geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des sel. Autoris eigenhändigen revidirten Exemplare mit Fleiß übersehen, auch sammt einem kurzen, doch nöthigen Vorberichte ausgefertigt von Joh. Heinrich Feustking Dr., damals Hochfürstlichem Konsistorialrath, Hofpredigern, Beichtvater und Superintendenten des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Zerbst, 1707. 12. N. A. Wittenberg 1717 und 1723; ferner von J. Ph. Treuner. Augsburg 1708; Auswahl (von Friedr. Tiedemann) Bremen 1817. N. A. 1827; Wittenberg 1821, 2te Aufl. Berlin 1827 (nach Feustkings Ausgabe), Auswahl in W. Müller's Bibliothek Bd. 7. Sehr viele dieser Lieder — aber leider oft unglücklich mo-

dernisirt — sind in verschiedene Gesangbücher aufgenommen worden. [7])

Anmerk. 1) Wezel's Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, Th. I. S. 160 — 65.

2) S. Gottsched's neuen Büchersaal, Band IV. S. 9. und 10.

3) Die Kurfürstl. Erklärung über Gerhard's Dienstentsetzung ist vom 4ten Mai 1665, und steht wörtlich in König's Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, rc. der Residenzstadt Berlin, 2ter Theil. S. 114. ff. Bemerkenswerth ist, daß auch die Gemahlin des großen Kurfürsten, Luise Henriette (geboren 1627, gestorben 1667) mehrere geistliche Lieder gedichtet hat, unter denen das sehr bekannte: „Jesus meine Zuversicht."

4) Hiernach berichtiget sich die sonst rührende Erzählung, daß er mit seiner Familie aus Berlin gewandert, um sich auf gut Glück nach Sachsen zu begeben, und daß ihm unterwegs in einem Gasthofe Abgeordnete des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg ein Schreiben desselben überreicht, worin dieser ihm bis zu seiner anderweitigen Versorgung ein ansehnliches Jahrgeld gesichert habe.

5) S. Paul Gerhard, nach seinem Leben und Wirken, aus zum Theil ungedruckten Nachrichten dargestellt von E. G. Roth. Leipzig, 1829. 8.

6) Den meisten Anstoß haben die beiden Lieder erregt: „Herr, ich will ja gerne bleiben wie ich bin dein armer Hund" rc. und „Nun ruhen alle Wälder" rc — Was aber ersteres betrifft, so ist es nicht Gerhard's eigene Dichtung, sondern nur Uebersetzung einer Lateinischen Elegie, die in des Nathan Chyträus Viatico itineris extremi (1602) S. 175. u. f. mit der Ueberschrift steht: Mulieris Syrophoenissae precatio, Marc. 7. und die so anfängt:

Sum canis indignus, fateor; quid enim mea celem

Crimina, sunt oculis quae manifesta tuis?
Quin etiam cane deterior etc. etc.

Was das zweite Lied betrifft, das man für thörichtes Zeug hielt, weil Friedrich II. es unter die tollen Dinge gerechnet hatte, so würde man vielleicht milder darüber urtheilen, wenn man bedächte, daß Vieles in diesem verschrienen Liede nichts als Nachbildung jener trefflichen Stelle des Virgil ist:

Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, silvaeque et saeva quierant
Aequora — etc. Aen. IV. 521 — 528.

S. Jördens Lexikon rc. Bd. II. S. 95 — 101.

7) Ueber Gerhard's Leben und Liederpoesie s., außer der schon Anm. 5. genannten Schrift v. E. G. Roth, auch Wetzel's Historische Lebensbeschreibung rc. Th. I. S. 311 — 22.

§. 16. Fortsetzung: Johann Rist. — Georg Neumark rc.

Zeitgenossen der vorgenannten und auf gleiche Art in der Literaturgeschichte als geistliche Liederdichter bekannt, sind Rist und Neumark.

Rist, geboren zu Pinneberg 1607, und gestorben 1667 als Prediger zu Wedel an der Elbe und Herzoglich Meklenburgischer Kirchenrath, hat eine große Menge geistlicher Lieder gedichtet, die durch Aufnahme in mehrere Gesangbücher bekannt genug geworden sind, aber nur einen geringen poetischen Werth haben. Sein Verdienst besteht in einem frommen, guten Willen und in einer glücklichen Gabe, leicht zu reimen; aber die Alltäglichkeit der Gedanken und die vielen matten Seufzer und Ausrufungen lassen das Herz kalt und leer.

Die Sammlungen seiner Kirchenlieder sind unter mancherlei Titeln erschienen, als: „Himmlische Lieder," — „Sabbathische Seelenlust," — „Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule," — „Musikalisches Seelenparadies" rc. Zu den Liedern, die in den öffentlichen Kirchengesang

aufgenommen wurden, gehören unter andern: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist;" — „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen;" — „Jesu, du meine Seele hast durch deinen bittern Tod;" — „O Ewigkeit, du Donnerwort;" — „O Traurigkeit, o Herzeleid." — Uebrigens besitzen wir von ihm auch einige Schauspiele: „Das Friedewünschende Deutschland" und das „Friedejauchzende Deutschland," die mehr von patriotischem Gefühl als von poetischem Sinn zeugen. Mehr leistete

Neumark, der 1621 zu Mühlhausen in Thüringen geboren wurde, und 1681 als Bibliothekar zu Weimar starb. Unter mehreren Schriften, die er herausgab, verdient besonders sein „Poetisches musikalisches Lustwäldlein" (Hamburg 1652. 12.) genannt zu werden, da hierin mehrere geistliche Gesänge von ihm abgedruckt sind, unter denen das herrliche Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" dem Werth nach das erste ist, und ihm den größten Beifall erworben hat. Dies und mehrere andere, als: „Ich danke dir, mein Gott, von Herzen, daß du mich die vergangene Nacht;" — „Es lebt kein Mensch auf Erden, der nicht muß endlich werden des grimmen Todes Raub" sind verändert in verschiedene neue Gesangbücher aufgenommen worden.

Noch manche geistliche Liederdichter würden hier angeführt werden müssen, wenn es darauf ankäme, die ganze Fruchtbarkeit dieser Zeit zu erschöpfen. Indessen nennen wir noch:

Joachim Neander oder Neumann, einen reformirten Prediger in Bremen, der 1680 starb, und mehrere treffliche Lieder dichtete, unter denen besonders bekannt sind: „Lobe den Herrn, den mächtigen ꝛc.," und „Wie fleucht dahin ꝛc."

Johann Clajus, von dem aber noch unter den Dramatikern dieser Zeit die Rede sein wird.

M. Rinkhart, Pfarrer in Eulenburg, gestorben 1649, dichtete: „Nun danket Alle Gott rc." und

J. G. Albinus, gestorben 1679: „Alle Menschen müssen sterben." Gewiß ist, daß keine nachfolgende Zeit für das Kirchenlied so fruchtbar gewesen, als das siebzehnte Jahrhundert.

Anm. S. über die beiden ersten Liederdichter die vorhergenannten Schriftsteller, besonders Jördens Lexikon Bd. IV. S. 366 — 372 und S. 27 — 32; auch L. v. Baczko's Preußisches Tempe, 1781 April, S. 246. Mehrere Lieder von Rist sind in W. Müller's Bibliothek, Bd. 8. und von Neumark Bd. 7. abgedruckt.

§. 17. Andreas Tscherning. Lyriker.

Tscherning ist geboren 1611 zu Bunzlau in Schlesien, und zu Rostock als Professor der Dichtkunst 1659 gestorben. Er hat sich durch zwei Sammlungen seiner Gedichte bekannt gemacht, unter dem Titel: „Deutscher Gedichte Frühling" (Breslau, 1642. 8. und neu aufgelegt 1649) und: „Vortrab des Sommers Deutscher Gedichte." (Rostock, 1655. 8.) In der ersten Sammlung erscheint er als ein würdiger Schüler Opitzens, in der letzten aber, die seine reiferen Arbeiten enthalten sollte, herrscht viel Steifheit und Kälte. Sehr glücklich ist er in einzelnen dichterischen Schilderungen der Natur und des Menschen. An Reinigkeit und Würde im Ausdruck fehlt es ihm nie, wohl aber an dauernder Begeisterung und Gedankenfülle. Einige seiner Gedichte sind in dem leichten Ton der poetischen Episteln geschrieben. Die meisten wurden durch bestimmte Gelegenheiten veranlaßt, und sogleich nach ihrer Verfertigung abgedruckt,

doch enthalten beide Sammlungen auch Lieder, Lehrgedichte, Sonette und Sinngedichte. Wie sehr er dabei Opitz vor Augen gehabt, ergibt sich aus den vielen Bildern, Wendungen und Ausdrücken, die er von seinem Vorgänger entlehnt hat; doch zeugen diese Gedichte auch von seinem eigenen Reichthum und der Mannichfaltigkeit seiner gelehrten Kenntnisse. Eins der schönsten ist seine „Klage der Rahel über den Kindermord des Herodes"*). Uebrigens hat er auch auf theoretischem Wege durch sein „Unvorgreiflisches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst." Lübeck, 1659. 12., für die Sprache zu wirken gesucht.

Anmerk. *) Eschenburg, der im dritten Bande der: „Auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter" eine Auswahl der vorzüglichsten Poesien Tscherning's mitgetheilt hat, gibt unserm Dichter den dritten Platz nach Opitz. — Ramler veranstaltete eine Auswahl seiner Sinngedichte unter dem Titel: „Wernike's Ueberschriften, nebst Opizzens, Tscherning's etc. epigrammatischen Gedichten." (Leipzig, 1780.) Auch in W. Müller's Biblioth. Bd. 7. findet sich eine Auswahl der Tscherningschen Poesien nebst dem Leben des Dichters.

§. 18. Andreas Scultetus, Lyriker.

Scultetus, zu Bunzlau in Schlesien geboren, (wann?) starb, nachdem er das Elisabethanum zu Breslau besucht, in der ersten Zeit seines akademischen Lebens, etwa um das J. 1642. Von seinen Lebensumständen wissen wir wenig, und auch seine Gedichte würden vergessen sein, wenn nicht Lessing auf eine ehrenvolle Art sein Andenken erneuert hätte. Dieser gab sie unter dem Titel heraus: „Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing." Braunschweig 1771. 8. Lessing hat sie mit Anmerkungen und einigen

biographischen Bemerkungen begleitet. In seinem Urtheil über ihn nennt er ihn den würdigsten Zögling der Opitzischen Muse, dessen Sprache reich, stark und mahlerisch ist, und dem Flemming, Tscherning und alle Uebrige, die Opitz nacheiferten, darin nicht gleich kommen. Der bedeutendste seiner Fehler, meint er, sei das Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen. — Das wichtigste und vollendetste seiner Gedichte ist: Die Oesterliche Triumphposaune (Breslau, 1642. 4.), ein Triumphgesang auf die Auferstehung Jesu; es herrscht darin der Ton des Opitz, und der Ausdruck ist richtig, edel und neu. Ein zweites Gedicht: Blutschwitzender und todesringender Jesus kann nur für die Geschichte der poetischen Bildung unsers jungen Dichters Interesse haben. In der Folge erschien noch eine doppelte Nachlese zu Lessing's Sammlung, nämlich von J. G. Jachmann (Breslau, 1774.) und von Hieron. Scholtz (Breslau, 1783.), die beide theils Deutsche, theils Lateinische Gedichte enthalten. Eine Auswahl aus Andr. Scultetus Deutschen Gedichten befindet sich in W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. IX.

§. 19. Johann Scheffler, Lyriker.

Minder bekannt ist Joh. Scheffler, der 1624 zu Glatz geboren, als Leibarzt bei dem Herzog von Würtemberg-Oels zur Katholischen Kirche übertrat, und 1677 als Priester gestorben ist. Ein zartsinniger, aber mystischer und überspannter Kopf, der schon in der Jugend die Schriften des Jak. Böhme, Val. Weigel, Schwenkfeld und anderer Schwärmer gelesen, und im reiferen Alter sich in mancherlei theologische Streitigkeiten verwickelt hatte. Er nannte sich in mehreren Schriften Johann Angelus Silesius (nach einem Spanischen Ordens-

bruder des 16ten Jahrh.), und unter diesem Namen ist er von einigen neueren Literatoren, namentlich von Haid, Franz Horn und Varnhagen von Ense aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder hervorgezogen. Er schrieb zuerst den „Cherubinischen Wandersmann," Wien, 1657. 12.; 2te Aufl. 1674. Neuer Abdruck, besorgt von Gottfr. Arnold, Frkf. a. M. 1701. 12; N. Abdruck der ersten Ausg. mit Arnold's Varianten. Sulzbach, 1829. 12. Dieses, zu seiner Zeit viel gelesene Erbauungsbuch enthält eine Sammlung von geistlichen Sprüchen, unter denen sich mehrere durch Gedankenreichthum und Kürze empfehlen, die meisten aber den Mystizismus ihres Verfassers bekunden. Das Beste davon haben uns die oben genannten Literatoren in einer kleinen Auswahl gegeben, und zwar Haid zu München im J. 1815, Horn zu Berlin 1818, ein Ungenannter (Varnhagen) zu Berlin 1820. — Dann erschien seine „köstliche evangelische Perle," die aber kein Gedicht ist, sondern ein aus dem Lateinischen übersetztes geistliches Buch in Prose, seine „betrübte Psyche" und seine „geistlichen Hirtenlieder", Breslau, 1657, 68 und 97. 8., wovon auch eine Ausgabe zu Berlin 1702. 12. gedruckt ist. Alle diese Schriften hat er vor seinem Abfall von der Lutherischen Kirche, der 1653 erfolgte (und den er in einer kleinen Schrift, Olmütz, 1653. 4., zu rechtfertigen suchte), geschrieben, obwohl erst späterhin drucken lassen, daher sich auch in den meisten seiner Lieder keine Spuren des Papstthums finden, und viele in Evangelische Gesangbücher aufgenommen worden sind. Eine Auswahl aus Scheffler's Liedern und Sprüchen findet sich in W. Müllers Bibliothek rc., Bd. IX.

Mit Scheffler schließen wir die Reihe der Liederdichter dieses Zeitraums.

§. 20.

§. 20. Friedrich v. Logau. (Epigrammatischer Dichter.)

Friedrich v. Logau ist 1604 in Schlesien geboren, und 1655 zu Liegnitz gestorben. Von seinen Eltern und dem Ort seiner Geburt findet man nirgend etwas aufgezeichnet; nur das weiß man, daß er in Diensten des Herzogs Ludwig von Liegnitz und Brieg gewesen. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Verkleinernde. Wir besitzen von ihm eine Sammlung von mehr als viertehalbtausend Sinngedichten, die ihm den Ruf eines ausgezeichneten Epigrammatikers erworben haben. Anfangs gab er nur eine Sammlung von zweihundert unter verstecktem Namen heraus: „Erstes (und andres) Hundert Deutscher Reimensprüche Salomons von Golaw. Breslau, 1638. 12." Darauf folgte eine stärkere, wahrscheinlich um's Jahr 1654, betitelt: „Salomons von Golaw Deutscher Sinngedichte drei Tausend. Breslau, 8.," die noch eine Zugabe von 553 Epigrammen enthält. Jedes Tausend ist wieder in seine Hundert abgetheilt.

Logau trat in die Fußtapfen seines Landsmannes Opitz, und man findet in ihm dessen Stärke und körnichten Ausdruck wieder. Wer indessen ein ganzes Buch Epigramme schreibt, muß auch viel Mittelmäßiges und Schlechtes liefern. Das ist hier der Fall, so daß man alle Beispiele des Fehlerhaften aus Logau entlehnen könnte. Stumpfer Witz, platte Einfälle, matte Gedanken, schmuzige Bilder und Wortspiele, versetzte Namen und Aehnliches trifft man bei ihm in Menge. Auch muß man nicht Alles für wirkliche Sinngedichte halten. Es sind oft nur Sentenzen und moralische Gedanken, oder Bilder ohne eigentliche epigrammatische Wendung. Aber viele seiner Epigramme haben auch tiefe, originelle und glückliche Einfälle, schlagenden Witz, Leichtigkeit des Aus-

drucks, und sind eben so schön gesagt, als gedacht, so daß man ihrem Verfasser Talent und Sprachkenntniß nicht absprechen kann. Die Menge des Schlechten war indessen Ursach, daß Logau's Gedichte bald ganz in Vergessenheit geriethen. Zwar gab ein Ungenannter „S. v. G. auferweckte Gedichte" (Frankfurt und Leipzig, 1702.) heraus, allein er beschnitt und veränderte zu viel, und ging überhaupt dabei so ungeschickt zu Werke, daß er zur Auferweckung des Dichters nichts beigetragen hat. Logau's Name blieb also unbekannt, bis Ramler und Lessing, die ihn unsern Martial, Catull und Dionysius Cato in Einer Person nennen, sich des Vergessenen annahmen. Sie veranstalteten mit aller Sauberkeit des Drucks eine Ausgabe, unter dem Titel: „Friedrich v. Logau's Sinngedichte, zwölf Bücher; mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig, 1759. 8.," in welcher sie das entschieden Schlechte der Logauschen Sinngedichte wegließen, so daß ungefähr nur ein Drittheil geblieben ist. Einen besondern Werth erhält sie durch das beigefügte Leben Logau's und das angehängte Wörterbuch oder kritische Glossarium über die der Opitzischen Schule eigenen Ausdrücke [1]). Nach Lessing's Tode gab Ramler Logau's Gedichte, auf's Neue bearbeitet und vermehrt, noch einmal heraus (Leipzig, 1791. 8.) Statt des Wörterbuchs findet man hier Anmerkungen unter dem Text. Die Anzahl der sämmtlichen Gedichte dieser neuen Ausgabe beläuft sich auf 1631, unter der freilich noch manches sehr Mittelmäßige ist, so wie es auch bei Manchem zweifelhaft seyn dürfte, ob die Veränderung allemal eine Verbesserung sei [2]). Eine Auswahl von Logau's Epigrammen findet sich in W. Müller's Bibliothek rc. Bd. VI.

Anmerk. 1) Vergl. Briefe die neueste Litteratur betreffend, Th. II. Br. 36. S. 260 bis 270.

2) Eine Vergleichung der Ausgabe von 1654 und dieser beiden neuen findet man in der N. Bibl. der schönen Wissensch. Bd. XLVII. St. 2. S. 270 bis 72. Nasser hat in seinen Vorlesungen, Bd. II. S. 153 bis 162, mehrere Epigramme Logau's aus der ältern Ausgabe von 1654 mitgetheilt, unter denen folgende den Sinngedichten des Martial und Catull zur Seite gestellt werden dürften:

1. Die schamhaftige Zeit.

Sie sei sonst, wie sie sei, die Zeit,
So liebt sie doch Verschämlichkeit.
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum ist sie emsig, sie zu kleiden.

2. Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt wie der Wein nur eine Nacht.

3. Auf den Quadratus.

Quadratus ist der Welt viel nütz, er giebt viel Schatten,
Wär aber, wann er stürb', im Sommer zu entrathen.

4. Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

5. Aerzte und Kranke.

Kranke führen über Aerzte leichtlich nicht Beschwerden,
Jene können diesen stopfen fein das Maul mit Erden.

6. Juristen.

Gott ehr' mir die Juristen! Wann die an einem Fehlen,
Ist's nicht um Seel und Leben, es ist nur um das Zählen.

7. Vom Largus.

Largus wünschet seinem Feinde, daß er ein Ducaten sei
In den Händen eines Filzes, denn da würd' er nimmer frei.

§. 21. Johann Wilhelm Laurenberg und Joachim Rachel. (Satirisch-didaktische Dichter.)

Was Opitz im Hochdeutschen für das Didaktische gethan, das that im Niederdeutschen Laurenberg für das Satirische.

Hans Wilmsen (Wilhelms Sohn) Laurenberg, geb. 1591 zu Rostock, Professor der Dichtkunst und Ma-

thematik zuerst in seiner Vaterstadt, dann Prof. der Mathematik an der Ritterakademie in Soroe, gest. 1658, erscheint uns als Schöpfer der scherzhaften Satire in Bezug auf seinen Dialekt. Wir besitzen von ihm eine Sammlung plattdeutscher satirischer Gedichte, die zum erstenmal zu Kopenhagen 1648. 8. unter dem Titel: „Veer Scherzgedichte" erschien, und dann 1654. 8. und wiederholt Cassel 1750. 8. betitelt: „De veer olde beröhmede Schertzgedichte: Als erstlick: Van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodischer Klederdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poesie unde Rymgedichten. Met eenem Anhang van etlicken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Misbrücken. Gedrücket in düssen itzigen Jahr." (Acht Bogen). Ein Exemplar dieser Ausgabe ist auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Auf dem Titel der Casseler Ausgabe findet sich der Zusatz: „In Nedderdütsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost." (d. i. Rostochiensis). Eine Hochdeutsche Uebersetzung kam (1654?) 8. zu Hamburg heraus, unter dem Titel: „Vier Scherzgedichte zu lustiger Zeitvertreibung gehochdeutschet von der Dichtkunst Liebhaberer" (C. Christ. Dedekind), wovon ebenfalls ein Exemplar auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlich ist.

Diese Scherzgedichte gehören zu den launigsten und heitersten Volksschriften aller frühern Jahrhunderte. Der leichten und muntern Darstellungsgabe des witzreichen Dichters kommt auch die von ihm gewählte plattdeutsche Sprache zu Hilfe, die durch ihre eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen dem Ganzen eine, in jedem andern Idiom unerreichbare Naivetät gibt. Um so mehr ist zu bedauern, daß solche bei dem Verfasser manchmal in eine gewisse Derbheit übergeht.

In der ersten Satire: Van der Minschen

Wandel geht der Dichter die verschiedenen Stände durch und schildert die allgemein herrschenden Thorheiten und verderbten Sitten derselben mit muthwilliger Laune. Die zweite macht die damals modischen, unpassenden Kleidertrachten lächerlich; die dritte eifert gegen die Titelsucht und die damals auf's Höchste getriebene Sprachmengerei der Deutschen, (worauf wir späterhin noch einmal zurückkommen) und enthält überaus drollige und komische Schilderungen. So führt der Dichter z. B. einen jungen Gecken auf, der bei einem kurzen Aufenthalt in Paris seine Muttersprache so vergessen hatte, daß er unaufhörlich Französische Brocken in seine Rede mischte. Da er nun einmal in dieser kauderwelschen Sprache dem Koch Anweisung zu einem Frühstück gibt, und dieser ihm ein ungenießbares Gemisch bringt, so entschuldigt er sich bei seinem Herrn damit, daß er es ganz nach seiner Anweisung gemacht habe, indem er sagt:

Gy seden my, yck schuld yuw eine Suppe kaken
Even up sülk Maneer als gy hadden gespraken:
Ydt was so althomal verplümpert, wat gy spreken,
Ydt was thosamenschrapt uth Dütschland, Frankryk, Greken.

So ys de Suppe ock, se ys uth velen Stücken;
Ein jede vör sick sülfst hed sick wol können schicken,
Men nu se is vermengt, nu ys se nicht vel werth,
Schmeckt nicht na Fisch noch Flesch, hefft weder Kop noch Stert.

In der vierten Satire endlich tritt ein armer Poet auf, der die Geschichte seiner Wanderungen erzählt. In Gefahr zu verhungern, sucht er sich Beschützer seiner Muse. Einst kommt er in eine große Stadt „up synem Apostel-Peerde gereten.“ Hier erregt ein prächtig gebautes Haus seine Aufmerksamkeit, und, in der Meinung, es

wohne dort ein vornehmer Mann, oder ein angesehener Gelehrter, geht er hinein. Es war aber ein reicher Kornhändler, der von den Musen eben nichts wußte; und nur nach vielen Schwierigkeiten wird unser Poet eingelassen. Da entspinnt sich denn zwischen Dichter und Kornhändler folgendes Gespräch:

Ick brachte ydt endlyk so fern,
Dat yck ward ingelaten tho dem Herrn
In eine Stuve, dar was ydt althomahl
So prächtig, als in eines Fürsten Sael.
Ick dede eine grote Reverenze maken,
He satt so styff als ein Hoppenstaken. —
Wer synd gy, sede he, gevet yum kund!
Will gy Garsten edder Roggen etlike Pund?
De köne gy bekamen hüte oder morgen,
Vör baren Gelde und nicht tho borgen. —
Ick sprack, grotgünstiger, hochgeehrter Her,
Ick schetze my glückselig der groten Ehr
Hieher tho kamen an dissen Ort
Und mit dem Heren tho wesseln etlicke Wort.
Der Gelehrden Patron wert de Her genömt,
Davör ys he in de Welt beröhmt;
Em will yck dyt Carmen offereren,
Und in syne hoge Gunst my rekommenderen.
Synes Namens will yck röhmlick gedenken,
Und in den Tempel der Memorie henken.

De Herr satt lang und sach my an,
Endlyk sede he: gode Mann,
Ick weet nicht, wat yck schall uth yuw maken;
Gy schnackt wunderlik seltsame Saken,
Velicht werd gy ein Magister syn,
Und den Kindern in de Schole leren Latin;
Edder gy mögen wol gar ein Backelaers wesen,
Und in der Akademe den Studenten vörlesen.

Laet my ydt hören, dat yck kann weten,
Wo ick yuw schall titeleren und heten.

Ick sede: grotgünstige Herr und Patron,
Dyt Carmen werth uthwysen myne Profession:
Ock bin yck ein Poet von veelen Jahren,
In der edlen Poesie gelehrt und erfahren.
Hedd ick so veel Glücks als Geschicklichkeit,
Ydt würde mü so nicht gahn, als ydt my geit.
Phöbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Marte överwunden im stryden;
Pandora, törnig över de maten,
Heft ere ganze Büsse över my uth gegaten.
Darvon bin yck nu ein Irus worden
Und getreden in der Mendicanten Orden.

Gy reden tho hoch, sprack de Mann thor stund,
Yuwe Wörde synd altho fakelbunt.
Doch, so veel als ick daruth vernehmen kann,
Syndt gy ein Poet und gelehrder Mann,
Wowol yck nu nicht eigentlyck weet,
Wat dat tho seggen ys Poet;
So hebbe yck doch van andern my lathen berichten,
Dat ydt de synd, de Versche dichten,
De da könen allerley Ryme schryven,
Darmit se allenthalven eeren Handel dryven
Up Hochtyden, Kindböpen, und by Doden,
Und wor se sünst etwas synd vermoden.
Wo gy ock ener van densülven syndt,
So kame gy hier nicht to rechter Tydt;
Den gy sehen wol, myn gode Herr,
Dat hier ys weder Köste noch Kindelbeer.
My wundert nicht weinig, dat gy sydt so geck
Und bewahren yuw mit sülken Dreck,
Dat Handwark ys yo so gar tho gemeen,
Verse will itzunder schryven ieder een.
De iungen Bengels, de kuim Writ lesen,

De willen alle Poeten wesen.
In allen Brudtlachten dat drüdde Gericht
Ys wißlick ein Hochtydgedicht;
Darmit glit de Wien hinin desto sachter
So kann man lustig seggen blank achter.
Wenn begraven schal werden ein Lyk,
Ys ydt gewesen iemand Vörnehm und Ryk,
Stracks möten uthgedeelt werden Carmen,
Glyk als men Almissen uthdeelt den Armen rc.

Nach beendeter Erzählung nimmt der Verfasser von diesem Vorfall Veranlassung, einige Betrachtungen über den schwülstigen Ton einiger Dichter seines Zeitalters anzustellen.

Anmerk. s. Nasser's Vorlesungen rc., Band II. S. 318 — 333, und Flögel's Geschichte der komischen Literatur, Bd. III. S. 414 u. f.

§. 22. Fortsetzung.

Rachel, beinah drei Jahrzehende später lebend als Laurenberg, wurde 1618 zu Lunden im Herzogthum Holstein geboren, und starb als Rector in Schleswig 1669. Er war ein Mann, der sich treffliche Kenntnisse durch das Studium der Alten erworben hatte. Davon zeugen theils seine Lateinischen Epigramme, theils — weshalb er vorzugsweise hieher gehört — seine Hochdeutschen satirischen Schriften, die einen strengern und ernstern Charakter als die Laurenbergischen haben. Morhof hielt ihn für den Schöpfer und ersten Satiriker in der Hochdeutschen Sprache. Seine Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet, doch meist von Persönlichkeiten frei. Er hat das Feuer des Juvenal und die Laune des Horaz; seine Sprache ist correct, und sein Versbau (das Alexandrinische Silbenmaß) wohlklingend. Viele Gedanken hat er aus den Alten, namentlich aus Juvenal und Persius

entlehnt, aber ihnen einen glänzenden Anstrich von Neuheit gegeben. Doch ist er auch nicht ohne bedeutende Fehler, wozu besonders eine gewisse Breite in der Darstellung und eine oft unzüchtige Sprache gehört, welche zeigt, daß es ihm an durchweg geläutertem Geschmack fehlte.

Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien unter dem Titel: „Joach. Rachelii, Lundinensis, deutsche satyrische Gedichte. Frankfurt 1664. 12.“ Sie enthält folgende sechs Satiren: Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben; Der vortheilige Mangel; Die gewünschte Hausmutter; Die Kinderzucht; Vom Gebet; Gut und Böse. Im Jahre 1667 besorgte ein Mecklenburgischer Edelmann v. Voß eine neue Ausgabe, die mit noch vier andern Satiren: Der Freund, der Poet, Jungfern-Anatomie, und Jungfernlob — vermehrt ist; von den beiden letzteren aber, die ohnedies nicht bedeutend sind, ist noch ungewiß, ob sie von Rachel herrühren. Spätere Ausgaben erschienen zu Oldenburg; ferner, unter dem erdichteten Verlagsort London (Frankf.) 1686, zu Leipzig 1689 und 1695; zu Bremen, mit Laurenberg's Scherzged. 1700 (mit neuem Titel 1707.) Fünfmal eben so, aber sehr incorrect, zu Freyburg im Hopfensack (d. i. Berlin) gedruckt; auch zu Hamburg 1742. Eine gute Ausgabe besorgte der Rector Johann Jakob Wippel in Berlin „Joachim Rachel's aus Lunden nach dem Original verbesserte und mit einem neuen Vorberichte begleitete teutsche satirische Gedichte. Berlin, 1743. 8.“ Die neuste H. Schröder, mit dem Leben des Dichters, Anmerk. und einem Glossar, Altona, 1828. 8. Die vielen Ausgaben zeigen zugleich, welch' ein gelesener Dichter Rachel gewesen sein muß. — In der ersten Satire entwirft der Verfasser sieben Gemälde von bösen weiblichen Cha-

rakteren, und schließt mit dem Bilde einer vollkommenen Hausfrau; in der zweiten erläutert er mit Beispielen aus dem weiblichen Geschlecht den Satz: kein Fehler sei so groß, daß er nicht auch seine gute Seite habe; in der dritten giebt er ein Ideal von einer vollkommenen Frau. Diese drei Satiren waren ursprünglich Hochzeitgedichte, wurden aber in der Folge vom Dichter umgearbeitet. Der vierten Satire, in welcher der Hauptsatz durchgeführt wird, daß in der Kinderzucht Alles auf das Beispiel ankomme, liegt die vierzehnte Satire des Juvenal, der fünften die zweite Satire des Persius, und der sechsten die zehnte Satire des Juvenal zum Grunde. In der 7ten (der Freund) eifert er wider den Mißbrauch des Wortes Freundschaft, und in der 8ten, die nebst der vorigen und der ersten die vorzüglichsten Stellen hat, spricht er über die Verachtung der Poesie, und entwirft im Gegensatze des Reimers das Bild eines guten Dichters.

Anmerk. s. Wippel's Vorbericht zu seiner Ausgabe der Rachelschen Satiren. Flögel's Geschichte der komischen Literatur, Bd. III. S. 427. und besonders Nasser's Vorlesungen 2c., Bd. II. S. 334 — 357.

§. 23. Johann Klaj. — Andreas Gryph. (Dramatische Dichter.)

Unter mehreren Dichtungsarten, die seit Opitz bearbeitet wurden, hatten besonders das Lied, das Epigramm und die Satire am meisten gewonnen. Am übelsten berathen war die dramatische Dichtkunst. Opitz hatte allerdings durch die Veredelung der Sprache und durch seine poetischen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, wie durch einige freie Nachbildungen Italiänischer Originale auch in dramatischer Hinsicht, besonders im Singspiel einen bessern Geschmack zu verbreiten gesucht. Sein Singspiel Dafne (s. §. 8. die-

ses Zeitr.) hatte sogar einen Theil der Hoffestlichkeiten ausgemacht, welche zu Dresden, bei der Vermählung des Hessischen Landgrafen Georg mit Sophie Eleonore im Mai 1627 Statt fanden [1]. Aber der vaterländische Geschmack neigte zu sehr zu dem Ausländischen hin, da Englische Schau- und Marionetten-Spieler von den Niederlanden aus durch Deutschland zogen, und ungeachtet der Werthlosigkeit ihrer Stücke [2]) mit großem Beifall aufgenommen wurden. Dazu kam, daß man sich noch immer nicht von dem heiligen Stoff trennen konnte, den die biblische Geschichte darbot; indem man noch nicht das Unschickliche fühlte, göttliche Wesen und Angelegenheiten dogmatisch zu behandeln. Daher sehen wir auch noch Opitz in dem Lust- und Trauerspiel noch nichts weiter als den heil. Joseph, die keusche Susanna, den Engel Raphael, den Herodes, Nebukadnezar und ähnliche Erscheinungen.

Einer dieser religiös überspannten, und abenteuerlich-seltsamen Dramatiker war Johann Klaj oder Clajus. Diesem, 1616 zu Meißen geboren, und 1656 als Prediger zu Kitzingen, einer Stadt in Franken, gestorben, schien insbesondere ein großer Ernst mit dem religiösen Drama zu sein. Er schrieb nämlich: 1) „Weihnachtsandachten." Nürnberg, 1644. 4. 2) „Von der Auferstehung Jesu Christi, in hochdeutschen Reimarten verfasset und in Nürnberg bei hochansehnlicher volkreicher Versammlung abgehandelt." Ebendas. 1644. 4. 3) „Von der Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi." Ebendaselbst 1644. 4. 4) „Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerspiels ausgebildet, und in Nürnberg einer Teutschliebenden Gemeine vorgestellt durch Johann Klaj." Ebendas. 1645. 4. 5) „Der leidende Christus, in einem Trauerspiele vorgestellt" u. s. w. und 6) „Engel- und Drachenstreit" ohne Druckort u. Jahrzahl (Nürnberg, 1650.) 4.

Am merkwürdigsten sind Herodes und der Drachenstreit, auch mit Ueberarbeitung oft wiederholt [4]).

Die Fehler dieses Dichters sind, ungeachtet des Lobes, das sein gelehrter Freund, Harsdörfer, ihm beilegt, zu auffallend, als daß sie übersehen werden könnten. Seine Schreibart in Prosa wie in Versen, ist gezwungen, dabei voll von Plattheiten, Lächerlichkeiten, Spielereien und unnatürlichem Witze. Seine Schauspiele insonderheit haben das Eigenthümliche, daß hin und wieder mitten unter den auftretenden Personen der Poet selbst redet, und seinen Lesern oder Zuschauern zumuthet, bei dem, was er die handelnden Personen sagen läßt, sich noch allerlei hinzuzudenken. Merkwürdig ist auch, daß er mit den Versarten nach der Verschiedenheit des Inhalts abwechselt, indem er glaubt, daß in einem Schauspiele kurze oder lange, jambische, trochäische oder daktylische Verse gewissen Rollen oder gewissen Affekten besonders zukommen [4]). Aus einzelnen Stellen sieht man indeß, daß es ihm nicht an Anlagen zum Trauerspieldichter gefehlt habe. — Von seinen geistlichen Liedern, (in welcher Beziehung er schon §. 16 genannt wurde) sind mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden. Das bekannteste ist: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

Anm. 1) s. Wachler's Vorlesungen über die Gesch. d. Teutschen National-Litteratur, Th. 2. S. 53. 2te Auflage. Frkf. a. M. 1834. 8.

2) s. Engländische Comödien und Tragödien, 1620. u. N. A. 1624, 3 Bde. 8. Vergl. L. Tieck, Vorrede zum Deutschen Theater.

3) Ein Verzeichniß seiner dramatischen Gedichte enthält W. Müller's Bibliothek, Bd. IX. S. 28. ff. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. I. S. 307.

4) Joh. Elias Schlegel hat das tragikomische Schauspiel Herodes einer ausführlichen Beurtheilung gewürdigt,

um uns einen Begriff von dem Geschmack damaliger Zeit zu geben. s. „Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit," St. 27. Nr. 1. S. 355 bis 378; und Schlegel's Werke, Th. III. S. 3 bis 26. Vergl. Gottsched's nöthigen Vorrath rc. Th. I. S. 197.

§. 24. Fortsetzung.

In diesem ärmlichen Zustande dramatischer Dichtkunst erschien Andreas Gryph, der gleichzeitig mit Klai 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren war, sich aber weit hinaus über ihn zu einem kenntnißreichen, erfahrnen und geistvollen Mann ausbildete. Wegen der Unruhen des dreißigjährigen Krieges hatte er Reisen in fremde Länder, und zwar in Holland, England, Frankreich und Italien unternommen, die ihn fast zehn Jahre von seinem Vaterlande entfernt hielten. Nachdem er wieder zurückgekehrt war, wurde er Landsyndicus des Fürstenthums Glogau, und als solcher starb er 1664. Er ist der Hauptdramatiker seiner Zeit und erhielt auch in der fruchtbringenden Gesellschaft den ehrenvollen Beinamen: der Unsterbliche *).

Wir besitzen von Gryph verschiedene Dichtungen: Lust- und Trauerspiele, Oden und Lieder, besonders auch gute Epigramme. Am ausgezeichnetsten aber ist er im Drama, worin er sich erst Bahn brechen mußte, daher man ihn mit Recht als Schöpfer einer geregelten dramatischen Poesie und besonders des Trauerspiels ansehen kann. Zwar sind seine dramatischen Arbeiten größtentheils alt-Römischen, Italiänischen, Niederländischen und Französischen Mustern nachgebildet, und häufig mit allegorischem Schmuck und Wortgepränge überladen; aber es herrscht in ihnen eine verständige Anordnung, ein belebter Dialog, und eine richtige, oft tiefe Auffassung menschlicher Charaktere. Selbst in seinen Fehlern zeigt sich sein Ge-

nie, und er würde, hätte er eine genauere Kenntniß des Theaters gehabt, in der dramatischen Dichtkunst geleistet haben, was Opitz als Lehrdichter leistete.

Was zuerst seine Trauerspiele betrifft, so entlehnte er den Stoff dazu aus der spätern Römischen und der neueren Geschichte. Sie sind die ersten Versuche einer gewissen dramatischen Regelmäßigkeit, wenn gleich die Kunst einer zusammenhangenden Verflechtung in seinen Plänen vermißt wird. Aber er verstand es, Situationen anzulegen und Charaktere zu zeichnen; auch sind seine gereimten Alexandriner ziemlich fließend. Nur sein Ausdruck verfällt oft ins Schwülstige und Spielende, und das Tragische geht nicht selten in's Wunderbare und Gräßliche über, wodurch er zu überraschen und zu erschüttern sucht. Zu den Eigenheiten in seinen Trauerspielen gehören die öftern Geistererscheinungen, die den Griechen nachgebildeten lyrischen Chöre, und die in ihnen auftretenden allegorischen Personen, z. B. Tod und Liebe, Tugenden, Jahreszeiten u. s. w. Die Acte heißen bei ihm Abhandlungen, die Scenen heißen Eingänge, die Chöre aber Reyen (Reihen).

Die Lustspiele, meistens in Prosa geschrieben, aber mit gereimten Zwischenspielen versehen, so wie die Singspiele, sind nach Französischen, Italiänischen und Englischen Vorbildern eingerichtet, und zeugen durchweg von Frohsinn und Witz, und besonders von Talent für das Niedrigkomische, das freilich nicht selten zur Carricatur und Possenreißerei herabsinkt.

Unter seinen übrigen Gedichten zeichnen sich noch einige geistliche Sonette, z. B. eins auf die Geburt Jesu Christi, und einige Sinngedichte aus, von denen Manches mit martialischem Salze gewürzt ist.

Nachdem mehrere Gedichte Gryph's schon einzeln

gedruckt waren, veranstaltete er selbst eine Sammlung derselben 1639, zu Leiden bei den Elzeviren. Hierauf erschien 1650 zu Frankfurt a. M. eine unechte Ausgabe, mit einigen fremden Sonetten, unter dem Titel: „Trauerspiele, Oden und Sonette.“ Um diese zu verdrängen, besorgte Gryph 1657 eine echte und vollständige Ausgabe im Verlage des Buchhändlers Johann Lischke. Eine vierte erschien unter dem Titel: „Andreae Gryphii Freuden- und Trauerspiele, auch Oden und Sonette. In Breslau zu finden bei Veit Jacob Treschern, Buchhändler. Leipzig, gedruckt bei Joh. Erich Hahn. Im Jahr 1663.“ Die letzte Ausgabe besorgte des Dichters ältester Sohn Christ. Gryph nach dem Tode des Vaters, unter dem Titel: „Andreae Gryphii um ein merkliches vermehrte Deutsche Gedichte. Breslau und Leipzig, in Verlegung der Fellgiebelschen Erben 1698. 2 Thle. in 3 Bänden. 8.“ Es ist sehr zu bedauern, daß diese wegen ihrer Vollständigkeit für den Literator so brauchbare Ausgabe durch viele Druckfehler und falsche Interpunction entstellt ist.

Die in dieser Ausgabe abgedruckten Trauerspiele, die auch in Breslau bei Lebzeiten des Dichters gegeben wurden, sind sämmtlich in gereimten Alexandrinern:

1) „Leo Arminius, oder Fürstenmord“, in fünf Aufzügen. Es ist 1646 gedichtet und unstreitig Gryph's bestes Trauerspiel. Der Stoff ist entlehnt aus der Geschichte des Byzantinischen Kaisers dieses Namens, der im J. 820 durch Anstiften seines Feldherrn, des Michael Balbus, ermordet wurde. Schon einmal war Michael des Hochverraths überwiesen, sein Urtheil war gesprochen, und die Vollziehung sollte am Weihnachtsabend geschehen. Aber die Gemahlin des Kaisers, Theodosia, die es anstößig fand, den heiligen Tag durch eine Hinrichtung zu

entweihen, wußte den Kaiser zum Aufschub derselben zu bewegen. Unterdeß gelang es dem Michael im Gefängnisse, einige seiner Mitverschwornen auf's Neue zu gewinnen; und sie überfielen nun, als Priester verkleidet, den Kaiser in seiner Kapelle, als er eben seine Andacht verrichten wollte.

2) „Katharina von Georgien, oder bewährte Beständigkeit," in fünf Aufzügen. Der Inhalt ist das tragische Ende der unglücklichen Fürstin von Georgien, die auf Befehl des Persischen Regenten, Schach Abas I., im J. 1624 hingerichtet wurde. — Das Stück verändert den Schauplatz der Handlung schnell und oft. Die Ewigkeit und Eitelkeit spielen als Personen mit, und die Tugenden machen den Chor.

3) „Ermordete Majestät, oder Karl Stuart von Großbritannien," in fünf Aufzügen. In diesem Stücke spielt eine Menge Personen. Der König wird auf der Bühne hingerichtet.

4) „Großmüthiger Rechtsgelehrter, oder sterbender Aemilius Paulus Papinianus," in fünf Aufzügen. Der Kaiser Antonius Bassianus Caracalla ermordet in seinem Uebermuth seinen Stiefbruder Geta in den Armen seiner Mutter. Um den Vorwurf eines Brudermordes von sich abzulehnen, soll der berühmte Rechtsgelehrte Papinianus die That beschönigen. Diesen aber kann nichts zur Rechtfertigung oder auch nur zur Entschuldigung einer Handlung bewegen, die sein Herz verabscheut. Der Tyrann beschließt also seinen Tod, und im fünften Act wird er wirklich hingerichtet. — Die Rolle des Papinianus ist der interessanteste Theil des Stückes.

5) „Beständige Mutter, oder die heilige Felicitas," in fünf Aufz., ist dem Lat. des Franzosen Nic.

Caussin nachgebildet und unbedeutend. Eine edle Römerin, die mit ihren Kindern zum Christenthum übergegangen ist, und dasselbe ableugnen soll, stirbt mit ihren sieben Söhnen den Märtyrertod.

6) „Die sieben Brüder oder die Gibeoniter ꝛc.,“ ist aus dem Holländischen übersetzt, und hat fünf Aufzüge.

7) „Cardenio und Celinde, oder unglücklich Verliebte,“ enthält in fünf Aufzügen eine Geschichte, die dem Dichter in Italien als wahre Begebenheit erzählt wurde, und ist wohl das unbedeutendste, aber der Zeit nach das erste unter seinen Trauerspielen.

Von seinen Lustspielen, die erst später erschienen, sind die wichtigsten:

1) „Majuma, Freudenspiel, auf dem Schauplatz gesangsweise vorgestellt im Maimond 1653.“ Das Stück wurde zu Ehren Ferdinand's IV., der damals Römischer König wurde, geschrieben, und ist das einzige Gryphsche Lustspiel, das wirklich auf die Bühne gekommen ist. Der Ausdruck Freudenspiel ist eine von Zesen herrührende Verdeutschung des Worts Komödie. Genau genommen ist das Stück ein Singspiel, dessen Haupthandlung darin besteht, daß Mars auf Verlangen der Chloris entwaffnet wird.

2) „Der schwärmende Schäfer,“ ein satirisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Es ist eine poetische Uebersetzung aus dem Berger extravagant des jüngern Corneille, und enthält die Geschichte eines jungen Mannes, dem das Romanlesen den Kopf verdreht hatte. Das Stück ist etwas gedehnt, und macht daher nur theilweise Vergnügen. Die beiden folgenden Stücke sind in Prosa geschrieben, aber in Bezug auf ihren Gehalt als die gelungensten zu betrachten.

3) Absurda comica, oder Herr Peter Squenz,

Schimpfspiel (Posse) in Prosa." Ein sehr komisches Stück von der burlesken Gattung. Wie viel unserm Gryph davon gehören mag, läßt sich nicht wohl bestimmen. Er selbst nennt in der Vorrede den Nürnbergischen Mathematiker Daniel Schwenter († 1628.) als ursprünglichen Verfasser und sich als Umarbeiter. Zufällig vielleicht theilt es den Stoff mit dem Zwischenspiel in Shakespeare's; „Sommernachtstraum," welches die Geschichte des Pyramus und der Thisbe enthält; indessen ist die Ausführung sehr verschieden. Die spielenden Personen sind: Peter Squenz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen; Meister Krix, ein Schmied; Meister Bulla Butain, ein Blasebalgmacher; Meister Klipperling, ein Tischler; Meister Bollinger, ein Leinweber; Meister Kloß George, ein Spulenmacher, und Pickelhäring, der lustige Rath des Königs. Zuschauende Personen sind: Die Königin Kassandra, die Prinzessin Violandra und der Marschall Eubulus. — Diese Posse zeigt am meisten von Gryph's Talent für das Komische.

4) „Horribilicribrifax, deutsch Scherzspiel (Lustspiel) in Prosa." Ein Stück, das bei manchen Uebertreibungen und barocken Ideen doch ebenfalls an echt komischer Laune reich ist. Die Hauptpersonen sind: Don Horribilicribrifax und Don Daradiridatumtarides, zwei verabschiedete Officiere, zwei Großsprecher und Windbeutel, mit denen ein pedantischer und eingebildeter Dorfschulmeister Sempronius figurirt, der eben so unerschöpflich ist an Lateinischen und Griechischen Phrasen, als jene Beide an Französischen und Italiänischen Brocken.

Anmerk. *) Ueber Gryph's Leben s. Christ. Heinrich Schmid's Nekrolog der vornehmsten Deutschen Dichter, Bd. I. S. 113 — 129. — Nasser hat in seinen

Vorlesungen, Bd. II. S. 212 u. f., sich sehr lange bei Gryph verweilt, und mehrere Proben aus dessen Trauer- und Lustspielen mitgetheilt. W. Müller's Bibliothek rc. Bd. II. enthält Gryph's auserlesene Gedichte, nebst Nachrichten über dessen Leben. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. II. S. 263; Franz Horn's Luna, Jahrg. 1. für 1804. S. 238. u. f. und Bouterwek Bd. X. S. 153 ff. — Peter Squenz ist nebst guten biographischen Nachrichten über Gryph in Bredow's nachgelassenen Schriften S. 96 ff. wieder abgedruckt.

II. Prosa.

§. 25. Zustand der Sprache und Prosa zur Zeit der ersten Schlesischen Schule.

Indem wir bisher den Gang in der Fortbildung der Deutschen Poesie bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts verfolgten, bleibt uns noch übrig, die prosaischen Erscheinungen dieser Zeit kennen zu lernen. Da in ihnen mehr als in der Poesie die nachtheiligen Einflüsse des damaligen Zustands unsers bedrängten Vaterlandes hervortreten, indem die Sprache der Prosa besonders durch das äußere Leben sich gestaltet: so werfen wir zuvörderst einen Blick auf das damalige politische und literarische Verhältniß Deutschlands zu seinen gebildeten Nachbarstaaten.

Die Deutschen, zur Auffassung und Nachahmung fremder Eigenthümlichkeiten besonders geneigt, fanden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, der sie in unmittelbare Berührung mit den Franzosen brachte, vielfache Gelegenheit, ihre Originalität in Sprache und Sitte gegen das Flittergold des Auslandes zu vertauschen*). Frankreich, das allerdings in allen Hauptzweigen der Wissenschaft geistreiche und gelehrte Männer aufweisen konnte, und im 17ten Jahrhundert durch eine Reihe namhafter Dichter seine Sprache an die Stelle des Lateinischen zur diplo-

matischen Sprache Europa's zu erheben wußte, hatte schon bei dem Abschluß des Westphälischen Friedens (1648) sich die Hauptstimme angemaßt, und endlich durch den Frieden zu Nimwegen (1678) sich wirklich zum Gebieter von Europa gemacht. Was konnte verführerischer sein als ein Volk, das Intelligenz und Geschliffenheit der Sitte mit politischer Obermacht zu verbinden wußte!

Auch England und Italien hatten in der Ausbildung ihrer Sprache und dem Reichthum ihrer Literatur schon in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ein verdientes Ansehen in Europa gewonnen. Sie blieben daher nicht ohne merkbaren Einfluß auf Deutsche Dichter, die besonders die Italiäner als ihre Muster betrachteten, und sich dadurch zugleich von dem Studium der Alten, als der reinsten Quelle des guten Geschmacks ableiten ließen, wodurch die freie Ausbildung Deutscher Geistesanlagen gehemmt wurde. So wie also eine unverständige Nachahmung der Franzosen unsere Sprache und Sitte vergiftete, so verunreinigte die Nachahmung der Italiäner den einfachen und edlen Geschmack der von Opitz begründeten Dichterschule.

Kehren wir nach diesen Bemerkungen zur Deutschen Prosa dieses Zeitraums zurück, so finden wir, daß sie weniger als die Poesie angeregt, doch mehr als jene der Gefahr des Verderbens hingegeben war. Opitz und seine besseren Schüler, von poetischem Geist ergriffen, fanden nur in den Ausbrüchen ihrer lyrischen Gefühle und in den frommen Erhebungen des geistlichen Gesanges einen Trost für die Leiden ihrer blutigen Zeit, und so blieb die Prosa, als eine damals verderbte, unkräftige und ungesuchte Form der Rede, auch minder angebaut, und trat nur bei Männern von Deutschem Sinn hervor, wenn ein Widerstand gegen undeutsche Sitte zu leisten war. Hieraus erklärt

sich, daß die erste Hälfte der sechsten Periode unsrer Literatur an werthvollen prosaischen Schriften überhaupt arm ist, und daß uns hier nur wenige beachtenswerthe Erscheinungen entgegentreten.

Anmerk. *) Im dreissigjährigen Kriege waren die Franzosen zuerst in Masse nach Deutschland gekommen. Hier hatte man von ihnen viele Vortheile des häuslichen Lebens, aber damit zugleich ihre Prachtliebe, Eleganz und ihren feinern geselligen Ton kennen gelernt. Dadurch beschämt, wollten die Deutschen mit aller Gewalt Franzosen werden, reisten daher nach Paris, oder verschrieben sich Französische Trachten und Sprachmeister, und erkauften sich mit schwerem Gelde, und auf Kosten ihrer Unschuld und Sitteneinfalt, Französische Manieren. Der schon genannte Niedersächsische Satiriker Laurenberg druckt sich über diese unverständige Nachahmung, in Bezug auf Sprach- und Sittenverderbniß, Kleidung und Complimentirsucht unverhohlen und derb aus. So sagt er über die Sprache:

Seht, sülk Schipbrök hefft de Düdsche Sprak geleden,
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.

über Sitte und Kleidung:

Tucht un Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekant,
Un men nich wuste, dat se was kamen int Land,
Blewen se vör ene Junker stahn und gapen,
Als wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vullem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör en böse Sack
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak! (Pranger).
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod (Ruthe) de Flöh van'n Rüggen jagen! ꝛc.

über Französische Anreden:

Domals im ganzen Land was nich ein Servitör,
Nich ein Signor, nich eine Dame, nich ein Monsör.

Were damals ener tho de Junkern gekamen,
Un hedd to en gesecht: „Gott grüß euch, schöne Damen!"
Se hedden em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Peckelherings werth.
Ene van en hedde wol gesecht: wat bildest du di in?
Wat meenst du, grave Esel, wat nimst di in den Sinn?
Ick bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit sülke Oekelnahm ungescharen ꝛc.

und in einer andern Stelle:

Awerst doch de Name Monsör is nu gar tho gmeen,
Vornehmen Lüden is he to gerlug un to kleen.
It sind nu alle Monsörs, Monsörs,
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknechte, Scherschlyper, Rockdrengen,
De laten sick nu all mit Monsörs behengen.

§. 26. Fortsetzung.

Fassen wir die Prosa in ihren verschiedenen Redeformen auf, so erblicken wir zunächst die meiste Armuth in der historischen Form. Die Romanen-Literatur dieser Zeit beschränkt sich größtentheils auf neue Bearbeitungen der alten Rittererzählungen und Volksromane, aus denen unsre zum Theil noch lebenden Deutschen Volksbücher hervorgingen. Daran reihten sich einige Heldenromane, denen Französische Vorbilder zum Grunde lagen. In der eigentlichen Geschichte fehlt es zwar nicht an Chroniken und historischen Erzählungen einzelner Weltbegebenheiten; aber hier mehr als irgendwo ist die Schreibart durch die Sprachmengerei verderbt. Dies ist z. B. der Fall in dem sonst urkundlich reichhaltigen Werk von Bogislav Philipp von Chemnitz (geboren 1605 zu Stettin, nahm anfänglich Kriegsdienste, ward dann Schwedischer Rath und Historiograph, gestorben 1678 in Schweden), welches den Titel führt: Der schwedische Krieg, 2 Theile Fol. Stettin und Stockholm 1649 — 53. In einer einfachern und edlern Darstellung erscheinen Friedrich Frisius (geboren 1619 zu Leipzig, Conrector in

Osnabrück) in seiner Erzählung: Die Eroberung Magdeburg's, die sich in der Schrift: Hundertjähriges Magdeburgisches Denkmal, Magdeburg 1731 befindet; und Sigmund von Birken (geboren 1626 zu Wildenstein bei Eger, gestorben 1681, vor seiner Erhebung in den Adelstand Betulesus genannt) in seinem Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich, Nürnberg 1668. Fol., welches als das beste historische Werk jener Zeit anzunehmen ist. Andere um diese Zeit unter der Benennung: Schaubühnen der Welt begonnene und erschienene, oft sehr weitläufig angelegte Geschichtssammlungen, wie J. Ludw. Gottfried's (eigentlich Joh. Philipp Abelein) Theatrum europaeum, von 1617 — 1717, 21 Fol. Bde, Frankf. a. M. 1635 ff. sind als gesammelte Urkunden zu betrachten, in denen neben manchem Wichtigen sehr viel Unbedeutendes enthalten ist. Nur ein, in dieses Gebiet einschlagendes, itinerarisches Werk von Adam Olearius, wird unsre Aufmerksamkeit fesseln können, (s. §. 31.).

Die oratorische Prosa (von der am Ende dieser Periode bei der Kanzelberedsamkeit die Rede sein wird) verstummt vor dem Geräusch der Waffen und dem Gezänk der fortgesetzten Streitigkeiten der Kirche.

In der didaktischen Prosa dagegen, die von Opitz schon so glücklich angebaut war, besonders in der satirisch-humoristischen, die in den Ausartungen damaliger Zeit reichen Stoff fand, treten uns einige Denkmäler entgegen, die, wenn auch in sprachlicher und stylistischer Hinsicht nicht ausgezeichnet, doch als Sittenspiegel Deutscher Verirrungen merkwürdig sind.

Was in allen diesen Beziehungen für die Prosa geleistet worden, wird sich aus der Charakteristik nachfolgender Männer ergeben, die theils als Gelehrte galten, theils

auf einem Gebiet der prosaischen Darstellung unter ihren Zeitgenossen hervorragten.

§. 27. Georg Philipp Harsdörfer, Polyhistor.

Harsdörfer wurde 1607 zu Nürnberg geboren, und starb daselbst 1658 als Rathsherr. Die Zeitgenossen dieses Mannes haben ihn wegen seiner mannichfaltigen gelehrten Kenntnisse und seiner Rechtschaffenheit sehr erhoben. Wirklich gehört er zu den talent- und kenntnißvollsten Männern seiner Zeit. Er hatte sich die Sprachen und Wissenschaften aller alten und neuen Völker zu eigen gemacht, und schrieb mit unglaublicher Leichtigkeit eine Menge von Schriften verschiedener Art. Geschichte, Mathematik, Dichtkunst, — er dichtete Parabeln, Allegorien und Lieder — Gottesgelehrtheit, Ernst und Scherz wechseln unaufhörlich ab, und eben der Mann, der jetzt über die tiefsinnigsten Wahrheiten spricht, singt gleich darauf als Schäfer, oder gibt Anleitung, wie man einen Truthahn zerlegen soll. Aber eben diese unglückliche Vielseitigkeit ist es, die es ihm unmöglich machte, einen Gegenstand ganz und mit ungetheilter Seele zu ergreifen, und eben die Leichtigkeit, mit der er schrieb, hinderte ihn, tiefer und gründlicher in den zu bearbeitenden Stoff einzugehen. Auch bildete er sich mehr nach dem bilderreichen Prunk der Neuern, besonders der Spanier und Italiäner, als der edlen Einfalt der Alten. Diese Fehler haben die Nachwelt zu ungerechten Urtheilen über ihn verleitet. Man verkannte darüber zugleich sein Gutes, und wußte fast nichts weiter von ihm, als daß er das h aus unsrer Sprache habe verbannen wollen, woran er aber durch seine Schwester noch glücklicher Weise verhindert worden, da sie ihn an seinen Namen erinnert habe. Wahr ist es, daß sein Streben oft auf Spielereien hingerichtet ist, daher er

auch als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des **Spielenden** führt, und daß er, aus Begierde, rein zu schreiben, nicht selten in's Gesuchte und Platte fällt. Aber der Ruhm eines fleißigen Sprachforschers und gelehrten Sammlers darf ihm nicht genommen werden; er weicht an Belesenheit, Kenntniß der Kritik und Eifer für die Ehre unserer Sprache keinem seiner Zeitgenossen.

Unter seinen zahlreichen Schriften in Deutscher und Lateinischer Sprache, in Versen und in Prosa, merken wir hier nur diejenigen an, aus denen das Talent und die vielseitige Kenntniß des Mannes sich am besten beurtheilen lassen. Dahin gehören:

Seine „Frauenzimmer-Gesprächspiele." Acht Theile. (Nürnberg, 1641 — 49. quer 8.) und sein „Poetischer Trichter," ꝛc. drei Theile (Nürnberg, 1650 — 53. 8.), welcher die Deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden eingießen soll. In beiden Werken findet man Abhandlungen über Heraldik, Poesie, Deutsche Sprache, Philosophie, Naturkunde, Reitkunst und andere Gegenstände. Nächstdem verdient sein „Nathan, Jotham und Simson, oder geistliche und weltliche Lehrgedichte und Räthsel. Erster, zweiter Theil," (Nürnberg, 1650 — 51. 8.) bemerkt zu werden. Dieses Werk enthält 300 Fabeln, größtentheils Allegorien, 300 geistliche Erdichtungen und 200 Räthsel, und gerade hier zeigt sich sein guter Kopf am meisten, ungeachtet der übertriebenen Liebe zu bildlichen Ausdrücken und Blümeleien. Eben so verdiente auch sein Lateinisches Werk über die Kritik unsrer Sprache: „Specimen philologiae germanicae." (Norimb., 1646. 16.) mehr gekannt zu sein. Das Werk zeugt nicht nur, daß **Harsdörfer** ein gelehrter und belesener, sondern, wie **Schottel** sagt, auch ein um die Deutsche Sprache in alle Wege hochver-

dienter Mann, und ein wackrer und rechtschaffener Patriot gewesen sei*). Bemerkenswerth ist Harsdörfer auch noch als Stifter des Blumenordens an der Pegnitz, wovon weiter unten umständlicher die Rede sein wird.

Anmerk. *) Das Beste über Harsdörfer hat A. G. Meißner geschrieben: „Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften," in der Quartalschrift: Für ältere Literatur und neuere Lectüre, 1783, St. 2. S. 17 bis 53. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. II. S. 332 bis 344, und W. Müller's Bibliothek, Bd. IX.

§. 28. Daniel Georg Morhof, Encyklopädist.

In diese Zeit fällt auch das Leben eines Mannes, der, als Literator merkwürdig, hier um so weniger fehlen darf, da er zur Erweiterung auch der Literaturgeschichte und Ausbreitung ihres Studiums so viel beigetragen hat. Morhof wurde 1639 zu Wismar im Meklenburgischen geboren, studirte die Rechte, unternahm zweimal eine gelehrte Reise durch Holland und England, wurde Professor der Rede- und Dichtkunst auf der Universität zu Kiel, dann Professor der Geschichte und Bibliothekar, und starb auf einer Rückreise von Pyrmont, zu Lübeck, 1691 im 58sten Jahre seines Alters. Ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in Sprachen und Wissenschaften und von einem eisernen Fleiß, wurde er, bei nicht gemeinem Scharfsinn (obwohl einer fast unbegrenzten Eitelkeit), der Gegenstand hoher Lobpreisung nicht nur unter den Deutschen, sondern mehr noch unter den Holländern, Engländern, Franzosen und Italiänern. Aber zu kalt, um von den dichterischen Schönheiten der Alten gerührt zu werden, und überhaupt der höheren Begeisterung unfähig, wagte er es dennoch selbst zu dichten, wozu vielleicht seine Kenntniß

des Technischen in der Poesie ihn verleiten mochte. Die erste Sammlung dieser Gedichte erschien zu Kiel im Jahr 1682 in 3 Theilen, und eine zweite Ausgabe zu Lübeck 1700, theils Gelegenheitsgedichte, theils geistliche und weltliche Oden und Epigramme enthaltend. Ueberall nur Reime ohne poetisches Leben, und nur hie und da in den Epigrammen Neuheit und Energie der Gedanken [1]).

Ganz anders aber erscheint er uns als Literator, wenn gleich die meisten seiner zahlreichen Schriften in Lateinischer Sprache abgefaßt sind. Unter diesen ragt besonders sein Polyhistor hervor, der aus drei Theilen besteht, wovon der erste den Polyhistorem litterarium, der zweite den philosophicum, und der dritte den practicum in sich begreift. Morhof selbst hat nur die ersten drei Bücher des ersten Theils unter dem Titel; „Polyhistor, sive de notitia auctorum et rerum commentarii (Lubecae, 1688. 4.) herausgegeben. Die vier übrigen Bücher eben dieses Theils besorgte, nach Morhof's Tode, aus den Manuscripten desselben Heinrich Muhle (Lübeck, 1692. 4.) und eine neue Ausgabe des ersten Theils Johann Moller, der zugleich den zweiten und dritten Theil beifügte, (Lübeck, 1707. 4.) welches die erste vollständige Ausgabe des Morhofschen Polyhistor ist, der 1714 eine zweite, 1732 eine dritte, und 1747 eine vermehrte vierte Ausgabe in zwei Quartbänden folgte, welche letztere durch Johann Joachim Schwabe besorgt wurde. Dieses allbekannte Werk hat in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte angeregt, ist lange Zeit hindurch die Hauptquelle aller literarischen Nachrichten gewesen, und unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. So manche Einzelnheiten machen es auch noch für unsere Zeiten sehr schätzbar. —

In unmittelbarer Beziehung auf Deutsche Sprache aber steht Morhof durch seinen „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgange und Lehrsätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerem gehandelt wird." (Kiel, 1682. 8.); in einer zweiten Ausgabe vermehrt und verbessert (Lübeck und Frankfurt, 1702. 8.), von seinem ältesten Sohn Caspar Daniel Morhof herausgegeben, und in einer unveränderten dritten (Lübeck und Leipzig 1718) von seinen Erben. Dieses, besonders von seiner historischen Seite schätzbare Werk, das dem Sprachforscher und Literator manche lehrreiche Bemerkungen und Nachrichten darbietet, besteht eigentlich aus drei Theilen. Der erste Theil handelt von der Deutschen Sprache überhaupt, von welcher der Verfasser darzuthun sucht, daß sie, nebst den ihr verwandten nordischen Sprachen, sowohl die Griechische als Lateinische an Alterthum übertreffe und eine Mutter derselben sei; der zweite Theil beschäftigt sich mit der Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Poesie überhaupt, und der Deutschen insbesondere, deren Schicksale er vom 6ten Kap. an erzählt; und der dritte Theil enthält Morhof's Gedanken von der Deutschen Poeterei an sich selbst, und ist als eine Poetik zu betrachten. Den Beschluß des Ganzen machen „Exempel der Reimgebäude," welche 17 Uebersetzungen horazischer Oden enthalten [a]).

Anmerk. 1) Nasser, im 2ten Bande seiner „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie," hat S. 404 bis 408. einige Proben aus Morhof's Gedichten mitgetheilt, und sagt in einer Anmerkung, daß es ihn freuen sollte, wenn er die Ehre des würdigen Mannes gerettet hätte, von dem man sehr geringschätzig urtheilen müsse, wenn man ihn bloß aus der Schilderung kenne, die der Verfasser der

Charaktere Deutscher Dichter xc. (Bd. I. S. 175 — 177.) von ihm entworfen habe. — Küttner aber tadelt in Morhof nur den Dichter, nicht den Gelehrten und Literator, den er hochachtet, und die von Nasser mitgetheilten Proben möchten auch schwerlich dazu geeignet sein, jenen Tadel zu entkräften.

2) Ausführliche Nachricht über Morhof's Leben und Schriften findet man in einer von ihm selbst verfaßten Biographie, die dem 1sten Theil seines Polyhistors vorgesetzt ist, und in Reichard's Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst, S. 264 — 69.

§. 29. Jakob Böhme, Theosoph.

Jakob Böhme ist einer der berühmtesten Theosophen und Mystiker,[1]) der mit Hans Sachs das Schicksal theilt, von Vielen bespöttelt, von Andern ungebührlich erhoben worden zu sein, wie er denn auch im bürgerlichen Geschäft und in dem Gange seiner Bildung ihm ähnlich ist. Er war 1575 in Alt-Seidenberg, bei Görlitz in der Oberlausitz, von armen Landleuten geboren, lernte das Schuhmacherhandwerk und betrieb solches bis an sein Ende, 1624, zu Görlitz. Bei der Eigenthümlichkeit seiner geistigen Anlagen, unter welchen eine höchst lebendige Phantasie herrschend hervortrat, entwickelte sich in ihm allmählig eine Neigung für das Uebersinnliche und Geheimnißvolle, so daß er in den Einwirkungen der Natur auf sich eine Offenbarung Gottes empfand, und sich einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Sein frommer Sinn, nicht minder seine sitzende Lebensart, trugen wohl vorzüglich dazu bei, sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände zu befördern, und ihn zu jenem beschaulichen Leben hinzuführen, in welchem er, ohne höhere wissenschaftliche Bildung, durch den Drang seiner Gemüths- und Phantasie-Kräfte fortgerissen, ein Spiel seiner eigenen Täu-

schungen wurde. Mehrere Entzückungen und Gesichte, die er in diesem aufgeregten Zustand hatte, und die er einer unmittelbaren Erleuchtung durch den Heil. Geist zuschrieb, machten ihn zum Schriftsteller.*) Seine erste Schrift, die er 1610 abfaßte, war die „Morgenröthe im Aufgange," nachher Aurora genannt, 1612, (N. A. Berlin 1780) weil der Verfasser ein Licht in ihr anzündet, für die, welche erkennen wollen. Hier versucht er, seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur niederzulegen, und es ist sowohl aus dieser Schrift als aus allen nachfolgenden deutlich zu ersehen, daß er eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, besonders mit den apokalyptischen Büchern derselben, so wie mit einigen gelehrten, mystischen und chemischen Schriften, namentlich dem Paracelsus (1493 — 1541), hatte. Verfolgungen der Geistlichkeit, die ihm daraus entstanden, befestigten ihn in seiner unwiderlegten Ueberzeugung, und verbreiteten seinen Ruf, so daß er, von mehreren Seiten aufgefodert sein Talent zu entwickeln, vom Jahr 1619 an, gegen 29 Schriften herausgab, unter denen die „Beschreibung der drei Principien des göttlichen Wesens" am merkwürdigsten ist. Alle diese Schriften bekunden ihn als einen gutmüthigen Schwärmer, der für andere Naturen unverständlich und unbegreiflich ist, aber zugleich auch als einen kraftvollen, mit tiefen Anlagen begabten Geist, der für uns durch Kühnheit des Ausdrucks und Behandlung der Sprache wichtig ist, und an dem nur die, aus Mangel an Ausbildung entstandene, falsche Richtung tadelnswerth war. Abraham von Frankenberg wurde sein Biograph, und veranstaltete die Herausgabe seiner Schriften, die besonders in Holland viele Freunde und Uebersetzer fanden.*) Für unsere Zeit können sie nur einen literarisch-historischen Werth haben;

die Lesung derselben vermöchte in reizbaren Gemüthern einen Zustand der Geistesverwirrung zu bewirken.

Anmerk. 1) Das ihm von Einigen beigelegte Prädicat Philosophus teutonicus möchte unsern Philosophen wohl etwas anstößig erscheinen.

2) In dem zweiten Bande des Polyhistor von Morhof befindet sich folgendes Urtheil über Böhme: Exortus est Jacobus Böhme, homo plebejus sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica, plena abstrusorum sensuumque Cabalisticorum, de quibus quid dici debeat, non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. (Dies soll unter andern im Jahre 1624 zu Dresden geschehen sein, wo er sich vor den dortigen Theologen examiniren ließ). Quaecunque ab illo sunt scripta, videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. (Solche Erscheinungen hatte er im Jahr 1600, wo er 7 Tage in einer Entzückung zubrachte, und 1610). Ceterum vir erat pius, pacificus, nemini molestus et quotidiano suo labore victitans etc. — W. T. Krug (s. dessen Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, Bd. I. Leipzig 1827. S. 322) sagt von ihm: „er fiel in Folge der durch die Reformation und besonders durch die kryptocalvinistischen Streitigkeiten erregten Gährung der Gemüther auf Religionszweifel; und da er sich dieselben nicht zu lösen wußte, so bat er Gott um höhere Erleuchtung."

3) Seine Werke sind herausgegeben von F. G. Gichtel, Amsterdam 1682, 10 Theile. 8.; dann ohne Ort, 1730, 8. 5 Bände, und 1715, 4. 2 Bände; zuletzt von K. W. Schiebler, Leipzig, 1831 ff. 8., bis jetzt 2 Bde. Auch ins Englische übersetzt von William Law, London, 1765. 4 Bände 4., so wie sich denn auch in England eine Böhmische Secte bildete. Auszüge erschienen: Frankfurt und Leipzig 1800. 8., und von J. G. Rätze, Leipzig 1819. 8. — Vergl. Eberhard in

dem „Biographen" (Halle, Band I. St. 1. S. 107.) „Jakob Böhme, ein biographischer Versuch" (Pirna 1801. 8.) in welcher Schrift sich auch eine Menge ausgezogener Stellen befinden, und: Jakob Böhme, ein biograph. Denkstein von de la Motte Fouqué (Greiz 1831. 8.)

§. 30. Hans Michael Moscherosch und Joh. Balthasar Schuppe, prosaische Satiriker.

Moscherosch (eigentlich Mosenrosh) wurde geboren 1600 zu Wilstädt in Hanau-Lichtenberg, und starb als Kammer- und Consistorial-Präsident zu Hanau 1669. Dieser geistvolle, kenntnißreiche und durch vielseitige Erfahrung gebildete Mann, schrieb „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Straff-Schriften Hans Michael Moscherosch von Wilstädt. In welchen aller Weltwesen, aller Mänschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeitt rc. bekleidet öffentlich auff die Schau geführtt, als in einem Spiegel dargestellet und gesehen werden," 2 Theile. 1650 und 1666 — 1667. 8. Das Ganze ist eine selbständige Bearbeitung der Träume des Spanischen Dichters Francisco de Quevedo y Villegas aus Madrid (geb. 1580, gestorben 1645) und enthält 14 Gesichte oder Träume, worunter sich z. B. der Schergen-Teuffel, Venus-Narren, Soldatenleben, Letztes Gericht, Weiber-Lob, Thurnier, Todtenheer u. s. w. befinden. Die Satire ist ernst und launig, der Form nach nicht frei von unzeitiger Gelehrsamkeit und Sprachmengerei, aber reich an neuen Gedanken und gelungenen Gemälden. Für uns ist diese Schrift ein schätzenswerther Beitrag zur Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts. Ein Abdruck derselben befindet sich in der Bibliothek der wichtigsten Deutschen prosaischen Satiriker und Humoristen, Bd. I. Berlin 1830.

Viel Ähnliches mit ihm hat Joh. Balthasar Schuppius oder Schuppe, geboren 1610 in Gießen, wurde nach vielen Reisen im Auslande Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg, dann Darmstädtischer Hofprediger und Consistorialrath in Braubach, und zuletzt Pastor in Hamburg, wo er 1661 starb. Durch ein viel bewegtes Leben und mannichfachen Verkehr mit allen Ständen an Erfahrung reich, und ausgestattet mit gründlichen Kenntnissen, die er durch Studium der Bibel, wie durch unablässige Beschäftigung mit der alten und neuen Literatur sich erworben, hatte er sich zu einem offenen, freien Selbstdenken erhoben, das nicht nur seinen Predigten und Andachtsbüchern ein eigenthümliches Gepräge aufdruckte, sondern ihn besonders befähigte, die Verirrungen, Gebrechen und Thorheiten seiner Zeit mit Kraft zu bekämpfen. Dies that er in einer witzigen, derben und durchgreifenden Sprache, an der nur die fremdartigen Wörter und Redensarten zu tadeln sind, in mehreren für die Sittengeschichte merkwürdigen Schriften, deren Sammlung unter dem Titel: „Lehrreiche Schriften" fünfmal, zuerst 1663 zu Hanau, zuletzt 1719 zu Frankfurt a. M. in 2 Bänden 8. gedruckt worden ist. Er verdient mehr beachtet zu werden.

§. 31. Adam Olearius, Reisebeschreiber.

Olearius, eigentlich Oelschläger, wurde 1600 zu Aschersleben geboren, war Hofmathematikus und Bibliothekar bei dem Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp und nahm mit Flemming (s. §. 14.) Theil an der Gesandtschaftsreise erst nach Rußland 1633, und dann nach Persien zum Schach Sefi 1635. Als er 1639 wieder zurückkehrte, gab er eine Beschreibung seiner Reise heraus: „Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung

vom Jahr 1633 — 39," deren erste Ausgabe zu Schleswig 1647 erschien, und vermehrt zu Hamburg 1696. Der Verfasser schildert was er gesehen und gehört in einer reinen, einfachen und angemessenen Sprache und macht durch die Form wie durch den reichen Inhalt seine Schrift zu einem der ausgezeichnetsten prosaischen Denkmäler seiner Zeit. (Proben davon gibt Pischon's Handbuch d. P.)[1])

Sein Verdienst beschränkt sich aber darauf nicht. Da er bei seinem Aufenthalt in Persien des Dichters Saadi Gulistan oder Rosenthal[2]) kennen gelernt hatte, so übersetzte er solches in Deutsche Prosa. Das Rosenthal erschien zuerst Schleswig 1654. 4. und zuletzt von Schummel, Wittenberg und Zerbst 1775. 8. in einer modernisirten Ausgabe. Eine Auswahl der darin vorkommenden Sprüche und Sinngedichte enthält W. Müller's Bibliothek Bd. IX. S. 127. ff. Olearius hat durch diese Uebersetzung unsre Sprache mit neuen morgenländischen Bildern und Sprüchen sehr bereichert.

Anmerk. 1) Ausführliche Nachricht über Olearius findet sich in Molleri Cimbria litterata. Vergl. Jördens Lexikon Bd. IV. S. 94 — 99.

2) Saadi, oder Scheikh Mosleh — ed — din Saadi aus Schiras, geboren 1189, gestorben 1291, schildert in seinem Gulistan den Gang des menschlichen Lebens mystisch — sittlich — allegorisch.

§. 32. Philipp von Zesen, Sprachreiniger.

Wenn um die Zeit, als die verderblichste Sprachmengerei ihr Unwesen trieb, und reines Deutsch weder in der Umgangssprache noch in Schriften gefunden wurde, Männer auftraten, die es zu ihrem Geschäft machten, dem bösen Zeitgeist entgegen zu wirken, und theils als Schriftsteller, theils durch Stiftung von Sprachgesellschaften den

Sinn für Reinheit vaterländischer Sprache und Sitte wieder zu beleben: so werden wir ihre Bestrebungen allerdings als verdienstlich betrachten, aber zugleich bedauern müssen, wenn Ungeschick und Schwärmerei den gewünschten Erfolg verhinderten.

An der Spitze dieser sprachreinigenden Partei stand Philipp v. Zesen (auch Cäsius) [1]) geboren zu Prirau im Anhaltischen 1619, gestorben zu Hamburg 1689. Ohne Amt, bloß von Schriftstellerei lebend, stand er bei Fürsten und Herren in hohem Ansehen, erhielt in der Folge mit dem Adel den Charakter eines Kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Poeten, auch von mehreren Sächsischen Fürstenhäusern den Titel eines Raths. Nicht ohne poetische Anlagen und ausgezeichnet durch vielseitige Kenntniß schrieb er eine große Menge kritischer, moralischer und poetischer Werke, aber seinen Ruf in der Literatur begründete er besonders durch Sprachschriften, in denen eine sonderbare Eigenthümlichkeit und Hinneigung zu Tändeleien und Uebertreibungen am grellsten hervortritt. Der Hauptzweck seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war nämlich: die Deutsche Sprache von dem Fremdartigen zu reinigen, und die Rechtschreibung auf einfachere Grundsätze zurückzuführen. Daran setzte er all' seine Kraft, Zeit, Geld und Bequemlichkeit. Wie redlich er es damit gemeint, ergibt sich aus seinen eigenen Aeußerungen. In seinem Rosenmond, und zwar im sechsten Gespräch, behauptet er, daß die Deutsche Sprache gar nichts Fremdes haben oder borgen dürfe, und ist sehr übel auf Diejenigen zu sprechen, welche die arme Sprache so radebrechen, wenn sie den Ursprung der Wörter ergründen und bei den Haaren aus dem Griechischen und Lateinischen herauszerren wollen, da vielmehr der Ursprung der Griechischen und Lateinischen Wörter in unserer Sprache zu suchen und

auch zu finden sei*). Im siebenten Gespräch wünscht er, daß alle Deutsche doch die Schriften Luthers, namentlich die Bibel, und die des Opitz fleißig lesen und studiren möchten, weil darin reines Deutsch anzutreffen sei, und daß doch Jeder den auf die Lateinische Sprache zu verwendenden Fleiß auf seine Muttersprache hinrichten möchte, um dieser und sich selbst einen unsterblichen Namen zu machen. In der Orthographie erklärt er die Buchstaben c, q und y für entlehnt, unnütz und überflüssig, welche die ganze Schreibrichtigkeit verwirren, und den Ursprung der Wörter verdunkeln. Auch das h hält er für keinen eigentlichen Buchstaben, verbannt es aber nicht, doch will er es hinter dem t nicht leiden, weil sich dies in einem Hauche nicht aussprechen lasse. Auch ordnet er das Alphabet anders. Vorzüglichen Fleiß verwandte er auf die Verdeutschung der Kunstwörter und überhaupt auf neue Wortbildungen. So heißen die Monate bei ihm: Neujahrsmond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Mai- (Rosen- oder Wonne-) mond, Brachmond, Heumond, Aerntemond, Hartmond, Weinmond, Schlacht- oder Wintermond, Krist- oder Heiligmond. Ein Drama nennt er Gesprächspiel, eine Komödie Freudenspiel, eine Tragikomödie Freuden-Trauerspiel oder Mischspiel, einen Act Hauptsatz oder Handlung, eine Scene Theil oder Aufzug. Selbst die Namen Griechischer und Römischer Gottheiten verdeutscht er, z. B. st. Diana Weidin, st. Vulcan Glutfang, st. Pomona Obstin, st. Vesta Feurin, st. Grazien Holdinnen, st. Minerva Burginne oder Kluginne, st. Venus Lustinne.

Zesen fand mehrere Anhänger und Nachfolger, aber auch Verächter und Spötter. Jene schadeten ihm und der guten Sache, indem sie die Neuerungen ihres Meisters

auf die lächerlichste und ungereimteste Weise übertrieben; diese hafteten zu sehr an einzelnen Albernheiten und Tändeleien, als daß sie das Gute in dem Streben unsers Sprachreinigers hätten auffassen können. Man nannte ihn einen Sonderling, einen Grillenfänger, Wortklauber, und, wie der bekannte Theolog Abr. Calow, einen corrumpuntium patriae linguae, indem man ihm Dinge aufbürdete, an die er nie gedacht hatte. So z. B. erklärt er es selbst in seiner „Hochdeutschen helikonischen Hechel" für eine unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge, daß man ihm Schuld gebe, als ob er Windfang f. Mantel, Sattelpuffert f. Pistol, Zeugemutter f. Natur, Dachnase f. Schornstein, Jungfernzwinger f. Kloster, Tausloch f. Thür u. s. w. geschrieben habe, und das Wort Fenster u. a. m. aus der Deutschen Sprache verbannt wissen wolle. Durchblättert man aber seine vielen Schriften über Sprache, so wird man dennoch auf eine Menge Ungereimtheiten stoßen, und Belege genug zu dem ihm gemachten Vorwurf der Schwärmerei und unerträglich tändelnden, abgeschmackten Schreibart finden. So fängt er z. B. seine Vorrede zum Rosenmond also an: „Lieber Leser, meine Liebe zu Dir hat endlich Deinen Haß zu mir überwunden. Dann siehe, ich schreibe aus Liebe, mit Liebe rede ich Dich an, und darum mußt Du auch ja mit Liebe antworten. Ich schreibe aus Liebe zur Sprache, aus Liebe zu Dir, aus Liebe zu meinem Vaterlande. Durch Liebe werde ich getrieben: von Liebe rede ich; mit Liebe vermische ich meine Reden, damit sie solchergestalt verlieblichet, Dir, der Du Liebe liebst, zu lesen belieben möchten. — Laß doch also, ei Lieber, die Lieblichkeit deiner Augen, lieber Leser, dieses aus Liebe, von Liebe, mit Liebe, ja durch Liebe geschriebene Liebeszeichen lieblich, liebfällig und freundlich

anlächeln; nicht häßlich, nicht unlieblich, nicht neidisch, nicht närrisch anschielen [3])." Bei dem allen aber hat Zesen die vornehme Verachtung, mit der seine Gegner auf ihn herabblicken, nicht verdient, da Er es doch war, der die Deutschen auf die Bildsamkeit und den Reichthum ihrer Sprache aufmerksam machte, der Sprachmengerei seiner Zeit einen Damm entgegensetzte, und die verderbliche Gleichgiltigkeit gegen die Muttersprache züchtigte. Daß er zu weit ging, und dadurch der guten Sache schadete, darf uns nicht hindern, das Verdienstliche in seinen Bemühungen anzuerkennen. Auch sind mehrere von ihm vorgeschlagene Wortbildungen späterhin wirklich in die Sprache aufgenommen worden [4]).

Anmerk. 1) Im Lateinischen schrieb er sich Philippus Caesius, im Deutschen bald Philip Zese, bald Philip Zäsien, bald Filip Zesen, bald Filip von Zesen, bald Filip Zesen von Fürstenau.

2) Ueber das Wahre und Unwahre dieser Behauptung hat die neuere Zeit vielfache und gründlichere Forschungen aufzuweisen. Wir erinnern hier zunächst und besonders an die tiefen Untersuchungen unsers Bopp und Graff, auch an die nach Alex. Murray von Adolph Wagner in 2 Bänden 8. Leipzig 1825 bearbeitete Schrift: „Zum Europäischen Sprachenbau, oder Forschungen über die Verwandtschaft der Teutonen, Griechen, Celten, Slaven und Juden," ferner an Kuithan's „Germanen und Griechen. Eine Sprache, Ein Volk, Eine auferweckte Geschichte." Drei Hefte. Hamm 1822 — 1826, worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß unsre Muttersprache in Masse Griechisch sei, und daß jedes Deutsche Wort im Griechischen, und jedes Griechische im Germanischen sich wieder finde. Aber durch welches, bis zur höchsten Spielerei getriebene Etymologisiren, man zur Zeit Zesen's die Wahrheit zu finden wähnte, davon gibt Pölmann (1652 Subrector am grauen Kloster zu Ber-

lin) in seiner Dissertatiuncula de vocabulo Aegyptus einen höchst sprechenden Beweis. Hier theilt er die von ihm gemachte Entdeckung mit, daß alle Aegyptische Namen aus dem Plattdeutschen herkommen. Dies zeigt er an dem Namen Aegyptus auf folgende Art: er stößt vorweg das t heraus, das nach seiner Meinung die Griechen eingeschoben haben, und nennt also das Land Aegypus, d. i. ein eigener Hupe (Haufe), indem nach der Sprachverwirrung ein aigen Hupe (cohors peculiaris) in das Land gezogen sei, das nachher von ihm den Namen Αιγυπος, des aigen Hupens Land bekommen habe. Hierauf juchzet der überglückliche Etymolog:

Hem! vox composita est manifesta, oculisque patenter!
Fast's ihr Händ', und schaut offene Augen hieher!
Hier ist ein alter Sperling ohne Mühe gefangen!

3) S. Reichard's Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747. S. 151 bis 195.

4) Vortheilhafte Urtheile über Zesen als Sprachgelehrten findet man in Eccardi Hist. stud. etymol. ling. germanicae impensi, p. 233 und 34, und in Reichard's Versuch einer Historie &c.

§. 33. Zesen's Schriften.

Von den zahlreichen Schriften Zesen's in Deutscher, Lateinischer und Holländischer Sprache, in Prosa und in Versen, sollen hier nur die wichtigsten seiner Sprachwerke angeführt werden. Dahin gehören:

1) „Hochdeutscher Helikon, oder grundrichtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reim-Kunst, wie ein hochdeutsches Reimband und Gedicht auf allerlei Art ohne Fehler recht und zierlich zu verfassen sei; sammt einem richtigen Anweiser der gleichlautenden männlichen und weiblichen Reimwörter." (Wittenberg, 1640. 8.) Eine zweite vermehrte Auflage erschien in 2 Theilen 1641, eine dritte in 3 Theilen 1649, und eine vierte 1656 zu

Jena und Berlin. — Dies Werk, welches zehn Jahre früher als der Harsdörfersche Trichter erschien, war damals und lange nachher die geltendste Deutsche Metrik. Es enthält zugleich mehrere Liebeslieder und die ersten eigenthümlichen anakreontischen Lieder in Deutscher Sprache, die aber nur als metrische Beispiele dienen sollen.

2) „Hochdeutsche Sprachübung, oder unvorgreifliches Bedenken über die hochdeutsche Hauptsprache und derselben Schreibrichtigkeit ꝛc.“ (Hamburg, 1643. 8. und Danzig, 1645. 12.) Der Inhalt ist ein Gespräch der Jungfer Adelmund mit Deutschlieben und Liebholden, wodurch Zesen seiner Schreibrichtigkeit einen freiern und sicherern Weg bahnen wollte. Auch wird hier gezeigt, daß man Deutsch und nicht Teutsch schreiben müsse, eine Untersuchung, die man wiederholt in den neuern Zeiten wieder aufgenommen hat.

3) „Rosenmohnd, das ist, in 31 Gesprächen eröffneter Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen, darinnen unter andern gewiesen wird, wie das lautere Gold, und der unaussprächliche Schatz der hochdeutschen Sprache, unsichtbarlich durch den Trieb der Natur, von der Zunge, sichtbarlich aber durch den Trieb der Kunst, aus der Feder, und beiderseits, jenes den Ohren, dieses den Augen vernähmlich, so wunderbarer Weise und so reichlich entsprüsset.“ (Hamburg, 1651. 12.) — Von den 31 Gesprächen findet man hier nur 7, so daß diese als die erste Woche des Rosenmonds zu betrachten sind, wie auch der Schluß des Buchs zeigt: „und also nahm mit diesem Tage die erste Rosenwoche ihr gewünschtes Ende.“ In diesen Gesprächen erklärt sich Zesen bestimmter über den Ursprung der Sprache, über Mundarten, und besonders über das Deutsche Alphabet.

4) „Hochdeutsche helikonische Hechel, oder des Ro-

feuwohndes zweite Woche, darinnen von der hochdeutschen reinen Dichtkunst und derselben Fehlern, die sich durch Pritschmeisterei, auch sonsten in dieselbe eingeschlichen, ja wie solche zu verbessern, sammt andern den Sprachliebenden nützlichen Dingen gehandelt wird." Hamburg, 1668. 8. Diese Hechel ist eine Beurtheilung eines Gedichts auf den Geburtstag einer Geliebten, ebenfalls in Gesprächen, worin, bei vielem Ungehörigen, manche gute, Deutsche Sprache und Poesie betreffende, Bemerkungen enthalten sind *).

Auch in der Romanen-Literatur begegnen uns von ihm als Original: Simson, eine Helden- u. Liebesgeschichte, Nürnberg, 1679. 8., und als Nachbildung aus dem Französischen des Herrn v. Scudery: Ibrahim's und der beständigen Isabellen Wundergeschichte. Amsterdam 1645. 12., so wie die Africanische Sophonisbe. Amsterdam 1646. Es ist hiebei zu bemerken, daß die Einführung dieser Heldenromane nach Französischen Vorbildern in unsre Literatur eine neue Erscheinung war. Seine Gedichte erschienen unter den Titeln: Frühlingslust, Hamburg, 1642. 8.; Dichterische Jugendflammen, Hamburg, 1651, und Gekreuzigte Liebesflammen, Hamburg, 1653. 12. Einzelne Lieder sind wohllautend und gefühlvoll.

Anmerk. *) s. Reichard's Historie rc. a. a. O. Ferner: Jördens Lexikon rc. S. 606 bis 623.

§. 34. Deutsche Gesellschaften.

Sehen wir auf die Sprachgesellschaften, welche in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts entstanden, so hatten sie den gemeinschaftlichen Zweck, die fremden Wörter aus der Deutschen Sprache zu verbannen. Die meisten Dichter und Sprachgelehrten dieses Zeitraums gehörten einer oder auch mehreren dieser Gesellschaften als Mit-

glieder an, indem das Gefühl der Schmach, in der die Deutsche Sprache sich befand, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, sie zu reinigen, um so allgemeiner war, als man durch Luther die hohen Anlagen derselben zu ahnen gelernt hatte [1]).

1) Den Anfang machte die fruchtbringende Gesellschaft, oder der gekrönte Palmenorden, welcher zu Weimar am 24. August 1617 gestiftet wurde, und wie Hille (der Unverdrossene) sich in seinem „Teutschen Palmbaum" S. 17 ausdruckt: „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstand, ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter, sowohl im Reden, Schreiben als Gedichten, aufs zier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben" bezweckte. Die erste Anregung dazu gab Caspar von Teutleben, der bei der Herzogl. Tafel zu Weimar das Gespräch auf die gelehrten Gesellschaften in den angesehensten Städten Italiens leitete, und den Vorschlag zu einer ähnlichen Gesellschaft in Deutschland machte. Ludwig, Fürst von Anhalt, der bei der Tafel zugegen war, brachte den Vorschlag in Ausführung, und wurde dafür zum Oberhaupt der Gesellschaft gewählt. Ein Saal auf dem Schlosse zu Köthen war zu den Versammlungen bestimmt, und um dem Orden mehr Schutz und Dauer zu verschaffen, wurde ausgemacht, daß allemal ein Deutscher Reichsfürst das Oberhaupt desselben sein sollte. Das Emblem der Gesellschaft war ein Palmbaum mit dem Denkspruch: Alles mit Nutzen. Die Mitglieder hatten ihren Rang nach dem Alter der Aufnahme, sonst herrschte unter ihnen vollkommene Gleichheit. Diese kund zu geben, wurde nach dem Beispiele der Italiänischen Akademieen jedem Mitgliede ein Ordensname zugetheilt, der öfters charakteristisch, nicht selten aber von unwesentlichen und zufälligen Dingen ent-

lehnt, sogar abgeschmackt und kindisch war. So hieß Opitz der Gekrönte, Logau der Verkleinernde, Andr. Gryph der Unsterbliche, v. Zesen der Wohlsetzende; Andere aber wurden der Dicke, Fette, Gemästete, Klebrichte, Beregnete, Unansehnliche ꝛc. genannt. Im Jahr 1680 löste sich der Orden auf, nachdem er über 800 Mitglieder aufgenommen hatte, unter denen aber nur wenige Gelehrte, und noch weniger Schriftsteller sich befanden [2]).

2) Die Teutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, welche zu Hamburg 1643 den 1sten Mai oder Rosenmonat von Philipp v. Zesen, Dietrich Petersohn und Hans Christoph von Liebenau errichtet wurde. Als die Gesellschaft stärker wurde, theilte man sie in besondere Zünfte, welche die besondern Namen Rosen-, Lilien-, Nägelein- und Haupt- oder Rauten-Zunft erhielten. Auch in ihr hatte jedes Mitglied seinen Gesellschaftsnamen; Zesen z. B. hieß der Färtige (Fertige). Selbst Frauenzimmer gehörten zu diesem Orden, der — wie es scheint — im Anfang des 18ten Jahrhunderts seine Endschaft erreicht hat [3]).

3) Der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, wurde zu Nürnberg 1644 von Harsdörfer und Klaj gestiftet. Die Mitglieder dieser Verbindung erhielten bei ihrem Eintritt einen Schäfernamen, z. B. Myrtill, Damon, Daphnis, Melibôus ꝛc. Noch jetzt ist der Orden nicht ganz ausgestorben, obwohl seine frühere Wirksamkeit aufgehört hat [4]).

4) Der Schwanenorden an der Elbe, von J. Rist im Jahr 1660 gestiftet [5]). Er hörte mit Rist's Tode 1667 wieder auf.

Diese und mehrere andere viel bespöttelte Gesellschaften sind von Seiten ihres Zwecks, die Deutsche Sprache

zu reinigen und auszubilden, und der Poesie zu huldigen, sehr achtungswerth. Sie haben aber bei der Ungleichartigkeit ihrer Mitglieder nicht das gewirkt, was sie wollten; denn sie verfielen in Spielerei und Abgeschmacktheit; indessen darf dies nicht hindern, das ursprüngliche Streben nach dem Bessern, die Einmüthigkeit und den Sinn, womit sie der verlassenen Sprache sich anzunehmen beabsichtigten, anzuerkennen.

Anmerk. 1) Eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Deutschen Sprach-Gesellschaften, gibt O. Schulz in der Schrift: die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Berlin, 1824. 8., und der Erste Bericht an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Das. 1827. gr. 8. S. 9—23.

2) Zur Geschichte dieses Ordens s. „der neusprossende Deutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der Hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzung, Eigenschaft und derselben Fortpflanzung &c. von dem Sprossenden (Georg Neumark).“ Nürnberg 1668. 8. Ein Auszug daraus steht in dem Journal von und für Deutschland 1784. St. 3. S. 233—241.

3) S. das „Hochdeutsche helikonische Rosenthal (von Zesen)“ Amsterdam, 1669. 8. Desgleichen „der ganzen Hochpreiswürdigen Deutschgesinnten Genossenschaft sämmtlicher vom 1643 Jahre nach der heil. Geburt an bis in das 1685 nach einander einverleibten Zunftgenossen, Zunft-, Tauf- und Geschlechtsnamen &c.“ Wittenberg, 1685. 8. Dieses Verzeichniß Zesens hat der Rector Joh. Peisker bis auf's Jahr 1705 fortgesetzt.

4) (J. Herdegen) Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, von Amaranthes. Nürnberg, 1744. 8.

5) S. Candorins (Conr. v. Hövelen) Zimberschwan, darin des Hochlöblichen edlen Schwanenordens Anfang, Zunehmen &c. entworfen. Lübeck, 1666. 8. Und ebendesselben: Thränenfließender Zimberschwan, Lübeck 1668. 8.

Zweite Schlesische Schule.

§. 35. Uebergang.

Wenn schon während der Blüthezeit der ersten Schlesischen Schule einige der genannten Dichter und Prosaiker von der Einfachheit unsers Opitz abwichen, andere eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlugen: so waren damit auch im Einzelnen schon Vorzeichen eines sich verschlechternden Geschmacks gegeben, der leider zunehmend, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der herrschende wurde. Wir bezeichnen hier als solche, die besonders in der lyrischen Poesie den Dichterschmuck der Italiäner lieb gewannen: Siegmund von Birken (eigentlich Betulius, geboren 1625, gestorben 1681), Jacob Schwiger (gestorben 1665) bekannt unter dem Schäfernamen Filidor der Dorferer, und Daniel Schirmer (der 1650 als Bibliothekar zu Dresden lebte), nebst den schon genannten Klai und Harsdörfer, die alle, wenn auch talentvoll, die Ueppigkeit in sinnlichen Darstellungen und Bilderspielen für das Wesen der Dichtkunst ansahen, und in ihrem Streben nach dem vermeintlich Höheren in's Gezierte, Abgeschmackte und Unsittliche verfielen. So bildete sich eine neue Schule, deren Häupter zwei Schlesier waren, Hoffmannswaldau und Lohenstein, daher sie die zweite Schlesische genannt wird, und ihrem Charakter nach als die prunkvolle bezeichnet werden kann.

§. 36. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau.

Die beiden Koryphäen dieser Schule standen in ihren bürgerlichen Verhältnissen wie in ihrer Intelligenz auf einer Stufe, die ihnen die Achtung ihrer Zeitgenossen erwarb; aber in ihrer poetischen Gefühls- und Phantasiebildung huldigten sie jener ungezügelten Freiheit, die alle Grundsätze sittlicher Reinheit verletzt.

Hoffmann von Hoffmannswaldau wurde 1618 zu Breslau geboren, und starb daselbst 1679 als Kaiserl. Rath und Rathspräses, im 61. Jahre seines Alters. Er war ein Mann, der, mit nicht gemeinen Anlagen, Kenntniß der alten und neuern Sprachen verband, und auf seinen Reisen durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien sich Welt- und Menschenkenntniß erworben hatte. Aber er verirrte sich auf dem Wege seiner Bildung, auf dem früherhin Opitz ihm als Muster geleuchtet, indem er angesteckt von seinem Zeitgeist, das Studium der Natur und der Alten verließ, und Französischen und Italiänischen Dichtern, unter diesen dem Guarini, Loredano, besonders aber dem Marino, unbesonnen nachschwärmte, wodurch er seine Phantasie theils mit so genannter Französischer Galanterie, theils mit Italiänischem Schwulst befleckte, seinen Geschmack verunreinigte, und die Innigkeit und Wahrheit seines Deutschen Gefühls einbüßte. Seine Gedichte, obwohl sie ihm zu seiner Zeit einen bedeutenden Namen machten, zeigen, fast ohne Ausnahme, ein verunglücktes Streben nach Witz, ein Haschen nach Metaphern, Wortspielen, Gleichnissen und Antithesen, womit er die gemeinsten und alltäglichsten Gedanken aufzustutzen suchte, und eine gewisse Unzüchtigkeit im Ausdruck, indem er sich (besonders in seinen galanten Gedichten und verliebten Arien) die schlüpfrigsten Anspielungen und schmuzigsten Zweideutigkeiten erlaubt, so daß er auf der einen Seite abgeschmackt und albern, auf der andern unsittlich, folglich undeutsch erscheint. Wenn ihn aber seine Zeitgenossen bewunderten, so erklärt sich dieser Beifall aus der Allgemeinheit eines verderbten Geschmacks, von dem selbst die Bessern, wie Andreas Gryph, sich nicht frei erhalten hatten [1]).

Seine Gedichte sind theils von ihm selbst, theils nach

seinem Tode von Andern unter verschiedenen Titeln herausgegeben worden. Die bekanntesten Ausgaben sind vom Jahre 1673, 80, 89, 1704, 17, 30, sämmtlich zu Breslau. Mit den Gedichten Anderer z. B. des Lohenstein, verbunden, findet man seine poetischen Arbeiten in der von Benjamin Neukirch (gestorben zu Anspach 1729 als Markgräfl. Hofrath) besorgten Sammlung: „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte, nebst einer Vorrede von der deutschen Poesie.“ Sieben Theile. Leipzig, 1695 — 1727. 8. N. A. Ebendas. 1734. 8., welches eine der ältesten Blumenlesen ist; indessen hat Neukirch hin und wieder etwas geändert und auch Manches unter Hoffmanswaldau's Namen aufgenommen, das nicht von ihm herrührt.

Die wichtigsten seiner poetischen Arbeiten sind:

1) „Der getreue Schäfer,“ eine Uebersetzung von Guarini's (gestorben 1612) Pastor Fido, einer Tragikomödie, die, in der Ursprache, zu ihrer Zeit viel Glück machte, aber in der Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung in Deutschen Reimen, sehr weitschweifig und langweilig ist.

2) „Der sterbende Sokrates.“ In Prosa, aber mit Versen untermischt, größtentheils aus dem Französischen des Théophile Socrate mourant.

3) „Heldenbriefe [*]).“ Diese Gedichte Hoffmannswaldau's sind darum merkwürdig, weil sie die ersten Deutschen Heroiden sind. Das ist aber auch Alles, was man an ihnen rühmen kann; denn von warmer inniger Empfindung haben sie kaum eine Spur, wohl aber strotzen sie von sittlichem Schmuz, unanständigen Zweideutigkeiten und Unsinn.

Außerdem finden wir in der Sammlung seiner Werke

nach geistliche Oden, vermischte Gedichte, galante Gelegenheitsgedichte, Sinngedichte und poetische Grabschriften. Sie haben alle dieselben Fehler des gesuchten Witzes, der überladenen, oft schamlosen Bildersprache, wenn gleich auch eine gewisse Leichtigkeit in der Darstellung und Gewandtheit der Sprache nicht zu verkennen ist [3]).

Anmerk. 1) Sogar Andreas Gryph sagt, daß Hoffmannswaldau lauter Wunder spreche. — Am ärgsten aber trieb es Lohenstein, der in einer, 46 Seiten langen Leichenrede, die er seinem Freunde hielt, allen Schmuck der Sprache und alle Hyperbeln borgt, um sich in Ruhmreden zu erschöpfen. Doch gibt ihm eben nichts nach Heinrich Mühlpfort (ein Gelegenheitsdichter zu Breslau), von dem Hoffmannswaldau in einem Gedichte pater patriae, sanctissimus justitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi genannt wird. Er erzählt, bei Hoffmannswaldau's Tode hätten die Najaden und Dryaden in Thränen geschwommen und sich die Brust zerschlagen, Apollo habe die Cither weggeworfen, und nicht ferner dem verwais'ten Pindus vorstehen wollen.

2) Bekanntlich war Ovid Erfinder dieser Dichtart, die man auch elegische Epistel nennt, indem sie im Tone einer Elegie und in der Form eines Schreibens abgefaßt ist.

3) Ein Mehreres über ihn in oben erwähnter Lohensteinischen Lobrede (Breslau, 1679. 8.), die gewöhnlich den Anhang bei den Ausgaben der Hoffmannswaldauschen Gedichte ausmacht, aber in einem sehr geschraubten possierlichen Tone abgefaßt ist.

§. 37. Daniel Caspar von Lohenstein.

Noch überboten wurde Hoffmannswaldau von Lohenstein. Dieser, 1635 zu Nimptsch in Schlesien geboren, studirte die Rechte, unternahm eine große Reise durch Deutschland, die Schweiz und Niederlande, und starb als Kaiserl.

Kaiserl. Rath und Stadtsyndikus zu Breslau 1683. Das unverkennbare poetische Talent dieses Dichters entwickelte sich sehr früh, denn schon im funfzehnten Jahre schrieb er drei Trauerspiele: Ibrahim Bassa, Agrippina und Epicharis. Auch besaß er ungemein viel Kenntniß, besonders in der Geschichte und den Alterthümern, und las und studirte die vorzüglichsten Schriften der Italiäner, Franzosen und Spanier. Beides, Talent und Kenntniß, zeigen sich auch überall in seinen Gedichten, und erheben ihn nicht nur über Hoffmannswaldau, sondern über viele berühmte Namen seiner Zeitgenossen und Vorgänger. Dennoch ist er ein kaum erträglicher Dichter, da es ihm bei aller Fruchtbarkeit der Phantasie so ganz an reinem Natursinn und Geschmack fehlt, und er sein Talent nur zu gebrauchen scheint, um im Fehlerhaften ausgezeichnet zu sein. Denn alle seine Gedichte sind voll von Schwulst und Unsinn, und die einzelnen schönen Gedanken und warmen Gefühle ersticken unter dem Wuste von unnatürlichen Bildern oder platten Gemeinheiten und ekelhafter Ueberladung witzhaschender und prunkender Ausdrücke. Der Grund dieser Geistesverwirrung ist in den Schriften zu suchen, nach denen er sich bildete. Unter den Alten las er nämlich am liebsten den Seneca, unter den Neuern die schwülstigen Italiäner Marino und Guarini; alles Uebrige beachtete er nur in so fern, als es ihm darum zu thun war, in seinen eigenen Gedichten darauf anzuspielen und seine Belesenheit zu zeigen. Eitelkeit und unglückliche Begierde etwas Neues und Außerordentliches zu sagen, verleiteten ihn, sich nur das Fehlerhafte jener Schriftsteller anzueignen, und da er in der Folge bemerkte, daß seine neue Manier sogar Freunde und Bewunderer fand, so gefiel er sich in seinen Unarten immer mehr, daher er die betretene Bahn auch nicht wieder verlassen mochte. So

übertrifft er noch durch seine Beschrobenheit und Unnatur den Hoffmannswaldau (wenn er gleich in seiner Sprache etwas seltener Keuschheit und Zucht verletzt), und wurde dadurch Mitstifter der zweiten Schlesischen Schule, deren Anhänger man gewöhnlich Lohensteinianer nennt, und damit fast sprichwörtlich Schwulst und Unnatur bezeichnet.

Unter den poetischen Arbeiten dieses Dichters charakterisiren ihn seine Trauerspiele am meisten. Außer seinen schon oben genannten Jugendarbeiten, unter denen Ibrah. Bassa die erste, und Agrippina die schmuzigste ist, besitzen wir von ihm noch Kleopatra, Sophonisbe und Ibrah. Sultan (welches Stück Wachler eine Blumenlese seltener Verbrechen nennt). Sie haben alle einen gemeinschaftlichen Charakter: die Personen handeln nicht, sondern sie reden, und zwar immer in Lohensteinischer Manier, gelehrt und schwülstig, in den prunkendsten Bildern und Sentenzen, und blinken und duften von Edelsteinen und Spezereien. Uebrigens sind ihm Ort und Zeit, wie Züchtigkeit im Ausdruck, sehr untergeordnete Dinge. Dieselbe Unart findet man in seinen übrigen Gedichten, die er unter dem Namen Blumen gesammelt hat, und die — unter den Ueberschriften Himmelschlüssel, Rosen, Hyacinthen — theils geistliche, theils Liebes- und Hochzeit-, theils Begräbnißgedichte in sich begreifen. Lohenstein selbst sammelte seine Trauerspiele und andere Gedichte unter dem Titel: „Trauer- und Lustgedichte." (Breslau, 1680. 8.) Die Trauerspiele sind zugleich mit sehr gelehrten historisch-kritischen Anmerkungen ausgestattet. Nach seinem Tode wurde diese Sammlung öfters wieder aufgelegt, z. B. 1689; auch mit seiner Lebensbeschreibung versehen. Die neuste Ausgabe hat den Titel: „D. C. v. Lohenstein's sämmtliche geist- und weltliche Gedichte." Leipzig 1733. 8.)[*])

Unendlich höher steht Lohenstein in der prosaischen Schreibart. Zwar auch hier Sonderling und Original im Fehlerhaften, zeigt er doch mehr, was er zu leisten fähig war, und gibt uns oft Veranlassung zu bedauern, daß er sein Talent nicht ausschließlich der Prosa gewidmet hat. Sein Hauptwerk in dieser Hinsicht ist sein „Arminius und Thusnelda," eine Heldengeschichte von ungewöhnlichem Umfang, die erst nach dem Tode des Dichters von B. Neukirch, Leipzig 1689 und 1690, 2 Bde. 4. herausgegeben, von des Verfassers Bruder Hans Caspar v. Lohenstein fortgesetzt, und — als auch dieser starb — von dem Prediger Christ. Wagner zu Leipzig beendet und von G. Chr. Gebauer, Leipzig 1731 bekannt gemacht wurde. Der edle Stoff, den Lohenstein hier bearbeitet, scheint ihm Deutsche Gesinnung und Deutsche Kraft wiedergegeben zu haben, denn es sind ihm einzelne Reden und Schilderungen oft so gut geglückt, daß sie als Muster einer männlichen und gedrängten Prosa ausgezeichnet zu werden verdienen, wie schon Moses Mendelssohn dieses Urtheil über ihn ausgesprochen hat*). Nur wo er in Versen spricht, verfällt er wieder in seine gerügten Fehler.

Anmerk. 1) Ueber Lohenstein's Leben und Gedichte s. seines jüngern Bruders „Hans Caspar v. Lohenstein kurz entworfener Lebenslauf," der mehreren Ausgaben der Lohensteinischen Gedichte beigefügt ist.

2) S. Literaturbriefe Th. XXI. Brief 313. S. 139 — 144, wo Mendelssohn unter andern sagt: „Sein (Lohenstein's) prosaischer Styl hat gute Eigenschaften, die man bei vielen Tadlern seiner Schriften vergebens suchen würde. Ich finde an vielen Stellen seines Arminius einen historischen Styl, den sich unsre Geschichtschreiber zum Muster nehmen könnten. Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredsamkeit, die an's Erhabene grenzt, wird man an diesem ungeheuern Romane öfter

finden, als man glauben sollte" rc. rc. Bruchstücke des Helden-Romans sind abgedruckt in Pischon's Handbuch der Deutschen Prosa, S. 361 — 374.

§. 38. Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Manier.

Die Anhänglichkeit an Lohenstein zeigte sich besonders bei seinem Tode. Man glaubte, seine Talente und Verdienste nicht genug schätzen zu können, und feierte daher sein Andenken durch eine Menge von Lob- und Trauergedichten, die durch ihren tändelnden Charakter verrathen, zu welcher Partei ihre Verfertiger sich bekannten. Wirklich beherrschte auch die prunkvolle, schwülstige und undeutsche Manier der beiden Vorgenannten mehr oder weniger die meisten damals lebenden Dichter, die besonders in dem Lohenstein ihren Meister erkannten, und, wenn nicht geradezu ihm sklavisch nachtraten, doch wenigstens in ihrem literarischen Streben eine, dem Opitz entgegengesetzte Richtung nahmen. Es ist daher dieser Zeitabschnitt des 17ten Jahrhunderts nur als ein schroffer Gegensatz der ersten Opitzischen Schule merkwürdig, denn die meisten in ihm vorkommenden Dichter sind ganz namenlose Erscheinungen, die gar nicht oder nur flüchtig erwähnt zu werden verdienen. Der bedeutendste unter ihnen ist: Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen, geb. in der Lausitz 1653, gestorben 1697. Er hatte alle schmuzige und prunkende Fehler des Lohensteinschen Modegeschmacks im hohen Grade. Sein merkwürdigstes, viel gelesenes Buch ist der Roman: „Die Asiatische Banise, oder das blutige doch muthige Pegu," in 2 Theilen, Leipzig, 1688. 8., der im achtzehnten Jahrhundert mehrmals aufgelegt und unter ähnlichen Titeln nachgeahmt worden. Der Plan des Buchs ist verworren, die Phantasie in demselben überspannt, die Schreibart schwülstig, albern,

gemein. Seine „Heldenliebe der Schrift alten Testaments" (Leipzig, 1691. 8.) ist eine affectirte, süßliche Prosa mit abwechselnden Heroiden, die zwischen Personen des A. T. gewechselt werden. Auch sein „Historischer Schauplatz der Zeit" Leipzig, 1695. ff. ist nach Inhalt und Form von geringem Werth, fand aber zu seiner Zeit als Unterhaltungsbuch viele Leser.

Anm. S. Eichhorn's Gesch. d. Lit. ꝛc. Bd. IV. Abth. 2.

§. 39. Poetische Erschlaffung.

Während die Lohensteinsche Partei immer kühner den Parnaß hinauf strebte, blieben Andere vorsichtig an dem Fuße des Gebirges zurück; Viele aber auch glaubten, die rechte Mitte halten zu müssen, die ihr Musaget Opitz ihnen bezeichnet hatte. Jeder pries seinen Standpunkt als den rechten, und suchte die Schauenden herauf- oder herabzuziehen.

Der ersten Partei, obgleich sie die schwindelnde Höhe des Lohenstein als gefährlich erkannte, fehlt es an Kraft und poetischer Erhebung; was sie zurückhielt, war weniger Abneigung vor dem Ueberspannten, als Abspannung und Erschlaffung selbst. Daher lös'te sich in ihrem Kreise der poetische Dunst Lohenstein's in Wasser auf; die Begeisterung verlor sich in fade Zier und Geschwätzigkeit, und was ihrer ärmlichen Schöpferkraft entstieg, waren nüchterne Gedanken, geistlose, wässerige Reime. Man hat diese Partei, die ebenfalls einen Schlesier an ihrer Spitze hatte, nicht selten mit dem Namen der dritten Schlesischen Schule belegt, obwohl sie bei ihren geringen und matten Leistungen keine bedeutende Wirksamkeit gehabt hat.

Neben her wirkte noch die zweite gemäßigte Partei, obwohl schwächer, in Opitz Geist, bis zu dem Anfang

des 18ten Jahrh. in friedlicher Stille fort, bis endlich durch vielfache Fehde der Parteien sich ein besseres Element herausschied, das von geistvolleren Köpfen aufgefaßt, benutzt und zu schöneren poetischen Gebilden geformt wurde.

§. 40. Einige Dichter der erschlaffenden Partei.

Wir begnügen uns hier mit wenigen Namen.

1) Der Erste, der es versuchte, einen neuen Weg zu betreten, ist Benjamin Neukirch, in einem Schlesischen Dorf Reinke geboren 1665, gestorben als Anspachscher Hofrath 1729. Anfänglich ein großer Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schule, wollte ihm in der Folge, als er sich durch die Franzosen ausgebildet hatte, der schwülstige Styl nicht mehr gefallen; er bemühte sich daher natürlich und verständlich zu schreiben, wurde aber aus Mangel an Kraft wässerig und sank endlich zu einem platten Reimer herab. Als solcher erscheint er besonders in seinen Eklogen und seiner poetischen Uebersetzung des Telemach. Eine Auswahl seiner Gedichte veranstaltete Gottsched, Regensburg, 1744. 8., nebst einer Lebensbeschreibung des Dichters. Ihm gleich ist

2) Joh. v. Besser, geb. 1654 in Kurland, und gest. 1729 als Ober-Ceremonien-Meister und Hofpoet zu Dresden. Früherhin ein unsittlicher Lohensteinianer, doch nicht ohne Geist; später ein schlechter Reimer. Seine Werke sind herausgegeben von König, Leipzig, 1732. 2 Bde. 8.

3) Ulrich v. König, geb. 1688 zu Eßlingen in Schwaben, gestorben 1744. Er war ein Amts-Nachfolger des vorigen *). Auch er war ein Anhänger Lohenstein's, verfiel aber nachher in eine platte Natürlichkeit. Unter seinen Zeitgenossen fand er Bewunderung durch sein episches Gedicht: „August im Lager“, welches die Zusam-

menkunft der Könige von Polen und Preußen im Lager bei Mühlberg zum Gegenstande hat. Es ist aber nur der erste Gesang, Dresden 1735, erschienen. Eine Sammlung seiner Gedichte gab J. L. Rost, Dresden 1745. 8., heraus.

4) August Bohse, genannt Talander, geb. 1661, gest. nach 1730, ein galanter Sprachmenger, der viele Reimgedichte und Unterhaltungsschriften zum Broderwerb verfertigte, auch Musterbriefe schrieb, z. B. wie Jemand um Verzeihung bitten soll, der sich in Gesellschaft eines zarten Frauenzimmers betrunken. Von gleichem Schlage ist sein Schüler

5) Ch. F. Hunold, genannt Menantes, geb. 1680, im Thüringischen, gest. 1721, auf den wir nachher (s. §. 42.) noch einmal zurückkommen.

*) Beide Dichter erinnern an eine lächerliche Sitte damaliger Zeit, die hier eine flüchtige Erwähnung verdient. Es waren nämlich am Dresdner Hofe gewisse Personen, unter dem Namen Pritschmeister, angestellt, die bei den öffentlichen Schießfesten und andern Lustbarkeiten auf die hohe Herrschaft sowohl, als auf die dabei befindlichen Hofleute aus dem Stegreife Verse machen und die Gesellschaft belustigen mußten. Nach dem Tode des bisherigen Pritschmeisters Besser ließ der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, dem durch ein Lobgedicht ihm bekannt gewordenen Dichter König dieses Amt antragen. König aber hatte eben nicht Neigung, dasselbe in der alten Art und mit dem bisherigen Namen eines Pritschmeisters zu übernehmen, sondern schlug den Dichter Günther vor, der aber die Gnade des Kurfürsten dadurch verscherzte, daß er vor demselben betrunken erschien. Hierauf nahm König das Amt selbst an, doch in ganz veränderter Gestalt. Der verhaßte Name eines Pritschmeisters fiel weg, die vorige Kleidung desselben wurde in die ordentliche eines alten Römischen Herolds verwandelt,

und ihm selbst der Charakter eines Königl. Geheim-Sekretairs und Hofpoeten beigelegt.

§. 41. Bemerkenswerthe Dichter der gemäßigten Partei.

Andere Dichter trafen besser die glückliche Mitte zwischen den beiden Schlesischen Schulen. Dahin gehören:

1) Hans Aßmann v. Abschatz, aus Würbitz in Schlesien, wurde geboren 1646, starb 1699. Nicht frei vom Lohensteinschen Geschmack, milderte er doch den Prunkton desselben sehr in seinen geistlichen und weltlichen Liedern, die viel Vortreffliches enthalten. Auch als Uebersetzer des Pastor fido steht er höher als viele seiner Zeitgenossen. Eine Sammlung seiner dichterischen Leistungen erschien unter dem Titel: „Poetische Uebersetzungen und Gedichte. Breslau 1704. 8." aus dem W. Müller eine Auswahl von Liedern und Sinngedichten im 6ten Bde. seiner Bibliothek, nebst dem Leben des Dichters, mitgetheilt hat. — Noch beachtenswerther ist

2) Friedrich Rudolf Ludw. von Canitz. Geboren 1654 zu Berlin, durchreiste nach zurückgelegten Universitätsstudien Italien, Frankreich, England und Holland, wurde nach seiner Rückkehr Geheimrath und Gesandter des Kurfürstlichen Brandenburgischen Hofes, und 1697 Geheimer Staatsrath, in welcher Würde er zu Berlin 11ten Aug. 1699 im 45sten Jahre seines Lebens starb[1]). Als feiner, kenntnißreicher Mann, der seinen Geschmack durch Studium und Reisen gebildet hatte, verachtete er die abenteuerliche Dichtkunst der Lohensteinschen Schule und überließ sich seinem bessern Genius, der ihn lehrte, theils seinen natürlichen Anlagen, theils wohlgewählten Vorbildern zu folgen. Zwar waren jene zu wenig hervorstechend, als daß sie ihn zu etwas Außerordentlichem hätten hinführen können; denn es fehlte ihm jene Kraft der

Phantasie und Fülle des Witzes, womit die Natur nur wenige Erlesene ausstattet; aber er hatte Klarheit und Beurtheilungskraft genug, das wahre Schöne in den bessern Mustern zu erkennen, Wahrheit der Empfindungen, und ein gebildetes Sprach- und Kunstgefühl, um rein und richtig zu schreiben, und mit Leichtigkeit und Anmuth zu dichten, — Eigenschaften, die freilich nicht den Dichter machen, aber auch dem Dichter nicht fehlen dürfen, und in damaliger Zeit selten oder gar nicht angetroffen wurden.

Canitz hat sich in verschiedenen Gattungen der Poesie versucht, unter denen ihm die Ode am wenigsten gelungen, da es ihm an Feuer und Schwung der Phantasiekraft gebrach. Am glücklichsten ist er in seinen anspruchlosen poetischen Briefen und Fabeln, so wie in der Satire, worin er sich den Boileau zum Muster wählte. Zwar bleibt er meistentheils bei dem Allgemeinen stehen, vermuthlich um nicht durch Individualisiren persönlich zu werden; aber er zeigt so viel Erfahrung, Weltkenntniß und Lebensweisheit, daß man seinen Beruf zu dieser Dichtart nicht verkennen kann. Es sind besonders zwei Gegenstände, die ihn beschäftigten: die Thorheiten der Dichter und die Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Beide lagen ihm sehr nahe, und was schon von andern Dichtern über diese Gegenstände gesagt war, konnte ihm zur Regel in der Auswahl und Darstellung dienen. Die vorzüglichsten Charakterschilderungen findet man in der ersten Satire: „der Geizige," und in der zweiten: „der zerstreute Poet." Hier wie überall straft er mit lachender Miene, und immer nur spottet er der Fehler, nie der Menschen. Schade, daß es ihm an Gedrungenheit im Ausdruck fehlt, und daß eine gewisse Breite und Geschwätzigkeit den Gedanken die Kraft raubt, so daß er nicht selten ermüdet und uns daher leicht

auch seine Vorzüge vor andern Dichtern seiner Zeit übersehen läßt [a]).

Canitz war zu bescheiden, um von seinen Gedichten selbst etwas drucken zu lassen. Erst nach seinem Tode sammelte der als theologischer Eiferer bekannte Dr. Joachim Lange einiges von Canitzens poetischen Arbeiten, und gab es mit Bewilligung des Freiherrn v. Canstein, des Schwagers unsers Dichters, unter dem Titel heraus: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte." (Berlin, 1700. 8.) Von diesem Abdruck, bei welchem Canitz nicht genannt wurde, erschienen acht neue Auflagen, nämlich: 1702 (nebst einem Anhang von Gedichten anderer Verfasser), 1703 (mit Hinzufügung einer vortrefflichen Trauerrede Canitz'ens über den frühen Tod der Brandenburgischen Kurprinzessinn Elisabeth Henriette), 1708, 1712 (wo der Anhang fremder Gedichte wegblieb), 1714, 1715, 1718 und 1719. Erst bei diesem neunten Abdruck kam Canitzens Name und eine Vorrede von Canstein hinzu. Endlich erschien zu Berlin 1727 eine neue, vom Dresdner Hof- und Ceremonienrath König besorgte Ausgabe, welche besser gedruckt und geordnet, mit vielen ungedruckten Gedichten vermehrt, und mit nöthigen Erläuterungen und einer Lebensbeschreibung des Dichters begleitet wurde, die zwar glaubwürdige Nachrichten enthält, aber mit ermüdender Weitschweifigkeit und pedantischer Beredsamkeit geschrieben ist. Diese Ausgabe ist 1750 und 1765 unter dem Titel: „Des Freiherrn von Canitz Gedichte, mehrentheils aus seinen eigenhändigen Schriften verbessert und vermehrt rc. rc." wiederholt worden. Auch Bodmer besorgte eine Ausgabe: „Des Freiherrn von Canitz satirische und sämmtliche übrige Gedichte, nach Herrn König's Lesearten" rc. rc. (Zürich 1737. 8.) sauber gedruckt auf 136 Seiten und anders geordnet. Und endlich erschien noch von einem Ungenannten eine auf sei-

nes Papier sehr sauber gedruckte, und mit fünf Kupfern geschmückte Ausgabe in klein Octav, betitelt: „Des Herrn v. Canitz sämmtliche Gedichte, mit Kupfern, gezeichnet von S. H. G**. Bern 1770." Es ist der bloße Text nach der Ausgabe von König, ohne Anmerkungen und Lebensbeschreibung.

3) Mit höheren, aber schlecht benutzten Anlagen ausgerüstet war Joh. Christian Günther. Er wurde geboren 1695 zu Strigau in Schlesien, und starb zu Jena 1723. Ein unbegrenzter Leichtsinn, der überall sein bürgerliches Glück störte, hinderte den unbesonnenen leidenschaftlichen Jüngling, sein ausgezeichnetes Talent durch gründliche Studien zu bilden, und selbstverschuldete Armuth zwang ihn, in der Gelegenheitsdichterei die Quelle seines Erwerbs zu suchen. Daher erblicken wir in seinen Gedichten neben dem genialen zugleich den sich selbst vernachlässigenden Kopf, und sehen in ihm mit Bedauern eine theils unbenutzte, theils vergeudete Kraft, die, sorgsam bewahrt und geleitet, ihn zu dem Range der ersten Dichter erhoben haben würde. Dennoch hat er viel geleistet im Liede und in der Satire. — Er selbst hat keine Sammlung seiner Gedichte veranstaltet. Nach seinem Tode erschien ein Theil derselben zu Breslau 1723. 8., 1724 ein zweiter, 1727 ein dritter und 1735 ein vierter Theil. Diese Ausgabe seiner sämmtlichen Deutschen und Lateinischen Gedichte wurde bis zum Jahre 1764 sechsmal wiederholt; die letzte hat den Titel: „Joh. Christ. Günther's Gedichte. Sechste, verbesserte und geänderte Auflage. Breslau und Leipzig 1764. gr. 8.", und enthält, außer dem Leben des Dichters, theils Oden und Lieder, in denen wahrhafte Poesie herrscht, theils Elegien, Cantaten, Satiren und kleine epigrammatische Stücke, so wie

ein unvollkommenes Drama, das er selbst als jugendlichen Versuch in der Folge verwarf [3]).

4) Endlich gedenken wir auch noch des Barthold Heinrich Brockes, der 1680 zu Hamburg geboren wurde, und 1747 eben daselbst als Rathsherr starb. Er war der beliebteste Naturmaler seiner Zeit, dessen Gedichte mit Begeisterung gelesen wurden. Bald nach seinem Tode aber wurde man lau gegen ihn, und er sank allmählich in eine gänzliche Vergessenheit. Diese hat er indessen eben so wenig verdient, als die große Erhebung seines Lobredners Weichmann, der ihn den Elbschwan nennt, ihn mit den Prädicaten splendidus, blandus atque canorus bezeichnet, und in allen seinen Werken eine gewisse Größe findet, die mehr zu bewundern als zu nennen sei. Ein wahrhaft poetischer Kopf ist Brockes nicht; er gefällt sich in ermüdenden Wiederholungen, will Alles schildern und malen, ohne zu erforschen, ob die Natur des Gegenstandes es verträgt, und gibt uns daher oft sehr matte und unverträgliche Farbenmischungen; aber er ist doch der erste, der uns lesbare Schilderungen der Natur und ihrer Schönheiten in fließenden Reimen gegeben hat, und der überall ein frommes, von Andacht glühendes Herz, so wie eine nicht gemeine Kenntniß der Sprache und des Mechanischen in der Poesie verräth. Sein wichtigstes Werk, worauf sich vorzüglich sein dichterischer Ruhm gründet, ist sein „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalischen und moralischen Gedichten rc.," das in 9 Theilen zu Hamburg 1732 — 1748 zum fünften Male aufgelegt und mit einer doppelten Vorrede von Weichmann begleitet worden ist. Er besingt darin die Jahreszeiten, die Stunden des Tages, die Elemente, die Sinne des Menschen und fast alle Erscheinungen der Natur, und manche dieser ersten Versuche, z. B. Vergnügung des

Gehörs im Frühling, die Schönheit der Felder im Frühling, die Rose, die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille rc. empfehlen sich auch durch ihre poetische Behandlung und entschädigen für das Tändelhafte und Gedehnte, das in andern Stücken nur zu fühlbar wird. An Innigkeit eines frommen und dankbaren Gefühls möchte ihm kaum Einer seiner Zeitgenossen und Nachkommen gleich stehen. — Außerdem ist noch seine poetische Uebersetzung des „Bethlehemitischen Kindermordes, von Marino" (fünfte Auflage, Cöln und Hamburg, 1740. 8.) zu erwähnen, so wie der Jahreszeiten des Thomson, die den Anhang zu seinem irdischen Vergnügen machen. (Hamburg, 1740. 4.).

Anmerk. 1) s. König's Leben rc. (in der Ausgabe der Canitzischen Gedichte v. J. 1765) und Varnhagen v. Ense biograph. Denkmale, Bd. IV. S. 191 — 278.

2) Am besten und gründlichsten ist Canitz'ens poetischer Charakter gewürdigt in den: Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, Bd. III. St. 2. S. 448 bis 467. — Zu scharf hat ihn Horn genommen in seiner: Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, Bd. 2. S. 311 ff.

3) Nachrichten über ihn findet man theils in der Ausgabe seiner Gedichte vom J. 1764, theils in dem Buche: „Joh. Christ. Günther's, des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schriften. Gedruckt in Schlesien 1738." 8. (Der Verf. ist Karl Ehrenfried Siebrand). Küttner und Horn haben ihn kurz, aber treffend beurtheilt. — W. Müller hat in s. Bibliothek rc. Bd. X. eine Auswahl von Günther's Gedichten mit Nachrichten über dessen Leben gegeben.

4) s. Jördens Lexikon, Bd. I. S. 215 — 221.

§. 42. Anregende Fehde zwischen Wernike und den vieldichtenden Reimern Postel und Hunold.

Mit dem Ende des 17ten Jahrh. sehen wir in der Lohensteinschen Schule eine literarische Fehde entstehen, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die damalige Dichterwelt blieb, da sie ihr Entstehen in Hamburg fand, welches nicht nur der Sitz der Deutsch-gesinnten Genossenschaft, und einer bedeutenden Schaubühne, sondern auch der Wohnort vieler der vorgenannten Dichter war.

Christian Heinrich Postel, geboren 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln, und gestorben 1705 als Licentiat der Rechte und Advocat zu Hamburg, hatte sich gebildet theils nach Italiänischen Mustern, theils nach Hoffmannswaldau und Lohenstein, und sich alle Fehler dieser letztern zu eigen gemacht. Es fehlte ihm nicht an Talent und Kenntnissen in ältern und neuern Sprachen, auch hatte er Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien gemacht, und sich in Hamburg durch allerlei Poesien (gesammelt von Chr. Fr. Weichmann: Poesien der Niedersachsen, Hamburg, 1721 — 38. 6 Bde. 8.), besonders durch Opern, die er für die Hamburger Bühne schrieb, ein gewisses, nicht ganz unverdientes Ansehen erworben; aber es fehlte ihm an gesunder Urtheilskraft und reinem Geschmack, und seine Neigung zum Sonderbaren unterdrückte jedes wahre und natürliche Gefühl.

Mit diesem Lohensteinianer nun gerieth der damals in Hamburg sich aufhaltende vortreffliche Epigrammendichter Christian Wernike (Warneck) in Streit. Dieser, geboren in Preußen (wo? wann? etwa 1665?), Schüler Morhof's in Kiel um's Jahr 1685, gestorben als Dänischer Staatsrath und Resident zu Paris, etwa zwischen 1710 bis 1720 [1]), hatte als ein Mann, der Deutschheit

in Sprache und Sitte zu ehren wußte, in den Anmerkungen zu seinen 1697 erschienenen „Ueberschriften" (Sinngedichten) gegen den verderbten Geschmack und falschen Witz Lohensteins, seines ehemaligen Meisters und besonders gegen dessen blinde, geistlose Nachahmer geeifert. Postel bezog jene Noten auf sich, da er einer der unbedingtesten Verehrer Lohensteins war, und suchte den Wernike durch ein kleines Sonett abzufertigen, worin er den Lohenstein mit einem Löwen, den Wernike aber mit einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen herumspringe. Persönlich angegriffen nahm Wernike nun auch persönliche Rache, und ließ Posteln seine satirische Geißel in einem komischen Heldengedicht, „Hans Sachs" betitelt, fühlen. Postel, dessen Name hier in Stelpo umgewandelt ist, erscheint darin als Hauptheld, und wird feierlich zum Nachfolger des Hans Sachs gekrönt, mit dessen Namen man in damaliger Zeit einen elenden Reimer zu bezeichnen pflegte. Postel selbst schwieg. Wahrscheinlich aber geschah es auf sein Anstiften, daß ein Abenteurer, der mit der Schriftstellerei ein ungebührliches Gewerbe trieb, einen Ausfall auf Wernike wagte. Dies war nämlich Christian Friedrich Hunold, ein gelehrter Vagabund, der unter dem Namen Menantes galante (d. i. unzüchtige) Gedichte, Romane und Uebersetzungen schrieb, und zuerst einige satirische Briefe gegen Wernike drucken ließ, endlich aber in einem förmlichen Pasquill ihn angriff, welches in Form eines Schauspiels den Titel führte: „der thörichte Pritschmeister oder schwermende Poete rc." (Coblenz 1704. 8.). Wernike muß darin unter dem Namen Narweck (dem Anagramm von Warneck) die Rolle eines Pritschmeisters spielen, d. h. eines Menschen, der zur Belustigung des Pöbels bei öffentlichen Gelegenheiten Verse stegreift (s. §. 40. Anm.).

Der Spaß des Stücks besteht in ungereimten Anwendungen der Wernikeschen Sinngedichte; der Ton des Ganzen ist pöbelhaft. Wernike rächte sich dafür an Hunold durch einige Sinngedichte, in welchen er ihm den Namen Mävius gibt, womit denn ein Streit endete, der die Lohensteinschen Reimer in ihrer ganzen Plattheit und Geistlosigkeit dargestellt hatte. [2]).

1) Nicht bloß sein Geburts- und Sterbejahr, sondern selbst sein Name ist streitig. Bodmer nennt ihn Wernike, ältere Schriftsteller aber schreiben ihn Warneck. Gewiß ist es, daß er 1685 zu Kiel studirte, viel reiste, vom Dänischen Hofe in Geschäften gebraucht wurde, und die letzten Tage seines Lebens in Hamburg zubrachte.

2) Auch Wernike benahm sich bei diesem Streit nicht ganz edel, indem er aus dieser literarischen Fehde eine bürgerliche Anklage machte, die dem Hunold leicht Verderben hätte bringen können. Er zeigte nämlich den Spanischen und Französischen Residenten in Hamburg an, daß unter den von Hunold herausgegebenen Gedichten sich auch eine satirische Grabschrift auf Karl II., König von Spanien, befinde, und reichte solche, ins Spanische und Französische übersetzt, ein. Die Residenten verlangten darauf von dem dasigen Magistrat Genugthuung. Hunold aber, der noch zu rechter Zeit Nachricht davon erhielt, ließ sogleich das Blatt, worauf die Grabschrift stand, umdrucken, setzte statt derselben eben so viele Zeilen auf die Geburt der Prinzessin von Weißenfels, und ließ so viel Exemplare binden, als Herren im Rathe waren. Als darauf Verleger und Drucker vor den Richter erscheinen mußten, überreichten sie jedem Rathsherrn ein Exemplar, und gaben vor, das, worin die Grabschrift stehe, sei ein Nachdruck, und so war die Sache abgethan.

§. 43. Schriften der Dichter Wernike und Postel.

Auch ohne diese Fehde erscheinen uns Postel und Wernike, obwohl in entgegengesetzter Beziehung, jener

seiner

seines großen, aber unglücklichen poetischen Fruchtbarkeit, dieser seines epigrammatischen Witzes wegen, in der Literaturgeschichte beachtenswerth.

Postel schrieb als Dramatiker 25 Opern oder Singspiele für das Hamburger Theater, theils Originale, theils freie Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Griechischen, Italiänischen, Französischen, Holländischen, z. B. „die heilige Eugenia oder Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum;" — „Kain und Abel, oder der verzweifelnde Brudermörder;" — „die betrübte und erfreute Cymbria;" — „Bajazeth u. Tamerlan;" — „Numa Pompilius;" — „Ariadne;" — „Iphigenie in Aulis" rc. rc. Viele dieser Opern sind mit und ohne Veränderungen wieder aufgelegt worden, und alle erhielten zu Hamburg großen Beifall. Dieser gilt aber nicht dem Verf., sondern dem Componisten und den Sängerinnen. Der Text ist ein Beweis von der Verworrenheit und dem ungeläuterten Geschmack des Verfassers, dessen sentimentales Wesen hier besonders recht grell und widrig hervortritt. Als epischer Uebersetzer gab er seine „listige Juno, wie solche von dem großen Homer im vierzehnten Buch der Ilias abgebildet rc." (Hamburg, 1700. 8.) Den Anfang macht eine lange und breite Vorrede, worin er zugleich von dem Leben und den Schriften Homer's Nachricht gibt; dann folgt Postel's Lobgesang der List, worin er alle Vortheile derselben auseinandersetzt, und im höchsten Enthusiasmus mit einer Apostrophe an dieselbe schließt. Nun erst kommt der Text der Homerischen Erzählung (Il. Ges. 14. v. 153 bis 363) und auf der andern Seite die Postelsche Uebersetzung in gereimten Alexandrinern, so wie hinter dieser die verdeutschte Auslegung des Eustathius, und Postels eigene Anmerkungen *). — Ein anderes Erzeugniß seiner kranken Phantasie ist: „der große

Wittekind." rc. rc., ein in gereimten Alexandrinern geschriebenes, unvollendetes, aus zehn Büchern bestehendes Heldengedicht, welches nach Postel's Tode von C(hristian) F(riedrich) Weichmann, Hofrath und Geh. Secretair zu Wolfenbüttel, im J. 1724 zu Hamburg mit dem Leben des Dichters herausgegeben wurde. Es ist ein weitläufiges Gedicht, dem man es überall ansieht, daß sein Verf. nach dem Sonderbaren strebt. Plan, Handlung, rührende Situationen und ausgezeichnete Charaktere sind seine Sache nicht, und der ganze Reiz seines Epos beschränkt sich auf sophistisches Gewäsch und schimmernde Malerei [2]).

In einer andern Gattung der Poesie, aber auch mit ungleich größerm Glück arbeitete Wernike. Er beschränkte sich bloß auf die epigrammatische Poesie, worauf theils wirkliches Talent, theils Morhofs Aufmunterungen ihn hinführten. Dieser stellte nämlich Wernike'n vor, wie wenige Dichter unter den neuern Völkern sich dieser Gattung allein oder vorzüglich gewidmet hätten, so daß, wenn man auch sagen könnte, sie hätten einen Virgil, Terenz, Seneca, doch kein Martial in ihren Sprachen anzutreffen sei. Er glaubte den Grund davon in der Beschaffenheit der neuern Sprachen zu finden, die es der Lateinischen an Kürze nicht gleich thun könnten, und meinte, daß die Deutsche Sprache am wenigsten dazu geschickt sei. Wernike, über den letztern Punkt anders denkend, glaubte, unsre Sprache nicht besser vertheidigen und den ihr gemachten Vorwurf nicht kräftiger ablehnen zu können, als wenn er einige der kürzesten und schwersten Lateinischen Sinngedichte ins Deutsche übersetzte. So entstanden denn mehrere Verdeutschungen, unter denen das berühmte Sinngedicht des Sannazar auf die Stadt Venedig [3]), und das eines Ungenannten auf

das L o u v r e am merkwürdigsten sind. Seit dieser Zeit verfertigte er eine ziemliche Anzahl eigener Sinngedichte, die er zuerst unter dem Titel: „Ueberschriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenlehren bestehend," Amsterdam (Hamburg) 1697. 8. herausgab, und die in sechs Bücher abgetheilt sind. Eine z w e i t e, aus a c h t Büchern bestehende Ausgabe, erschien zu Hamburg 1701, und eine d r i t t e, in zehn Bücher abgetheilt, ebendas. 1704. 8. Dies ist die vollständigste Ausgabe, die zugleich eine Sammlung seiner übrigen Poesien enthält, betitelt: „Poetische Versuche ꝛc." Das zehnte Buch besteht aus kleinen witzigen Anekdoten, die hier, Andern nacherzählt, in Verse gebracht sind; in den übrigen Büchern aber sind alle Einfälle ihm eigenthümlich. Die Sinngedichte der ersten Bücher sind, wie er selbst sagt, mit mehr Hitze, die neuern mit mehr Ueberlegung, jene mit mehr Witz, diese mit mehr Verstand und Absicht geschrieben worden. Die historischen Epigramme stammen aus des Verf. frühester Jugend her, die satirischen meistens aus den reifern Jahren. In der Jugend verfolgte er das Laster mit Eifer, im reifern Alter spottete er der Thorheit der Welt mit lächelndem Munde. Er betheuert, daß er in den satirischen Epigrammen selten eine eigentliche Person, wenigstens Niemand von Wichtigkeit, vor Augen gehabt. Uebrigens, fügt er hinzu, wird es wohl von meinen Ueberschriften, wie von den meisten andern Sachen in der Welt heißen: Sunt mala mixta bonis. — Allerdings kann man bei der ungeheuren Menge der Wernikeschen Epigramme nur ein beschränktes Lob über sie aussprechen. Viele sind scharfsinnig und gedankenreich, und zeigen von Welt- und Menschenkenntniß. Aber es fehlt ihnen häufig der Stachel; besonders vermißt man an ihnen Wohllaut der Sprache, wie er denn

selbst gesteht, daß er sich, aller Mühe ungeachtet, von einer gewissen Härte im Ausdruck nicht habe frei machen können. Dafür aber entschädigt seine Kürze und sein Gedankenreichthum. Am treffendsten charakterisirt ihn Hagedorn, wenn er in einem Epigramm von ihm sagt:

An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen.

Wernike'ns Gedichte wurden indessen von einer nicht verdienten Vergessenheit bedroht, als Bodmer zu rechter Zeit eine neue Auflage derselben unter dem Titel: „Wernikens Poetische Versuche in Ueberschriften, wie auch in Helden- und Schäfergedichten." (Zürich, 1749. 8.) veranstaltete, die 1763 wiederholt werden mußte. Da aber, mit der fortschreitenden Geschmacksbildung, die Fehler in Wernike'ns Gedichten das Wohlgefallen an ihm schwächen mußten, so war es verdienstlich, daß Ramler eine Auswahl des Bessern veranstaltete, und mit Aenderung in der Sprache eine klassische Ausgabe besorgte, die unter dem Titel: „Christian Wernikens Ueberschriften. Nebst Opitzens, Tschernings, Andreas Gryphius und Adam Olearius epigrammatischen Gedichten." (Leipzig, 1780. 8.) zugleich das Andenken an mehrere ältere Dichter erneuerte *).

Anmerk. 1) Eine Probe der Postelschen Uebersetzung gibt uns der Anfang seiner listigen Juno:

Die große Juno sah von ihrem güldnen Sitz
Des Bergs Olympus her, da spürt ihr Augenblitz,
Was ihr Vergnügen gab, daß, der mit ihr entsprossen
Von einem Vater war, und der den Ruhm genossen,
Zeus Bruder auch zu seyn, in der ruhmreichen Schlacht
Mit unermüdtem Fleiß erzeigte seine Macht.
Sie sahe Jupiter auf den erhabnen Spitzen
Der schönen Idenshöh', die reich an Quellen, sitzen,
Mit größtem Ueberdruß; sie sinnte hin und her,
Wie doch der Donnergott recht zu betriegen wär'.

Es kam kein beßrer Rath in die verschmitzten Sinnen,
Als daß sie schön geschmückt auf die belaubten Zinnen
Des Berges wollte gehn, ob Jupitern vielleicht
Nicht durch Annehmlichkeit sein Herze würd' erweicht,
Zu ruhn in ihrem Arm, daß dann die Augenlieder
Durch's Schlafes holde Wärm' entkräftet fielen nieder,
Und dämpften den Verstand 2c.

2) s. Küttner's Charaktere 2c. Bd. I. S. 187—188. Vergl. Jördens Lexikon 2c. Bd. IV. S. 210 — 219.

3) Dieses Epigramm des Italiänischen Dichters Jakob Sannazar (st. 1530) besteht aus sechs Zeilen, deren jede ihm von der Republik Venedig mit hundert Stück Ducaten bezahlt wurde. Es lautet im Original und der Uebersetzung des Wernike also:

De mirabili urbe Venetiis.

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis, Jupiter, arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Tibrim Oceano praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Auf die Stadt Venedig.

Neptun sah in der Flut der Adriat'schen See
Die Stadt Venedig stehn, und ihr Gesetze geben.
Jetzt, sprach er, Jupiter, magst du Tarpejens Höh'
Und deines Mavors Maur, so hoch du willst, erheben:
Schau beide Städt'; hältst du der See die Tiber für?
Die Menschen legten dort den Grund, die Götter hier.

Schon vor Wernike'n hatte Opitz dies Sannazarische Epigramm auf folgende Weise, nach der Ramlerschen Verbesserung, übersetzt:

Auf die Stadt Venedig.

Als jüngst Neptun im Schooß des grauen Adria
Venedig stehn, und Land und See beherrschen sah,
Sprach er: Zeus, rühme mir nicht mehr Tarpejens Höhe,
Und deines Mavors Stadt! Gefällt die Tiber dir
Mehr als das Meer, so sieh' die Städt' an und gestehe:
Die Menschen haben dort gebaut, die Götter hier.

Eine neuere Uebersetzung desselben Gedichts von Ge. Ludw. Spalding (in der Berlinischen Monatsschrift. 1783. März. S. 263) lautet also:

Jüngst sah Neptun hervor aus Hadria's Gewässern
Venedig schimmern, sah wie sie dem Meer gebot.
So trotze mir denn nun, rief er, du Donnergott,
Mit deines Mavors Burg und ihren Felsenschlössern!
Und zögest du dem Meer die Tiber vor, so schau:
Rom ist nur Menschenwerk, Venedig Götterbau.

4) Sehr vortheilhafte Urtheile über Wernike's dichterisches und kritisches Verdienst haben ausgesprochen: Bodmer, in der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des Deutschen Geschmacks rc. Bd. I. St. 2.; Ramler, in Batteux's Einleitung in die schönen Wissenschaften rc. Bd. III. S. 231; Hottinger, in dem Versuch einer Vergleichung der Deutschen Dichter mit den Griechen und Römern (in den Schriften der Königl. Deutschen Gesellschaft in Manheim, Bd. V. S. 354 bis 359), wo er ihn mit Martial vergleicht, und folgendes sehr gediegene Urtheil über ihn fällt: „An Leichtigkeit und Gewandtheit kommt er freilich dem Römer nicht bei. Er ist einförmiger und schwerer, und auch da mehr ermüdend, wo er nicht so geschränkt ist. Bei ihm wirkt der Gedanke meist durch sich selbst, und selten kommt ihm eine künstliche Wendung zu Hülfe. Statt durch den Ausdruck zu blenden, und durch den Vers zu täuschen, drängt er sich ungeduldig aus beiden hervor, und zersprengt, gleich einer schwellenden Frucht, die Hülse, worin er nicht Raum genug findet. Wenn er das Ohr durch manche Härte, den Geschmack durch manche Nachlässigkeit beleidigt, so söhnt er uns wieder durch den gediegenen, vollwichtigen Sinn aus, und wenn er aus seinem Vermögen nicht allen den Vortheil zu ziehen weiß, den ein Anderer wohl ziehen könnte, so wird er auch dafür nie reicher scheinen als er ist. Ein solcher Tadel enthält, wie ich denke, nicht wenig Lob, und ein solcher Kunstmangel ist wohl mehr werth, als die Kunst allein. Freilich, wer beides zugleich hätte! Martial hat das eine unstreitig voraus; aber was

Wernike behält, das hat jener nicht in eben dem Grade, und so könnte die Wagschaale immer noch ruhen. Wernike, sagt Lessing, besaß mehr von den Metallen, woraus Gold zu münzen ist, und dem Martial ging mehr gemünztes Gold durch die Hände. Ich möchte eher sagen: Martial besitzt mehr Schaupfennige, als gangbare Münze. Auch ist das Gepräge oft mehr werth, als der Stoff. Wernike's Reichthum hingegen, wenn er auch nicht immer gemünztes Gold ist, läßt sich doch sehr leicht in Gold umsetzen. Oder um unverblümt zu reden, Martial ist ein Epigrammatist für müßige Leser, Wernike mehr für Denker. Dieser ist scharfsinniger, jener gespitzter. Dem einen ist der Witz meistens nur Vehikel für den Verstand, dem Andern ist er gemeiniglich alles. Wer nur lachen will, der thut wohl, wenn er sich an den Martial hält; aber wer, mit Lessing zu reden, mit dem Verstande lachen will, der wird seine Rechnung mehr bei Wernike finden." — Ferner: Küttner, in den Charakteren 2c. Bd. I. S. 189 — 192; Manso, in seinem Aufsatz: Martin Opitz und einige seiner Nachfolger (s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen 2c. Bd. VI. St. 1. S. 276. ff.) — Sehr vollständig ist der Artikel über Wernike in Jördens Lexikon, Bd. V. S. 307 — 326.

§. 44. Kaspar Friedrich Renner. Niedersächsischer epischer Dichter.

Ehe wir die Reihe der Deutschen Dichter bis in das erste Viertel des 18ten Jahrh. schließen, müssen wir noch eines Mannes gedenken, der uns eine Fortsetzung des Reineke (s. 4te Per. §. 14.) geliefert hat. Renner, 1692 in Münden geb., und gest. 1772 als Stadtvoigt in Bremen, ein Sprachforscher und witziger Kopf, fand Vergnügen daran, in der alten Niedersächsischen Sprache, von der er ein großer Kenner war, bald ungenannt, bald unter dem erdichteten Namen Franz Hein-

rich Sparre, Gedichte herauszugeben. Letzteres geschah auch unter andern mit seinem im Geschmack des Reineke Fuchs geschriebenen Hennynk de Han, und lange machte er sich einen Spaß daraus, die Gelehrten zu täuschen, und in dem Wahn zu erhalten, daß dies epische Gedicht ein mit Reineke gleichzeitiges sei *).

Es gibt die Fortsetzung der Geschichte des Reineke bis zu seinem Tode. Zuerst erschien es einzeln auf 37 Blätter in 4., unter dem Titel: „Hennynk de Han." Auf der Rückseite des Titelblatts steht folgender Vorbericht: „Weilen die Handschrift dieses, in dem ersten Viertheil des sechszehnten Jahrhunderts, zur Nachahmung des Reineke Vosses verfertigten Gedichts mir ungefähr in die Hände gerathen; So habe für gut erachtet, dasselbe, so wol wegen der darin enthaltenen guten Lehren, als auch denen Liebhabern der deutschen Sprache zu Gefallen, durch den Druck gemein zu machen. Welche Absicht, wie auch zugleich mich, der geneigte Leser sich bestens empfohlen seyn lassen wolle, Franz Heinrich Sparre." Am Schlusse des Gedichts steht die Jahrzahl, Anno Dni M. D. xvj. und auf der letzten Seite: Ghedruckt im Jaer M.d.cc.xxxij. Das Gedicht selbst besteht, wie Reineke, aus vier Büchern, von denen jedes wieder in Ghesette oder Abschnitte getheilt ist. Jedes derselben hat seine eigene Ueberschrift des Inhalts, und nach einzelnen oder zweien solchen poetischen Abschnitten folgt eine prosaische Nutzanwendung, ganz im Geschmack der Baumannschen zum Reineke de Voß. Voran geht noch: „Eyne Vorrede vuer dyt Boek von Hennynk dem Hane." Das nächste Blatt zeigt einen Holzschnitt, der einen Hahn abbildet, mit der Ueberschrift: „Dyt is dat Bylde Hennink des Hanen." Der Inhalt des Gedichts ist folgender:

Hennynk, der Hahn, damit unzufrieden, daß der

Fuchs, anstatt für seine Betrügereien bestraft zu werden, nur noch mehr in der Gunst des Königs sich befestigt, will nicht länger am Hofe bleiben, und verlangt seinen Abschied. Ryn, der Hund, ist nicht der Meinung, daß der König einen so treuen Diener fahren lasse, und schildert daher die mannichfaltigen Tugenden des Hahns und seines Geschlechts. Reineke widerlegt diese Lobsprüche, einen nach dem andern, und verunglimpft den Hennynk auf's Neue. Ryn beantwortet seine Vorwürfe. Um nun dem Streit ein Ende zu machen, läßt der König die Parteien auseinander gehen, und behält nur Bokkert, den Biber, bei sich. Dieser stimmt dem Hunde bei, und redet ebenfalls zu Hennynk's Besten; dennoch gibt der König ihm den verlangten Abschied. Nun stellt sich Reineke sehr betrübt, und wünscht, den armen Hahn auf seinem Wege zu begleiten. Dieser lehnt das Anerbieten ab, und nimmt, da er die bösen Absichten des Fuchses merkt, den Ryn zum Begleiter mit. Unterwegs schleicht Reineke nach, um den Hennynk zu überraschen, wird aber dafür vom Hunde übel behandelt. Hennynk kommt nun glücklich nach Hause, findet aber sein Hauswesen in großem Verfall, da das junge Füchschen Renardyn, der Kater Hinze und der Iltys während seiner Abwesenheit ihr Unwesen getrieben hatten, und der treue Hofhund Wackerlos vom Wolfe zerbissen worden war. Unter diesen Umständen entschließt sich Ryn, bei seinem Freunde zu bleiben, und schickt deshalb den Tauber Unfalsch ab, um ihm den Abschied bei Hofe auszuwirken. Dieser findet unterwegs den Hof um den Fuchs versammelt, der in den letzten Zügen an dem Orte lag, wo ihn der Hund so übel zugerichtet hatte, und endlich stirbt. Unfalsch kehrt nun sogleich zur Wohnung des Hahns zurück, und erzählt das Vorgefallene. Alle freuen sich über den Tod des Reineke.

Zum zweiten Male ist dieses Gedicht in einer Sammlung von Gedichten 1752 erschienen, allein sowohl diese Ausgabe, als die erste, ist jetzt sehr selten. Im J. 1813 erschien zu Bremen ein Abdruck des Originals in 8.: „Hennynk de Han nebst einer freien Uebersetzung von Dr. Nic. Meyer.“ Dazu gehören 12 Kupfer in 4.

Anmerk. *) Nachrichten von Renner und seinem Hennynk findet man in Gräter's: „Braga und Hermode, oder Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten“ Bd. III. Abthl. 2. S. 145 — 152; ferner ebendaselbst: Entdeckung des wahren Verfassers des Niedersächsischen Gedichts Hennynk de Han, und näherer Beweis, daß es kein altes Gedicht sey, von Kinderling, Bd. I. Abth. 1. S. 167. ff. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 335 — 338. — Nasser behandelt noch dieses Gedicht, im 1sten Bande seiner Vorlesungen S. 166 — 174., als ein Werk aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts.

II. §. 45. Historische Prosa.

Erhebung derselben durch Arnold, Mascov u. Bünau.

Die nachtheiligen Einflüsse der Sprachverderbniß und Lohensteinschen Schwulst hatten um die Mitte des 17ten Jahrh. auch die Erzeugnisse geschichtlicher Studien getroffen, die sich großentheils auf ein dürres Chronikenwesen beschränkten. Mit dem Ende des Jahrhunderts aber sehen wir drei Männer erstehen, die sich uns durch eine Umbildung und geistvollere Behandlung der Geschichte sowohl in materieller als formeller Beziehung beachtenswerth machen.

1) Gottfried Arnold wurde geboren 1666 zu Annaberg, war Professor der Geschichte zu Gießen, wurde dann Prediger, zuletzt Inspector und Pastor in Perleberg, wo er 1714 starb. Er war seiner Zeit der bedeutendste

Schriftsteller in der Kirchengeschichte, und erregte besonders großes Aufsehen durch sein berühmtes Hauptwerk: „Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorien“, wovon der erste Theil 1697, und die erste vollständige Ausgabe Frkf. a. M. 1699 — 1700 in 4 Bdn. fol. erschien; der neuste Abdruck zu Schaffhausen 1740 — 1742.

2) Joh. Jac. Mascov, geb. zu Danzig 1689, Prof. der Rechte und Rathsherr zu Leipzig, gest. 1761, schrieb eine unvollendete „Geschichte der Deutschen, bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie, Leipzig 1726. 4.,“ deren Fortsetzung Leipzig 1737 in 2 Bdn. 4. erschien. Dies ist eigentlich die erste Geschichte unsers Volks, die in mehrere lebende Sprachen übersetzt, lange Zeit als Muster historischer Composition gegolten hat. Minder bedeutend, aber doch als fleißiger und geschickter Ordner historischer Stoffe in einer gefälligen Sprache erscheint uns

3) Heinrich Graf v. Bünau, geb. zu Weißenfels 1697, Premier-Minister in Weimar, gest. 1762. Er schrieb das Leben Friedrichs I., Leipzig 1722. 4.; aber sein Hauptwerk ist seine „Teutsche Kaiser- und Reichshistorie. Leipzig 1728 — 45. 4 Thle. 4.“

§. 46. Begründung philosophischer Forschungen durch Leibnitz und Wolf.

Die Geschichte der Philosophie in Deutschland findet ihren Anfangspunkt erst nach der Mitte des 17ten Jahrh. Zwar könnte man schon im 15ten Jahrh. an Joh. Reuchlin denken (geb. zu Pforzheim 1455, gest. zu Stuttgart 1522), der zu Paris außer der Griechischen und Römischen Literatur auch die Aristotelische Philosophie studirte; aber er war mehr Philolog als Philosoph, und beförderte das Studium der Philosophie nur mittelbar, indem er der scholastischen Barbarei durch klassische Literatur entgegen

arbeitete, und, obwohl ein heller Kopf, sich doch jenem phantastischen Gemisch von Theologie und Philosophie hingab, welches das Wesen der Kabbalistik ausmacht. Davon zeugen seine Schriften: de verbo mirifico (Basel 1494. fol.) und de arte cabbalistica (Hagenau 1517 und 1530 fol.)

Mit größerem Rechte vielleicht könnte aus dem 17ten Jahrh. genannt werden Samuel Freiherr von Pufendorf (geb. zu Flöhe bei Chemnitz 1632, gest. zu Berlin 1694), der, als erster öffentlicher Universitätslehrer des Natur- und Völkerrechts in Heidelberg, ein philosophisches Werk über das Naturrecht: „elementa jurisprudentiae universalis, Haag 1660," N. A. Jena 1669. 8. herausgab, worin er sein System auf den Grundsatz der Geselligkeit oder der Socialität gründet. Indessen beschäftigte sich Pufendorf mehr mit der praktischen Philosophie, und kann wohl als Begründer des Naturrechts (obgleich er solches nicht scharf genug von der Moral trennte), nicht aber als speculativer Philosoph betrachtet werden.

Gottfr. Wilhelm Leibnitz ist der erste, der uns in der Geschichte als Begründer der speculativen Philosophie in Deutschland erscheint, wenn gleich seine Schriften, statt eines selbständigen Systems, nur Fragmente der Speculation enthalten. Geboren zu Leipzig 1646, gest. zu Hannover 1716, gehört dieser große Mann der Gelehrtengeschichte überhaupt an. Sein Genie umfaßte die Hauptgebiete des gelehrten Wissens, denn er war auch Mathematiker, Naturkundiger, Geschichtforscher und Philolog, und leistete in allen diesen Beziehungen Vieles und Großes. Davon zeugen seine in Lateinischer und Französischer Sprache geschriebenen Werke, die dem größeren Theil nach unter dem Titel gesammelt sind: „Gothofr. Guil.

Leibnitii opera omnia, nunc primum coll. etc. studio Ludovici Dutens. Genev. 1768. Tom. VI. 4." Der erste Band enthält die theologischen, der zweite die logischen, metaphysischen und physikalischen, der dritte die mathematischen, der vierte die philosophisch-historischen und juristischen, der fünfte die philologischen, und der sechste philosophische und vermischte Schriften. In dieser Sammlung (Th. 6.) befindet sich auch die treffliche Abhandlung, die, nachher übersetzt, unter dem Titel: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache" einen sehr durchdachten Plan enthält, zu dessen Ausführung sich 1792 die Deutschen Mitglieder der 1700 gestifteten Akademie der Wissenschaften zu Berlin verbanden, zu deren Präsidenten Leibnitz vom Könige Friedrich I. ernannt worden war [1]. Was die Philosophie betrifft, so hat Leibnitz sie zwar nicht zu einer systematisch-organisirten Wissenschaft erhoben, aber er hat die schwierigsten Probleme derselben im Gebiete der Speculation gelöst, wovon seine „angebornen Ideen", seine „Monadologie", seine „prästabilirte Harmonie", seine „Theodicee" u. s. w. den Beweis enthalten, und dadurch ein philosophisches System vorbereitet, das späterhin von Wolf ausgebildet, den Namen des Leibnitz-Wolfischen Systems erhielt, und die erste Deutsche philosophische Schule begründet hat.

Christian Freiherr v. Wolf, geb. zu Breslau 1679, gestorben als Kanzler zu Halle 1754, hat seinen philosophischen Geist theoretisch in seinen Schriften und praktisch in seinem Leben gegen die Verketzerungen der ihn verfolgenden Partei auf eine höchst ruhmvolle Weise bewiesen. Von Leibnitz empfohlen, erhielt er 1707 die erste mathematische Professur in Halle, und gewann hier durch seine Vorlesungen und Schriften einen so großen

Beifall, daß der damals unter der theologischen Facultät zu Halle herrschende Pietismus und Mysticismus die Philosophie des Mannes als fatalistisch und atheistisch bei dem Staatsministerium zu Berlin verdächtigte. Wolf wurde seines Amts 1723 als Irrlehrer entsetzt, und bei Strafe des Stranges verurtheilt, binnen 24 Stunden Halle und in zweimal 24 Stunden die Preußischen Staaten zu räumen [2]). Die Universität Marburg nahm den Vertriebenen als ersten Professor der philosophischen Facultät mit einem ansehnlichen Gehalt auf, und während die Theologen in Tübingen sogar ein Verbot der Wolfischen Philosophie auszuwirken suchten, bestrebten sich die Akademieen in London, Paris und Stockholm ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen, und Peter der Große ihn zum Vice-Präsidenten der Akademie in Petersburg zu gewinnen. Die glänzendste Genugthuung aber ward ihm durch Friedrich den Großen, der 1740 gleich mit dem Antritt seiner Regierung ihn unter den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen als Prof. des Natur- und Völkerrechts, Geheimrath und Vicekanzler nach Halle zurückrief. Drei Jahr nachher ward er Kanzler und 1745 von dem Kurfürsten von Baiern in den Freiherrnstand erhoben. [3])

Das Hauptverdienst Wolfs besteht darin, daß er, die Mängel und Lücken in der Leibnitzischen Philosophie ergänzend, ein möglichst vollständiges System aufzustellen, solches mit allen Wissenschaften in Verbindung zu setzen, und die Deutsche Sprache für die Bezeichnung philosophischer Begriffe zu befähigen suchte. Seine philosophischen Schriften in Deutscher und Lateinischer Sprache sind sehr zahlreich; durch jene besonders ist die Philosophie in Deutschland eine wirklich Deutsche und heimische Wissenschaft geworden, um so mehr, als sie in einer klaren, bestimmten Schreibart abgefaßt, weniger als die Lateini-

schen an einer ungemessenen Breite und Weitschweifigkeit leiden. Einige der vorzüglichsten sind: „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauch in Erkenntniß der Wahrheit. Halle, 1712. 8." (mehrmals aufgelegt); „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen. Frkf. und Leipzig 1719. 8."; „Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, Halle, 1723. 8."; „Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, zur Beförderung ihrer Glückseligkeit. Halle, 1720. 8." In diesen Schriften werden Logik, Metaphysik, Naturrecht und Ethik abgehandelt. Die Schwächen in dem Organismus der Wolfschen Philosophie sind durch spätere Systeme aufgedeckt worden; aber Niemand vor ihm hatte Besseres geleistet, als er, und so wird er stets in der Geschichte der Deutschen Philosophie, als einer systematischen Wissenschaft, für die er eine weit verbreitete Schule gründete, der Schöpfer derselben genannt werden müssen.

Anmerk. 1) Die Abhandlung befindet sich in der Schrift: „Beiträge zur Deutschen Sprachkunde. Erste Sammlung. Berlin, 1794. 8." Die Akademie (bei ihrer Stiftung Societät der Wissenschaften genannt) hat späterhin für Deutsche Sprachforschung zu wirken aufgehört und einen allgemeinern wissenschaftlichen Charakter angenommen.

2) Man hatte dem König vorgeredet, daß die Desertion seiner großen Gardisten nach den Grundsätzen der Wolfschen Philosophie als prädeterminirt entschuldigt werden könne.

3) s. W. T. Krug's Allg. Handwörterbuch der philos. Wissenschaften, Bd. 4. S. 477 — 479.

§. 47. Freisinnige Bekämpfung des Aberglaubens durch Thomasius.

Christian Thomasius wurde geboren 1655 zu Leipzig, studirte daselbst die Rechtswissenschaft in Berlin

dung mit Philosophie unter Leitung seines Vaters [1]), las 1675 juristische Collegia in Frankfurt a. d. O., ging dann nach Leipzig, wo er Vorlesungen in Deutscher Sprache hielt [2]), sich aber durch seine freiere Methode und durch seinen in Lehre und Schrift losgelassenen Spott gegen die Pietisten Feinde zuzog, die durch ihre Klagen beim Dresdner Hofe ihn nöthigten, 1690 Leipzig zu verlassen. Er wandte sich nach Berlin, und ward auf der 1694 neu gestifteten Universität Halle als öffentlicher Lehrer der Rechtswissenschaft angestellt, 1709 aber zum Geheimrath und im folgenden Jahre zum Director der Friedrichs-Universität gemacht. Als solcher starb er 1728.

Thomasius hat seine philosophische Bildung besonders für praktische und gemeinnützige Zwecke benutzt, indem er die Aufklärung seines Zeitalters und die Einführung einer bessern Methode in der Behandlung der Wissenschaften in's Auge faßte. Dies ist ihm um so mehr gelungen, als er sich in seinen Vorlesungen und in vielen philosophischen Schriften der Deutschen Sprache bediente, welches zu jener Zeit unerhört war. Und in dieser Beziehung ist es besonders merkwürdig, daß er ein Deutsches Programm schrieb: „Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen nachahmen soll. Leipzig, 1687", und auch 1680 — 1690 die erste Deutsche Zeitschrift herausgab, betitelt: „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher", die ihm wegen der darin vorkommenden persönlichen Angriffe auf seine Gegner viel Verdruß zuzog. Obwohl seine Deutsche Schreibart weder rein noch fließend ist, so hat er doch die Muttersprache durch den wissenschaftlichen Gebrauch zum Werkzeug des gelehrten Unterrichts erhoben, und dadurch das Volk für höhere Geistesbildung empfänglich gemacht. Auch

bekämpfte

bekämpfte er verderbliche Vorurtheile, wozu besonders der damals noch herrschende Aberglaube an Hexerei und Zauberei gehört, die beide von Theologen und Juristen geglaubt, als Verbrechen angesehen und bestraft wurden. Sein Verdienst um die geistige Nationalbildung der Deutschen ist unverkennbar [3]).

Zu bemerken ist noch am Schlusse dieses Zeitabschnitts, daß die bedeutendsten Anregungen der Gelehrten- und Volksbildung vom Preußischen Staat, und hier wieder von der Universität Halle ausgingen.

Anmerk. 1) Jacob Thomasius (geb. 1622, gest. 1684) war Professor der Philosophie zu Leipzig, und beschäftigte sich besonders mit der Geschichte der Philosophie.

2) Wenn seit jener Zeit die sonst einzig bevorrechtete Lateinische Sprache als Gelehrtensprache immer mehr zurückgedrängt und die Deutsche Sprache in der Mittheilung der gesammten Wissenschaft fast ausschließlich gebraucht wurde: so ist darin allerdings wohl der Grund zu suchen, daß jetzt die Fertigkeit im Lateinischen Sprechen immer seltener gefunden wird. Aber die Kenntniß im Verstehen der Lateinischen Autoren hat durch die geistvolleren Methoden des öffentlichen Unterrichts unleugbar wieder gewonnen und die Deutsche Sprache durch den allgemeineren Gebrauch im Gebiet der Wissenschaften die Kraft eines völlig ausreichenden Idioms aller Gedanken und Empfindungen erlangt. Dennoch bleibt es für die Wissenschaft selbst sehr wünschenswerth, daß die Gelehrten aller Länder Europa's die Lateinische Sprache als das geeignetste Werkzeug ihrer Mittheilungen unter sich bewahren und sie wenigstens in den Gebieten der höheren speculativen Erkenntniß, die nicht für das unmündige Volk gehört, anwenden.

3) s. Schröckh's Biographie, Th. 5. S. 266 ff., und Luden über Thomasius Schicksale und Schriften. Berlin, 1806. 8.

Zweiter Abschnitt.

§. 48. Vorbereitende Heranbildung eines edlen Geschmacks in Sprache und Poesie.

Der Kampf der widerstrebenden Kräfte in der ersten und größern Hälfte dieser Periode, der alle Einheit verhinderte, ermäßigt sich mit dem Ende des 17ten Jahrh., und es zeigt sich im Beginne des folgenden ein ernsteres, und besonnenes Streben nach dem Besseren, indem die Lohensteinische Schule sich gänzlich ihrer Auflösung naht, und Sprache und Poesie ihrer Fesseln durch Haller und Hagedorn entledigt werden. Zwar droht auch während dieser Zeit wieder eine sich neu bildende Schule, an deren Spitze der Leipziger Gottsched steht, dem bessern Geschmack Gefahr, indem sie bloße Correctheit und Deutlichkeit als das Wesen der Poesie betrachtet und die Franzosen als Vorbilder hinstellt; aber sie wird bald durch eine andere Partei, die durch Studium der altklassischen Literatur und der Engländer gebildet ist, überflügelt und in ihre Schranken zurückgewiesen. Während dieser Kämpfe und zum Theil durch dieselben, erwacht durch die schöpferische Kraft Klopstock's ein neuer Geist in der Deutschen Literatur, der selbständig sich bildend, Sprache und Poesie auf einen vorher noch nie geahnten Höhepunkt stellt, zu dem selbst das gebildetste Ausland mit staunender Bewunderung hinaufblickt.

§. 49. Albrecht von Haller, Lehr- und beschreibender Dichter.

Der erste Vorläufer und Bildner eines edleren Nationalgeschmacks ist Albrecht v. Haller. Geboren den 16ten October 1708 zu Bern, zeigte er schon als Knabe eine hohe geniale Natur, indem er bereits im 9ten Lebensjahre der alten Sprachen kundig, im 10ten zu dichten begann, und schon im 15ten die Universität Tübin-

gen, nachher Leiden und Basel besuchte. Er starb zu Bern 1777 im 70sten Lebensjahre.

Haller war einer der ersten und vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, ausgezeichnet als philosophischer Arzt, gedankenreicher Lehrdichter und Lyriker. Göttingen, der erste Schauplatz seiner Größe, wo er als Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik wirkte, und seine Vaterstadt, der er zuletzt als Amman seine Dienste schenkte, so wie die wichtigsten gelehrten Gesellschaften Europa's, deren Mitglied er war, verkünden noch jetzt seinen Ruhm und segnen sein Andenken. Die Zeit seiner dichterischen Bildung fiel in die schlimmste Periode unserer Poesie, wo nämlich auf der einen Seite der Lohensteinsche Geschmack, und auf der andern glatte und wässerige Reimerei, überhand genommen hatten. Wirklich neigte sich auch Haller in seinen ersten Arbeiten zur Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Manier hin; allein das Studium der Alten, unter denen Homer und Virgil seine Lieblinge waren, und einiger Englischen Dichter, veredelte allmählig seinen Geschmack. Eben darum vernichtete er auch fast alle Arbeiten seiner Jugend, unter denen sich z. B. ein episches Gedicht über den Ursprung des Schweizerbundes in viertausend Versen, so wie einige Trauerspiele und Idyllen befanden, und wo in der Folge noch Spuren der Lohensteinschen Unnatur zu finden waren, suchte er sie bei jeder neuen Ausgabe seiner Gedichte zu tilgen. Früh schon bemerkte Haller die trefflichen Anlagen unsrer Sprache, in wenig Worten viel zu sagen; er rang unermüdet nach dieser gedankenvollen Kürze, und erreichte sie, wie kein Dichter vor, und wenige nach ihm; nur in dem sprachlichen und rhythmischen Wohllaut ist ihm sein Streben nicht immer gelungen. Aber seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, sein philosophischer Scharfsinn und der Reich-

thum seiner Erfahrungen, die ihm unerschöpflichen Stoff darboten, ersetzten jene Mängel, so daß Tiefe der Gedanken, gesunde Moral, Stärke, Adel des Ausdrucks ihn vor allen Dichtern damaliger Zeit vortheilhaft charakterisiren.

Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zuerst 1732 ohne seinen Namen, und zuletzt 1777 unter dem bescheidenen Titel: „Versuch Schweizerischer Gedichte." (Bern, 8.) Sämmtliche Berner und Göttinger Ausgaben von den Jahren 1734, 43, 48, 49, 51, 53, 58, 62, 68 und 77 sind von ihm selbst besorgt, und enthalten verschiedene Aenderungen und Verbesserungen; die alten Lesarten sind unter dem Texte bemerkt, in der letzten Ausgabe als Anhang. Die 12te Ausgabe seiner Gedichte erschien Bern 1828. 8. besorgt von J. R. Wyß, mit dem Leben des Dichters. Unecht und Nachdruck sind die Ausgaben: Danzig, 1743, Wien, Ulm, Zürich u. s. w. Die wichtigsten Stücke der Original-Ausgabe sind folgende. Den Anfang machen seine Morgengedanken, eins seiner frühsten lyrischen Gedichte, das er im 17ten Jahre verfertigte, und das erhabene Betrachtungen über die Größe des Schöpfers in der Natur enthält. Dies und die nachfolgenden beiden Lehroden über die Ehre, und die unvollendete über die Ewigkeit, so wie die Elegie: Trauerode beim Absterben seiner gelieb. Mariane sind unter seinen lyrischen Stücken am berühmtesten. Seinen eigentlichen Dichterruhm aber haben begründet sein beschreibendes Gedicht: „Die Alpen", und sein philosophisches Lehrgedicht: „Ueber den Ursprung des Uebels." Jenes, das Chr. E. von Kleist sagen läßt, er habe die Pfeiler des Himmels, die Alpen, zu seinen Ehrensäulen gemacht, wurde veranlaßt durch eine botanische Reise 1728, und besteht aus einer Reihe von lebendigen Natur- und Sittengemäl-

den, welche, auf eigenthümliche Art anziehend, die Ueberzeugung bewirken sollen, daß Unschuld des Herzens und einfacher Lebensgenuß die Bedingung unsers Glückes sind. Es ist in zehnzeiligen Strophen, und gehört auch jetzt noch zu den trefflichsten Arbeiten in der malerischen Poesie der Deutschen [1]). Sein Lehrgedicht: „über den Ursprung des Uebels, in drei Büchern;" vom Jahre 1734, erklärt er selbst für sein bestes Gedicht. Ueberall aber hat der Lehrton das Uebergewicht über das Poetische.

Außer diesen Gedichten haben wir von Haller auch noch politische Romane, Usong (Bern, 1771. 8.), Alfred (Bern, 1773. 8.) und Fabius und Cato (Bern, 1774. 8.), welche die Frage von der besten Regierungsform zum Gegenstande haben. Usong, worin gezeigt wird, daß unbeschränkte Monarchie durch Gemüthsadel gemildert wird, hat am meisten gefallen, und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Haller schrieb diese Romane wenige Jahre vor seinem Tode, wo die Deutsche Literatur bereits einen höhern Schwung genommen, er selbst aber schon angefangen hatte, an seinem eigenen Geschmack und an seiner Aufklärung irre zu werden. Er verfiel nämlich zuletzt in die finsterste Orthodoxie, worin er den festen Glauben an den Teufel für die Bedingung seiner Seligkeit hielt, und sein poetischer Genius verließ ihn endlich so ganz, daß er gegen den Kaiser Joseph, der ihn besuchte, seine Poesien für eine Jugendsünde erklärte. Ein trauriger Beweis von der Hinfälligkeit auch der edelsten menschlichen Natur [2]).

Anmerk. 1) Eine Prachtausgabe dieses Gedichts, mit Kupfern, erschien Bern 1774. gr. 4. Jeder Strophe ist eine allegorische Vignette und Tscharner's Französ. Uebersetzung mit einigen Verbesserungen beigefügt.

2) Nachrichten von Haller's Leben und Schriften fin-

det man in dem: „Leben des Herrn v. Haller, von Joh. Georg Zimmermann rc. (Zürich, 1755. 8.) und in Chr. Gott. Heyne Elogium Alberti de Haller. Göttingae, 1778. 4. Ueber seinen literarischen Charakter s. besonders Manso's Abhandlung über ihn, mit treffenden Bemerkungen über seine vorzüglichsten Gedichte, in den „Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen," (Leipzig, 1792. 8.) Bd. I. Stück 1.

§. 50. Friedrich v. Hagedorn, Lieder- und Fabeldichter.

So wie Haller den Ton anstimmte für Ernst und Belehrung, so Hagedorn für Heiterkeit und gesellige Freude. Jener gab der Sprache ihren männlichen und kräftigen Charakter, dieser ihr das Gepräge der Anmuth und Zier.

Friedrich v. Hagedorn wurde am 23sten April 1708 zu Hamburg geboren, und starb daselbst 1754 als Secretair bei dem Englischen Court, einer schon im dreizehnten Jahrh. gegründeten Handelsgesellschaft. Ein Mann, der seinen Geschmack durch das Studium des klassischen Alterthums, der Französ. und Englischen Literatur gebildet, zugleich einen heitern, theilnehmenden und für Kunst und gesellige Freude empfänglichen Sinn hatte. Sein Haupttalent zeigt sich in den leichtern Dichtgattungen, besonders in dem fröhlichen scherzhaften Liede, denn hier konnte er seine Neigung zum veredelten Genuß befriedigen, und sein volles freies Herz ungestört öffnen. Mit Recht hat man von Hagedorn's Liedern gesagt, daß sie die ersten gewesen sind, deren sich der Deutsche Geschmack nicht zu schämen hatte, indem in ihnen der wahre Ton des muntern Gesanges zuerst mit Glück getroffen war. Sie athmen den Geist sanfter Fröhlichkeit und naiven Scherzes, und eine leichte, gefällige rhythmische Sprache und Versifikation empfahl sie dem allgemeinen Gebrauch. Hagedorn gab seine Lieder unter dem Titel: „Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf Büchern," (Hamburg,

1747. 8.) heraus, worauf 1754 eine zweite, vermehrte, und 1756 eine dritte mit Musik in 3 Theilen erschien. Drei Jahr darauf, 1750, erschien auch eine Sammlung seiner moralischen Gedichte, und eine N. A. 1752. Sie sind mehr satirisch als didaktisch, und enthalten nützliche Lehren und fruchtbare Sittensprüche, die in einem gefälligen und überall züchtigen Ton vorgetragen und mit kleinen satirischen Gemälden belebt sind. Das beste ist: „die Glückseligkeit," in welchem die falschen Meinungen der Menschen über diesen Gegenstand, und ihre daraus entspringenden Leidenschaften bestraft werden.

Als Fabeldichter und Erzähler hat er sich durch seinen „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen." (Hamburg, 1738. 8., und N. A. in zwei Büchern 1752) ein dauerndes Verdienst erworben. Der Stoff zu seinen Fabeln ist meist aus älteren Dichtern entlehnt, doch hat er fremde Erfindung eigenthümlich behandelt. Sie zeichnen sich vor allen frühern Gedichten dieser Art vortheilhaft aus durch Composition, fließende Schreibart, muntere Erzählung, witzige Einfälle und naive Wendung, besonders aber durch eine fruchtbare Moral und eingestreute Sittensprüche. Manche, wie sein „Johann der Seifensieder," leben noch jetzt wie ein Sprichwort in dem Munde des gesammten Volks; obwohl auch die besten nicht frei sind von einer gewissen seinem Zeitalter angehörigen schwatzhaften Breite.

Endlich versuchte sich Hagedorn auch im Sinngedicht. Wenn gleich hier der epigrammatische Witz weniger als der belehrende Verstand und das gute Herz spricht, so enthält doch die im Jahre 1752 veranstaltete Sammlung sehr treffende Epigramme, die meist von eigener Erfindung, sich bald durch einen anziehenden Gedan-

ken, bald durch Scharfsinn und überraschende Wendung auszeichnen.

Die ersten Gedichte, welche Hagedorn bald nach seinem Abgang von der Universität Jena, unter dem Titel: „Fr. v. H. Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden," Hamburg, 1729 sammelte, tragen noch zu viel von der rauhen, unbehilflichen Sprache und dem wässrigen Geschmack einer frühern Zeit an sich; daher hat er, der immer fortschritt, nur wenig von diesen Versuchen in seine spätern Sammlungen aufgenommen. Kein Dichter vor ihm hat das Horazische nonum prematur in annum so treu beachtet. Er pflegte seine neuen Gedichte erst ein Paar Jahre auf die Seite zu legen, sie dann zu mustern, das Urtheil seiner Freunde zu hören, und das, was ihm nicht gefiel, oder sich nicht verbessern lassen wollte, dem Vulkan zu opfern. Daher nennt ihn Wieland mit Recht den Dichter, den an Feinheit des Geschmacks Keiner, von welcher Nation er sei, übertroffen, und der unter allen unsern Dichtern seine Werke am meisten gefeilt hat. Dies zeigt sich unverkennbar, wenn man seine spätern Arbeiten mit seinen frühern, und noch mehr seine umgearbeiteten ältern Stücke in ihrer ursprünglichen Gestalt mit der schönen Form ihrer letzten Vollendung vergleicht. Diese Vollendung hat die nach Hagedorn's Tode durch den Buchhändler Bohn zu Hamburg besorgte, von dem Verf. selbst auf das genaueste durchgesehene, auch mit neuen Gedichten und Zusätzen vermehrte doppelte Ausgabe, die unter dem Titel: „Herrn Friedrich's von Hagedorn sämmtliche poetische Werke," in drei Theilen 8., und zwar die größere Ausgabe mit Vignetten 1756, die kleinere ohne Vignetten 1757 erschien; jene wurde 1769 zum zweiten Male, diese 1771 zum vierten Male aufgelegt. Die

letzte Ausgabe erschien unter dem Titel: „Fr. v. Hagedorn's poetische Werke, mit seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik, und mit Auszügen seines Briefwechsels begleitet, von Johann Joachim Eschenburg." (Fünf Theile. Hamburg, 1800. 8. mit neuem Titel 1825.). Sie ist unter allen die vollständigste und sorgfältigste, und kann in mehrfacher Hinsicht klassisch genannt werden.

Anmerk. Nachricht von Hagedorn's Leben findet man in der Eschenburgschen Ausgabe seiner poetischen Werke Th. IV.; ferner in Christ. Heinr. Schmid's Biographie der Dichter Th. II. Diese Arbeit wurde vor ihrem Abdruck von Hagedorn's Bruder, Christian Ludewig (geb. 1712, gest. 1764 zu Dresden als Generaldirector der Kunstakademie daselbst), der sich um die Kunst, besonders durch seine „Betrachtungen über die Malerei," (Leipzig 1762) verdient gemacht hat, durchgesehen, berichtigt, und mit Zusätzen begleitet. Vergl. Betterlein's Handbuch der poetischen Literatur 2c. S. 93 bis 101, und Jördens Lexikon 2c. Bd. II. S. 286 bis 303.

§. 51. Namhafte Dichter ähnlichen Strebens.

Dieselbe Richtung, welche Haller eingeschlagen, nahmen auch einige andere, zwar minder bedeutsame, doch namhafte Dichter dieser Zeit. Dahin gehören:

1) Karl Friedr. Drollinger, geb. zu Durlach 1688, gest. zu Basel als Baden-Durlachscher Archivar 1742. Er gehörte anfänglich zur Lohensteinschen Schule; aber das Studium der Alten und einiger Britischen Dichter gab seinem Geschmack eine edlere Richtung. Er war Lyriker, und gibt in seinen Oden kräftige Gedanken und tiefe Gefühle in wohllautendem Versbau und reinem Sprachausdruck. In dieser Beziehung steht er noch höher als Haller. Seine vorzüglichsten Gedichte sind drei

Oden, in denen er die Gottheit, die Unsterblichkeit der Seele und die göttliche Vorsehung besingt. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst nach seinem Tode zu Basel 1743. 8. und mit neuem Titel Frankfurt a. M. 1745. 8. Nachrichten von seinem Leben gibt die den Gedichten angehängte Gedächtnißrede von Spreng. Sein dichterischer Charakter ist entwickelt in Küttner's Charakteren rc. Bd. I. S. 203 — 205.

2) Christoph Jos. Sucro, geb. 1718 zu Königsberg in der N. M., gest. 1756 als Professor zu Coburg, eiferte Haller'n nach, blieb aber hinter seinem großen Muster zurück. Die besten seiner didaktischen Gedichte sind: „Versuch vom Menschen"; „der Stoiker", und „die Gemüthsruhe." Sein Freund G. C. Harles sammelte seine Gedichte nebst einigen unbedeutenden Programmen unter dem Titel: „Hinterlassene teutsche Schriften. Coburg 1770. 8."

§. 52. Literarische Fehde zwischen Bodmer u. Gottsched.

Da der schwankende Zustand der Deutschen Literatur bis jetzt noch keinen nationalen Charakter hatte gewinnen können, indem alle Dichter mehr oder weniger bald Italiäner, bald Franzosen und Briten zu ihren Vorbildern genommen; so war zu erwarten, daß der durch Haller und Hagedorn geweckte freiere Geist, der seine Nahrung besonders aus den Werken des klassischen Alterthums gezogen, den bisher unbefriedigten Sinn für das Schöne in Sprache und Poesie bald allgemeiner anregen würde. Es bedurfte dazu nur einer neuen literarischen Veranlassung, und diese fand sich in den entgegengesetzten Bestrebungen zweier Männer, die beide als Meister und Lehrer sich und ihre Kunstgenossen in eine Fehde verwikkelten, welche lang fortgezogen weniger ihren eigenen

Ruhm, als die Befestigung des edlen Geschmacks befördert hat.

Die beiden Streitenden waren: Johann Jakob Bodmer, geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich, und gest. 1783 als Professor der Geschichte in Zürich; und Johann Christoph Gottsched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, gestorben 1766 als Professor der Philosophie zu Leipzig. Beide arbeiteten zunächst auf einem verschiedenen Felde, jener als Kritiker, dieser als Grammatiker; auch erwarben sich beide, jeder in seiner Art, ein anerkanntes eigenthümliches Verdienst. Aber Eitelkeit von der einen und Anmaßung von der andern Seite verleiteten sie, Schwächen vor der literarischen Welt aufzudecken, und dadurch ihren Ruhm zu beflecken. Der Kampf selbst wird gewöhnlich der Kampf der Leipziger und Schweizer genannt; die Zöglinge beider Schulen bezeichnet man als Bodmerianer und Gottschedianer.

§. 53. Fortsetzung.

Der literarische Streit beider Parteien war folgender: Im Jahre 1721 errichteten Bodmer und sein Freund Breitinger (geboren 1701 zu Zürich, gestorben daselbst 1776 als Canonikus und Professor der hebr. und griech. Sprache) eine gelehrte Gesellschaft, die sich an bestimmten Tagen versammelte, sich über moralische und literarische Gegenstände unterhielt, und Verhandlungen über ihre Zusammenkünfte führte. Dies leitete die Stifter darauf, ein moralisch-ästhetisches Wochenblatt, nach Art des Englischen Zuschauers, unter dem Titel: „Diskurse der Maler" (nämlich Maler der menschlichen Sitten) herauszugeben, in welchem sie sich unter den Namen berühmter Maler, als Hans Holbein (bedeutet bald Bodmer, bald Breitin-

ger), Albrecht Dürer, Raphael von Urbin, Michael Angelo, Rubens (Bodmer) verbargen. Mitunter kamen nun in dieser Wochenschrift auch einige kritische Aufsätze vor (z. B. über Sprache und Styl; wider den Reim; über die Kunst zu lesen; Stellen aus Boileau's Dichtkunst in reimlose Verse übersetzt und mit Beispielen aus Deutschen Dichtern erläutert; ein Traum zu Opitzens Lobe; über Gallimathias und Phöbus; über die gleich geltenden Wörter; über die verschiedenen Arten der Wortspiele ꝛc.) und diese Betrachtungen wurden mit Beispielen aus ältern und neuern Dichtern erläutert, und dabei die Vorzüge der Opitzischen, und die Fehler der neuern Gedichte freimüthig gezeigt. — Schon durch den Inhalt dieser Wochenschrift, die im Jahre 1729 unter dem Titel: „der Maler der Sitten" fortgesetzt wurde, streiften die Herausgeber häufig in das Gebiet des grammatischen Gottsched, und es konnte nicht fehlen, daß er selbst dabei empfindlich berührt wurde. Aber es dauerte nicht lange, so entstanden ähnliche Unternehmungen. Es kam z. B. in Leipzig eine moralische Wochenschrift heraus, unter dem Titel: „der Leipziger Spectateur," dessen Verfasser sich den Namen Diogenes beilegte; in Hamburg der „Patriot" (von Brockes, Fabricius, Hoffmann ꝛc.), und in Halle „die vernünftigen Tadlerinnen" von Gottsched u. A. Die beiden Schweizer prüften diese Schriften und suchten die Geschmacklosigkeit derselben öffentlich zu zeigen. So schrieben sie wider den Leipziger Spectateur: „der gestäupte Leipziger Diogenes oder kritisches Urtheil über die erste Speculation des Leipziger Spectateurs, 1726. 8.," und wider den Patrioten und die Tadlerinnen: „Anklagung des verderbten Geschmacks, oder Anmerkungen über den Hamburgischen Patrioten und die Hallische Tadlerinnen" (Frankfurt und Leipzig, 1728. 8.). Nun erhoben sich Gott-

sched, Schwabe, Triller u. A. als Gegner der Schweizer, und suchten diese in grammatischer Hinsicht, besonders wegen ihres Schweizerischen Dialekts, eben so zurechtzuweisen, wie man sie in ästhetischer Hinsicht zurecht gewiesen hatte. Diese Neckereien nahmen eine ernstere Wendung, als Bodmer's Uebersetzung des Milton erschien. Gottsched nämlich, ein Freund des Französischen Geschmacks, griff in seiner „Dichtkunst“ und in den „Beiträgen zur kritischen Historie der Deutschen Sprache,“ die Manier des Englischen Dichters mit Voltairischen Gründen an, und Bodmer schrieb dagegen eine starke Vertheidigung unter dem Titel: „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindungen mit dem Wahrscheinlichen“ rc. (Zürich 1740. 8.). Gottsched, obwohl ziemlich glimpflich behandelt, zog diese Abhandlung in seinen „Beiträgen zur kritischen Historie der Deutschen Sprache“ (St. 24. S. 652 bis 668.) heftig durch, und so ging denn das lang glimmende Feuer in eine hellodernde Flamme auf. Der nun völlig ausgebrochene Federkrieg wurde von beiden Seiten so beißig und heftig geführt, daß die streitenden Parteien, in der Hitze ihrer Polemik, am Ende den Gegenstand des Streits ganz aus den Augen verloren, und viele der Gottschedianer gar nicht mehr wußten, wovon denn eigentlich die Rede sei. Nach einer Reihe von Jahren trug die Bodmersche Partei den (auch nicht sehr erfreulichen) Sieg davon, wozu Albrecht von Haller, nicht wenig mitwirkte, da er gerade zur Zeit des Streits mit seinen Gedichten auftrat, die alle bisherigen Leistungen unendlich übertrafen*). Daß die Gottschedische Partei unterliegen würde, war aus den Umständen vorher zu sehen; denn ihr galten gerade die Dichter der geistlosen Schule, Neukirch, König rc. für die besten Muster, daher auch nur

flache Köpfe, wie Triller, Schwabe, J. Chr. Schwarz als Mitkämpfer sich ihr anschlossen; Gottsched selbst aber, ohne Scharfsinn und poetisches Talent, nur nach Correctheit und Verständlichkeit strebend, wurde von Stolz und Anmaßung so geplagt, daß er mehr für sich als für die Sache stritt. Seine Gegner, Bodmer und Breitinger, dagegen hatten ihren Geschmack durch das Studium der Alten und besonders auch der Engländer, die dem Deutschen Geschmack mehr als die Franzosen zusagen, gebildet, und blieben nicht bloß bei Grundsätzen und Regeln stehen, sondern sie gaben auch Muster in mehreren Gattungen der Poesie; dagegen die Gottschedianer kein einziges poetisches Werk von Bedeutung hervorbrachten, wohl aber den Dünkel hatten, sich für Dichter und ihre nüchternen Reimereien für Poesie zu halten. Wirklich hatte auch Bodmer die meisten und talentvollsten jungen Köpfe des nördlichen Deutschlands, z. B. Klopstock und Wieland, auf seiner Seite, wenn gleich diese nicht unmittelbar Antheil an dem Streite nahmen.

Anmerk. *) Man vergleiche über diese literar. Fehde: Gottlieb Schlegel's Entwurf einer Geschichte der Streitigkeiten, welche zwischen einigen Leipzigern und Schweizern über die Dichtkunst geführt worden. Königsberg 1764.

§. 54. Gottsched's literarischer Charakter.

Gottsched hat das traurige Schicksal gehabt, seinen Ruhm zu beflecken. Die vorher erzählte Fehde mit Bodmer gab seinem Namen eine Schmach, die in der Literatur noch jetzt auf ihm haftet. — Doch muß man in ihm den Sprachkünstler vom Philosophen und Dichter wohl unterscheiden. In den beiden letztern Beziehungen erscheint er in einer Mittelmäßigkeit, welche die Urtheile seiner Gegner vollkommen rechtfertigt. Zum Philosophen

fehlte es ihm an Forschungsgeist, zum Dichter an Wärme des Gefühls und Erfindungskraft. Sein Unglück war aber, gegen seinen innern Beruf etwas sein zu wollen, was er nicht sein konnte. Als Professor der Logik und Metaphysik schrieb er seine „ersten Gründe der Weltweisheit," (1734), eine Schrift, die zwar sieben Auflagen erlebte, aber doch kein anderes Verdienst hat, als daß die Lehren der Wolfischen Philosophie hier popularisirt worden sind. Schon früher (1730) hatte er seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst," herausgegeben, bei dessen vierter Auflage (Leipzig, 1751. gr. 8.) er in der Vorrede jubilirend ausruft: „Und meine Dichtkunst lebet noch! sie lebet, sag' ich, rc." weil er gerade dieses Buchs wegen von den Schweizern angegriffen, und in seiner Blöße als ästhetischer Kritiker dargestellt worden war. Auch erschien 1736 eine von Schwabe herausgegebene Sammlung seiner Gedichte zu Leipzig in 2 Bänden, 8., die 1751 eine vermehrte neue Auflage erlebte, ungeachtet die darin enthaltenen Oden und Elegien den Neukirchschen Geschmack an sich tragen. Diese und ähnliche Arbeiten Gottsched's würden indessen entweder glimpflicher beurtheilt, oder, wie viele andere wohl schlechtere vor ihm und nach ihm, vielleicht gar mit einer gewissen Anerkennung aufgenommen worden sein, wenn nicht der Dämon Eitelkeit ihren Schöpfer verleitet hätte, sich selbst damit zu brüsten, seine Ansichten und Meinungen in der Philosophie und Dichtkunst als die einzig wahren geltend zu machen, und seine ästhetischen Regeln mit Beispielen von seiner eigenen Arbeit als mit Mustern ausschmücken zu wollen. Denn sein Fleiß ist nicht zu verkennen, und eben so muß man es zugeben, daß seine Lehrbücher, wozu auch seine: „ausführliche Redekunst," (5te Auflage Leipzig, 1759. 8.) gehört, damaliger Zeit wirklich Bedürfniß waren, und manchen wohlthätigen

Einfluß auf die Verbreitung eines gründlichern Studiums der Deutschen Poesie und der Wissenschaft des Schönen gehabt haben [1]). Da aber, wo kalte Betrachtungen nicht angebracht sind, und bloße Regelmäßigkeit nicht ausreicht, vielmehr Alles auf Begeisterung, große Gedanken, kühne Situationen, Zeichnung der Charaktere, mit einem Worte auf innere Poesie ankommt: da kann die Kritik nicht streng genug über ihn richten. In der That ist er in seinen Dramen, besonders in den Tragödien, die in dem Werke: „die Deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet ꝛc." zu Leipzig in sechs Theilen, zuerst 1740 bis 45, in 8. erschienen (N. A. 1746 bis 1750), äußerst hölzern und steif, und selbst „sein sterbender Kato," obwohl er zehn Auflagen erlebte, und höher als seine „Parisische Bluthochzeit," und als sein „Agis, König von Sparta," angeschlagen wird, ist eben so ungenießbar, als seine Nachahmung der Racineschen Iphigenia verfehlt ist, wenn gleich nicht verkannt werden kann, daß bei dem damaligen schlechten Zustand des Theaterwesens, wo Harlekin, den Gottsched zur Verbesserung des gesellschaftlichen Anstandes vom Theater verbannen wollte [2]), die Hauptrolle spielte, die Gottsched'schen Stücke zur Verfeinerung des Tons und zur Hervorbringung einer gewissen Regelmäßigkeit auf der Bühne, eine Hauptveranlassung gegeben haben.

Sehen wir nun aber auf Gottsched als Wortkritiker und Deutschen Grammatiker, so steht er um vieles höher, und kann hier auf unsern Dank die gerechtesten Ansprüche machen. Im Jahr 1727 bildete er die „Deutschübende poetische Gesellschaft" in Leipzig in eine „Deutsche Gesellschaft" um [3]), und brachte es dahin, daß durch sie die Liebe zur Muttersprache wieder geweckt, und der Deutschen Literatur mehr Freunde und Verehrer verschafft

schafft wurden, wenn sie gleich weder gute Dichter erzeugt, noch auch zur Veredlung des Geschmacks etwas beigetragen hat. Er selbst ging mit Ernst und Kraft daran, die damals sehr verderbte Sprache zu reinigen, der Sprachmengerei und der Lohensteinischen Schwulst entgegen zu arbeiten, und zugleich mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in das Deutsche Sprachwesen zu bringen. Davon zeugt seine „Vollständigere und neu erläuterte deutsche Sprachkunst," (6te Aufl. Leipzig 1776. 8.), die zuerst 1748 erschienen war, und bei allen Mängeln, die wir von unserm höhern Standpunkt aus darin erblicken, doch die Kunst, grammatisch richtig zu schreiben, in einem großen Theile des südlichen Deutschlands verbreitet, und größere Einheit in die Schriftsprache gebracht hat. Daß sein Ansehen als Grammatiker viel gegolten habe, ergibt sich auch schon zum Theil aus den vielen Uebersetzungen seiner Sprachlehre in's Französische (Paris, 1753, Wien und Prag, 1756, Straßburg 1763, Bern, 1795), in's Holländische (Amsterdam, 1772), in's Ungerische (Presburg, 1784), in's Russische (Moskau, 1762), und in's Lateinische (Frankfurt, 1770). Ferner zeugen davon seine „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten" (Straßburg und Leipzig, 1758), eine Vorbereitung zu nachherigen synonymischen Untersuchungen unsrer Zeit, und besonders die von ihm und einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig herausgegebenen „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache rc." 8 Bde. (Leipzig, 1732 bis 1744. 8.), die theils Auszüge aus alten und neuen Deutschen Büchern, theils Abhandlungen, die Literatur, Dichtkunst und Beredsamkeit betreffend, theils Beurtheilungen Deutscher Schriftsteller und Lebensbeschreibungen solcher Männer enthalten, die

um Deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit sich verdient gemacht haben.

Das größte Verdienst aber erwarb sich Gottsched als Sammler und Deutscher Antiquar. Mit vieler Mühe trug er schätzbare Stoffe zur Geschichte der Deutschen Poesie und Sprache zusammen, und lieferte uns ein, für die Literatur des dramatischen Fachs überaus wichtiges Werk, in seinem „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller deutschen Trauer-, Lust und Singspiele, die im Druck erschienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts rc. (Erster Theil.) Leipzig, 1757. 8. Zweiter Theil, oder Nachlese aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die vom Jahre 1450 bis 1760 im Drucke erschienen rc. 1765." (Ein Anhang dazu ist: „Freiesleben's kleine Nachlese rc. Leipzig, 1760.") Eben so erweckte er den alten Reineke Fuchs, von dem er 1752 eine prosaische Uebersetzung, mit Beifügung des Textes nach der Hackmann'schen Ausgabe, veranstaltete, s. 4te Per. S. 133; auch machte er auf manche Dichtungen des Minnegesangs, namentlich auf Veldegk's Eneidt (1745) aufmerksam. Hätte er seine Kraft auf sein antiquarisches Wissen beschränkt, so würde er seinen Nachruhm nicht befleckt haben [4]).

Gottsched fand eine treue Gehülfin bei seinen gelehrten Arbeiten in seiner sehr gebildeten Gattin Louise Adelgunde Victorie, geb. Culmus aus Danzig, geb. 1713, gest. 1762, die aber an seinen literarischen Streitigkeiten keinen Antheil nahm. Sie hat sich durch mehrere Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, (Pope's Lockenraub rc.) besonders durch ihre Briefe, deren Herausgabe Dorothea Henriette v. Runkel in 3 Theilen zu Dresden 1771—1772, 8. besorgte, einen Namen gemacht.

Anmerk. 1) In der That hat die gelehrte Fehde auf die kritische Herabwürdigung Gottsched's einen nur zu grosen Einfluß gehabt. Dies ergibt sich deutlich aus Bodmer's „Charakter der deutschen Dichter," der von ihm in der ersten Ausgabe sagte:

Sein wahrer Held August ist Opitz's Schreibart werth,
Ist alles dessen werth, was Gottsched sonst besungen:
So weit ist's ihm durch Fleiß und Biegsamkeit gelungen.

in der neuen Ausgabe aber die Stelle dahin abänderte:

Sein wahrer Held August ist seines Kiels nicht werth —
Ist mehr als alles werth, was Gottsched sonst gesungen!
Nicht weiter ist es ihm durch Fleiß und Angst gelungen.

2) Der Hanswurst (Holländisch Pickelhäring, d. i. Bökelhering, Französisch Jean Potage, d. i. Hans Suppe, auch Jean Farine, d. i. Hans Mehl, Englisch Jack Pudding, Italiänisch Arlequino, Maccaroni und Polichinello) hat, wie vorstehende Benennungen zeigen, bei allen Völkern seinen Namen von einem nationalen Lieblingsgericht erhalten, welches darauf hindeutet, daß er überall als ein Mensch gedacht wurde, der um einer Mahlzeit willen sich zur Possenreisserei gebrauchen läßt. Die Bühnen faßten diesen Charakter auf, um dem Volke ein ihm zusagendes Schauspiel zu geben, am liebsten die Italiänische; doch jede auf eine eigenthümliche Weise, daher Harlekin in allen Farben erscheint, überall aber durch ausgezeichnete baroke Kleidung und lächerliche Gebärden figurirt. Deutschland kennt ihn seit dem Jahre 1553, wo er zuerst in einem Fastnachtspiele vom kranken Bauer und einem Doctor vorkommt; der Name Hanswurst aber war schon vor Luther vorhanden, indem dieser in seiner Schrift „Wider Hans Worst, 1541. 4." (s. S. 166) sagt, daß dieses Wort von andern Leuten gebraucht worden sei zur Bezeichnung grober Tölpel, die klug sein wollten, aber ungereimt und ungeschickt sprächen und handelten. Im Laufe der Zeit wurde Hanswurst immer mehr und mehr Liebling des schaulustigen Publikums, denn er stellte gewissermaßen den Repräsentanten des durch die rohe Natur mehr als durch die

Kunst gebildeten Volks dar. Auch war eine solche Figur dem Bühnenzustand der vorigen Jahrhunderte ganz angemessen; denn noch zu Gottsched's Zeiten trugen die Komödianten papierne Manschetten, und hatten die Kleider mit Streifen von Goldpapier, statt der Tressen, besetzt, ja die Prinzessinnen kamen auch wohl ohne Strümpfe auf die Bühne, und die Unanständigkeit in den Handlungen wurde von den gemeinsten Reden begleitet. Hieraus erklärt sich leicht, wie der frostige Gottsched bei seiner bezweckten Reform der Deutschen Bühne im Jahr 1737 seinen pedantischen Ernst so weit steigern konnte, daß er in Verbindung mit der Schauspiel-Directrice Johanne Neuber den Hanswurst feierlich zu Grabe trug. Dies gelang zwar nicht; denn gleich dem Chamäleon kam Hanswurst in neuen Gestalten hervor, und fand selbst an den bessern Köpfen noch späterhin seine Schützlinge, indem Lessing seine Vertreibung die größte Hanswurstiade nannte, und Justus Möser in einer eigenen Vertheidigungsschrift den Anwalt für Hanswurst machte; aber der feinere Geschmack des 19ten Jahrhunderts hat ihn immer seltener und in einer veredeltern Gestalt den Schaulustigen vorgeführt.

3) Diese Gesellschaft nahm schon 1697 durch einige akademische Freunde aus Görlitz einen kleinen Anfang und führte den Namen Görlitzische poetische Gesellschaft. Als der berühmte J. B. Menken derselben vorstand, erweiterte sie sich und nannte sich Deutschübende poetische Gesellschaft. Durch Gottsched erhielt sie im Jahr 1727 eine neue Einrichtung und mit dieser den Namen Deutsche Gesellschaft. Da sie aber, in ihrer Thätigkeit immer mehr unterbrochen, ihrer gänzlichen Auflösung entgegen sah, vereinigte sie sich im Jahr 1827 mit dem Sächsischen Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer in Leipzig, und nahm nun den Namen Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer an, in welcher Benennung zugleich ihr doppelter Zweck: Beförderung der vaterländischen Geschichts- und Alterthumskunde durch Aufbewahrung, Er-

forschung und Erläuterung der alten Denkmale, und: Forschungen im Gebiete der Deutschen Sprache und Literatur älterer und neuerer Zeiten, angedeutet ist. In eifriger Verfolgung dieser Zwecke, und ihrer Blüthe sich erfreuend, gibt sie in fortlaufenden Jahresberichten sehr interessante Nachrichten von ihrem fortgesetzten Wirken. Der zehnte Bericht erschien Leipzig, 1834. Herausgegeben von Karl Aug. Espe, zeitigem Geschichtsschreiber der Gesellschaft. Vergl. Gottsched's Nachricht von der Deutschen Gesellschaft 2c. 2te Aufl. Leipzig, 1731, und Christ. Ludw. Stieglitz Erinnerung an die Stiftung der Deutschen Gesellschaft. Ebendas. 1827.

4) Ueber Gottsched's literarischen Charakter s. Küttner's Charaktere 2c. Bd. I. S. 230 bis 233. — Betrachtungen über Gottsched's Charakter 2c. in Käßners vermischten Schriften, Th. II. S. 150 und f. (Altenburg 1783), in Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, Band II. S. 377 — 384. L. Wachler Vorlesungen über die Geschichte der teutschen National-Literatur. Zweiter Theil, 2te Aufl. Frankfurt a. M. 1834. S. 106 — 110.

§. 55. Bodmer's literarischer Charakter. Nachrichten von Breitinger.

Länger als Gottsched hat Bodmer seinen literarischen Ruhm zu behaupten gewußt. Ganz der Wissenschaft hingegeben, und besonders für Deutsche Literatur mit regem Eifer eingenommen, war er nicht eifersüchtig auf fremdes Verdienst. Daß er vielmehr solches anerkannt und hervorgezogen, zeigt sein Verhältniß zu Klopstock, dessen erste Gesänge der Messiade ihn so ergriffen hatten, daß er ihn nach Zürich einlud, und hier mit väterlicher Besorgniß den feurigen Jüngling für seine patriarchalischen Sitten zu stimmen suchte. Ein Jahr nachher knüpfte er ein gleiches Verhältniß mit Wieland an. Auch vergaß er seine eigene Persönlichkeit, wo es auf Meinungen an-

kam. So sandte ihm einer seiner kritischen Freunde von Bern aus eine scharfe Beurtheilung der „Noachide", deren Verfasser, da Bodmer sich nicht genannt hatte, unbekannt war, mit der Bitte, solche abdrucken zu lassen, und Bodmer säumte nicht, dem Verlangen zu genügen. Diese Denkart und der ganze sittliche und bürgerliche Charakter des Mannes trugen Vieles dazu bei, die Zahl seiner Verehrer durch ganz Deutschland zu vermehren, und sein literarisches Ansehen zu befestigen. Bodmer war Kunstrichter, Uebersetzer, Philolog und zuletzt Dichter. Mehr als sechzig Jahre hindurch wirkte er für die Verbreitung eines edlern Geschmacks, den er in Künsten und Wissenschaften durch seine und seiner Freunde Kritik geweckt und genährt hatte, und wodurch er in unsrer Literatur manche sehr heilsame Veränderungen herbeiführte. In dieser Hinsicht ist er als der würdigste Vorgänger Lessing's zu betrachten, dessen umfassenderes Genie freilich tiefer in die Bildung des Nationalgeschmacks eingriff und auch dadurch den Einfluß und das Ansehen der Schweizer vernichtete. Doch blickte zu seiner Zeit Keiner schärfer als er, und Keiner wandte so viel Kraft und Fleiß auf, durch kritische Schriften ein besseres Zeitalter vorzubereiten. Dahin gehören außer den, §. 54, genannten, Streitschriften noch besonders seine „kritische Briefe" (Zürich, 1746. 8.) und deren Fortsetzung „Neue kritische Briefe" ꝛc. 1749.

Als Uebersetzer hat er das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf das Studium der Engländer hingerichtet zu haben. Dies bewirkte er besonders durch seine prosaische Uebersetzung von „Johann Milton's Verlust des Paradieses," (wie der Titel der ersten Ausgabe lautet) Zürich, 1732, die, wenn sie auch steif und ungelenk ist, doch die Vortrefflichkeit des damals noch ganz unbekannten Engländers ahnen ließ. In seiner me-

trischen Uebersetzung des Homer (Zürich, 1778) hat er das Original nicht erreicht.

Höher steht er für uns als Deutscher Philolog und Herausgeber mehrerer Altdeutscher Gedichte, wovon schon im dritten Zeitraum S. 44. die Rede gewesen ist. Der Eifer, mit dem er die verborgenen Schätze aus den Zeiten der Minnesänger wieder zu Tage förderte, wird immer anerkannt bleiben, wenn gleich die Bemühungen neuerer Sammler ein helleres Licht über jene Schätze verbreitet und dadurch das Bodmersche Verdienst in etwas verdunkelt haben.

Zu spät für seinen Ruhm trat er als Dichter auf. Er war beinah funfzig Jahr, als er seine poetischen Erzählungen „Pygmalion und Elise (Zürich, 1747) herausgab, womit er seine poetische Laufbahn eröffnete. In demselben Jahre erschienen seine „Lobgedichte und Elegien," worunter sich auch sein, für uns nur geschichtlich beachtenswerther: „Charakter der Deutschen Dichter" befindet, in welchem er die verschiedenen Perioden in der Geschichte des Deutschen Geschmacks und die Eigenthümlichkeiten der merkwürdigsten Dichter in denselben, dichterisch behandelt, und zum Schluß die poetische Nachwelt auffodert, zu thun, was noch übrig sei [1]). Von dieser Zeit an hat er eine übergroße Menge poetischer Werke geschrieben, die durchweg von geringem poetischen Werth, nur den Zwang und die Mühseligkeit verrathen, womit sie gedichtet worden. Die meisten derselben sind episch und dramatisch. Die ersten sind größtentheils Patriarchaden, indem er den dürftigen Stoff der patriarchalischen Geschichte zu kleinen epischen Erzählungen ausspann, und erschienen anfänglich einzeln, nachher aber mit einigen Veränderungen in einer Sammlung, unter dem Titel: „Kalliope," (2 Bde. Zürich, 1767. 8.)

Sein erstes episches Stück ist „Jakob und Joseph,“ vom Jahre 1751; sein vorzüglichstes Epos aber, worauf er den meisten Fleiß verwandt hat: „Noah, ein Heldengedicht, in zwölf Gesängen“ (Zürich, 1752. 4.) wovon Sulzer zu Berlin 1765 eine zweite Ausgabe in 8. besorgte, und ihr den Titel „die Noachide“ gab, der auch in den übrigen Ausgaben beibehalten worden ist; eine dritte im Bau des Hexameters verbesserte Ausgabe erschien zu Zürich 1772. 8., und eine vierte, von Bodmer ganz umgearbeitete, zu Basel, 1781. 8. Wieland schrieb eine weitläufige kritische Abhandlung über die Schönheiten dieses Gedichts: „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: der Noah; von dem Verfasser des Lehrgedichts über den Ursprung der Dinge“ (Zürch, 1753. 8.) und Sulzer gab: „Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epischen Gedichte des Hrn. Bodmer.“ (Berlin, 1754. 8.) heraus, und suchte auch in mehreren Artikeln seiner „Theorie der schönen Künste“ die Vorzüge und Schönheiten dieses Epos zu entwickeln *). Beides aber hat wenig beigetragen, den Beifall oder die Vorliebe des Deutschen Publikums auf ein Gedicht zu lenken, dem es nun einmal an großen hervorstechenden Schönheiten, an poetischer Einkleidung, Wohllaut des Verses, und innerem Reiz gebricht. In mehreren einzelnen gelungenen Stellen erkennt man den Milton und Addison. Ein Pendant zur Noachide ist „die Sündfluth, in fünf Gesängen,“ (Zürich, 1755. 4.), aber noch von geringerem poetischen Werthe. Die Noachide schildert die Rettung Noah's, die Sündfluth dagegen den kläglichen Untergang des ersten Menschengeschlechts in den Wassern der Sündfluth. Fast zu gleicher Zeit warf sich Bodmer auch in's dramatische Fach, wiewohl hier mit noch wenigerm Glück. Er schrieb eine Menge Dramen, wozu er den Stoff theils

aus der biblischen, theils aus der weltlichen Geschichte entlehnte. Alle aber sind mehr politisch-historische Gespräche als dramatische Kunstwerke, und eigentlich seines Namens ganz unwürdig. Ueberhaupt schrieb Bodmer zu viel und zu eilfertig, und gebrauchte zu wenig die bessernde Feile. Ueberall aber erkennt man den vortrefflichen Charakter, der sich durch Eifer für die gute Sache der Tugend und Freiheit ausspricht; nur auf wahres poetisches Genie kann er nicht Anspruch machen. Auch schien er selbst zu fühlen, daß er mehr zum Kritiker als zum Dichter geboren sei; denn jener war er sein ganzes Leben hindurch, und wenn gleich die vielen Streitigkeiten, worin die Kritik ihn verwickelt hatte, seinem Tone eine gewisse Härte und Bitterkeit gaben: so schien er sich doch hier am meisten zu gefallen, und in der That kann sein Ruhm in der Literaturgeschichte auch nur auf diesem Wege fortgeführt werden [1]).

Ehe wir Bodmer verlassen, müssen wir noch seines Freundes Johann Jakob Breitinger gedenken, der 1701 zu Zürich geboren, und daselbst 1776 als Professor der Hebräischen und Griechischen Sprache gestorben, unserm Bodmer bei der Herausgabe mehrerer Werke, namentlich der „Diskurse der Mahler," und der Sammlung von Minnesängern, thätige Hilfe geleistet hat. Er steht als Gelehrter und Denker höher als sein Freund. In seinen eigenen Schriften, unter denen seine: „Kritische Dichtkunst" rc., (Zürch, 1740. 8.) oben an steht, herrscht kritischer Scharfsinn, geläuterter Geschmack, und große Belesenheit in den Werken der Alten und Neuern. In der Theologie, der er sich gewidmet hatte, ist er besonders durch eine kritische Ausgabe der sogenannten siebenzig Dolmetscher, unter dem Titel: „Vetus Testamentum ex versione septuaginta interpretum, olim ad fidem codicis manuscripti Alexandrini summo studio et incredibili

diligentia expressum etc. T. I — IV." (Turic. 1730 — 32. 4.) bekannt geworden.

Anmerk. 1) Vetterlein hat in seinem Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen (Köthen 1800), S. 219 bis 222, dieses Gedicht, mit Anmerkungen begleitet, abdrucken lassen.

2) Wie sehr Bodmer sich durch Sulzer's Urtheil geschmeichelt fand, sieht man aus der Grabschrift, die er sich selbst setzte:

Streuet Violen und Rosen auf Bodmer's Begräbniß! Sein Ruhm war,
Daß er die Liebe der Edlen hatte, die Unschuld und Sitten
Ehrten; ihn nannte Sulzer den Dichter nach seinem Herzen.

3) Zu vortheilhaft urtheilt über ihn Küttner, in seinen Charakteren Deutscher Dichter etc. Bd. I. S. 221 bis 225. — Leonhard Meister in seinen Beiträgen zur Geschichte etc. Th. II. S. 56 bis 65 stellt Milton, Bodmer und Klopstock zusammen, wobei letzterer in gewissen Beziehungen sogar unter Bodmer gesetzt wird. Horn, in seiner Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, Bd. II. S. 371 bis 377, hebt zu wenig die Verdienste des Mannes, desto mehr aber seine Schwächen heraus, die er bei sorgsamer Durchlesung der zahlreichen Bodmerschen Schriften gefunden haben will. Am gerechtesten würdigen ihn Chr. Heinr. Schmid in seinem Nekrolog Bd. II. S. 811 — 871. und Vetterlein in seinem Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen S. 181 — 218. Eine vollständige Angabe seiner Schriften findet sich in Jördens Lexikon Bd. I. S. 119 bis 160.

§. 56. Ausgezeichnete Gegner der Gottschedianer.

Jakob Immanuel Pyra und Samuel Gotthold Lange. (Lyriker.)

Unter den geistvollen jungen Dichtern, die am kräftigsten die Gottschedische Schule bekämpften, zeichnete sich zunächst Pyra und Lange aus. Beide

eng verbundene Freunde, und Beide lyrische Dichter, die das erste Beispiel im Gebrauch antiker Sylbenmaße gaben.

Pyra, geboren 1715 zu Cottbus, und gestorben 1744 d. 14. Jul. zu Berlin als Conrector am Cölnischen Gymnasium, also in einem Alter von 29 Jahren, war ein Mann von hoher sittlicher Kraft und lebhaftem Geist. Als er 1742 nach mancherlei körperlichen Leiden und ökonomischen Bedrängnissen, das Conrectorat in Berlin erhielt, war der Deutsche Parnaß zwischen die beiden Parteien der Schweizer und Gottschedianer getheilt. Pyra ergriff jene, und war außerhalb der Schweiz einer der ersten, der öffentlich gegen Gottsched auftrat. Was man diesem von Zürich aus bisher nur zu verstehen gegeben hatte, das wollte in Deutschland selbst noch Niemand öffentlich sagen. Pyra, von wahrem Eifer getrieben, brach die Bahn, und schrieb, was noch Keiner gewagt, einen „Erweis, daß die Gottschedische Secte den Geschmack verderbe.“ Hamburg und Leipzig 1743. 8. Diese Schrift verwickelte ihn indeß in einen heftigen Streit mit den Gottschedianern, und verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Die wenigen, noch aufbehaltenen Probestücke seiner Muse zeigen, wie viel dieser phantasiereiche Mann, bei seinem Geschmack, seinen Kenntnissen und seinem Gefühl für das Schöne, geleistet haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Lange sammelte die reimlosen lyrischen Gedichte Pyra's, und da er von den seinigen diejenigen hinzuthat, welche sein freundschaftlicher Umgang mit Pyra veranlaßt hatte, so gab er sie unter dem Titel: „Freundschaftliche Lieder“ heraus. Bodmer, durch dessen Besorgung die erste Ausgabe zu Zürich 1745. 8. erschien, hielt es für poetischer, statt der wahren Namen die arkadischen Thyrsis und Damon zu setzen, die auch bei der zweiten vermehrten Auflage, die Lange selbst be-

sorgte (Halle, 1749. 8.) blieben. Aus diesen Gedichten erkennt man die herrlichen Anlagen Pyra's zum Lyriker, die, obwohl noch unausgebildet, von seinen Zeitgenossen so bewundert wurden, daß sie ihn den Deutschen Pindar nannten. Daß aber Pyra geworden sein würde, was man schon damals in ihm zu finden meinte, ist nicht zu bezweifeln. Noch ist zu bemerken, daß auf die freundschaftlichen Lieder ein Anhang Pyra'scher Gedichte folgte, in welchem sich unter andern ein treffliches episch-didaktisches Gedicht: „der Tempel der wahren Dichtkunst" in fünf Gesängen befindet, welches, sowohl wegen der Dichtung, als wegen der aus epischen Dichtern nachgeahmten Gemälde, eine merkwürdige Erscheinung zu einer Zeit war, wo man die epische Sprache noch so wenig kannte [1]).

Samuel Gotthold Lange (ein Sohn des durch seine Streitigkeiten mit Christian Wolf bekannten Theologen und Herausgebers der oft aufgelegten Lateinischen und Griechischen Grammatiken), wurde geboren 1711 zu Halle, und starb als Pastor zu Laublingen bei Halle, 1781. Auch er gehörte zu Denen, welche die Blüthe der Deutschen Literatur durch ihre Schriften befördern und den Gottschedianismus bekämpfen halfen. In Gesellschaft seines Freundes Pyra wagte er es zuerst, die reimfreie Poesie unter den Deutschen einzuführen, nach dem Vorbilde des Horaz neue Sylbenmaße zu versuchen, und das Deutsche Ohr an Römische und Griechische Inversionen zu gewöhnen. Den Horaz, als seinen Lieblingsschriftsteller, gab er mit einer Deutschen Uebersetzung in reimlosen Versen heraus (Halle, 1752), doch nicht in dessen Sylbenmaßen, und überhaupt weder treu noch edel. Besser sind seine Original-Oden, die unter dem Titel: „Horazische Oden," (Halle, 1747. 8.) erschienen, und theils das Lob Gottes, theils Friedrich's Siege, theils die Freunde

des Dichters besingen. Einige dem Horaz glücklich nachgeahmte Bilder beweisen sein poetisches Talent, aber die Sprache ist sich nicht gleich, oft zu gedehnt, oft gemein und platt. Einige Oden aber sind ganz frei von diesen Mängeln, und echt Horazisch, voll Feuer der Begeisterung und reich an Gedanken. In Thyrsis und Damon's freundschaftlichen Liedern befinden sich sechs Oden von ihm. Nicht unwichtig ist seine „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe," (2 Thle. Halle, 1769 und 1770. 8.), die von den besten Köpfen seiner Zeit herrühren (Gleim, Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Ewald Christ. v. Kleist ꝛc.) und neben vielem Geringfügigen auch manche brauchbare Stoffe zur ältern Geschichte der Deutschen Literatur darbieten [2]).

Anmerk. 1) Christ. Heinr. Schmid hat in seiner Biographie der Dichter, Th. II. S. 275 bis 286 das Andenken Pyra's erneuert. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 235 bis 237.

2) S. über ihn: Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog ꝛc. Bd. II. S. 792 bis 799, und: Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 237 bis 239.

§. 57. Fortsetzung: Christian Ludwig Liscov und Joh. Christoph Rost, Satiriker.

Unter denen, welche die Geißel der Satire gegen schlechte Schriftsteller damaliger Zeit und gegen Gottsched besonders, schwangen, steht Liscov oben an. Geboren 1701 zu Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, studirte er zu Rostock Anfangs Theologie, dann Jurisprudenz, lebte um's Jahr 1729 einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, dann in Hamburg und zuletzt in Dresden als Cabinets-Secretair mit dem Titel eines Polnisch-Sächsischen Kriegsraths, wurde aber von hier

wegen einiger sarkastischen Ausfälle auf den damaligen Englischen Minister am Dresdner Hofe, in's Gefängniß nach Eilenburg im Leipziger Kreise abgeführt; und starb nach seiner Freilassung in oder bei Eilenburg im Jahr 1760. Liscov ist unter den Deutschen einer der ersten Satiriker, und an Scharfsinn und Ironie vielleicht von Keinem übertroffen worden. Daß er von Vielen seiner Zeitgenossen gehaßt und verkehert wurde, lag eines Theils in dem Wesen der von ihm bearbeiteten Dichtungsart, andern Theils in der Persönlichkeit, die er durch scharfen und beißenden Spott dem Gelächter Preis gab. Er verwickelte sich daher in eine Menge schriftstellerischer Fehden und verdarb es namentlich mit einem dünkelhaften Magister Sievers in Lübeck und einem Hallischen Professor J. Ernst Philippi, dessen Anmaßungen er züchtigen zu müssen glaubte. Denn, ohne schadenfroh und boshaft zu sein, hielt er es für etwas Verdienstliches, aus der ganzen Rotte der Narren und schlechten Schriftsteller die größten herauszugreifen [1]). Die Prosa, worin Liscov schrieb, ist rein, bestimmt und nachdrucksvoll, und seine Schriften sind durch vortreffliche Sprache so ausgezeichnet, daß sie den späteren Blüthen unserer Literatur zur Seite gestellt werden können. Auch durch seine scharfe Kritik hat er zur Herbeiführung eines bessern Geschmacks in der prosaischen Schreibart viel beigetragen.

Die erste Ausgabe der anfangs einzeln gedruckten Liscovschen Schriften ist von ihm selbst unter dem Titel herausgegeben: „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig (Hamburg) 1739." 8. Hiervon veranstaltete Karl Müchler in Berlin einen neuen Abdruck: „Christian Ludwig Liscov's Schriften" ꝛc. Berlin 1806. 3 Bde. 8., worin der Text der älteren Ausgabe mit der größten Treue, ohne irgend eine Verände-

rung, aber mit biographischen Nachrichten und Anmerkungen begleitet, wieder abgedruckt worden ist*).

Rost, geboren 1717 zu Leipzig, gestorben 1765 zu Dresden als Obersteuer-Sekretair; machte Gottsched's literarische Anmaßungen zum Gegenstande seiner oft burlesken schonungslosen Satire in dem „Vorspiel in fünf Gesängen" Dresden 1742, und Bern 1772, und in der „Epistel des Teufels von Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Schaubühne," Dresden 1754. Bekannter noch ist Rost durch seine „Schäfergedichte," Berlin 1742 und 44, Dresden 1744 und 1778, die, leicht hingeworfen, von dem Talent ihres Verfassers, aber auch von einer sehr befleckten Einbildungskraft zeigen. Daher sagt Bodmer von ihm (s. Bodmers Gedichte in gereimten Versen Zürich 1754. S. 70) sehr treffend:

In seinen Versen strömt der Jugend frisches Blut,
Und jede Zeile brennt mit unbewachter Glut.
Ihr spröden Schönen flieht, flieht zarte Schäferinnen,
Sonst wird euch diese Glut in Mark und Adern rinnen [1]).

Anmerk. 1) „Was habe ich dann gethan? (sagt er in der Vorrede zu seinen satirischen und ernsthaften Schriften). Ich habe einigen elenden Scribenten, die sich dünken liessen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesagt. Sollte dieses eine so grosse Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freiheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen solchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir schlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. —

Warum wollte man sich denn ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? 2c. 2c.

2) Mehr über ihn s. „Papiere des Kleeblatts," (herausgegeben von Christ. Lävinus Fried. Sander), Müchler's Vorrede zu seiner Ausgabe der Liscovschen Schriften und Schmidt's von Lübeck historische Studien. Altona, 1827. 8. S. 121 — 194. Leonhard Meister's Charakteristik Deutscher Dichter, Bd. II. S. 88 bis 105. — Eine sehr scharfsinnige Vergleichung zwischen Liscov und Rabener von A. Zarnack steht in dem Journal: der Freimüthige 1805, Nro. 156 bis 172.

S. auch über ihn Jördens Lexikon Bd. IV. S. 398 — 408. und Schmid's Biographie der Dichter Th. II. S. 412 — 426.

§. 58. Zwei Sächsische Dichtervereine.

Durch Gottsched's vielseitige Thätigkeit und durch seine mit Bodmer geführten Kämpfe hatte sich in Leipzig ein sehr reges literarisches Leben herausgebildet, welches für alle kleinen Abhandlungen, Dichtungen und Erstlinge der jungen Dichter das Bedürfniß eines Vereinigungspunkts fühlbar machte. Man fand diesen in einer Zeitschrift, die unter Gottsched's Auspicien von Schwabe, und unter dem Titel: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" Leipzig 1741 — 45, 8 Bände 8. herausgegeben wurde, und zunächst für richtigen Sprachausdruck und für Verbesserung des Geschmacks wirken sollte. Allein die Zeitschrift nahm so viel Mittelgut auf, daß die bessern Köpfe sich der fernern Theilnahme schämten, und zur Herausgabe einer ähnlichen Zeitschrift nach strengeren Grundsätzen der Kritik sich vereinigten. So erschienen „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" Bremen 1745 — 48. 6 Bände 8., die nach ihrem Verlagsort kurzweg „Bremische Beiträge" genannt zu werden pflegen.

pflegen. Die vier ersten Bände, welche auch die vorzüglichsten sind, redigirte Karl Christian Gärtner, als der älteste des literarischen Vereins, die beiden letzten J. M. Dreyer in Hamburg. Unmittelbar schloß sich dieser Zeitschrift an eine „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Bremischen Beiträge" Leipzig 1748 — 54, 3 Bände 8., die zuerst von Joh. Andreas Cramer, dann von Joh. Adolph Schlegel und Nikol. Dietrich Gieseke herausgegeben wurde. Die Mitarbeiter der Bremischen Beiträge und der Sammlung rc. trennten sich mit diesem öffentlichen Act von der Gottschedischen Schule, und bildeten, durch gemeinschaftliche literarische Bestrebungen verbunden, einen engen Kreis, aus dessen Mitte alle nachfolgende geschmackvolle Erscheinungen in Gebiete der vaterländischen Literatur hervorgegangen sind.

§. 59. Dichter des ersten Sächsischen Vereins: Zernitz, Kästner, Mylius.

Zu den Mitgliedern des ersten Vereins, oder doch zu den Mitarbeitern der von Schwabe redigirten Belustigungen, gehörten als namhafte Dichter:

1) Christian Friedrich Zernitz aus Tangermünde, geboren 1717, gestorben 1744 als Gerichtshalter zu Kloster Neuendorff, schrieb schlechte Schäfergedichte, hatte aber gute Anlagen für didaktische Poesie. Davon zeugt sein philosophisches Lehrgedicht: „Gedanken von dem Endzwecke der Welt." Seine Schriften erschienen nach seinem Tode unter dem Titel: „Versuch in moralischen und Schäfergedichten rc. Hamburg und Leipzig, 1748. 8.[1]).

2) Abrah. Gotthelf Kästner, geboren 1719 zu Leipzig, gestorben 1800 als Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen mit dem Titel eines Königl. Groß-

britanischen Hofraths. Ein Mann, der seinen verdienten Ruhm mehr seinem tiefen und vielseitigen Wissen, als seiner Dichtkunst verdankt, hat er sich doch unter diejenigen gestellt, die unsre Sprache durch Anwendung derselben auf wissenschaftliche Gegenstände zu bilden und biegsamer zu machen suchten, indem er nicht nur mehrere Werke aus dem Schwedischen, Englischen, Französischen und Holländischen in's Deutsche übersetzte, sondern sich auch der Muttersprache in seinen mathematischen und physikalischen Schriften zuerst mit befriedigender Deutlichkeit bediente. Er hat aber auch unmittelbar um die Dichtkunst durch Bearbeitung des Epigramms sich verdient gemacht. Für diese Dichtart eignete er sich vorzüglich, da sich in ihm Scharfsinn und Witz auf das glücklichste vereinigten, und sein Geist sich eben so leicht in die Feinheiten des gesellschaftlichen Scherzes, als in die Tiefen abstracter Lehren versetzen konnte. Er züchtiget die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen um und neben sich, und obgleich er nicht selten persönlich spottet, und seine Pfeile zu tief in die Galle taucht, (wodurch er sich manche Fehde in seinem literarischen und bürgerlichen Leben zuzog), so kann man seinen Epigrammen doch nicht abhold sein, da sie fast immer witzig und treffend zugleich sind. Sie erschienen zuerst 1781 unter dem Titel: „Abrah. Gotth. Kästner's neuste, größtentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle," (o. O., aber in Gießen), herausgegeben ohne Vorwissen Kästner's, und mit falschen Stücken vermischt, von dem Obertribunalsrath Ludew. Jul. Friedrich Höpfner zu Darmstadt. Kästner war darüber sehr unwillig, nahm aber doch das Meiste davon in den Anhang zur dritten Auflage seiner „Vermischten Schriften" (Altenburg, 1783. 2 Bde. 8.) auf. Die zweite Sammlung besorgte mit Genehmigung des Dichters der Professor

Karl Wilhelm Justi zu Marburg, unter dem Titel: „Abrah. Gotth. Kästner's zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle." (Frankf. und Leipzig, 1800. 2 Bände 8. Neue unveränderte Auflage, Marburg, 1820.) Seine Lehrgedichte, Elegien und Oden sind kalt und können seinem Ruhm nichts hinzufügen, da sie bloß die Regelmäßigkeit Gottsched's, dem er unverändert anhing, nicht aber den Schwung einer höhern Phantasie in sich tragen [2]).

3) Christlob Mylius, geboren 1722 zu Reichenbach, einem Dorfe in der Oberlausitz, gestorben auf einer zu naturhistorischen Zwecken unternommenen Reise nach Amerika, in London 1754. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, aber weder als Dichter noch als Prosaiker ausgezeichnet. Lessing, sein Landsmann, schätzte ihn als einen witzigen Kopf und veranstaltete eine Ausgabe seiner bessern Schriften, betitelt: „Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius, gesammelt von Gotthold Ephraim Lessing." (Berlin, 1754. 8.) worin zugleich Nachricht von Mylius Leben, Charakter und Schriften gegeben wird. Unter seinen Poesien befinden sich auch drei Lustspiele.

Anmerk. 1) S. Küttners Charaktere rc. Bd. II. S. 242, und Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. I. S. 191 — 200.

2) Kästner hat sein Leben bis zum Jahr 1756 selbst beschrieben, und zwar in Baldinger's „Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher" Bd. I. S. 46 bis 74, und in seiner Vita Abrahami Gotth. Kaestneri, Magistri semisecularis, Lips., 1787. 8., einer Schrift, die er bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Göttingen abfaßte, die zugleich Kästner's funfzigjähriges Magister-Jubiläum mit beging. — Außerdem s. Elogium Abrah. Gotth. Kaestneri, scr. C. G. Heyne. Gottingae, 1804. 4. und eine Deut-

sche Uebersetzung dieser trefflichen Lobrede in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1800. Bd. II. S. 209 bis 229. S. auch Vetterlein's Handbuch rc. S. 367 bis 377.

§. 60. Dichter des zweiten Sächsischen Vereins: Gärtner, Joh. Elias, Joh. Adolph und Joh. Heinrich Schlegel.

Ausgezeichneter waren die Mitglieder des zweiten mehr kritischen Vereins, die von dem ersten sich lossagten und von regem Streben nach höherer Vollendung durchdrungen, fast alle Formen der Poesie kunstmäßig ausbildeten, und das glänzende Zeitalter Deutscher Dichtkunst nach der Mitte des 18ten Jahrh. herbeiführen halfen, in welchem der mit ihnen verbrüderte Klopstock als der höchste Lichtpunkt und Leitstern für alle übrige Dichter da steht.

Wir heben aus diesem Verein folgende heraus:

1) Karl Christian Gärtner, (Kritiker) geboren in Freyberg 1712, gestorben 1791 als Professor in Braunschweig, hatte die Leitung des Vereins übernommen, dessen Mitglieder sich jeden Mittwoch versammelten. Er war dazu vorzugsweise geeignet, da er, mit einem gründlichen und gelehrten Wissen ein scharfes kritisches Gefühl verband, das unparteiisch, ohne Bitterkeit und Anmaßung, ein wesentliches Erfoderniß für einen Freundes-Verein war, der seine Leistungen der gegenseitigen Beurtheilung zu unterwerfen bezweckte. Er war also für seine Kunstgenossen, was einst Quinctilius für seine gelehrten Freunde, besonders für den Horaz war [1]). Darum sagt Klopstock, der ihn sehr liebte, in seinem Wingolf (Lied 5 St. 56.) von ihm:

Uns werth, wie Flaccus war sein Quinctilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster.

Die Kritik ist sein Hauptverdienst. Als Dichter hat er wenig geleistet; doch fand sein versificirtes Schäferspiel:

„die geprüfte Treue" (Braunschweig 1768.), das zuerst in den Bremischen Beiträgen abgedruckt ist, großen Beifall, und wurde nach dem damaligen Standpunkt der Bühne für etwas Meisterhaftes gehalten. Mit Zachariä gemeinschaftlich übersetzte er „Linguet's Beiträge zum Spanischen Theater aus dem Französischen" 1ster und 2ter Theil. Braunschweig 1769. 8. Auch hat er als Prosaiker unter Gottsched's Aufsicht an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuchs gearbeitet und einige Bände von Rollins Geschichte in's Deutsche übersetzt [*]).

2) Joh. Elias Schlegel (Dramatiker), geb. zu Meißen 1718, ging als Privatsecretair des Sächsischen Gesandten nach Kopenhagen [*]) und starb 1749 als Professor an der Ritter-Akademie zu Soroe. Ein geistreicher Schriftsteller, der bei längerem Leben, durch seinen scharfen Verstand, seine rege Phantasie, seine Studien des Griechischen Alterthums und seinen Fleiß, sich einen noch höhern Standpunkt erschwungen haben würde, als er schon einnimmt. Wir besitzen von ihm Episteln und dramatische Schriften. Sein Ruhm aber gründet sich besonders auf seine Trauerspiele, deren wir sieben von ihm besitzen. Er trat nämlich zu einer Zeit auf, in der nach den Grundsätzen der Gottschedschen Schule die dramatische und besonders die tragische Kunstsprache mit bloßer Regelmäßigkeit sich begnügen mußte. Schlegel gab der Handlung einen natürlich fortschreitenden Gang und anziehende Situationen; er zeichnete seine Charaktere durch einzelne starke Züge aus, ließ seine Helden mit Würde sprechen, und gab seinen gedankenreichen Versen zugleich Leichtigkeit und Harmonie. Seine Plane sind freilich nach Art der Franzosen und besonders des Racine angelegt, seine Handlungen nicht reich und mannichfaltig, seine Helden zu sehr Theaterhelden, seinen Charakteren fehlt oft

das Große und Leidenschaftliche, in seiner Sprache ist zu viel Declamation ohne tragische Kraft, und die Sittensprüche sind zu gehäuft; aber nach dem Begriffe, der damals vom Trauerspiel herrschte, leistete er allem dem Genüge, was man von der Oekonomie und dem Mechanismus desselben foderte, und überall offenbart sich der günstige Einfluß, den sein Studium der Griechen auf ihn gehabt hat. Seine vorzüglichsten Trauerspiele sind die Trojanerinnen, Kanut, das am häufigsten aufgeführt worden ist, und Hermann, dem er selbst den Vorzug gab, das aber, ungeachtet der Anlage zu einem echt Deutschen Trauerspiele, doch zu kalt erscheint, wenn man es gegen das lebendige Heldengemälde von Klopstock hält. — Im Lustspiel hatte er noch schlechtere Vorgänger als in der Tragödie, dennoch mißlang es ihm gerade nicht. Muthig wagt er sich sogar an Charakterstücke; allein es gebrach ihm an Kenntniß der feinern Welt, und in der Schilderung Deutscher Bürgersitten blieb er oft der Natur zu getreu. Dem Plane nach ist der Triumph der guten Frauen, in Prosa geschrieben, sein bestes Stück, dem Mendelssohn Leben, echten Witz und den Ton der feinen Welt zugesteht; nächst dem die stumme Schönheit, in Alexandrinern, welches Lessing noch im J. 1767 für das beste Deutsche Lustspiel in Versen erklärte, und der Geheimnißvolle. Ueberhaupt schrieb er fünf Lustspiele.

Eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke unternahm sein jüngster Bruder Joh. Heinrich unter dem Titel: „Joh. El. Schlegel's Werke" rc. (Kopenhagen und Leipzig, 5 Thle. 1761—1770. 5 Th. gr. 8.). In dem letzten Theil steht auch das Leben des Dichters (S. 7 bis 52) *).

3) Sein zweiter Bruder Johann Adolph (Liederdichter) wurde 1721 zu Meißen geboren, und starb als Con-

sistorialrath zu Hannover 1793. Er hat sich als geistlicher Liederdichter verdient gemacht, und durch mehrere treffliche Gesänge den Liederschatz der Nation bereichert. Besonders verstand er es, ältere Kirchenlieder zu verbessern. Wir besitzen drei kleine Sammlungen von ihm, die zu Leipzig 1766 (N. A. 1772), 1769 und 1772 gr. 8. erschienen, aus denen viele Lieder in die besten neuen Gesangbücher übergegangen sind. Das Hauptverdienst derselben ist eine reine Sprache, Faßlichkeit und fließende Versification, aber den hohen Schwung der Klopstockschen Muse hat er eher zu vermeiden, als zu ergreifen gesucht. Eigen war ihm eine solche Fruchtbarkeit in der Darstellung, daß er gleich im ersten Feuer der Ausarbeitung mehrere Variationen hinwarf. Was Klopstock von ihm, im 7ten Liede seines Wingolf, sagt,

— — — Tönet! da töneten
ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
schnell an! In sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt aus der vollen Urne.

läßt uns vermuthen, daß Adolph Schlegel damals (1747) mehr Feuer und Lebhaftigkeit des Geistes gezeigt haben müsse, als wir späterhin in seinen Liedern wahrnehmen. Uebrigens hat er sich auch durch eine mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitete Deutsche Uebersetzung von „Batteux's Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz ꝛc." (s. Per. 7. §. 15.), wovon die dritte u. neuste Ausgabe 1770 zu Leipzig erschien, bekannt gemacht *).

4) Der jüngste Bruder Joh. Heinrich (Uebersetzer) wurde geboren 1724, und starb 1789 als Professor der Geschichte zu Kopenhagen. Er zeigte sich als Uebersetzer Thomsonscher und Youngscher Trauerspiele, die er 1758, 8., herausgab, und ist der erste, der, nach dem Vorgange der Engländer, reimlose fünffüßige Jamben anwendete.

Anmerk. 1)

Quinctilio si quid recitares, corrige, sodes,
Hoc, ajebat, et hoc: melius te posse, negares,
Bis terque expertum frustra, delere jubebat,
Et male tornatos incudi reddere versus.

Hor. de arte poet. 438 — 441.

2) s. über ihn Jördens rc. Bd. 2. S. 3 — 9, und S. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. I. S. 29 — 50.

3) Darauf bezieht sich die Ode Klopstocks an Ebert: Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung keinem Freunde mehr schreibt.

4) s. Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog Bd. I. S. 231 — 266.

5) s. über ihn Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. I. S. 71 — 121.

§. 61. Fortsetzung: Giseke, Gellert, Rabener, Zachariä.

1) Nikol. Dietrich Giseke (Lyriker und Didaktiker), eigentlich Köszeghi, zu Günz in Nieder-Ungarn 1724 geboren, gebildet in Hamburg und Leipzig, und als Superintendent und Consistorial-Assessor zu Sondershausen 1765 gestorben. Klopstock, von dem er sehr geliebt wurde, zeichnet (Wingolf, Lied 2, St. 21 — 24) seinen poetischen Charakter als einen zarten und empfindsamen, und als solchen erkennen wir ihn auch in seinen Gedichten. Ohne hervorstechendes Talent war er doch ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, am glücklichsten im Lehrgedicht, das von seinen religiösen und sittlichen Empfindungen zeigt, und im leichten Liede, worin er sich in sanften elegischen Gefühlen der Freundschaft und Liebe ergießt. Wohlklang der Sprache, reine Versification und edle Einfalt des Ausdrucks stämpeln den Charakter aller seiner Dichtungen. Er selbst hat nur Einzelnes in den Bremischen Beiträgen abdrucken lassen; erst nach seinem

Tode erschienen seine „poetischen Werke“ herausgegeben von C. Ch. Gärtner. Braunschweig 1767, nebst seinem Leben. Zwei Jahre nachher folgte noch „das Glück der Liebe in drei Gesängen“, Braunschweig 1769, ein Lehrgedicht in reimlosen Jamben, worin er das Glück des Liebenden, des Geliebten und Verbundenen schildert [1]).

2) Christian Fürchtegott Gellert (Fabel- und Liederdichter), geb. 4ten Jul. 1715 in Hainichen, einem Städtchen bei Freiberg, gestorben als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig den 13ten December 1769. Dieser Mann der Nation ist wohl der einzige im achtzehnten Jahrh., der von der Hütte bis zum Thron gekannt und geliebt, mit seinen lieblichen Dichtungen jeden engen Kreis aller Deutschen Familien bis auf den heutigen Tag geistig genährt hat. Seine Blüthezeit fällt in die Tage des Untergangs der Gottschedischen Schule und in die Zeit des Aufgangs Klopstockschen Sonnenlichts. Er, der Beides schaute, sagte daher: „es war eine Zeit, wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu sein.“ Klopstock aber charakterisirt ihn (Wingolf, 3tes Lied) mit den Worten:

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

Diese Anrede gibt zugleich den Standpunkt an, aus dem Gellert beurtheilt sein will. Er war kein Genie der ersten Größe, kein ausgezeichneter Gelehrter; aber seine guten natürlicheu Anlagen, sein heller Verstand, seine wohlgeordneten Seelenkräfte, sein geläuterter Geschmack, und besonders sein frommer Sinn, seine Richtung auf al-

les Gute und Schöne, machten ihn mittelst der Poesie zum Verbreiter praktischer Wahrheiten, zum wohlthätigsten Lehrer in der Religion und Tugend, und zum Beförderer eines guten Geschmacks im Volke. Mit dieser Reinheit und Einfalt seines Sinnes verband sich die Kunst einer beredten Leichtigkeit und Herabstimmung zu dem Volksgeist, und das Talent, seinen Lehren und Wahrheiten durch einen muntern scherzhaften Ton einen gefälligen Eingang zu verschaffen. Und diesen Eigenschaften vereint muß man es zuschreiben, daß Gellert von allen Ständen und Altern begierig gelesen wurde, und daß Er, der in Griechenland nur ein mittelmäßiger Dichter gewesen sein würde, in Deutschland das wurde, was Homer den Griechen war — ein Nationaldichter. Die Achtung und Liebe, welche der fromme Mann in allen Verhältnissen seines Lebens, bei Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, genoß, war nur eine Folge seiner klaren, reinen Seele, die jeden Leser seiner Schriften zu ihm hinzog. Die Preußischen Prinzen Karl und Heinrich, nebst den Preußischen Offizieren, drängten sich in Leipzig, ihn zu sprechen und zu hören; Friedrich II., vor dem er die Ehre der Deutschen Literatur vertheidigt hatte *), sagte von ihm: c'est le plus raisonnable de tous les savans allemands; der General Hülsen belegte Gellert's Geburtsort nur mit einer sehr leichten Einquartierung, und ließ dem Rath sagen, es geschähe aus Hochachtung gegen Gellert; seine Schüler sandten ihm aus allen Gegenden Deutschlands jährlich ansehnliche Geschenke und Pensionen, um ihm sein Leben zu erheitern; selbst ein Bauer brachte ihm einst, erbaut durch seine schönen Fabeln, ein Fuder Holz, und sein Kurfürst, Friedrich Christian, bezeigte dem kränkelnden, hypochondrischen Mann wiederholt seine lebhafteste Theilnahme. Da-

her war, auch die Betrübniß bei der Nachricht von Gellert's Tode so allgemein und groß, daß sein Lob mit einer Art Begeisterung getrieben, und Wallfahrten zu seinem Grabe angestellt wurden, die endlich der Leipziger Rath untersagen mußte. Sehr wahr sagt Garve, am Schluß seiner Schilderung des Gellertschen Charakters: „So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Grenzen haben; aber den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen, und diese Zeit ist unbegrenzt."

Gellert schrieb Fabeln, Erzählungen, Lustspiele, geistliche Lieder und Oden. Als Fabel- und geistlicher Liederdichter hat er sich am meisten verdient gemacht. In der Fabel gleicht er dem Lafontaine an beredter Leichtigkeit und schalkhaftem Witz, hat aber auch dessen Fehler der Weitschweifigkeit; in der eigentlichen Erzählung (die man damals noch nicht scharf von der Fabel trennte) herrscht eine gutmüthige Geschwätzigkeit und Breite, doch ist der Inhalt anziehend, der Vortrag leicht, fließend und natürlich. Viele derselben, wie: der arme Schiffer, der Maler, die beiden Wächter, der Bauer und sein Sohn, die Bauern und der Amtmann, der Informator rc., haften noch ganz oder theilweise wie Sprichwörter im Munde der Nation. Seine geistlichen Oden und Lieder — unstreitig seine herrlichsten Schöpfungen — sprechen die reinsten Empfindungen eines andächtigen, Gott und der Tugend ergebenen Herzens rührend und ergreifend aus. Welch ein religiöses Gefühl strömt in den Liedern: „Gott ist mein Lied", oder: „Mein erst Gefühl"! Seine Lehrgedichte haben zwar weder den Vorzug eines seltenen philosophischen Tiefsinns, noch eines sehr belebten und nachdrucksvollen poetischen

Vortrags; aber sie enthalten doch viel Philosophie des Lebens in einem gefälligen Gewande, und empfehlen sich besonders durch Leichtigkeit und sanfte Ueberredung. Die Lust- und Schäferspiele (1745) können aber bei dem jetzigen Bildungsstand der Deutschen Bühne kein Interesse mehr erregen, woran es ihnen damaliger Zeit indeß nicht fehlte; eben so wenig sein Leben der Schwedischen Gräfinn von G**, 2 Thle. 1747, welches aber einer der ersten gelungenen Versuche der Deutschen im Fache des Romans ist.

Um die Prosa erwarb sich Gellert ausgezeichnete Verdienste, theils durch seine moralischen Vorlesungen, die, auf der Leipziger Universität gehalten, erst nach seinem Tode 2 Bde., Leipzig, 1770, 8., erschienen, theils durch seine Anweisung zum Briefschreiben (1751) und eine Sammlung eigner Briefe, die, an wirkliche Personen geschrieben, viel dazu beigetragen haben, an die Stelle des steifen, pedantischen Geschäfts- und Briefstyls die Sprache der Natur und des Umgangs zu setzen. So wie übrigens seine Verse leicht und wohlklingend sind, so ist seine prosaische Schreibart rein, bis auf Kleinigkeiten correct und fließend. Indessen herrscht in seinen meisten Schriften unleugbar ein gewisser kleinlauter, schwermüthiger und weinerlicher Charakter, der sich aus seiner hypochondrischen Stimmung und einer übergroßen Rechtgläubigkeit erklären läßt.

Gellert's Schriften, besonders die Fabeln, sind einzeln in sehr vielen Abdrücken und Formen erschienen. Die erste vollständige Ausgabe wurde von ihm selbst, unter dem Titel: „Gellert's sämmtliche Schriften," (Leipzig, 1769, 8.) in fünf Theilen, veranstaltet. Als Anhang dazu kamen heraus: „Vermischte Gedichte, von Gellert" (Leipzig, 1770. 8.), worin mehrere von Gel-

lert verworfene, oder gar nicht von ihm herrührende Gedichte enthalten sind. Zu diesen sämmtlichen Schriften erschienen, nach Gellert's Tode, noch 5 Theile, von 1770 bis 1774. Neue Auflagen dieser echten Ausgaben sind von 1775 und 1784, 10 Theile, 8. Nachdrücke sind die Ausgaben: Berlin und Stettin, 1772. 8. Wien, 1773. 8. Biel, 1773. 8. Bern. 1774. 8.

Mehrere Gellertsche Schriften, besonders seine Fabeln und Erzählungen, sind in's Französische, Italiänische, Holländische, Russische, Polnische, Lateinische, ja sogar in's Hebräische übersetzt. Von seinen geistlichen Liedern, die ebenfalls in mehrere Sprachen, unter andern in's Französische von Friedrich's II. Gemahlin, der Königin Elisabeth (Berlin, 1789), übersetzt wurden, sind viele, zum Theil mit mancherlei Veränderungen, in die neueren Gesangbücher aufgenommen worden [3]).

3) Gottlieb Wilhelm Rabener (Satiriker und Briefsteller) wurde 1714 zu Wachau unweit Leipzig geboren, studirte die Rechte und starb 1771 als Obersteuerrath zu Dresden. Wie Gellert als Fabel- und Liederdichter, so war Rabener als Satiriker der Lieblingsschriftsteller seiner Zeit. Man erhob ihn über alle Uebrige, und vergaß darüber des Liscov (6te Periode, §. 57.), dessen Verdienste und Vorzüge erst in neuerer Zeit allgemeiner anerkannt worden sind. Stehe er diesem indessen immerhin nach, nie wird man seinen Witz, wenn dieser auch nur vorübergehende gesellschaftliche Thorheiten seines Zeitalters treffen sollte, zum bloßen Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels [4]) herabsetzen, und ihm selbst den Ruhm nehmen dürfen, zu den besten Satirikern der Deutschen zu gehören; denn er zeigt überall feinen Beobachtungsgeist, heitere Laune und das Talent einer anziehenden Darstellungsgabe. Seine Sa-

Vortrags; aber sie enthalten doch viel Philosophie des Lebens in einem gefälligen Gewande, und empfehlen sich besonders durch Leichtigkeit und sanfte Ueberredung. Die Lust- und Schäferspiele (1745) können aber bei dem jetzigen Bildungsstand der Deutschen Bühne kein Interesse mehr erregen, woran es ihnen damaliger Zeit indeß nicht fehlte; eben so wenig sein Leben der Schwedischen Gräfinn von G**, 2 Thle. 1747, welches aber einer der ersten gelungenen Versuche der Deutschen im Fache des Romans ist.

Um die Prosa erwarb sich Gellert ausgezeichnete Verdienste, theils durch seine moralischen Vorlesungen, die, auf der Leipziger Universität gehalten, erst nach seinem Tode 2 Bde., Leipzig, 1770, 8., erschienen, theils durch seine Anweisung zum Briefschreiben (1751) und eine Sammlung eigner Briefe, die, an wirkliche Personen geschrieben, viel dazu beigetragen haben, an die Stelle des steifen, pedantischen Geschäfts- und Briefstyls die Sprache der Natur und des Umgangs zu setzen. So wie übrigens seine Verse leicht und wohlklingend sind, so ist seine prosaische Schreibart rein, bis auf Kleinigkeiten correct und fließend. Indessen herrscht in seinen meisten Schriften unleugbar ein gewisser kleinlauter, schwermüthiger und weinerlicher Charakter, der sich aus seiner hypochondrischen Stimmung und einer übergroßen Rechtgläubigkeit erklären läßt.

Gellert's Schriften, besonders die Fabeln, sind einzeln in sehr vielen Abdrücken und Formen erschienen. Die erste vollständige Ausgabe wurde von ihm selbst, unter dem Titel: „Gellert's sämmtliche Schriften,“ (Leipzig, 1769, 8.) in fünf Theilen, veranstaltet. Als Anhang dazu kamen heraus: „Vermischte Gedichte, von Gellert“ (Leipzig, 1770. 8.), worin mehrere von Gel-

lert verworfene, oder gar nicht von ihm herrührende Gedichte enthalten sind. Zu diesen sämmtlichen Schriften erschienen, nach Gellert's Tode, noch 5 Theile, von 1770 bis 1774. Neue Auflagen dieser echten Ausgaben sind von 1775 und 1784, 10 Theile, 8. Nachdrücke sind die Ausgaben: Berlin und Stettin, 1772. 8. Wien, 1773. 8. Biel, 1773. 8. Bern. 1774. 8.

Mehrere Gellertsche Schriften, besonders seine Fabeln und Erzählungen, sind in's Französische, Italiänische, Holländische, Russische, Polnische, Lateinische, ja sogar in's Hebräische übersetzt. Von seinen geistlichen Liedern, die ebenfalls in mehrere Sprachen, unter andern in's Französische von Friedrich's II. Gemahlin, der Königin Elisabeth (Berlin, 1789), übersetzt wurden, sind viele, zum Theil mit mancherlei Veränderungen, in die neueren Gesangbücher aufgenommen worden [3]).

3) Gottlieb Wilhelm Rabener (Satiriker und Briefsteller) wurde 1714 zu Wachau unweit Leipzig geboren, studirte die Rechte und starb 1771 als Obersteuerrath zu Dresden. Wie Gellert als Fabel- und Liederdichter, so war Rabener als Satiriker der Lieblingsschriftsteller seiner Zeit. Man erhob ihn über alle Uebrige, und vergaß darüber des Liscov (6te Periode, §. 57.), dessen Verdienste und Vorzüge erst in neuerer Zeit allgemeiner anerkannt worden sind. Stehe er diesem indessen immerhin nach, nie wird man seinen Witz, wenn dieser auch nur vorübergehende gesellschaftliche Thorheiten seines Zeitalters treffen sollte, zum bloßen Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels [4]) herabsetzen, und ihm selbst den Ruhm nehmen dürfen, zu den besten Satirikern der Deutschen zu gehören; denn er zeigt überall feinen Beobachtungsgeist, heitere Laune und das Talent einer anziehenden Darstellungsgabe. Seine Sa-

tire ist, was sie sein soll, eine poetische Darstellung sittlicher Unvollkommenheiten der wirklichen Welt, im Contrast mit der idealischen. Die Rabnersche aber ist nicht strafend, sondern scherzhaft. Er hatte es nicht mit moralischen Gebrechen und Lastern zu thun, die kein Gegenstand des Scherzes sein können, sondern mit dem Unverstand und den Thorheiten, die mehr die äußern gesellschaftlichen Verhältnisse als die Sittlichkeit angehen. Sein Spott trifft nur den Thoren des Mittelstandes, den Aftergelehrten, den tölpischen Priester, den albernen Dorfjunker, den Gelegenheitsreimer, den Charlatan, den Wucherer und die eiteln und närrischen Weiber. An die Thorheiten des Hofes und der Großen hat er sich nicht gemacht; auch wollte er nie persönlich sein. Durchweg blickt aus seiner Satire ein scharfsinniger Beobachtungsgeist, so wie der frohsinnige Mann und gutmüthige Lacher, der nur vergnügen und bessern, nicht verkleinern, herabsetzen und kränken will. So hat auch Klopstock in seinem Wingolf (2tes Lied, Str. 25 bis 29) ihn aufgefaßt, indem er seine Charakteristik mit den Worten schließt:

Dem Enkel winkend stell' ich dein heilig Bild
Zu Tiburs Lacher, und zu der Houyhmes Freund;
Da sollst du einst den Namen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen!

wodurch Rabener's klassischer Werth und der edle Charakter seiner Satire, die mehr dem Horazischen Glimpf als der Lucianischen schonungslosen Bitterkeit gleicht, hinlänglich angedeutet wird. Rabener schrieb übrigens, mit Ausnahme einer einzigen, in Alexandrinern abgefaßten Satire, in Prosa. Sprache und Styl sind rein und fließend, aber seine Schreibart hat den Fehler der meisten populären Schriftsteller, sie ist etwas breit und gedehnt. Dies und die veränderte Sitte, nach welcher jetzt Manches ver-

altet und unpassend erscheint, was vor einem Jahrhundert treffend und anziehend war, ist der Grund, daß Rabener's Satiren unser Zeitalter nicht mehr so ansprechen können.

Die erste Ausgabe seiner Schriften erschien unter dem Titel: „Sammlung satirischer Schriften." (Erster, zweiter Theil. Leipzig, 1751. gr. 8. Dritter Th. ebendas. 1752. gr. 8. Vierter Theil ebendas. 1755. gr. 8.) Die neuste Ausgabe hat den Titel: „Gottlieb Wilhelm Rabener's sämmtliche Schriften." (Sechs Theile. Leipzig, 1777. 8.) In dem ersten Theil befindet sich Rabener's Leben und Charakter, von Chr. Fel. Weiße. Der dritte Theil enthält die „satirische Briefe," in denen sein schöpferischer Geist sich am meisten und sein Gemüth am liebenswürdigsten geäußert hat. Die Gabe, die Sitten, die Denkart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrschenden Leidenschaft genau zu treffen, diese eigenthümliche Gabe des dichterischen Talents hat er nirgends in einem so hohen Grade gezeigt. Er läßt Leute aus allen Ständen sprechen, und Alle reden ihre eigene Sprache. Das Bild ist allemal treu, und die Züge, die er wählt, sind allgemein kenntliche Züge, die damals Jeder in Originalen bemerkte, die aber nur Er so zusammen zu finden, so in's Licht zu stellen wußte. — Sämmtliche Rabener'sche Schriften sind, wie die Gellert'schen, in's Französische, Englische und Holländische, einige Stücke auch in's Schwedische und Dänische übersetzt worden. *).

4) Just. Friedrich Wilhelm Zachariä. (komischer Epiker und beschreibender Dichter) wurde geboren 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, und starb 1777 als Professor der schönen Wissenschaften am Carolinum zu Braunschweig. Zachariä dichtete mit großer Leichtigkeit, und wußte bei seiner Kenntniß des poetischen

Mechanismus den ihm zuströmenden poetischen Ideen und Bildern meist eine glückliche und gefällige Form zu geben. Aber eben diese Fülle und Leichtigkeit hielten ihn oft von der nöthigen Strenge der Auswahl, von der feinern Correctheit und Vollkommenheit zurück, die man in mehreren seiner Gedichte um so unangenehmer vermißt, je leichter und gewisser sie bei größerer Anstrengung und Muße einem so vortrefflichen Kopf hätten gelingen müssen. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, aber am besten gelang ihm die komisch-epische, und nächst dieser die beschreibende. Seine scherzhaften Heldengedichte unterschieden sich zur Zeit ihrer Erscheinung von Allem, was bis dahin in dieser Gattung unter den Deutschen geleistet worden war, so sehr, daß man die Geschichte des komischen Epos erst mit seinem Renommisten, als dem ersten (1742) dieser Art, beginnen kann. So weit dieses auch noch hinter der Idee eines guten komischen Heldengedichts zurücksteht, weil sein Inhalt zu örtlich, das Wunderbare zu gehäuft, und die Darstellung oft zu niedrig ist, so bleibt es doch als die erste, einigermaßen gelungene Nachahmung von Boileau's und Pope'ns ähnlichen Gedichten merkwürdig. Der Beifall, mit dem dieser erste Versuch aufgenommen wurde, munterte den Dichter auf, sein Talent für diese Dichtart immer mehr auszubilden, um seinem Muster, Pope, näher zu kommen. Auch übertraf er seinen Renommisten im „Schnupftuch“ und im „Phaëton,“ bezüglich auf Anlage und Verwickelung und in dem Aufwande einer reichen Einbildungskraft, daher werden mit Recht die genannten Gedichte für sein wichtigstes Verdienst um die Deutsche Poesie geachtet. Doch besaß er zur Vollkommenheit eines komischen Epikers nicht Witz, Laune und feinen Tact genug.

Auch als beschreibender Dichter darf er nicht über-

sehen werden. Seine „Tageszeiten," bei deren Dichtung er Thomsons Jahreszeiten zum Muster nahm, und „die vier Stufen des weiblichen Alters" gehören zu den angenehmen und lehrreichen Schilderungen nach der Natur, und sind reich an reizenden Gemälden und gefälliger Moral: nur sind zu viel Ungleichheiten darin, und die Farbengebung ist oft zu blendend. Seine Hexameter können hier, wie in den komischen Heldengedichten, nur als Versuche betrachtet werden, und sind zum Theil auch recht wohlklingend, nur nicht in seiner Uebersetzung des Milton, die überhaupt, als eine matte unharmonische Paraphrase, keinen Beifall finden konnte. Ein guter Gedanke war es, „Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier" (Braunschweig, 1771. 8.) herauszugeben (s. S. 187.), worin er die alte, treuherzige Weise unsers vaterländischen Fabulisten glücklich aufgefaßt hat. Auch ist es als verdienstlich zu preisen, daß er das Andenken älterer Dichter durch seine „Auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen rc. 2 Bände." (Braunschw. 1766 und 1771. 8.) zu erneuern suchte, — ein Werk, das Eschenburg nach Zachariä's Tode mit einem dritten Bande vermehrte (1778. 8).

Eine vollständige Sammlung seiner Werke besorgte er selbst unter dem Titel: „Poetische Schriften" 9 Bnde. Braunschweig 1763 bis 65. 8. Späterhin erschien eine neue wohlfeilere Ausgabe in zwei Theilen, Braunschweig 1777. gr. 8., in der aber die Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradiese fehlt. Seine hinterlassenen Schriften nebst biographischen Nachrichten gab Eschenburg heraus Braunschweig 1781. 8. *)

Anmerk. 1) Urtheile über Giseke's literarischen Werth finden sich in Küttner's Charakteren &c. Bd. II. S. 321 bis 333 und in Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur d. schönen Wissenschaften, Bd. II. S. 386.

2) Friedrich II. hatte ihn bei der Besetzung von Leipzig den 18ten Decemb. des Jahres 1760 zu sich rufen lassen, und ihm, nach einer Unterredung über den Zustand der Deutschen Literatur, wegen seiner Fabeln, von denen Gellert ihm den klugen Maler in Athen vordeclamirte, seinen Beifall bezeigt. S. Sechs Briefe von Gellert und Rabener. Leipzig und Stralsund, 1770. 8.

3) Der Schriften über Gellert's Leben und schriftstellerischen Charakter gibt es überaus viel. Sein Leben ist am besten beschrieben in dem letzten Theil der sämmtlichen Schriften, von Joh. Andr. Cramer, Leipzig 1774, und in Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. II. S. 481 bis 532., wo auch ein Verzeichniß von 44 Schriften aufgeführt ist, die Gellert's Tod veranlaßt hat. Die beste Würdigung seines schriftstellerischen Charakters findet man, von Garve, in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. XII. St. 2. S. 185 bis 222. So wie Gellert in der Schrift: „Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter", 2 Thle. Frankfurt und Leipzig 1771 und 72 (von Unzer) auf eine verächtliche Weise zum armseligsten Reimer herabgewürdiget ist, so hat ihn Abt in seiner Schrift „vom Verdienst" übermäßig erhoben. Ihn verletzen heißt die Nation selbst verletzen. Die Wahrheit liegt in der Mitte.

4) s. Horn's Geschichte und Kritik &c. S. 193.

5) s. Charaktere Deutscher Dichter &c. Bd. I. S. 250 bis 253. Jördens Lexikon &c. Bd. VI. S. 233 — 253

6) s. Küttner's Charaktere &c. Bd. 2. S. 309 — 312. und Jördens Lexikon Bd. 5. S. 575 — 598.

§. 62. Fortsetzung: Schmidt, Ebert, Cramer.

5) Conrad Arnold Schmidt (Liederdichter), geb. 1716 zu Lüneburg, gest. als Professor der Theologie

und Römischen Literatur am Colleg. Carol. zu Braunschweig 1789, hat nur wenige Dichtungen geliefert; doch verdienen seine „Lieder auf die Geburt des Erlösers" Lüneburg 1761. 8. bemerkt zu werden. Es haucht in ihnen ein warmes, religiöses Gefühl, und mehrere sind in Liedersammlungen und Gesangbücher aufgenommen worden. Sein Gelegenheitsgedicht an Gärtner, bei dessen Einführung zum Kanonikat am Stifte St. Blasii in Braunschweig: „des heil. Blasius Jugendgeschichte und Visionen", Berlin und Stettin 1786. 8. zeigt von reicher Einbildungskraft und Gemüthlichkeit.

6) Johann Arnold Ebert (Epistolograph Liederdichter und Uebersetzer) wurde geboren 1723 zu Hamburg, lebte als Professor und Hofrath zu Braunschweig, wo er mit seinen Universitäts-Freunden Zachariä, Cramer, Schmidt, Gärtner ꝛc. das Glück des amtlichen und literarischen Umgangs genoß, und starb 1795. Ebert war ein vorzüglich geachteter, durch humanistische Studien gründlich gebildeter Gelehrter, den Klopstock in seinem Wingolf (Lied 1., Str. 6 bis 13) als seinen Liebling in der Freundschaft erhebt, und seine vertraute Bekanntschaft mit den Alten und Neuern rühmt. Durch unablässiges Studium der Dichter aller Zeiten, vornämlich aber der Werke der Griechen und Briten, war sein Sinn für die Kunst, und sein Urtheil über ihre Schriften, bis auf einen hohen Grad gestärkt und verfeinert, und eben durch diese umfassende Kenntniß und diesen richtigen, geläuterten Geschmack griff er tief ein in die gelehrte und poetische Bildung seines Zeitalters. Als Dichter wählte er sich zu seiner Bearbeitung die „poetische Epistel," worin er sich zwar nicht als Original, aber als Dichter von Studium und Belesenheit zeigt, der, ohne Andern sklavisch zu folgen,

immer den weisesten und besten Gebrauch von dem Gewinn seiner Studien macht. Correct und überaus streng in der Wahl seines Ausdrucks, ist sein Ton überall ungekünstelt und wahr, so wie seine Verse leicht und natürlich sind, obgleich die Einförmigkeit des Sylbenmaßes (er gebrauchte fast durchgehends vierfüßige Jamben) etwas Ermüdendes hat.

Seine Lieder haben einen leichten, gefälligen Ton, und erscheinen uns als Abdrücke eines reinen, für gesellige Heiterkeit und sokratische Weisheit gestimmten Gemüths.

Einen großen Ruhm erwarb er sich seiner Zeit als prosaischer Uebersetzer Englischer Werke, besonders der „Nachtgedanken Young's" *). „Die Mühe," sagt Küttner (Charaktere, Bd. 2. S. 339. ff.) „mit der er den tiefsinnigen und oft spitzfindigen Young studirt, mit der er den dunklen oder vieldeutigen Sinn seiner Klagen und Sprüche gefaßt, und in der, dem Briten eigenthümlichen Stärke verdeutscht hat, fällt allenthalben ins Auge, doch ist sie ohne Zwang und Steifheit. Man sieht, daß er mit seinem Autor dachte, mit ihm empfand, und trunken ward von der Fülle seiner erhabenen und abstracten Gedanken. Den ganzen lyrischen Gang seines Ausdrucks, seine kühnen Bilder, seine feurigen Monologen und goldenen Denksprüche, trägt er so ganz ungeändert, ungeschwächt und unzerstückelt über in unsere Sprache, daß man das Original mit dem Abbilde verwechselt, und den Deutschen allein zu hören glaubt. Aber er hat auch ein ganzes Leben darauf verwandt, und mit bewunderswürdiger Geduld so lange die Feder geführt, bis er den festen klassischen Ton herausbrachte, den er nach seinem gründlichen Geschmack seiner Verdeutschung geben wollte." Nicht weniger Werth hat seine ebenfalls prosaische Uebersetzung von Glover's „Leonidas" *). Friedrich Gedike

nannte ihn, in der Vorrede zu seiner Verdeutschung der Olympischen Siegeshymnen des Pindar, „den Imperator im Uebersetzerheere."

Ebert's eigene Schriften erschienen, von ihm selbst gesammelt, unter dem Titel: „Johann Arnold Ebert's Episteln und vermischte Gedichte." (Hamburg, 1789. gr. 8) Dazu gab, nach seinem Tode, Joh. Joachim Eschenburg einen zweiten Theil (Hamburg, 1795. gr. 8.) nebst einem Grundriß seines Lebens und Charakters [3]).

7) Joh. Andreas Cramer (besonders Oden- und Liederdichter), geboren 1723 zu Jöstadt im Erzgebirge, studirte 1742 in Leipzig Theologie, war ein überaus fleißiger Mitarbeiter an den Bremischen Beiträgen und der Sammlung vermischter Schriften, wurde 1748 Prediger zu Crellwitz bei Halle, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 Hofprediger in Kopenhagen und 1765 Professor, 1774 Prokanzler und Prof. in Kiel, 1784 Kanzler, und starb 1788. Ein gelehrter, vielseitiger, gebildeter Mann und scharfsinniger Kopf, der seine hohen Talente als Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Uebersetzer geltend zu machen wußte, und dabei sein bescheidenes und liebevolles Gemüth zur Verehrung Aller entwickelte. Die Bahn seines Ruhmes eröffnete er mit der Uebersetzung des Bossuet [4]), die zu Hamburg von 1748 — 1756 in sieben Theilen gr. 8. herauskam, und die er mit schätzbaren Abhandlungen zur Erläuterung der bürgerlichen und Kirchengeschichte begleitete, wodurch er sein Talent als Uebersetzer und Geschichtschreiber zugleich bekundete.

Besonders merkwürdig aber ist er für uns als Oden- und Liederdichter. Wir besitzen von ihm eine Sammlung seiner Poesien, unter dem Titel: „Joh. Andr. Cramer's &c. sämmtliche Gedichte. Erster, zweiter, dritter Theil." (Leipzig, 1782. 1783. 8.) Diese drei Theile, die aus 16 Büchern bestehen, enthalten größtentheils geistliche Lieder, von de-

nen auch sehr viele in neuere Gesangbücher aufgenommen worden sind; nur das sechzehnte Buch begreift Oden und einige Lehrgedichte in sich. Als ein vierter Theil dieser Sammlung können angesehen werden: „Joh. Andr. Cramer's hinterlassene Gedichte, herausgegeben von seinem Sohne C. F. Cramer.“ (Erstes, zweites, drittes Stück. Altona und Leipzig 1791. 8.), die auch noch einige Oden und Lieder enthalten. Diese lyrischen Gedichte sind es besonders, die sein Andenken in der Literaturgeschichte bewahren müssen. Die Nachwelt hat hier gut zu machen, was Cramer's unfromme Zeitgenossen verschuldet haben. Die Erscheinung seiner geistlichen Gesänge fiel in eine Zeit, die, arm an religiösem Sinn, mit spöttischer Verachtung Alles von sich stieß, was frommes Gefühl und wahre Gottesliebe hauchte. Eine falsche Richtung, welche die Aufklärung damals genommen hatte, widerstrebte dem heiligen Sänger, dessen Stimme, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, verhallte. Nur hie und da begriff man den Werth seiner Lieder und fühlte die Begeisterung, die aus ihnen hervorströmte, und den rhythmischen Wohllaut seiner Verse, den Klopstock erhebt, wenn er im Wingolf (Lied 2. Str. 16.) von ihm sagt:

— — Cramern gehet in Rhythmustanz
mit hochgehobner Leier Iduna vor.
Sie geht, und sieht auf ihn zurücke,
wie auf die Wipfel des Hains der Tag sieht.

Seine Oden haben freilich nicht Klopstock's lyrischen Geist, aber es fehlt ihnen nicht an starken Bildern, edlem Ausdruck, fließenden Wendungen, besonders nicht an harmonischer Versification. Ausgezeichnet sind unter diesen besonders die Oden: „David“ — „Luther“, „Melanchthon“, „die Auferstehung“; erstere durch stolzen Gang und Flug, die zweite durch feuriges Vaterlandsgefühl und edlen Hoch-

sinn, die dritte durch ihre gefühlvolle Sprache des Dankgefühls, die vierte durch fromme Glaubenskraft. Sie darf unsere Poesie noch lange als ihre edelsten Erzeugnisse nennen! — Außerdem besitzen wir von Cramern noch eine „poetische Uebersetzung der Psalmen, in vier Theilen." (Leipzig 1762 — 64. 8.) Es ist nicht eine wörtliche Uebertragung, sondern vielmehr eine Umschreibung jener alten hebräischen Gesänge, die den Hauptinhalt derselben in freien Versarten, nach des Uebersetzers eigner Art, aber nicht ohne großes poetisches Verdienst, ausführt. — Endlich haben wir von ihm auch mehrere Sammlungen von Predigten, 1755, die, von ungleichem Werth, oft mit Bilderschmuck überladen, doch viele enthalten, die als erbauliche Religionsvorträge und Muster der Kanzelberedsamkeit mit den Predigten von Giseke und J. A. Schlegel wetteifern.[3])

Den Schluß des edlen Sächsischen Dichtervereins macht der vorzüglichste unter ihnen — Klopstock, der durch die ihm inwohnende höhere Kraft belebt und erwärmt seinen eignen Weg sich bahnte, und dadurch der Musaget aller dichterischen Geister des folgenden Zeitraums wird, den wir daher auch mit ihm beginnen.

Anmerk. 1) Man hat davon eine doppelte Ausgabe, die eine, mit dem Original und einem Commentar, in 5 Bänden, (Braunschweig, 1760 — 1771. 8., N. A. Leipzig, 1790 — 1795. gr. 8.); die andere, ohne Text und Commentar, in 3 Theilen (Braunschweig, 1777. gr. 8.,) und in einer verbesserten Auflage, unter dem Titel: „Dr. Eduard Young's Klagen oder Nachtgedanken", rc. (3 Theile. Leipzig, 1791 — 1805. gr. 8.) (Eduard Young wurde geboren 1681 und starb 1765).

2) Die neueste Ausgabe dieser Uebersetzung hat den Titel: „Leonidas, ein Gedicht, aus dem Englischen Originale

des Herrn Richard Glover's nach der 5ten Ausgabe übersetzt von J. A. Ebert." (Hamburg, 1778. 8.) (Richard Glover, geb. 1712, gest. 1785, ein Kaufmann, hat sich als Dichter durch sein Trauerspiel Medea, und durch sein Heldengedicht Leonidas in zwölf Büchern, berühmt gemacht).

3) S. Jördens Lexikon rc. Bd. I. S. 431 bis 444.

4) Jac. Benignus Bossuet, geb. zu Dijon 1627, gest. zu Paris 1704, einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit, schrieb zum Gebrauche des Dauphins: „Discours sur l'Histoire universelle, depuis le commencement du monde jusqu'à l'empire de Charle-Magne Paris, 1681. 4." Da er, wie schon der Titel sagt, nur bis auf Karl den Großen, d. i. bis auf's Jahr 800 kam, so unternahmen mehrere seiner Landsleute in der Folge die Fortsetzung des Werks, aber man vermißt darin Bossuet's Geist und schöne Schreibart.

5) Ein Mehreres findet man in der Gedächtnißrede auf den verewigten Cramer, am 23. Jul. 1788, gehalten von Wilhelm Ernst Christiani." Kiel, 1788. 8. Vergl. Jördens Lexikon rc. Bd. I. S. 328—347.

II. Prosaische Erzeugnisse.

§. 63. Grammatisch-lexikalisch-philosophische Bearbeitung der Sprache.

Die wissenschaftliche Behandlung der Sprache, begann, wie wir in der fünften Periode §. 5. gesehen haben, erst mit der Reformation. Hier forschen wir nach dem, was die sechste Periode in beiden Abtheilungen darbietet. Sehen wir zuerst auf das Grammatische.

1) Der erste bedeutende Deutsche Grammatiker des siebzehnten Jahrhunderts ist Tilemann Olearius. Sein Sprachwerk führt den Titel: „Deutsche Sprachkunst. Aus den allergewissesten, der Vernunft von gemeinen brauch Deutsch zu reden gemässen, gründen genommen.

Sampt angehängten newen methodo, die lateinische Sprache geschwinde vnd mit Lust zu lernen. Hall, bei Melchior Oelschlegeln, Anno 1630. gedruckt bei Peter Schmidt." 5 Bde, in 12. Der Verfasser hat sich nicht genannt, sondern nur am Schluß der Vorrede durch die Anfangsbuchstaben T. O. M. H. S., d. h. Tilemannus Olearius Magister Hala-Saxo, seinen Namen angedeutet. Auch in dem Bücherkatalog der Wolfenbüttelschen Bibliothek wird diese Sprachkunst einem M. Tilemann Olearius zugeschrieben. — Den Anfang macht eine Strafpredigt an die Verächter ihrer Muttersprache. Die Grammatik selbst zerfällt in drei Theile: der erste handelt vom Reden, Schreiben und Lesen; der zweite von Namen, Wörtern, und Flickwörtern, und der dritte zeigt in sechs Regeln, wie die ganze Rede zusammengesetzt werde. Die Kenntniß der Buchstaben bringt er den Kindern durch gewisse Bilder bei, deren Name sich eben so anfängt, wie der abgebildete Buchstabe lautet, z. B. das o ist ein Ohr. Auch die Tempora in den Verbis erläutert er bildlich. So wird z. B. das Perfectum durch einen Dieb vorgestellt, dem die Hände auf den Rücken gebunden sind: der hat gestohlen. Seine orthographische Regel ist: wie geredet wird, muß man schreiben. — Deutlichkeit in der Darstellung ist das Hauptverdienst dieses Sprachwerks [1]).

2) „Christian Gueintzen deutscher Sprachlehre Entwurf. Gedruckt zu Cöthen im Fürstenthum Anhalt, Im Jahre Christi 1641." 8. 9 Bogen. Der Verfasser war Rector zu Halle. Seine Grammatik hat das Eigenthümliche, daß alle Kunstausdrücke darin verdeutscht worden sind; auch räth er im letzten Abschnitt seines Buchs die Einführung des Semicolons an, woraus sich ergibt, daß solches damals bei den Deutschen noch nicht im Gebrauch gewesen [2]).

3) Justus Georg Schottel, geboren 1612 zu Eimbeck im Hannöverschen, und gestorben als Hof-, Consistorial- und Kammerrath zu Wolfenbüttel 1676, ist einer der gefeiertsten und denkwürdigsten Grammatiker des siebzehnten Jahrhunderts. Mit philosophischem Geist drang er ein in den Genius unsrer Sprache; seine Untersuchungen waren gründlich, und führten auf ganz neue Ergebnisse. Die Deutschen Gelehrten wurden durch ihn auf den Reichthum und die Schönheit ihrer Muttersprache aufmerksam gemacht und zu fortgesetzten Untersuchungen ermuntert. Schottel's Verdienst um die Geschichte und Grammatik der Deutschen Sprache ist hoch anzuschlagen; er ist ein tiefblickender geschichtlicher Sprachforscher.

Seine hieher gehörigen Schriften erschienen in folgender Ordnung:

a) „Justi Georgii Schottelii, Einbeccensis, Teutsche Sprachkunst, darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen aus ihren Gründen erhoben, dero Eigenschaften und Kunststücke völlig entdeckt, und also in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden. Abgetheilt in drei Bücher. Braunschweig, Gedruckt bei Balthasar Grubern, Im Jahr 1641." (1 Alphabet, 19 Bogen, 8.). Das erste Buch enthält 9 Lobreden auf die Deutsche Sprache, das zweite die Wortforschung, das dritte die Wortfügung. Eine zweite Auflage, welche 1651 zu Braunschweig bei Zillinger erschien, hat zwar dieselbe Einrichtung, ist aber um 22 Bogen vermehrt.

b) „Der Teutschen Sprache Einleitung, zu richtiger Gewißheit und grundmeßigen Vergnügen der Teutschen Haubtsprache (so schrieb Schottel dieses Wort von jetzt an) sammt beigefügten Erklärungen. Lübek, Gedruckt durch Johann Meyer, in Verlegung Dünckler's

Buchhandlung in Lüneburg. Anno 1643." (Zwölf Bogen 8.) Im Vorbericht zeigt der Verfasser die Nothwendigkeit, die Deutsche Sprache in eine gewisse Kunstform zu bringen, und eine Grammatik derselben zu verfassen. Die Einleitung besteht in einer metrischen Rede der Deutschen Sprache, die hier, personificirt, ihr Alterthum, ihre Reinigkeit, ihren Reichthum, ihre Freigebigkeit rühmt; sie versichert, daß sie, sowohl was die Grammatik als Poesie betrifft, auf sicheren Gründen beruhe; sie straft ihre Verächter und die, welche ihrer unkundig sind, oder durch Einmischung fremder Wörter ihre Majestät und ihr Ansehen kränken oder ihre Reinigkeit beflecken; sie zeigt, was sie vermöge, wenn sie recht ausgeübt werde, und beklagt sich, daß man sie so unausgearbeitet liegen lasse. Hierauf folgen nun prosaische Erläuterungen jener Rede, worin die grundrichtige Gewißheit der Deutschen Sprache etwas ausführlicher gezeigt, und zugleich eine Anzahl der von Schottel gebrauchten ungewöhnlichen Wörter erklärt wird.

c) „Teutsche Verskunst" rc. (Lüneburg, 1644. 8. N. A. Ebendas. 1656. 8. 17 Bogen) handelt von Reimen und Reimarten, welche er für nothwendig in der Deutschen Poesie hielt, und hat wenig oder gar keinen Werth.

d) „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache, worinn enthalten gemelter dieser Haubtsprache Uhrankunft, Uhralterthum, Reinlichkeit, Eigenschaft rc. zumal die Sprachkunst und Verskunst Teutsch und guten theils Lateinisch völlig mit eingebracht, wie nicht weniger die Verdoppelung, Ableitung, Einleitung rc. Item die Stammwörter der teutschen Sprache rc. Braunschweig, Anno M.D.C.L.XIII." (3 Bde. 4. 8 Alphab.) Dies ist das ausführlichste Sprachwerk, das bis auf Schottel's

Zeiten geschrieben worden. Es umfaßt das, was in den drei vorher genannten Schriften befindlich ist, und enthält außerdem noch vieles andere zur Sprache Gehörige. Das Ganze zerfällt in fünf Bücher; das erste enthält die Lobreden auf die uralte Deutsche Hauptsprache, das zweite die Wortforschung, das dritte die Wortfügung, das vierte die Verskunst, und das fünfte besteht aus sieben Tractaten, worin unter andern von Sprichwörtern, von den Stammwörtern der Deutschen Sprache, den alten celtischen Namen, und von den Deutschen Grammatikern und Literatoren älterer und neuerer Zeit gehandelt wird. In der That zeigt dieses Werk, seiner vielen Mängel ungeachtet, doch von großer Belesenheit, von Fleiß und Einsicht. Es erhielt auch damaliger Zeit ein solches Ansehen, daß man es in Kanzleien und auf den Rathsstuben zur Richtschnur nahm, und den Verfasser mit dem Namen eines Deutschen Varro beehrte[3]). Wegen der Weitläufigkeit desselben verfertigte er zum Besten der Schulen einen, aus Fragen und Antworten bestehenden Auszug, der unter dem Titel: „Kurze und gründliche Anleitung zu der Rechtschreibung und Wortforschung in der Deutschen Sprache" zu Braunschweig 1676. 8. (15 Bogen) erschien.

e) „Horrendum Bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum. Wunderbarer ausführlicher Bericht, welcher gestalt vor länger als zwei tausend Jahren in dem alten Teutschlande das Sprachregiment gründlich verfasset gewesen, hernach aber wie durch Mißtrauen und Uneinigkeit der uralten Teutschen Sprachregenten ein grausamer Krieg, sammt vielem Unheil entstanden, daher guten theils noch jetzo rühren die, in unsrer Teutschen Muttersprache vorhandene Mundarten, Unarten und Wortmängel. Getruckt zu Braunschweig im Jahre 1673." (13 Bogen,

4.) Diese, jetzt seltene, dem Schottel aus inneren Gründen zugeschriebene, und in seinem Lebenslauf „ein nachdenkliches Scriptum" genannte Schrift enthält in einer allegorischen Darstellung eine Nachricht „sowohl von sonderlichem hohem Wolwesen, Vertrauen und Einigkeit unter den uhralten Teutschen, als auch hernach von grausamen verderblichen Teutschen Kriegsunwesen, welches solche Verwüstung verursachet, daß kaum nach zwei bis in die drei tausend Jahren aus den alten Kummerhaufen und Steintrümmern die Wiederaufbauung hat können ins Werk gerichtet, das vergossene viele Wörterblut gerochen, und den Wundennarben die heßliche Gestaltniß abgewischt werden." So gibt er selbst den Inhalt dieses Buchs an. Es besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste stellt bis S. 22. den königl. herrlichen Zustand und das wohlgefassete Sprachregiment aller Deutschen Wörter vor, wie dieselbe vor zwei oder drei tausend Jahren im Flor und Wachsthum gestanden. Die andere beschreibt bis S. 91 den entstandenen grausamen Krieg, und wie daher im Deutschen Sprachlande Brand, Mord, Raub, Gift, Untreu und Unheil erfolgt sei, woher denn die Mundarten, Unarten und Wortmängel entsprossen wären. Es besprechen sich darin zwei alte bekannte Deutsche Freunde Wolrahm und Siegeraht. Die Sprachregenten und Sprachinteressenten, so vor zwei bis drei tausend Jahren in dem uralten Deutschland bekannt, benahmt und berühmt gewesen, und deren Leben, Thaten und Tod hier beschrieben wird, sind folgende: Im Königreiche und bei dem Königlichen Hoflager der Nennwörter: der König Kunst, dessen Reichskanzler Kunstwald, der Unterkanzler Kunstmücker, der Oberfeldherr Kunsterath rc. Im Königreiche der Zeitwörter: der König Lob, dessen Reichskanzler Lobwald rc. An Provinzen, Erbländern

und Standörtern haben im alten Deutschland besessen: die Nennwörter ein ganzes Königreich, die Zeitwörter desgleichen, die Vorwörter ein Großfürstenthum, die Mittelwörter ein Herzogthum, die Geschlechtswörter eine Grafschaft, die Hülfswörter die Vorstädte und Vorplätze in Städten und Schlössern ꝛc. Außerdem gibt es noch Sprachfürsten, hohe und niedere Offiziere, Regimenter, Städte, Wälder und Flüsse. Kommt es zwischen beiden Königen zum Krieg, so theilt der Oberfeldherr Loberath die Zeitwörter in acht Regimenter; die ersten sechs sind lauter gleichfließende Zeitwörter und ihre Obristen heißen „Regieren, Lieben, Ordnen, Richten, Meynen, Glauben." Die ungleichfließenden machen zwei starke Dragoner-Regimenter aus; ihre Obristen sind „Fechten und Halten," und ihre Hauptleute: „Brechen, Denken, Fahren, Fangen, Gelten, Hauen, Kennen, Nehmen, Raufen, Schießen, Schlagen ꝛc." Auf eben diese Art ist die gegenseitige Armee eingerichtet. Die Stamm-Nennwörter bestehen aus zehn Regimentern, unter den Obristen: „Krieg, Blut, Feuer, Schwert, Spieß, Tod, Raub, Mord, Sturm, Sieg." Das Ende des Kriegs ist, daß sie sich alle mit einander aufreiben, und ihre Länder und Städte unter einander zerstören, wie ihnen ein alter Rune oder Barde, der öfters hier in Versen redend eingeführt wird, prophezeiet hatte. Das Ganze schließt mit einem Reim, dessen Endzeilen also lauten:

Ernst und Werk, auch Grund und That
Dieser Wortkrieg in sich hat.
Dies des Rüners Reim und Wort
Bleibt doch Wahrheit immerfort:
„Teutschland, dein uneinigseyn
„Theilet dir Mark und Gebein,
„Teutschland, einig und vertraut,
„Sich in Glück und Segen schaut" *).

Anmerk. 1) Siehe: „der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig Nachrichten und Anmerkungen," St. 1. Bk. 126; und: Reichard's „Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst," S. 75 bis 83.

2) S. die: „Leipziger Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache," Bd. IV. S. 379 und f.; Reichard's Versuch zc. S. 83 bis 98.

3) S. Reichard's Versuch zc. S. 118 bis 124. — Die Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache machte die Umarbeitung dieses Werks nach den wissenschaftlichen Fortschritten und Bedürfnissen unserer Zeit zum Gegenstand einer Preisaufgabe, die aber nicht gelös't worden ist.

4) Diese Art des grammatischen Witzes wurde damals zugleich als eine leichte und angenehme Methode, das Grammatische der Sprache zu erlernen, angesehen. Davon zeugt besonders ein jetzt selten gewordenes Büchlein, das folgenden Titel führt: „Johann Spangenbergii Bellum Grammaticale; das ist: Eine sehr Artige und Kurzweilige Beschreibung des Kriegs, den beide Könige der Nominum und Verborum, in der Landschaft Grammatic, um den Vorzug mit einander geführt. Vor Jahren von Johann Spangenberg Lateinisch herausgegeben, anizo aber auch allen der Grammatic und lateinischen Sprach-Liebhabern, absonderlich aber der Jugend zu gefallen, in die Teutsche Sprach übersetzt in gewisse Capita eingetheilt, durch Johann George Seybolden, Praeceptorem Classicum zu Schwäbischen Hall. Daselbsten auch gedruckt und verlegt von Hans Reinhard Laidigen 1663." (120 Seiten in 12.) Der lateinische Text ist dabei mit abgedruckt. Das Ganze zerfällt in 36 Kapitel. Es beginnt mit der Veranlassung des Krieges und endet mit dem förmlichen Friedensschluß. Der Verfasser erzählt uns nämlich: als der König der Nominum Poëta einst mit dem König der Verborum Amo zusammen gegessen, und beide Theile vom Wein erhitzt gewesen wären, habe sich unter ihnen ein Streit über die Frage erhoben: wer von Beiden in der Rede am nöthigsten sei? Das Nomen habe behauptet,

es sei eher als das Verbum gewesen, denn Gott habe alles gemacht, also auch das Verbum, und Gott sei ein Nomen. Dagegen aber erwiederte das Verbum: der vornehmste Spruch im N. T. heiße: Im Anfang war das Wort (verbum) und das Wort (verbum) war bei Gott, und Gott war das Wort (verbum); und: es ist alles durch ihn geschaffen, und nichts ist ohne ihn geschaffen. Daraus gehe deutlich hervor: Gott sei das Verbum, nicht das Nomen, und nicht also das Nomen, sondern das Verbum habe alles gemacht. Hieraus sei denn ein hitziger Wortstreit entstanden, und der König der Nominum habe sofort seinen Kriegsrath versammelt, der einmüthig beschlossen habe, allen Verbis den Krieg anzukündigen. Amo sendet nun Bothschafter an alle zu seinem Reich gehörige Völker, mit dem Befehl, daß sich alle, die zum Kriege tüchtig, am bestimmten Tage stellen sollen. Es kommt zuerst der Adverbiorum Obrist, sammt seinen Hauptmännern, quo, ubi, qua, unde, quorsum und quousque; auf jeden derselben folgten ihre Rottknechte, unter denen huc, illuc, istuc, intro, foras ꝛc. ꝛc. sich befanden; viele andere adverbia liefen vorher, etliche erkundigten die Wege, andere gaben Achtung, daß die Truppen nicht zertrennt würden, als: peregre, pone, supra, intra, extra, citra, ultra; nach diesem sind andere adverbia qualitatis, quantitatis und numeri angekommen, bei denen sich auch die adverbia jurandi befunden: aedepol, mehercule, profecto. Item, vocandi, als: heus und o; respondendi, als: hem; ridendi, als: ha ha ha; negandi, als: minime, nequaquam, welcher nequaquam, obwohl er im Kriegswesen hurtig und wohlgeübt, doch für den allerlügenhaftesten gehalten wurde. Auch haben sich noch sehr tapfere Kriegsfürsten, anomali genannt, eingefunden, die in den Grenzen der Grammatik weit und breit herrschten, und sehr streitbar waren, aber in keiner gewissen Zucht und Ordnung gehalten werden konnten, als: volo, sum, fero, edo und eo, etc. Denen ist erlaubt worden, ihre Zelte in dem Lager aufzuschlagen, wo sie wollen, wofern sie nur unter den Kriegsleuten keinen Rumor oder Lärmen erregen würden. Nach

diesem ist der Defectivorum Nation angekommen, so gar schön truppenweise geordnet und eingetheilt war, nämlich: memini, novi, coepi et odi; item: vale, salve, ave, inquam, ajo, faxo, cedo etc. Auf diese folgten alle verba activa in o, die passiva in or gekleidet u. s. w. Nun schlug der König Amo das Lager auf, und theilte seine verba in 4 conjugationes; etliche gemeine verba aber erhielten Ordre, der Infinitivorum Bündel zu tragen, als incipit, desinit, debet, vult, potest etc. Zuletzt sind noch im Lager angekommen etliche Verba von großem Ansehen, nämlich: pluit, ningit, grandinat, fulgurat, tonat, fulminat, etc. Ja es sind auch die gerundia und supina von den Nominibus zu den Verbis übergegangen.

Nicht minder versammelte der König Poëta seine Streitkräfte. Zuerst sind die nächst angrenzenden Obristen der Pronominum: ego, tu, sui erschienen, wie auch des Königs nahe Anverwandte und Blutsfreunde: meus, tuus, suus etc., ferner die drei sehr streitbaren Männer: hic, haec, hoc. Es fanden sich auch Succurs-Völker ein, dahin ad, die Königin der Präpositionen, bei welcher waren ab und in, die hatten ihrer Nominum Casus bei sich, und führten drei Schwadronen tapferer Soldaten mit sich: apud, ante etc.; a, abs etc.; in, sub etc. Es kriegten auch da die Praepositiones inseparabiles: di, re, se, etc., deren eigene Verrichtung war, für die Soldaten einen Compost zu machen. — Nachdem nun beide vollkommen gerüstet waren, hat jeder einzelne sich bemüht, das Participium auf seine Seite zu bringen. Dieses aber erklärt sich für neutral, geht indeß darauf aus, beide Könige zu berücken, und selbst zur Regierung zu gelangen. Nach mehrern gepflogenen Unterhandlungen kommt es dann zum Ausbruch; es werden gegenseitige Streifzüge gemacht, Scharmützel und Feldschlachten geliefert; die Parteien erleiden Niederlagen, machen Beute, neigen sich endlich zum Frieden, und erwählen sich drei Schiedsrichter zur Schlichtung ihres Streits, nämlich den Priscian, Servius und Donat, die sich denn auch ihres Geschäfts treulich nach allen grammatischen Regeln entledigen. Beide Theile nehmen den Friedensschluß an, mit

Bewilligung aller Stände; nur die beiden Collegia zu Paris und Krakau behalten ihren Landsleuten das absonderliche Recht vor: „daß sie alle Verba und Nomina frei und nach Belieben aussprechen mögen, ohne auf die Kürze und Länge der Sylben zu achten." — Dies ist der satirische Schluß eines Büchleins, das reich an witzigen Einfällen und Bemerkungen ist.

§. 64. Fortsetzung.

Nach Schottel traten Harsdörfer und Zesen als Sprachlehrer auf, deren Verdienste und Eigenthümlichkeiten bereits gewürdigt worden sind (6te Per. §. 27. u. 32.) Weder zu ihrer Zeit noch nach ihnen, fehlte es an Sprachlehren und orthographischen Unterweisungen, die wir aber ihrer Unbedeutsamkeit wegen sämmtlich übergehen. Die erste, der Beachtung würdige, und dem damaligen Bedürfniß angemessene Deutsche Sprachlehre erscheint erst beinah drei Jahrzehende nach Schottel's ausführlicher Arbeit. Um diese Zeit nämlich lebte:

4) der, als Rector des Cölnischen Gymnasii (jetzt Real-Gymnasium genannt) zu Berlin im Jahr 1695 verstorbene Johann Bödiker. Dieser Mann schrieb unter dem Titel: „Grundsätze der teutschen Sprache in Reden und Schreiben, sammt einem ausführlichen Berichte vom rechten Gebrauche der Vorwörter. Cöln a. d. Spree, 1690. 8." eine Deutsche Sprachlehre, die an Richtigkeit des Inhalts, und an Reichthum der Sachen, wie an lichtvoller Darstellung und zweckmäßiger Kürze, alle ihre Vorgänger übertrifft, und daher nicht nur 1701 u. 1709 wieder aufgelegt, sondern auch von dem Rector Johann Leonhard Frisch mit mehreren Veränderungen im J. 1723 und 1729 zu Berlin aufs Neue herausgegeben, und eben daselbst im Jahre 1746 mit vielen Zusätzen vermehrt, von dem Prorector Joh. Jakob Wippel (1 Alphab.

19 Bogen, 8.) abermals erneuert wurde. Noch jetzt wird diese Sprachlehre von unsern Deutschen Grammatikern nicht unbeachtet bleiben dürfen.

5) Die beste „Anweisung zur teutschen Orthographie" schrieb Hieronymus Freyer, Halle, 1721. 8. (1½ Alphabet.). Sie fand großen Beifall, wie auch die wiederholten Auflagen von 1728, 1735 und 1746 zeigen. Das Ganze besteht aus zwei Theilen, deren jeder sieben Kapitel hat. Der erste Theil enthält die Regeln der Orthographie, der andere zeigt die Anwendung und den Gebrauch derselben in Erläuterungen und ziemlich vollständigen Wörterverzeichnissen. Der Verfasser hat, wie es sich für ein Lehrbuch dieser Art schickt, den Schreibgebrauch seiner Zeit sorgfältig beobachtet, und ihm durch Gründe aus der Ableitung und Analogie aufzuhelfen gesucht.

6) Mit Uebergehung einiger Briefsteller ist auch noch einer „Anweisung zum Deutschen Stil" von M. Aug. Nathanael Hübner zu erwähnen, die 1720 in 8. zu Hannover erschien. Der Verfasser hat das Verdienst, der erste zu sein, der die Lehre vom Styl in die Form einer Wissenschaft gebracht und kunstmäßig behandelt hat.

Anmerk. S. Reichard's Versuch rc. S. 332 u. 333.

§. 65. Fortsetzung.

Unter den Deutschen Wörterbüchern und erklärenden Schriften dieses Zeitraums zeichnen sich folgende vortheilhaft aus:

1) „Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz, worinnen alle und jede teutsche Wurzel- oder Stammwörter, so viel deren annoch bekannt und jetzo im Gebrauche seyn, nebst ihrer Ankunft, abgeleiteten, Duppelungen und vornemsten Redarten, mit guter lateinischen Tolmetschung und kunstge-

gründeten Anmerkungen befindlich; sammt einer hochteutschen Letterkunst, Nachschuß und teutschem Register. So Lehrenden und Lernenden, zu beider Sprachen Kundigkeit, nöthig und nützlich, durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren gesammelt von dem Spaten." (Nürnberg 1691. 4. 11 Alphabete 4 Bogen, mit Einschluß des Registers, das allein 2 Alphabet 9 Bogen beträgt.) Umgearbeitet wurde das Werk von Christoph E. Steinbach, Breslau, 1725 und 1734. 2 Bde. 8. — Der wahre Name des Lexikographen ist Caspar von Stieler, 1632 zu Erfurt geboren, und 1707 daselbst gestorben; Spaten wurde er (wegen seiner etymologischen Forschungen) von der fruchtbringenden Gesellschaft genannt. Er hat bei seinem Wörterbuch, laut eignen Geständnisses, den „Schatz der deutschen Sprache und Weisheit von Georg Henisch," (Augsburg, 1616. Fol.) zum Grunde gelegt, wovon indessen nur der erste Theil erschienen ist [1]). Das Eigenthümliche des Spatenschen Wörterbuchs ist, daß er alle Wörter nach ihrem Stamm geordnet hat, so daß man die abgeleiteten und zusammengesetzten unter ihrer Wurzel aufsuchen muß. Man kann den Fleiß und die angewandte Mühe des Verfassers nicht verkennen; aber man darf ihm nur vorsichtig folgen, indem er etwas kühn in seinen Ableitungen ist, daher man mehrere Wörter an einer andern Stelle findet, als man sie zu suchen sich berechtigt glaubt. Man findet hier auch Wörter aus andern Mundarten, und mitunter neue und seltsam gebildete aus den Schriften der Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft. Dagegen vermißt man besonders die Wörter aus den Künsten und Handwerken. Die angehängte Letterkunst ist eine Sprachlehre, meist nach Schottel gearbeitet.

2) Um dieselbe Zeit lebte und schrieb der in den ersten Zeiträumen oft genannte Johann Schilter, ein

geborner Meißner, der 1705 im 73sten Jahre seines Lebens starb. Er ist einer der gelehrtesten Deutschen Philologen, der sich zwar der Lateinischen Sprache bediente, aber doch unsrer Literatur durch Sammlung und Erklärung alter Deutschen Denkmäler viel genutzt hat. Seiner juridischen und historischen Werke, die er theils zuerst von alten Handschriften abdrucken ließ, theils übersetzte und mit kritischen Anmerkungen begleitete, nicht zu gedenken, sind zwei seiner vorzüglichsten Schriften merkwürdig: sein „Ἐπινίκιον rhythmo teutonico Ludovico Regi acclamatum, cum Nortmannos an. DCLXXXIII. vicisset. Ex codice MS. monasterii Elnonensis sive S. Amandi in Belgio per Jo. Mabillon descriptum," welches er mit einer Lateinischen Uebersetzung und mit historisch-etymologischen Erläuterungen zu Strasburg 1696 in 4. auf 9 Bogen herausgegeben hat; besonders aber sein „Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum," dessen Herausgabe nach seinem Tode 1727 und 28 durch Simon, Scherz und Frick, zu Ulm in drei Foliobänden besorgt wurde. Es ist ein wirklicher Schatz Altdeutscher Schriften, voll von Sprachgelehrsamkeit, und dem Deutschen Geschichtschreiber wie dem Sprachforscher wichtig. Dem dritten Theile dieses Thesaurus ist auch das Schiltersche Wörterbuch oder Glossarium einverleibt worden *).

3) Johann Georg Wachter, geboren 1673 zu Memmingen, hat sich durch seine Kenntniß und seinen Eifer für die wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache ein dauerndes Verdienst erworben. Als Vorläufer seines Wörterbuchs erschien sein „Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates linguae germanicae hodiernae; specimen ampliore ferrugine decerptum." (Lipsiae, 1727. 8. 1 Alphabet 5 Bogen). Es wurde in allen Tageblättern der Gelehrten, selbst des Auslandes,

mit großem Beifall beurtheilt, und erweckte bei allen Kennern und Freunden der Deutschen Sprache ein starkes Verlangen nach dem größern Werk, welches denn auch neun Jahre darauf, unter dem Titel: „Glossarium germanicum cont. origines et antiquitates totius linguae germanicae, et omnium paene vocabulorum, vigentium et desitorum. Opus bipartitum et quinque indicibus instructum Joannis Georgii Wachteri.“ (Lipsiae, 1736. Fol. 12 Alphab.) herauskam. Dieses Glossar ist mit großem Fleiß gearbeitet. Jedes Wort wird etymologisch untersucht, und der Schriftsteller, aus dem es entlehnt ist, citirt. Häufig läßt sich indessen der Verfasser auch auf Sacherklärungen ein, die ihn denn nicht selten von der Hauptsache abführen und das Werk zwecklos erweitern. Die Prolegomena enthalten viel schätzbare grammatische Bemerkungen [3]).

4) Johann Leonhard Frisch, 1666 zu Salzbach in der obern Pfalz geboren, und 1743 zu Berlin als Rector des Berlinischen Gymnasii gestorben, war ein vielseitig gebildeter Mann [4]), und der gründlichste Sprachforscher seiner Zeit. Seinen Ruhm bewähren mehrere Schriften, am meisten aber seine grammatischen Arbeiten, unter denen sein Wörterbuch, woran er nach seiner Angabe 30 Jahre gearbeitet, oben an steht. Dieses, jedem Kenner der Deutschen Sprache schätzbare, Werk erschien unter dem weitschweifigen Titel: „Johann Leonhard Frisch Teutsch-Lateinisches Wörterbuch, darinnen nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; sondern auch die bei den meisten Künsten und Handwerken, bei Berg- und Salzwerken, Fischereyen, Jagd-, Forst- und Hauswesen und andere mehr gewöhnliche Teutsche Benennungen befindlich, vor allen, was noch in keinem Wörterbuch

geschehen, denen Einheimischen und Ausländern, so wie in den mittlern Zeiten geschriebenen Historien, Chroniken, Uebersetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken versehen wollen, möglichst zu dienen, mit überall beigesetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, sammt angehängten theils versicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und kritischen Anmerkungen; mit allem Fleiß viel Jahr über zusammengetragen, und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbesserung überlassen." (Berlin, 1741. Th. I. 3 Alphab. 16 Bogen; Th. II. 3 Alphab. 6 Bogen; 4.) Zwei Vorzüge hat dieses Werk vor allen frühern Arbeiten: die etymologischen und kritischen Bemerkungen, und Kunstausdrücke der verschiedenen bürgerlichen Gewerbe [s]).

5) Endlich ist noch zu merken „Christiani Gottlob Haltaus Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus multis praeterea aliis monumentis tam editis quam ineditis adornatum indicibus necessariis instructum. Tom. I. II. Lipsiae CIƆIƆCCLVIII." Fol. Zur Erläuterung alter Denkmale und Schriften des Mittelalters dienlich.

Auch fehlte es im Anfang des 18ten Jahrhunderts nicht an erläuternden und methodischen Schriften zur Förderung Deutscher Sprachkenntniß.

Dahin gehören z. B. „die Erläuterungen und Erklärungen der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Dr. Martin Luther in Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache gebrauchet, den Deutschen zu Liebe deutsch geschrieben, und in diesem zweiten Druck vielfältig vermehrt rc. von Dietrich von Stade." Bremen, 1724. 8. Die erste Ausgabe erschien 1711. — Ferner die Schrift eines Ungenannten: „Wohlgemeinte Vorschläge zu einer allge-

meinen und regelmäßigen Einrichtung und Verbesserung der teutschen Sprache in dem obersächsischen und niedersächsischen Kreise." (Halberstadt, 1732. 8.) Der Verfasser spricht im ersten Kapitel von den vorzüglichsten Hindernissen der Bildung Deutscher Sprache, worunter die Menge der Regenten in Deutschland oben an steht; im zweiten macht er neun Vorschläge, die darauf hinausgehen, daß die Leipziger Deutsche Gesellschaft in Verbindung mit sachverständigen Männern in andern Städten eine vollständige Deutsche Grammatik und ein damit übereinstimmendes Wörterbuch abfasse und einführe, und daß nach deren Regeln die Bibeln, Gesangbücher, Katechismen, Zeitungen u. s. w. gedruckt, auch jährlich von der Gesellschaft neue Zusätze und Anmerkungen zur Verbesserung der Sprache gemacht werden möchten. Im dritten und vierten Kapitel werden die Einwürfe gegen diese Vorschläge und die Beweggründe zur Annahme derselben aufgeführt.

Anmerk. 1) S. kritische Beiträge, Bd. I. S. 571.

2) Der Schilter'sche Thesaurus ist in den Leipziger Actis eruditorum ausführlich beurtheilt worden, und zwar der erste Theil in den Actis des Jahres 1727, S. 45; der zweite 1728, S. 373; der dritte 1729, S. 6. Bemerkungen über ihn enthält die nur zwei Bogen betragende Schrift: Consilium de Thesauro Teutonico altero tertioque adornando et versione IV. Evangeliorum Gothica denuo edenda, von Joh. Heinr. Stuß, Gotha, 1733. 4.

3) S. die Leipziger Gel. Zeitung auf's Jahr 1727, S. 457 und 975; ferner die Acta eruditorum 1728; und kritische Beiträge, St. 13. S. 49.

4) Von seinen vielen Abhandlungen gedenken wir hier noch derjenigen, welche die Deutsche und Slavonische Sprache betreffen und in den Miscellaneis Berolinensibus abgedruckt sind. — Uebrigens ist er auch als Naturkundiger nicht

weniger merkwürdig, denn als Sprachforscher. Wir besitzen von ihm eine Beschreibung der Vögel in Deutschland, und der Insecten. Auch verdankt man ihm die Erfindung des Berlinerblau, so wie er zuerst den Seidenbau durch angelegte Maulbeerbaumpflanzungen im Preußischen beförderte.

5) S. Leipziger Gel. Zeitung 1741. S. 285, und 1742 S. 198; auch Nova acta erudit. Jul. 1742.

§. 66. Vielseitige Anregung wissenschaftlicher Bildung.

Da die Ausbildung der Sprache immer gleichen Schritt hält mit der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, oder vielmehr eine unmittelbare Folge derselben ist: so müssen wir hier noch an einige wissenschaftliche Anstalten und Gelehrte erinnern, welche, außer den schon genannten, eine höhere klassische Bildung in diesem Zeitraum befördern halfen.

Zu jenen gehören die Universitäten zu Rinteln (1619 gestiftet, 1621 eingeweiht), Duisburg (1655), Kiel (1665), Halle (1694), die Universität und Bibliothek zu Göttingen (1734), Erlangen (1743), das akademische Gymnasium zu Coburg (1677), das Athenaeum Carolinum zu Bremen (1681), das Friedrichswerdersche Gymnasium zu Berlin (1683), die Königl. Bibliothek zu Berlin (1685), das Waisenhaus zu Halle (1695), die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig (1697), die Societät (jetzt Akademie) der Wissenschaften zu Berlin (1700), das Gymnasium zu Eisenach (1707), die Ritterakademie zu Liegnitz (1708), das Collegium medico-chirurgicum zu Berlin (1724), die Deutsche Gesellschaft zu Greifswalde und Göttingen (1740).

Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt durch die Mathematiker und Physiker, deren Todesjahr hier folgt: durch Joh. Kepler (1630), Otto v. Guericke, den Erfinder der Luftpumpe (1686); durch

die Philologen und Linguisten: Johann Freinsheim (1660), Joh. Heinr. Hottinger, Orientalist (1667), Joh. G. Gräve (1703); durch die Historiker und Alterthumsforscher: Melch. Goldast von Heimensfeld, Forscher in der vaterländischen Staats- und Literaturgeschichte (1635), Johann Friedrich Gronov, Alterthumsforscher (1671), Sam. Freiherr v. Pufendorf, Geschichtsforscher und Statistiker (1694), Johann Alb. Fabricius (1736), und durch mehrere andere Gelehrte und Künstler, wie Andreas v. Schlüter, Bildhauer und Baumeister (1663), Otto Menken, der (1682) die Acta eruditorum herausgab, Christoph Cellarius, Humanist (1707), Joh. Gottl. Heineccius, klassischer Jurist (1741).

§. 67. Zustand der Kanzelberedsamkeit in dieser Periode.

Die Kanzelberedsamkeit gerieth, wie wir in der 5ten Periode §. 31. gesehen haben, um die Zeit des dreißigjährigen Krieges in einen traurigen Zustand, indem die Lutheraner sich in allerlei Secten theilten, und ihre Prediger sich von den Kanzeln herab leidenschaftlich bekämpften. Besonders heftig eiferten die lutherischen Geistlichen gegen die Reformirten, so daß selbst strenge Befehle und Drohungen der Fürsten kaum sie zu zügeln vermochten [1]. Nur Wenige bemühten sich, den Kern der reinen Lehre zu bewahren. Zu diesen gehört zunächst Johann Arnd, der 1621 als General-Superintendent zu Zelle starb, und durch sein „wahres Christenthum," durch „sein Paradiesgärtlein" und „die Auslegung der Psalmen" seinen friedfertigen und rein-christlichen Sinn bekundet hat. In seine Fußtapfen traten späterhin die frommen Männer August Hermann Franke (geboren 1663 zu Lübeck,

Stifter des Hallischen Waisenhauses 1698, gestorben 1727 als Prediger und Professor zu Halle [2]), und Philipp Jakob Spener (geboren 1635 zu Rappolsweiler, gest. 1705 als Propst und Consistorialrath zu Berlin), der wahre Reformator eines religiösen Lebens [3]), indem sie, statt der wieder einreißenden Schultheologie, warme Gefühle für praktisches Christenthum, wenn gleich mit etwas pietistischem Wesen gemischt, zu verbreiten suchten. Dergleichen spärliche Ausnahmen abgerechnet, war die Kanzelberedsamkeit theils theologische Zänkerei, theils albernes Gewäsch. Je seltener aber gute Kanzelredner waren, desto zahlreicher waren die Lehrmethoden und Theorien des Kanzelvortrags, die aber alle gleich elend, das Predigtamt zu einem mechanischen Handwerk herabwürdigten. So gab ein Jesuit im Jahr 1668, „Modos sexaginta orationis sacrae seu concionis varie formandae“ heraus. Methoden wurden über Methoden erfunden und Regeln auf Regeln gehäuft. Man hatte eine Leipziger, Helmstädter, Jenenser und Königsberger Prediger-Methode. Man erdachte eine Hunnianische, Lassonische, Carpzovische, Spenersche und so viele andere. „Niemals,“ sagt Meister in seinen oft genannten Beiträgen zur Geschichte der teut. Sprache (Th. II. S. 238 und 239.): „würde ich fertig werden, wenn ich die Medullas patrum, Sternenhimmel, Aurifodinas, Predigerschätze, biblische Schatzkammern, Lieder-Concordanzen, evangelische Delicias, epistolische und passionalische Blumenlesen, Priesterbibliotheken, Lieder-Manna, Priester-Manuale, Pentaden und Dekaden von Dispositionen, Realien so vieler arbeitsamen Gibeoniten an dem Bau des Heiligthums anführen sollte.“ Man glaubte mit solchen Büchern den Candidaten die Predigtkunst zu erleichtern, aber man machte sie faul, daß sie gründliche Wissenschaft und Sprachkenntniß vernachlässigten, indem sie

nun Handbücher genug hatten, um eine Stunde mit Geschwätz füllen zu können. Diejenigen, welche durch Talent und Kenntniß sich auszeichneten, gingen zwar ihren eigenen Weg, aber, um neu und interessant zu sein, ließen sie sich oft zu den abenteuerlichsten und bizarresten Einfällen verleiten. Dahin gehören z. B. Johann Riemer, Caspar Schmier, ein Jesuit zu Prag, und besonders Abraham a Sancta Clara. So befinden sich in der Postille des Riemer folgende paradoxe Themata: die prächtige Armuth, der sprachlose Herold, der gesunde Kranke, der reiche Mangel, der Himmel in der Hölle, der satte Hunger, das todte Leben, die helle Finsterniß, die verzagte courage, der fahrende Fußgänger u. dergl.

Nicht ohne Aerger und ohne Lachen zugleich kann man die Predigten dieser nach Witz und Laune jagenden Redner lesen, die naiv und abgeschmackt, witzig und schaal, ernst und spielend, fromm und unsittlich sind, und dadurch ihre schlechte Originalität bekunden. Unübertreffbar in dieser Art der Kanzelberedsamkeit ist Ulrich Megerle, gewöhnlich nach seinem Ordensnamen Abraham a S. Clara, der, geboren 1642 in Schwaben, 1709 als Hofprediger zu Wien starb. Als geistreicher, witziger Schriftsteller mehr noch als Fischart und Murner der Beachtung werth, erscheint er uns als Kanzelredner nur verwerflich, da er sich durch seine burlesken Einfälle zum Possenreißer erniedrigt. Sein höchstes Ziel ist der Witz, dahin ist sein ganzes Streben gerichtet, und selbst der Ernst klingt bei ihm wie Spaß, denn auch in dem größten Eifer für Sittlichkeit und Tugend kann er die Liebe zu künstlichen Wendungen, Witzworten und Wortspielen nicht unterdrücken*). —

Am auffallendsten in den Predigten dieses Zeitraums ist die darin herrschende unverdaute Gelehrsamkeit. He-

bräische Namen der Bibel werden in ihrer Grundsprache erklärt, ganz Lateinische Redensarten citirt, auch wird die Eintheilung des Thema oft in Lateinischer Sprache gemacht, und die Texteswerte werden nicht selten förmlich exegesirt. Die Alterthümer, die Fabellehre und profane Geschichte werden überall geplündert, und mit dieser Prahlerei einer unzeitig angewandten Belesenheit die seltsamsten Metaphern und Hyperbeln verbunden. Gott heißt nicht mehr Gott, sondern Johovah, Elohim, Adonai rc; immer hört man von Urim und Thummin, von den Flügeln der Seraphim und Cherubim, von den Gebirgen Ararat und Carmel, von den Städten Damaskus, Gilgal und Beerseba; von den Fischen Behemot und Leviathan, und auch von den Furien und dem Cerberus, von den Sirenen und Harpyien. Uebrigens waren die Vorträge noch immer sehr ungrammatisch und undeutsch [4]).

Erst gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts sehen wir einen durchweg ernsten und würdigen Ton in die Kanzelberedsamkeit kommen durch Johann Lorenz v. Mosheim (geboren 1694 zu Lübeck, gestorben als Kanzler in Göttingen 1755), und festgehalten werden durch J. J. Rambach in Gießen und durch die unter den Dichtern ruhmvoll genannten Cramer, Schlegel und Gisecke.

Anmerk. 1) S. König's Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten rc. der Residenzstadt Berlin rc. Berlin 1793. Th. I. S. 171. u. f. Th. II. S. 67, 85, 94 und an mehreren andern Stellen; auch Th. III.

2) S. sein Leben von Guerike. Halle 1827.

3) S. über ihn: Spener und seine Zeit von Hoßbach. Berlin, 1828. 2 Th.

4) S. Horn's Geschichte und Kritik rc. S. 165 und 266. Die Schriften Abrahams sind sehr zahlreich. Man

findet sie ziemlich vollständig in Jördens Lexikon Bd. VI. S. 530 ff. angegeben. Eine der witzigsten ist „Judas der Erzschelm" Wien, 1680. Bonn, 1687 ꝛc. ꝛc. Auch fehlt es nicht an Auszügen und Blumenlesen, unter denen vorzugsweise zu bemerken ist: Quintessenz aus Abrahams a Sancta Clara Werken. Erste und zweite Gabe, Berlin, 1822 und 23. (von Ch. L. Stengel). Der Verfasser scheidet, wie er sagt, das Salz von der gröbern Substanz, und glaubt mit seiner Schrift einen Belag zu dem psychologischen Problem zu liefern, daß in einem und demselben Kopf zu einer und derselben Zeit Licht und Finsterniß verträglich ihr Wesen treiben können.

5) Ueber die Predigt-Methode dieser Zeit s. Leonh. Meister's Beiträge ꝛc. Th. II. S. 222 bis 253, wo auch viele Proben damaliger Kanzelberedsamkeit mitgetheilt sind.

Siebente Periode.

Das Zeitalter klassischer Literatur.

Von Klopstock bis auf Goethe's Tod, oder, bis 1832.

---

§. 1. Einleitung.

Die Periode, der wir uns nähern, begreift einen Zeitraum von beinahe einem Jahrhunderte in sich. Sie ist nach dem Reichthum ihrer literarischen und politischen Erscheinungen die umfassendste, nach der Wichtigkeit derselben die entscheidendste für den bleibenden Culturzustand und den hohen Einfluß der politischen Größe unsers Vaterlandes, und erhebt die Deutschen in jeder Beziehung zu dem ersten Rang unter den Völkern Europa's. Es entwickeln sich mit der Mitte des 18ten Jahrh. die tiefen

geistigen Anlagen der Nation rascher und vielseitiger, theils durch richtigere Erkennung und bessere Benutzung eigner Kraft, theils durch verständigere Auffassung fremder Eigenthümlichkeit. Ueberall zeigt sich ein muthiges Losreißen von sklavischer Nachahmung, eine höhere Gymnastik des Geistes, ein tieferes Forschen und Streben nach dem Idealen. Gespanntere Kräfte wirken bald auflösend, bald schaffend auf allen Gebieten des Wissens, vornehmlich der Sprache, Rede- und Dichtkunst, in der sich alle rhythmische Formen durchbilden, aber auch in der Religion, Philosophie, Philologie und Geschichte, nicht minder im Gebiete der Kunst, besonders der mechanischen. Die materielle Cultur, als Folge der geistigen Bestrebungen und einer in allen Ständen gesteigerten Selbstthätigkeit des Verstandes, übersteigt (leider nicht ohne nachtheilige Einflüsse auf das sittliche Leben) alle frühere Erscheinungen dieser Art; aus ihr entwickelt sich eine größere nationale Thätigkeit, die sich kund gibt in Erweiterung des Handels und der Gewerbe, in erleichterter Verbindung mit entferntern Ländern und Welttheilen, woraus wieder größerer Wohlstand und National-Reichthum sich entbindet. Einzelne Staaten Deutschlands schreiten kühn in Aufklärung und wissenschaftlicher Bildung vor. Preußen und Sachsen werden die Asyle der Denker und Gewissensfreiheit; ihre Schulen und Universitäten gelten als Muster für andere Staaten; ihr blühender Buchhandel belebt die allgemeine und freie Mittheilung der Gedanken, und ein zweites Athen, Weimar, wird durch einen glücklichen Verein genialer Sänger der Mittelpunkt nationaler Dichtkunst.

Unterstützt und befördert wird dies höhere Geistesleben durch die wachsende politische Macht. Deutschlands Gleichgewicht auf der Wagschale Europa's

beginnt mit den glorreichen Siegen Friedrichs II. und erhält sich durch dessen fortgesetzten imponirenden Einfluß auf die Nachbarstaaten. Es wächst, nach einigen unglücklichen Kämpfen mit Frankreich, durch seine still gepflegte Kraft, und steigert sich in dem zweiten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts durch ruhige und weise Reformen, wie durch engern Verband der getrennten Staaten zu einem Uebergewicht, das die mächtigsten Nachbarn zur Anerkennung seiner Größe, zur Bewunderung seiner Intelligenz zwingt.

Der Gang Deutscher Bildung zeigt sich in dieser ganzen Periode in ununterbrochenem Fortschreiten. Der Geist, der sie durchdringt, ist der durch Friedrich geweckte und beschützte Geist der steigenden Denkfreiheit. Dies gibt ihr die Einheit, und macht eine Theilung in zwei Zeiträume unnütz. Aber der Reichthum literarischer Erscheinungen und die beiden ihr Zeitalter beherrschenden Genie's, Klopstock und Goethe, von denen Jener dem 18ten, Dieser dem 19ten Jahrhundert vorleuchtet, rechtfertigen die Zerlegung des Ganzen in zwei Abschnitte, deren jeder eine Trias in sich schließt; der erste: Klopstock, Lessing und Wieland; der zweite: Goethe, Herder und Schiller.

Erster Abschnitt.

(bis auf Klopstock's Tod.)

§. 2. Friedrich der Große in Bezug auf Deutsche Sprache und Literatur.

Unter sehr bedenklichen Umständen für Deutschlands politische Verhältnisse wurde dieser Zeitraum eingeleitet. Friedrich II., der 1740 den Preuß. Thron bestieg, stritt um den Besitz von Schlesien mit dem Oesterreichischen Hause; Deutsches Blut floß bei Molwitz und Czaslau, bis der Breslauer Friede (1742) die Kämpfenden beruhigte. Aber auch dies nur auf kurze Zeit. Denn diesem

ersten Schlesischen Krieg folgte 1744 ein zweiter, und nach drei gewonnenen Schlachten, bei Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorff, erzwang sich Friedrich durch den Dresdener Frieden (1745) die Bestätigung des Breslauischen, durch den ihm beinahe ganz Schlesien abgetreten worden war. Beide Kriege waren aber nur das Vorspiel eines größeren, der nicht bloß die Streitkraft von Deutschland, sondern fast von ganz Europa, die Heere der Süd- und Nordvölker auf Deutschen Boden führte, in zwölf Hauptschlachten sieben blutige Jahre hindurch (von 1756 bis 1763) Deutsche Fluren verheerte, und das Band des Deutschen Reichs bis zur Auflösung lockerte.

Indessen gewann Deutschland durch diese Kriege sehr viel für seinen Bildungszustand. Friedrich II. hatte nämlich als Sieger den Frieden zu Hubertsburg vorgeschrieben, und sich dadurch bei allen Völkern Europa's und besonders bei den Deutschen Staaten ein Ansehen errungen, das ihn von nun an bei seinen Nachbarn zum Tonangeber in der Geister- wie in der Körperwelt erhob. Dies hatte die wichtigsten Folgen. Friedrich war Philosoph und Dichter. Er liebte die Denk- und Gewissensfreiheit, und fühlte und erkannte das Schöne in den Werken der Kunst und des Geschmacks. Seiner Denk- und Empfindungsweise gemäß erhob er keine Religionspartei auf Kosten der andern; er schätzte Wissenschaft und Kunst, zog Denker und Gelehrte in sein Land, machte urbar, was wüste lag, schuf Anlagen, baute Paläste, spendete Millionen zur Belebung des Kunstfleißes, und weckte nach allen Seiten hin die Kräfte seines Volkes. Schade, daß in der Freisinnigkeit des Regenten auch der Keim zur Kälte und Gleichgültigkeit gegen den höhern Glauben, die Aussaat zu einer unbedingten Huldigung der Menschenvernunft und zu einer falsch verstandenen, verderbli-

chen Aufklärung enthalten war! — Indeß hatte das Beispiel des großen Mannes den entschiedensten Einfluß auf die benachbarten Staaten, deren Fürsten ihren Unterthanen nun auch die Fesseln zu lösen suchten, in denen Unwissenheit und Geistessklaverei sie bisher gehalten hatten. Joseph II., der 1765 den Deutschen Kaiserthron bestieg, wetteiferte, wenn auch nicht an Geistesstärke, doch an Willen und Beharrlichkeit, Friedrich gleich zu kommen, und die Nacht, die auf seinen Deutschen Staaten ruhte, durch Beförderung des Lichts und der Geistesfreiheit zu durchbrechen, wenn gleich seine Bestrebungen mit weit geringerm Erfolg belohnt wurden. So leuchteten am nördlichen und südlichen Horizont von Deutschland zwei große Sonnen, die auch den kleinern ihr Licht mittheilten, und Preußen und Oesterreich, Baiern und Baden, Braunschweig und Hannover, Weimar und Gotha wurden jetzt von einem wohlthuenden Lichte erwärmt, an dessen Strahlen sich die Deutschen erlabten [1]).

Aber um so größer schien auch die Gefahr, welche Friedrich's Eigenthümlichkeit der Deutschen Bildung drohte. Der König sprach nicht die Sprache seines Landes; er kannte und liebte sie nicht. Seit früher Jugend von Frankreichs feingebildeten geistvollen Schriftstellern angezogen, konnte er der minder geglätteten Deutschen Sprache seiner Zeit, so weit er sie kannte, keinen Geschmack abgewinnen, und zog daher Französische Gelehrte (Voltaire, d'Argens, Maupertuis ꝛc.) in seine Staaten und in seinen Umgang. Es ist anzunehmen, daß, hätte er die Sprache und Poesie der Deutschen schon als Jüngling auf dem Grade der Ausbildung gefunden, auf dem wir jetzt sie erblicken, er, wie er selbst an d'Alembert schreibt, statt Französischer Gelehrten die Deutschen in das Heiligthum seiner Musen geführt haben würde.

Doch gerade dieser Vorzug, den er den Franzosen gab, scheint einen stachelnden Einfluß auf die Deutschen gehabt zu haben. Denn es entstand nun ein edler Wetteifer, der in Deutschland, besonders in Preußen und Sachsen, schöne Geister erzeugte, welche bald die besten in Frankreich beschämten. Dichter und Schriftsteller fühlten sich nämlich gekränkt durch die Zurücksetzung ihrer Sprache, um die Friedrich nur, wenn er sie tadeln wollte, sich bekümmert hatte, und deren damaliger Zustand ihm sogar Veranlassung gab zu jener viel besprochenen Schrift, die unter dem Titel: „Ueber die Deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr verwerfen kann, die Ursachen derselben, und die Mittel sie zu verbessern. Aus dem Französischen übersetzt." (Berlin, 1780. 8.) [2]) unsre Sprache zum Gegenstande der Kritik und des Spottes zugleich macht. Diesen abzuwälzen, und durch die That zu beweisen, daß der Deutsche mit seiner Sprache keinem Volke nachstehe, befeuerten sich gegenseitig Deutsche Dichter, Prosaiker, Grammatiker, Lexikographen, und noch ehe Friedrich sein Auge schloß (1786), konnten Deutsche Sprache und Poesie es mit ihren gepriesenen Musterbildern aufnehmen. So wie einst Peter der Große nach der verlorenen Schlacht bei Narwa sagte: hätten wir gesiegt, da wir uns noch so wenig auf den Krieg verstanden, so hätte dies von unglücklichen Folgen sein können; so konnten nun die Deutschen sagen: hätte Friedrich uns geschont, da wir selbst noch so wenig unsre Sprache kannten, so würden wir nicht geworden sein, was wir jetzt sind. Friedrich wirkte mittelbar durch seinen Tadel, der, wie er auch sein mochte, aus einem großen, Ehrfurcht gebietenden Geiste floß [3]).

Anmerk. 1) Unter den Regenten, welche gleichzeitig mit Friedrich d. Gr. die geistige Volksbildung förderten

und zu dem Gedeihen der Wissenschaft und Kunst in Deutschland mitwirkten, sind besonders zu nennen: die Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph Freiherr von Breitenbach († 1774), Friedrich Carl Joseph von Erthal († 1802), Carl Theodor Ant. Maria v. Dalberg († 1817); Carl Friedrich von Baden († 1811); Anna Amalia von Braunschweig († 1805), Regentin von Weimar; ihr Sohn Carl August († 1828); Ernst II., Herzog von Gotha († 1804) und dessen Sohn Emil August († 1824).

2) Der König schrieb diese Schrift Französisch, (Berlin 1780. 8.); sie wurde aber auf Befehl Friedrichs und unter Leitung des Ministers Herzberg durch Christ. Wilh. v. Dohm ins Deutsche übersetzt. Unleugbar enthält sie mehrere treffliche Vorschläge zur wissenschaftlichen Bildung des Volks. So dringt er auf das Studium der Griechischen und Römischen Klassiker, und fodert, daß die Jugend mehr als bisher angehalten werde, solche in's Deutsche zu übersetzen. Er geht dabei von der Verbesserung der Schulen aus; die Sprache selbst aber, die ihm zu hart und rauh erscheint, will er dadurch mildern, daß den Endsilben der Zeitwörter ein a angehängt wird, als: gebena, nehmena. Seinem Urtheil über bisherige Leistungen in der Deutschen Poesie mangelt freilich eine geschichtliche Kenntniß. Er kennt nur Gellert, v. Canitz und Geßner; seine Umgebung fand es nicht der Mühe werth, ihn auf Deutsche Schriftsteller hinzuführen, daher es auch Sulzer nicht vom Maupertuis erlangen konnte, daß dieser dem König den Klopstockschen Messias vorlegte. Selbst die Preuß. Dichter, die ihn und seine Schlachten besungen, Gleim, Ramler, Kleist, Lessing blieben ihm unbekannt, obwohl sie darum nie aufhörten, ihn zu preisen. Dies befremdet nicht, wenn man bedenkt, daß Hof und Adel nur Französische Luft athmeten, und die Deutsche Sprache nur den untern Ständen überlassen war. Voltaire konnte daher in seiner Frivolität dem

Marq. de Thibouville getrost schreiben (Potsdam 24. Oct. 1750): On ne parle que notre langue; l'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux. Wirklich kannte Friedrich im Deutschen nicht viel mehr, als die Literatur seiner Kindheit. Sein Unwille traf daher nur die Sprache, wie er sie kennen gelernt, und diese konnte ihm, der Alles an den Maßstab der Eleganz, Abglättung und Leichtigkeit Französischer Rede hielt, nicht anders als hart und rauh erscheinen. Daß er aber die Sprache selbst nicht verachtet, und sie sogar einer hohen Ausbildung fähig gehalten, beweist der schöne prophetische Schluß seiner Abhandlung: „Ich habe ihnen nun die verschiedenen Hindernisse entwickelt, welche uns in der Literatur nicht so geschwind haben gehen lassen, als unsere Nachbarn. Indeß übertreffen die Spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dieß könnte vielleicht bei uns eher der Fall seyn, als man es glauben sollte; wenn nur unsre Regenten Geschmack an den Wissenschaften bekommen, Diejenigen ermuntern, die sich mit denselben beschäftigen, und Denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Medicis haben, werden auch unsre Genies hervorkeimen, und die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsre klassischen Schriftsteller bekommen; jeder wird sie lesen wollen; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsre guten Schriftsteller es dahin, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unsrer Literatur nicht gekommen; aber sie nähern sich, und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen."

Eine Geschichte der Abhandlung über die Deutsche Literatur findet man in der Schrift: „Friedrich des Großen wohlthätige Rücksicht auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Leonhard Meister." (Zürich, 1787. 8.)

3) Wenn es schon an sich eine historische Merkwürdigkeit ist, daß ein König eine kritische Abhandlung über die Sprache seines Vaterlandes schreibt, so steigert sich diese Erscheinung, wenn der Schriftsteller, durch den Geist einer andern Sprache gebildet, seinen Gegenstand nur oberflächlich kennt; sie gränzt aber fast an's Wunderbare, wenn die Nation dadurch zum Studium ihrer Sprache angeregt wird. So ungern Mancher dies zugeben mag, so ist es doch wahr. Die edelsten Geister damaliger Zeit fanden sich zu Gegenschriften veranlaßt, wie der Abt Jerusalem, Just. Möser, Balthasar Ludw. Tralles, Joh. Karl Wetzel und Andre. Auch hatte schon früher Klopstock in mehreren Oden (z. B. Kaiser Heinrich, unsre Fürsten ꝛc.) und Kästner in bittern Epigrammen sich Luft gemacht. Man zürnte dem großen Mann, der das Palladium seines Volks gegen das Flittergold des Auslandes einzutauschen schien; aber auch in dem Zorn verehrte man ihn, weil seine Genialität mit Heroismus vereint, die ganze Nation zu beseelen vermochte. Daher sagt Goethe sehr wahr (Dichtung und Wahrheit, Th. 2. Buch 7.): „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die Deutsche Poesie."

§. 3. Friedrich Gottlieb Klopstock,
(Erster Lyriker und Epiker; großer Grammatiker.)

Als Friedrich der Große den Preuß. Thron bestieg, keimte auf der Schulpforte ein Dichter-Genie empor, das alle Erscheinungen früherer Zeit in dem Gebiet der Redekunst überragend, sich neue Bahn brach, neue Sprache und neue rhythmische Formen schuf, und begeistert durch die höchsten Gegenstände des menschlichen Denkens, Glaubens und Fühlens, alle Geister Deutscher Nation für das Ideale entflammte. Dieses Genie war Klopstock.

Nicht ohne heilige Scheu wenden wir uns zu ihm,

dem Schöpfer nationaler Dichtung, dem Stolze der Deutschen.

Geboren den 2ten Jul. 1724 zu Quedlinburg, besuchte er die Schulpforte von 1739 — 1745, studirte dann Theologie, erst zu Jena, dann zu Leipzig, wo er dem wissenschaftlichen Verein mehrerer Freunde der Dichtkunst, Cramer, Ebert, Schmidt, (J. E.) Schlegel, Olde, Kühnert, Rothe, Gieseke, Gärtner beitrat, und begab sich 1748 nach Langensalza in Thüringen, um in dem Hause eines Verwandten, Namens Weiß, die Aufsicht über dessen Kinder zu führen. Hier war es, wo er die durch seine Oden berühmt gewordene Fanny, die schöne und geistreiche Schwester seines Freundes Schmidt, kennen lernte und liebte. Der Schmerz, sich von ihr nicht wieder geliebt zu sehen, vielleicht auch der ununterbrochene Fleiß und die angestrengte Beschäftigung mit seinem großen Epos, wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit, und er verfiel in eine lange anhaltende Schwermuth (wovon seine damaligen Werke Spuren enthalten), die erst nach mehreren Jahren durch Reisen und erweiterten Umgang sich verlor. Die ersten Gesänge seiner Messiade hatten in ganz Deutschland große Aufmerksamkeit erregt, und besonders in der Schweiz so starken Eindruck gemacht, daß Bodmer mit mehreren seiner Freunde den Dichter zu einem Besuch einlud. Klopstock nahm diese Einladung an, und reis'te im Sommer 1750, in Gesellschaft des Philosophen George Sulzer, nach Zürich, wo er mit offenen Armen empfangen, im Bodmerschen Hause wohnend, drei Vierteljahre der Natur, der Freundschaft und seiner Muse lebte, und seinen biedern Hauswirth, so wie seine Fahrt auf dem Zürcher See, durch ein Paar der trefflichsten Oden verewigte. Als er in Begriff war, in sein Vaterland zurückzukehren,

erhielt er vom König von Dänemark, Friedrich V., dem er durch den Grafen Joh. Hartwig Ernst v. Bernstorff, den damaligen Dänischen Gesandten in Paris, und durch den Dänischen Oberhofmarschall v. Moltke empfohlen worden war, einen Ruf nach Kopenhagen, um hier bei einem Gehalt von 400 Rthlr. unabhängig sich selbst und den Musen zu leben, und sein Epos vollenden zu können. Klopstock verließ nun die Schweiz, und reis'te 1751 nach Dänemark ab; mit welchen Gefühlen und Hoffnungen — zeigen seine beiden Oden Friedrich V. Er nahm seinen Weg über Hamburg, wo er die von ihm poetisch genannte Cidli, nach ihrem eigentlichen Namen Margaretha (in Niedersächsischer Abkürzung Meta) Moller, die geistreiche Tochter eines Hamburgischen Kaufmanns, und die enthusiastische Bewunderin seines Messias kennen lernte, die in den Oden des Dichters so manches vortreffliche Denkmal erhielt. In Kopenhagen lebte Klopstock still und eingezogen, aber geachtet und vom Könige besonders geschätzt. Diesen pflegte er zu begleiten, wenn er sich im Sommer auf sein ländliches Lustschloß Friedensburg begab, oder wenn er eine Reise nach Holstein machte, bei welchen Gelegenheiten der Dichter auch seine Cidli in Hamburg sah, mit der er sich aber erst im Jahre 1754 verband. Die Periode von 1751 bis 1754 kann man als die blühendste für den Geist des Dichters annehmen; seine schönsten lyrischen Stücke, und besonders seine gefühlvollen Gesänge an Cidli, fallen in diese Zeit, wo er auch in Gesellschaft seiner jungen Gattin seinen Vater in Quedlinburg besuchte, und nach einer daselbst bestandenen Krankheit seine Ode: „die Genesung" dichtete. Leider dauerte das Glück seiner ehelichen Liebe nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1758 entriß ihm der Tod seine Gattin (die auch Schriftstellerin war); er be-

grub sie in dem Dorfe Ottensen bei Altona, und wallfahrtete oft zu ihrem Grabe. Bis zum Jahre 1771 hatte Klopstock seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Kopenhagen; als aber sein Freund und Beschützer Bernstorff aus dem Dänischen Staatsministerium entlassen worden war, ging er nach Hamburg, und lebte daselbst von seiner Dänischen Pension mit dem Charakter eines Königl. Dänischen Legationsraths, den er 1763 erhalten hatte. Um's Jahr 1775 rief ihn der Markgraf und nachherige Kurfürst von Baden, Friedrich, zu sich nach Karlsruhe, wo Klopstock ein Jahr lang blieb, und dann mit dem Titel eines Markgräflich Badenschen Hofraths wieder nach Hamburg zurückkehrte. Noch im Jahr 1791 schloß er mit seiner vieljährigen Freundin, Johanne von Winthem geb. v. Dimpfel, sein zweites Ehebündniß († 1821). In dem letzten Jahrzehend seines Lebens beschäftigte ihn der warme Antheil, den er an der Französischen Staatsumwälzung nahm. Sein Bürgersinn sang der neuen Freiheit Hymnen, und die sogenannten Neufranken schenkten dem Sänger das Bürgerrecht; aber sein Herz wandte sich bald von den Greuelscenen ab. Ludwig's XVI. Haupt sank unter dem Mordbeil, und Klopstock hörte auf, Französischer Bürger zu sein. Er starb den 14ten März 1803, im 79sten Jahre seines Alters. Die Städte Hamburg und Altona vereinigten sich, dem ehrwürdigen Todten eine Begräbnißfeier zu bereiten, wie sie noch keinem Deutschen Gelehrten jemals zu Theil geworden. Die Gesandten und Geschäftsträger Hollands, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preußens und Rußlands, der Senat, die Geistlichkeit, Gelehrte, Künstler, Bürger und Militärpersonen folgten in feierlichen Zügen unter dem Geläute aller Glocken dem Todten der in dem Dorfe Ottensen neben dem Grabe Meta's

seine Ruhestätte fand. Seine ernste Weissagung in der Ode an Ebert war erfüllt; unter allen poetischen Freunden, die zu Leipzig ein enges Band verknüpfte, trat er zuletzt vom Schauplatze ab.

Wenn wir umständlicher bei den äußern Lebensumständen Klopstock's verweilten, so finden wir eine Entschuldigung in der Wichtigkeit des Mannes, an dem auch das Zufällige Bedeutsamkeit hat, und eine Rechtfertigung in den Oden des Dichters, deren mehrere nur durch eine geschichtliche Darstellung seines äußern Lebens erklärt werden können. Aus diesem letztern Grunde besonders bedarf er auch hier einer genauern Charakteristik.

§. 4. Fortsetzung. (Charakteristik.)

Wie die Deutschen den Anfangspunkt ihrer Denkfreiheit mit Luther, so bezeichnen sie den Anfang ihres Sprach- und Dichterruhms mit Klopstock. Erst mit ihm beginnt die jetzige Blüthe unsrer Sprache und Literatur, und wenn auch seiner Zeitgenossen Mehrere mit und neben ihm um Deutsche Bildung sich hoch verdient gemacht haben: so hat doch Keiner so tief und sicher in das innere geistige Leben der Deutschen eingegriffen wie Er. Drei Flammen sind es, die schwesterlich vereint schon in dem Herzen des Jünglings loderten — Gottes-, Vaterlands- und Freundesliebe. Nie hat die Natur einen großen Dichter geboren, dem jene Gefühle fremd gewesen wären; aber auch nie mochten sie stärker in einem Dichter sich regen, als in der Brust Klopstock's. Seine Gottesliebe war eine herrschende religiöse Gemüthsstimmung, die, alles Unheilige verschmähend, alles Heilige umfassend, ihn zu derjenigen Höhe der Begeisterung erhob, in welcher das Ahnen und Anschauen des Göttlichen sein ganzes Wesen durchdrang. Seine Va-

terlandsliebe, ein inneres tiefes Gefühl der Liebe und Achtung für Deutsche Tugend und Deutsche Kraft, ein lebendiger Glaube an den heiligen Ernst, den gottesfürchtigen Sinn, den unermüdlichen Fleiß seines Volks, eine feste Ueberzeugung von der Bildsamkeit und den hohen Anlagen Deutschen Verstandes und Deutschen Gemüths, ein reger, unwandelbarer Wille, all' seine Kenntniß und Kraft der Sprach- und wissenschaftlichen Bildung dieses Volks zu widmen, und sein ganzes Streben mit Deutschem Denken, Deutschem Fühlen, Deutschem Sprechen in Beziehung zu setzen. Seine Freundesliebe, eine innige Hingebung seines Wesens an die Besten seiner Zeit, ein zartes Sehnen nach gleichgestimmten Gemüthern, ein kräftiger Herzschlag für das Wohl edler Seelen. Aus diesen drei Gefühlen entsprangen seine Hymnen und sein Messias, seine Bardiete und Oden (Mein Vaterland, Fragen, Die beiden Musen, Der Nachahmer, Unsere Sprache, Wingolf, An Gieseke, Ebert, Gleim 2c.) In diesen drei Gefühlen liegt das Geheimniß seiner hohen lyrischen Kraft und der unerreichbaren Stärke seines Ausdrucks.

Mit Kenntniß und Genialität ausgerüstet, trat Klopstock in eine für Leben und Literatur undeutsche Zeit ein, die den Deutschen seinen Werth vergessen und ihn nur dem Fremdartigen huldigen ließ. Er hatte den Muth, seine schlummernden Landsleute zu wecken. In dem einundzwanzigjährigen Jüngling schlug voll und warm ein Herz für den Dichterruhm seines Vaterlandes, und nicht ertragen [1]) mochte es die Verachtung, mit der Französische Kühnheit dem Deutschen ein höheres Dichtungsvermögen absprach [2]); denn

Soll Hermann's Sohn, und, Leibnitz, dein Zeitgenoß,

Soll der in Ketten Denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüberflöge? [3])

So entstand schon auf der Pforte der Entschluß in ihm, ein großes episches Gedicht zu schreiben, woran es den Deutschen fehlte. Ein Deutscher Held, wie Kaiser Heinrich, konnte den Stoff dazu darbieten; denn

Früh hab' ich Dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkohr ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen [4])

Aber die Flamme der Religion foderte geistigere Nahrung, und seine Wahl fiel auf den Messias (s. die Ode: An Freund und Feind). So begann Klopstock seine dichterische Laufbahn mit dem Plan zu einem epischen Werke, noch ehe er das verlorne Paradies Milton's kennen gelernt hatte, das er nachher um so mehr lieb gewann. Durch dieses religiöse Epos, so wie durch die gleichzeitigen und nachfolgenden Oden, wurde Klopstock der erste Schöpfer des höheren, kühnern poetischen Ausdrucks unserer Sprache, der Bildner eines klangvollen Hexameters, der nun die stehende Form für das Epos im Original wie in der Uebersetzung wurde und der glücklichste Erfinder eigner und Nachbildner lyrischer Sylbenmaße des klassischen Alterthums. Wenn Klopstock dennoch kein Volksdichter geworden, so liegt dies darin, daß seinen Schöpfungen der positive Inhalt fehlt, und daß sein hohes Ideal zu weit von der Wirklichkeit sich entfernt hält. Daher hatte auch er von je an mehr staunende Bewunderer als Leser.

Anmerk. 1) Klopstock's Abschiedsrede von der Schulpforte, in Cramer's „Klopstock; Er und über ihn." Th. I.: Subit indignatio animum, cum tantum gentis nostrae hac in re torporem, justissima exardescens ira, intueri cogor.

2) S. Lettres françoises et germaniques, p. 661.
3) S. die Ode: Fragen.
4) S. die Ode: Mein Vaterland.

§. 5. Fortsetzung. (Seine Dichtungen.)

Betrachten wir jetzt die vielfachen Schöpfungen seines dichterischen Genies näher. Wir ordnen sie in folgende vier Klassen:

1) „Der Messias," ein episches Gedicht. Es besteht aus zwanzig Gesängen, und enthält die durch den Messias in seiner Menschheit vollendete Erlösung der sündigen Menschen, vom Anfang seiner Leiden bis zur Himmelfahrt. Kühnheit und Größe in Zeichnung der Charaktere und Anlage der Scenen; ein ganz origineller dichterischer Styl, der körperlichen Wesen ein ätherisches Gewand umwirft und geistige Wesen verkörpert, und ein klangreicher, wenn auch nicht überall regelmäßiger Hexameter, dessen Inhalt sich selbst in seinem Tonmaße lebendig mahlt und ausdruckt: alles dies erhebt dieses Gedicht über alle Epopöen der Deutschen. Wir verdanken diesem Werke unsern Ruhm in der höhern epischen Dichtung, worin wir nun nicht leicht einem andern Volk nachstehen. Was der Stoff selbst in der heiligen Geschichte dem begeisterten Dichter schon reichlich darbot, ist durch seine Anordnung sowohl, als durch seine von frommer Phantasie geleitete schöpferische Dichtung noch sehr gehoben worden, und interessirt durch die Abwechselung von Erzählung, Schilderung, Dialog und lyrischem Gesang eben so sehr, als durch den weise benutzten Reichthum an Bildern und Gleichnissen, so wie durch die vollendete Schönheit des Ausdrucks und Versbaues. — Die ersten drei Gesänge erschienen Anfangs in den Bremischen Beiträgen vom Jahr 1748, und hieraus einzeln zu Halle, bei Hemmerde, 1749. 8.

Dies war eigentlich ein Nachdruck; nachher aber erhielt der Buchhändler das Recht des Verlags, und zwei Jahre darauf erschien bei ihm: „Der Messias. Erster Band.“ (gr. 8. mit Kupfern. Halle, 1751.) Dieser enthält fünf Gesänge, wovon die drei ersten hier verbessert erschienen. Nachdem zehn Gesänge vollendet waren, gab der Dichter sie selbst heraus unter dem Titel: „Der Messias, 1ster und 2ter Band.“ (gr. 4. Kopenhagen, 1755.), zu welcher Prachtausgabe König Friedrich V. dem Dichter die Kosten schenkte. Dem ersten Bande ist eine Abhandlung „von der heiligen Poesie,“ dem zweiten eine andere „von der Nachahmung der Griechischen Sylbenmaße im Deutschen“ vorgesetzt. Diese Original-Ausgabe wurde 1756 in Halle abgedruckt, aber nur der zweite Band; den ersten that der Verleger in der alten Gestalt hinzu, obgleich die ersten fünf Gesänge an sehr vielen Stellen verbessert waren. Eine N. A. davon erschien zu Halle, 1760. Der dritte Band (11ter bis 15ter Ges.) kam zu Kopenhagen 1768, in 4. heraus, und zu Halle 1769, in 8.; und der vierte Band (16ter bis 20ster Ges.) in gr. 8. Halle, 1773. Alle diese älteren Ausgaben sind für den bloßen Leser als veraltet anzusehen, aber in kritischer Hinsicht sehr wichtig. „Denn,“ wie Lessing sagt: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.“ Die beiden neuesten Ausgaben endlich sind: „Der Messias. Ausgabe der letzten Hand, in zwei Bänden. Altona, 1780.“ Diese Ausgabe ist dreifach: in klein 4., in 8. nach der gewöhnlichen, und in 8. nach der neuern Rechtschreibung. Und: „Der Messias.

Vier Bände. Leipzig, 1799" (eigentlich der dritte bis sechste Band der „sämmtlichen Werke Klopstock's" nach der neusten, noch nachher vorkommenden Göschen'schen Ausgabe). Auch hier hat der Dichter noch gebessert, und im 4ten Band sogar neue Dichtungen und Zusätze angebracht. Noch ist zu bemerken, daß in dem Werke: „Klopstock, Er und über ihn; herausgegeben von C. F. Cramer," (5 Theile. Hamburg ic. 1780 bis 82) die ersten zehn Gesänge der Messiade mit den Anmerkungen des Herausgebers abgedruckt sind. Uebersetzungen der Messiade sind gemacht ins Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Holländische, Schwedische, Griechische und Russische.

Das Aufsehen, welches Klopstock's Messias in Deutschland erregte, ist nur Luther's Bibelübersetzung vergleichbar. Freunde und Neider, Bewunderer und Tadler traten von allen Seiten in Menge auf; alle Flugblätter sprachen fast immer nur für oder wider ihn. Die christlichen Leser liebten die Messiade, als ein Buch, das ihnen bei den heiligen Gegenständen der kalten Orthodoxie doch endlich auch etwas zu empfinden gäbe; junge Prediger führten sie auf den Kanzeln an, hielten ganze Reden in Hexametern, und nannten Klopstock's Namen neben den heiligen Namen der Propheten; Christenthränen flossen (wie Cramer sagt), und die Weiber konnten sich nicht satt über den Abbadonna (einen abgefallenen Engel) weinen. Aber die alten Theologen glaubten, das Gedicht entweihe durch seine verwegenen Fictionen die Religion, vermische die heilige Geschichte mit Fabeln, und bringe die Orthodoxie in Gefahr. Ein ehrlicher Dorfpfarrer kam zu dem Dichter, und bat ihn um Gottes und der Religion willen, er möchte doch den Abbadonna in der Fortsetzung des Werks ja nicht selig werden lassen. Die Kunst-

richter, oder die es sein wollten, schrieben über das neue Epos in Journalen und eigenen Abhandlungen, und bestritten oder vertheidigten seinen Werth; doch waren die ersten Kritiken von beiden Partheien größtentheils seicht, unreif und schief, und wenn man das ausnimmt, was Lessing, J. G. Heß und einige Andere darüber geschrieben haben, so kann man alles Uebrige leicht entbehren. Die Gottschedianer erhoben das lauteste Geschrei dagegen, und suchten das Verdienst des Werks mit schlechten Gründen und fadem Witz zu verkleinern. Dagegen rühmten und vertheidigten es die Schweizerischen Kunstrichter, die Gegner der Sächsischen; vornehmlich nahm sich Bodmer des Deutschen Epos mit Eifer an. Der Dichter machte sich diese Beurtheilungen, besonders die von Heß im Stillen zu Nutze, mischte sich aber nie in den Streit und schwieg. Neuere Kritiker geben zu, daß die Charaktere vortrefflich gezeichnet, die Schilderungen lieblich sind, aber sie halten das Gedicht für kein reines Epos, den Gegenstand für zu abstract, den Ausdruck zu lyrisch oder idyllisch. Eine durch Leidenschaft veranlaßte und durch das Schicksal gelenkte Welthandlung, wie sie uns der Dichter der Ilias gibt, finden wir in der Messiade freilich nicht. Sie enthält mehr die Gefühle des Dichters selbst, die durch Erzählung einer großen Weltbegebenheit in ihm entstehen und sich als Lobgesänge auf Gott und Tugend aussprechen. Dennoch muß man zugeben, daß der Dichter aus diesem, in der Geschichte des Erlösers schon fertig liegenden Stoff Alles gemacht hat, was die Natur desselben nur irgend gestattete. Und so kann, was Addison einst Milton's Verkleinerern, als sie dem verlornen Paradiese den Namen eines epischen Gedichts verweigerten, sagte: „nun so mögen sie es ein göttliches nen-

nen"

nen" mit noch größerem Rechte von Klopstock's Messias gesagt werden.

2) Lyrische Gedichte. Es sind Oden, Elegien und geistliche Lieder. Die Oden tragen fast alle an Fiction, an Reichthum und Schönheit poetischer Bilder und an Wohllaut des Sylbenmaßes das Gepräge der höchsten lyrischen Vollendung an sich. Die meisten von ihnen wollen aber nicht flüchtig gelesen, sondern studirt sein, um den Dichter mit seinem tiefem Gefühl zu erfassen, und dem Adlerflug seiner Gedanken zu folgen. Klopstock erscheint hier in seiner ganzen Dichtergröße, daher man ihn mit Recht den Pindar der neuern Poesie genannt hat, obwohl er diesen noch an Tiefe und Fülle der Empfindung übertrifft. Bei dem allen ist nicht zu läugnen, daß in mehrern Oden ein rhetorischer Wortschmuck hervor tritt, in andern die Phantasie zu sehr in's Unbestimmte schweift. Die symbolisch-poetische Sprache entnahm er seit 1765 aus der Germanischen und der mit ihr verwandten Skandinavischen Mythologie, änderte die mythische Sprache der frühern Oden (Wingolf) darnach ab, und vertauschte nun in allen nachfolgenden den Griechischen Apollo gegen den Nordischen Braga [1]). Ein großer Theil dieser Oden ist in Zeitschriften zerstreut, oder auf besondere Blätter abgedruckt. Der echten Sammlungen besitzen wir zwei: „Oden." (Hamburg, 1771. Fl. 4. und Leipzig, 1787. in 8.) Diese Ausgabe enthält, in 3 Büchern, 72 Oden und 3 Elegien, alle im Inhalt, Ausdruck und Sylbenmaß verbessert. Ferner: „Klopstock's Oden, 2 Bde." (Leipzig bei Göschen, 1798.). Dies ist der 1ste und 2te Band von Klopstock's sämmtlichen Werken; aber auch der 7te Band enthält noch 24 bisher meist ungedruckte spätere Oden. In jenen beiden Bänden befinden sich 195 lyrische Gedichte, die fast alle von der bessernden Hand des Dich-

ters zeugen*). — Die Elegien, die seinen Oden beigefügt sind, stehen den Oden in Nichts nach. Von beiden sind mehrere in Musik gesetzt. Die geistlichen Lieder athmen alle den Geist des für Glauben und Liebe eifernden Christenthums, der feurigen Andacht und des thätigen Wohlwollens. Die Herausgeber neuerer Gesangbücher hielten zwar ihren Flug für den gemeinen Christen zu hoch und ihre Sprache zu schwer, und suchten daran zu feilen und zu ändern, ehe sie solche in ihre Sammlungen aufnahmen. Lieder aber, wie: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du rc." möchten wohl jedem Christen von religiösem Gefühl verständlich sein. Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Geistliche Lieder in 2 Theilen" zu Kopenhagen, 1758 und 1760, und eine N. A. 1786. In dem ersten Theil sind 35 neue und 29 alte, von Klopstock verbesserte Kirchenlieder, worunter sich auch vier von Luther, unter andern: Herr Gott dich loben wir rc. befinden; in dem zweiten Theil befinden sich 52 neue. Sie stehen sämmtlich in dem 7ten Bande seiner Werke.

3) Dramatische Gedichte. Deren sind an der Zahl sechs, wovon drei einen biblischen, und drei einen vaterländischen Stoff behandeln. Sie sind freilich mehr für die Lesung als für theatralische Darstellung geeignet; aber auch in ihnen erkennt man Klopstock's große Manier, Einfachheit, Würde und Kraft der Vorstellungen sowohl als der Sprache. Die drei ersten sind Trauerspiele: „der Tod Adam's" (Kopenhagen, 1757, 58 und 73); „Salomo" (Magdeburg, 1764.) und „David" (Hamburg, 1772.) Der Tod Adam's ist in Prosa, und wurde von Gleim in Verse gebracht; die beiden andern sind in Jamben. Die drei letzten oder vaterländischen gehören zusammen, und führen den Titel: „Hermanns Schlacht" (Hamburg, 1769), „Hermann und die Fürsten" (Hamburg, 1784)

und „Hermanns Tod" (1787). Klopstock nannte sie Bardiete, d. h. dramatische Gedichte in dem Geist und Costüm der altdeutschen Barden. Der Dichter stellt darin die Großthaten und Schicksale des Cheruskerfürsten Arminius oder Hermann dar, der den Deutschen ihre Freiheit und Unabhängigkeit von den Römern erkämpfte, und zwar in dem ersten Bardiet die Niederlage des Römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde (in der Grafschaft Lippe), in dem zweiten die Lagerschlacht, d. i. den Versuch der Deutschen, das Lager der Römer unter dem Befehl des Cäcina, wider Hermann's Willen zu stürmen (Tacitus Annalen Bd. I. Kap. 59. 63 bis 68); in dem dritten die Ermordung Hermann's durch seine falschen Freunde und Verwandte. Die Bardiete sind reich an originellen Dichtungen, an mannichfaltigen, mit tiefer Menschenkenntniß gezeichneten Charakteren, an lehrreichen Bemerkungen über den Gang der Neigungen und Leidenschaften, und nehmen den gebildeten Leser für die gute Sache und die guten Menschen ein, welche der Gegenstand ihrer Darstellungen sind. Man muß sie studiren zur Stärkung des Geistes, nicht zur Ergötzlichkeit sie sehen wollen. Der Dialog ist Prosa, aber häufig mit Gesängen durchwebt, welche von Barden und andern mitspielenden Personen bei schicklichen Gelegenheiten gesungen werden, und auch an sich als originelle lyrische Stücke großen Werth haben, voll Bardischen Feuers und großer Gedanken, einfach und stark, in ihrem Bau neu, kühn und harmonisch, und zum Theil von einer großen Leichtigkeit und Anmuth sind. Gluck hatte mehrere dieser Chöre meisterhaft componirt, doch besitzen wir leider nichts mehr davon.

4) Sinngedichte. Es sind nur 67 kleine Gedichte, die unter dem Namen der Epigramme in dem 7ten Bande seiner Werke stehen. Die meisten sind aus spätern

Jahren und viele haben mehr den Charakter einer feinen, sinnreichen Sentenz als eines Epigramm's.

Anmerk. 1) Ob Klopstock gut daran that, die Nordische Mythologie zu wählen, ist hin und wieder gefragt worden. Allerdings hat die Griechische durch tausendjährigen Gebrauch in dem großen Gebiete der Kunst sich zur herrschenden gemacht; und wer möchte ihren Reichthum an Bildern und den Wohllaut ihrer Namen verkennen! Aber K. wollte den Phönix aus seiner Asche erwecken, und durfte nach seinem Vaterlandssinn wünschen und hoffen, daß dichterische Phantasie den rohen und ungekannten Schatz des Volks veredeln und ihn dadurch zu einem wohlgefälligen Gemeingut machen werde. Daß die Nordischen Mythen einen, der Ausbildung würdigen, Stoff in sich tragen, beweis't unter vielen Klopstock'schen Oden besonders die Ode: „der Hügel und der Hain."

2) Welch' einen Fleiß Klopstock auf die Verbesserung seiner Oden gewendet, ergibt sich besonders aus Cramer's „Klopstock," der die Lesearten mit Fleiß zusammengestellt hat. Die Göschensche Ausgabe ist aber nicht so correct als die ältere Hamburgische. ...

3) Sehr brauchbare Commentare zu Klopstock's lyrischen Gedichten enthalten die Werke: „Klopstocks Oden und Elegien mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und den Schriften des Dichters. Von C. F. R. Vetterlein." Drei Bände. Leipzig, 1827 und 28. 8., und J. G. Gruber's Ausgabe von Klopstock's Oden, mit erläut. Anm. u. einer Biographie des Dichters. Leipz., 1831. 2 Bde. 8.

§. 6. Fortsetzung. (Seine prosaischen Schriften.)

Wir würden Klopstock's Verdienst um Deutsche Sprache und Literatur nicht vollständig kennen lernen, wenn wir in ihm bloß den Dichter betrachten wollten. Er war auch Prosaiker, vorzüglich im Gebiete der Grammatik und Poetik. Als Grammatiker, oder um dieses Wort in seiner höhern Bedeutung zu bezeichnen, als Sprachbildner erkannte er wohl zuerst die große Bild-

samkeit der Sprache, die nur des denkenden Künstlers Mitwirkung bedurfte, um sich aus ihrer Niedrigkeit zu erheben; ein solcher wollt' er ihr sein, und die Arme, Verkannte und Verachtete ward durch ihn reich und angesehen an Ausdruck und Wendung, und ihrer Fesseln entbunden, ragte sie bald über ihre stolzern Schwestern empor. Nun erst konnte der Dichter ausrufen:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschland's Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft, es sage —
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch Deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

So sollte sie nach Klopstock's Willen bleiben. Sie, keiner fremden Hilfe bedürftig, sollte sich frei erhalten von dem Einflusse des Auslandes, denn in der Reinheit seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk. Heiligen Eifers voll, läßt daher der Dichter die Sprache des Deutschen in gerechtem Ingrimm über ihre Verrenker und Verdreher ausrufen:

Wer mich verbrittet, ich haſſ' ihn! mich gallizismet, ich haſſ' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beispiel
Ließ mir Hellänis; sie bildete sich durch sich. (Klopstock's Werke Bd. VII. S. 4.)

Wie er sie gekannt und geliebt, was er für ihre innere Bildung, ihre Richtigkeit, ihren Wohlklang, selbst für die sichtbare Darstellung ihrer Laute gethan hat: davon zeugen seine theoretischen Arbeiten über Dichtkunst und Spra-

che, die dem Sprachgelehrten noch lange eine reiche Quelle fruchtbarer Bemerkungen bleiben werden. Die wichtigsten derselben sind folgende:

1) „Von der heiligen Poesie.“ Diese Abhandlung steht vor dem ersten Bande des Messias, nach der Kopenhag'ner Ausgabe von 1755, und vor der Hallischen von 1756.

2) „Von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaßes im Deutschen.“ Vor dem zweiten Bande der Kopenhag'ner und Halle'schen Ausgabe des Messias.

3) „Von der Sprache der Poesie.“ Im Nordischen Aufseher vom Jahr 1758. St. 26.

4) „Vom Deutschen Hexameter.“ Vor dem dritten Bande des Messias 1768; aber noch vollständiger und gründlicher in den nachfolgenden Fragmenten.

5) „Von der Deutschen Quantität.“ Im Deutschen Museum vom Jahr 1777. St. 5 und 7.

6) „Ueber die Deutsche Rechtschreibung.“ Leipzig, 1778, und mit Zusätzen in den Fragmenten. Klopstock stellt den orthographischen Grundsatz auf: das, was die gute Deutsche Aussprache hören läßt, ohne zweideutige und ohne überflüssige Zeichen und Buchstaben zu schreiben. (Schade daß dieser in Ermangelung eines bessern noch giltige Grundsatz in einem Lande, wo die gute und richtige Aussprache oft so streitig ist, keine allgemeine Anwendbarkeit erlangen kann! Doch hat er zur Beförderung der Einheit in der Schriftsprache viel beigetragen). Die daraus entstehenden Neuerungen waren indeß dem Auge zu fremdartig, als daß sie allgemeinen Beifall hätten erlangen können.

7) „Fragmente über Sprache und Dichtkunst.“ Hamburg, 1779 und 80. Enthält mehrere schätzbare, zum Theil vorher schon genannte Abhandlungen über Poetik,

Rhetorik und Orthographie, in denen Klopstock seinen Grundsatz: schreib' wie du sprichst, durchgängig befolgt.

8) Endlich seine „Grammatischen Gespräche," Altona, 1794. Klopstock hatte überhaupt elf grammatische Gespräche entworfen, wovon dieser Band etwa die Hälfte begreift; die übrigen hat er in einigen Zeitschriften (Archiv der Zeit 1794, und Genius der Zeit 1795) bekannt gemacht. Sie enthalten die Ergebnisse seiner Sprachforschungen, und sind an die Stelle einer Deutschen Grammatik getreten, die er vormals zu schreiben Willens war. Er selbst sagt in der Vorrede: man kann sie als größere und kleinere grammatische Abhandlungen ansehen. Die unterredenden Personen sind nicht Menschen, sondern Abstracta und grammatische Wesen, die Klopstock personifizirt, als: die Buchstaben, der Sprachgebrauch, der Wohlklang, die Wortfolge, die Verskunst, das Urtheil, die Einbildungskraft, die Empfindung, Hellänis, Galliette, Ingleß, Teutone (die Griechische, Französische, Englische, Deutsche Sprache), und diese neugeschaffenen Wesen sprechen hier allenthalben nach dem Charakter, der ihnen gemäß ist. Einen besondern Werth geben diesem Werke die zahlreichen Stellen aus Griechischen und Römischen Schriftstellern, die der Verfasser in Deutschen Uebersetzungen eingeschaltet hat, zunächst in der vaterländischen Absicht, unsere Muttersprache zu ehren, indem er durch diese Proben beweisen wollte, daß sie vielleicht unter allen neu-europäischen Sprachen die einzige sei, die es wagen dürfe, sich mit der Griechischen und Römischen in einen Wettstreit einzulassen.

Außer diesen genannten Schriften hat Klopstock noch einige darstellende Werke geschrieben, die mehr als die grammatischen seinen prosaischen Styl charakterisiren. Auch hier ist er, wie in der Poesie, original, kräftig, stark und gedankenreich, und präcis im Ausdruck.

Indessen fehlt es seiner prosaischen Schreibart an Einfachheit und Leichtigkeit; es sind einzelne poetisch geformte, große Gedanken, die, nicht selten dunkel, oft Erstaunen erregen, und einen Leser von Scharfsinn und Stetigkeit erfodern. Die wichtigsten hieher gehörigen Schriften sind folgende zwei:

„Klopstock's drei Gebete, eines Freigeistes, eines Christen, und guten Königs." (Hamburg, 1753. 4.) Sie waren für den König Friedrich V. von Dänemark geschrieben. Durch die beiden ersten sollte er vor dem Abwege des Zweifels, auf den er damals zu gerathen Gefahr lief, bewahrt werden; das dritte ist der Abendsegen eines Königs. (Ein genauer Abdruck, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, erschien zu Berlin, 1813 unter dem Titel: „Klopstock's drei Gebete ꝛc. Herausgegeben zum Andenken des Sieges bei Kulm, von Th. Heinsius. Ein Anhang zu Klopstock's Werken.")

„Die Deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtages. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar." (Th. I. 8. Hamburg 1774.). Klopstock hat in diesem lehrreichen, höchst rein und fließend geschriebenen Werke, unter dem von einem Freistaat entlehnten Bilde, die Ergebnisse seiner literarischen Betrachtungen und Forschungen, seine Urtheile und Wünsche über die Literatur überhaupt, und über die Deutsche insbesondere, niedergelegt. Es bewahrt einen Schatz der treffendsten Bemerkungen über alle Zweige der freiern Gelehrsamkeit, vorzüglich über schöne Künste und Sprache. Es ist nur ein Theil erschienen, der in drei Abtheilungen zerfällt. Die erste Abtheilung enthält die Verfassung der Republik, die zweite die Gesetze nebst den gesammelten Gutachten der Aldermänner (Senatoren), und die dritte die Geschichte des Landtags

von 1772. Auf diesem Landtage, oder der damaligen Urversammlung der Deutschen Gelehrten, werden, an zwölf Morgen, von den Aldermännern und Anwalten der Zünfte, über allerlei wichtige Angelegenheiten der Republik Vorträge gehalten, und von dem Volk oder den gesammten Zünften Beschlüsse gefaßt, und die Verhandlungen stehen in genauer historischer Beziehung auf den wirklichen Gang der Gelehrtenbildung und der Deutschen Literatur, daher die Gelehrtenrepublik in Ansehung ihres Inhalts wirkliche Geschichte genannt werden kann, wenn gleich ihre Form eine Allegorie ist. — So wie die Morgen den öffentlichen Verhandlungen bestimmt sind, so werden die Abende freundschaftlichen Unterhaltungen in engern Zirkeln oder in gelehrten Klubbs gewidmet. Das Merkwürdigste dieser Unterhaltungen wird hier ebenfalls in die Geschichte der Republik aufgenommen. Dazu gehört z. B. der Inhalt noch ungedruckter Schriften, die dabei vorgelesen wurden, unter andern einige Bruchstücke aus zwei Werken, die Klopstock damals schreiben wollte, nämlich einer Deutschen Grammatik, und einer Schrift unter dem Titel: Denkmale der Deutschen. Hieraus ergibt sich zugleich, daß die Gelehrtenrepublik einem Theil nach, auch zu den grammatischen Schriften Klopstock's gerechnet werden kann. (Eine N. A. davon ist als der 12te Band der Klopstock'schen Werke 1817. erschienen).

§. 7. Fortsetzung. (Ausgaben seiner Werke).

Die vornehmsten Sammlungen der Klopstockschen Werke sind folgende:

1) „Fr. Gottl. Klopstock's kleine poetische und prosaische Werke.“ (Frankfurt und Leipzig, 1771. 8.) Diese Ausgabe wurde ohne Klopstock's Wissen von

Christian Friedr. Daniel Schubart, dem bekannten Schwäbischen Musiker und Dichter, veranstaltet und enthält 41 Gedichte und 22 prosaische Aufsätze, worunter aber Mehreres nicht von Klopstock ist, wie dieser selbst (in der Hamburger neuen Zeitung vom J. 1771. Nr. 57.) erklärt hat.

2) Die §. 5. angeführten Sammlungen der „Oden."

3) „Einige Oden von Klopstock." (Wezlar, 1779. 8) Diese Sammlung veranstaltete der Hessendarmstädtische Regierungsrath K. G. von Zangen. Sie ist als eine Nachlese zur Hamburger Originalausgabe anzusehen, und enthält 14 lyrische Gedichte.

4) „Klopstock. Er und über ihn. Herausgegeben von C. F. Cramer. Theil I. Hamburg, 1780; Theil II. und III. Dessau, 1781 und 82; Theil IV. und V. Altona, 1790 und 92." Dieses bei allen Sonderbarkeiten doch sehr nützliche und zur vollständigen Kenntniß Klopstock's unentbehrliche Werk, ist als eine erläuternde Sammlung zu betrachten; denn es enthält theils Klopstock's Schriften nach der Zeitfolge ihrer ersten Erscheinung, so daß also die verschiedenartigsten Gedichte unter einander geworfen sind, theils biographische Nachrichten von dem Dichter, theils Anmerkungen über Klopstock'sche Werke, theils Anekdoten und Briefe von Klopstock's Freunden, Kritiken und Gegenkritiken, sogar fremde Gedichte, Bruchstücke aus Predigten, und viele andere Dinge, die man hier nicht sucht, in der buntesten Zusammenstellung. Das Brauchbarste in dieser Sammlung sind die biographischen Nachrichten, worauf sich mehrere Klopstock'sche Oden beziehen, und wodurch diese zum Theil Licht erhalten; denn Cramer konnte aus der nähern Bekanntschaft mit dem Dichter und dessen Freunden Manches wissen, was zur historischen Erläuterung der Gedichte

dient. Jedoch will diese Schrift mit Vor- und Umsicht gebraucht sein, da viele Erklärungen flüchtig hingeworfen, andere erweislich falsch sind. Uebrigens geht diese Sammlung nur bis zum Jahre 1757, und enthält zehn Gesänge der Messiade, etwa 40 Oden, einige prosaische Aufsätze und den Tod Adam's, also kaum den sechsten Theil der Klopstock'schen Werke.

5) Die vollständigste Ausgabe erschien unter dem Titel: „Klopstock's Werke." (Leipzig, 1798 bis 1806. 10 Bände.) Diese, nach der Verlagshandlung, die Göschensche genannt, erschien in vierfacher Gestalt, nämlich gr. 4. auf geglättetem Velinpapier, mit Kupfern; in gr. 8. auch auf geglättetem Velinpapier; in gr. 8. auf Schreibpapier, und in gr. 8. auf Druckpapier. — Dies ist die vollständigste Ausgabe, wozu er selbst durch nochmalige Ueberarbeitung seiner Oden, welche die beiden ersten Bände einnehmen, die Hand geboten hat. Die Gedichte sind darin nach der Zeitfolge geordnet, doch nicht überall genau, indem z. B. auch der 7te Band noch 24 Oden und mehrere geistliche Lieder enthält. Indessen ist auch hier manche Klopstock'sche Ode, die erweislich von ihm herrührt, nicht abgedruckt worden. Den 3ten bis 6ten Bd. nimmt die Messiade ein; den 7ten Bd. Oden, geistliche Lieder und Epigramme; den 8ten der Tod Adam's und Hermann's Schlacht; den 9ten Salomo, Hermann und die Fürsten; den 10ten David und Hermann's Tod. Seit 1816 sind noch 2 Bände hinzugekommen, so daß die Göschen'sche Ausgabe nun aus 12 Bänden besteht. Der 11te enthält die „hinterlassenen Schriften von Margaretha Klopstock" in einer vermehrten und verbesserten Ausgabe, 1816. (die erste Ausgabe erschien zu Hamburg 1759), und fünf „vermischte Aufsätze" Klopstock's, die zuerst in dem „Nordischen Aufseher" erschienen waren; der 12te „die deutsche

Gelehrtenrepublick," ebenfalls in einer vermehrten und verbesserten Ausgabe, 1817. Daß aber nirgend in einer Vorrede über die Vermehrungen und Verbesserungen etwas gesagt worden, ist befremdend und dem Herausgeber kaum zu verzeihen. — Ein geringerer Abdruck dieser Ausgabe in Taschenformat erschien 1823, dem auch, als Supplementband, „Klopstock's Leben, von Heinr. Döring." Weimar, 1825. 16. zugegeben wird. Eine ganz vollständige, correcte, auch in typographischer Beziehung des Dichters würdige Ausgabe, bleibt noch wünschenswerth.

Anmerkung. Hauptquellen über Klopstock sind noch: „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa," 2 Thle. (Hamburg, 1778. 1780. gr. 8.); „Klopstock und seine Freunde: Briefwechsel der Familie Klopstock über sich und zwischen dieser Familie ꝛc. Aus Gleims brieflichem Nachlasse herausgegeben von Al. Schmidt," 2 Th. Halberstadt, 1810. 8., und „Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren," 2 Th. Leipzig 1821. 8. Besorgt von C. W. F. Clodius. Im Jahre 1824 erschienen zur hundertjährigen Feier seines Geburtsfestes mehrere Denkschriften zu Hamburg, Quedlinburg und Berlin. An letzterem Orte veranstaltete die Gesellschaft für Deutsche Sprache ein eigenes Fest, welches am 2. Juli auf dem Berlinischen Gymnasium mit Gesang und Rede gefeiert wurde, worüber die Schrift: „Klopstocks Jahrhundertfeier." Berlin, 1824. 8. nähere Auskunft gibt.

§. 8. Christoph Martin Wieland, (Epiker, Romanendichter, Uebersetzer.)

Leben und Charakteristik.

Wieland wurde geboren den 5ten September 1733 zu Ober-Holzheim unweit Ulm, und starb in Weimar, den 20ten Januar 1813.

Schon früh theils durch seinen Vater (einen Prediger)

theils auf Klosterberge für die Wissenschaft gebildet, las er den Virgil und Horaz in einem Alter, in welchem der gewöhnliche Kopf noch mit den Anfängen der Sprache kämpft. Im 17ten Jahre ging er nach Tübingen, mit dem Vorsatze, die Rechte zu studiren; aber der feurige Jüngling, zum Dichter geboren, lebte hier mehr den Musen, als dem Rechte, und verfertigte mehrere kleinere und größere Gedichte, worunter sein Epos Arminius, die er dem größten Kritiker damaliger Zeit, dem Schweizer Bodmer, zusandte, und dadurch den Grund zur nachherigen Freundschaft mit diesem Gelehrten legte; denn Bodmer lud ihn in der Folge zu sich ein, und Wieland lebte fünf bis sechs Jahre in Zürich den Musen und seinen Studien. Im Jahre 1760 ward er Kanzleidirector in Biberach, vertauschte aber diese Stelle neun Jahr nachher gegen eine Professur der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu Erfurt, wohin man ihn berufen hatte. Hier machte er Bekanntschaft mit der verwittweten Herzogin Anna Amalia von Weimar, einer Freundin der schönen Künste, und wurde von ihr 1772 zum Lehrer und Erzieher ihrer beiden Prinzen berufen, über welche sie die Vormundschaft führte. Auf diese Art erhielt unser Dichter Gelegenheit, sich nicht nur um die Bildung eines Landesfürsten verdient zu machen, sondern auch in dem Deutschen Athen, späterhin dem Wohnsitze Herder's, Goethe's, Schiller's, seine glückliche Muße zur Ausarbeitung einer Reihe von Werken in Prosa und Versen zu benutzen.

Mit dem Titel eines herzoglichen Hofraths und mit einem Jahrgehalt verließ er dieses edle Fürstenhaus, und lebte nachher noch eine Reihe von Jahren zu Oßmannsstädt, glücklich in dem reichen Schatz seiner Erkenntniß, mehr sich selbst und einer frohen Rückerinnerung ruhmvoll verlebter Vergangenheit, als der Zukunft, — geachtet und

als Dichter und Gelehrter gepriesen von seinen Zeitgenossen.

Kein neuer Dichter hat so viel und so mancherlei geschrieben, und so viel tiefsinnige Weisheit mit so viel Witz, Leichtigkeit und Anmuth vorgetragen; und Keiner ist so begierig gelesen, so feurig von seinen Zeitgenossen erhoben worden wie Wieland. Er durchstreift das ganze Gebiet menschlicher Einsichten, und weiß, wie Küttner sich ausdruckt, was auf Erden und im Orkus geschieht. Eine blühende Phantasie und ein unerschöpflicher Witz, ein tief eindringender philosophischer Geist, feine Empfindung und die reichhaltigste Belesenheit in den Alten wie in den Neueren sind kenntlich in allen seinen Schriften. Er weiß sich mit Leichtigkeit in alle Zeiten, und unter alle Völker zu versetzen, beobachtet jedes Costüm sehr genau, und weiß die Wahrheit mit dem Wunderbaren, sinnliche Bilder mit geistigen, das Abenteuerliche mit der strengsten Moral zu verbinden. Alle seine Gedichte sind voll von Anspielungen, Gleichnissen und Parallelen aus alten und neuen Zeiten; Verstand, Gemüth und Phantasie werden überall gleich befriedigt; in seinen Versen ist kein Zwang, kein Ueberfluß, kein matter und falscher Gedanke. Er ist eben so stark in komischen und lächerlichen Gemählden als in rührenden oder sittlichen Schilderungen. Alles, was die Weisen des Alterthums Großes und Schönes gesagt, und die Neueren Tiefes und Gründliches gedacht haben; Alles, was überhaupt in den Schriften der besten Köpfe Bewunderung erregt, trifft zusammen in seinen gehaltvollen Werken. Seine Ueberlegenheit als gründlicher und feiner Kenner der klassischen und romantischen Zeit ist entschieden.

Dennoch hat dieser hochgebildete Geist sich nicht zum Nationaldichter erhoben, und zwar aus zwei,

unserm Klopstock ganz entgegengesetzten Gründen. Erstens lebte in dem Dichter des Messias bloß die ideale Welt; Wieland dagegen opfert die Idee auf gegen die Wirklichkeit; jener stellt uns abstracte, fast körperlose Wesen hin; dieser führt uns in das wirkliche Leben, malt uns den feinen Epikuräismus mit all seiner Weichheit und Schwäche, und verlockt uns zur Beschauung des buntesten Farbenspiels der Welt. Seine schalkhafte, oft muthwillige Muse enthüllt uns zu sehr die verschleierte Sinnlichkeit, und erregt Wohlgefallen an materiellem Reiz, statt uns über das Irdische zu erheben, und reine ästhetische Eindrücke in unserm Gemüth zurück zu lassen. So also bietet der Dichter bei allen glänzenden Talenten, bei der blühendsten Phantasie und der Leichtigkeit und Anmuth seiner Darstellungen keine kräftige und gesunde Nahrung. Dazu kommt zweitens, daß Klopstock als Epiker und Lyriker nach der höchsten Originalität strebt und jede Nachahmung in der Dichtkunst verachtet (s. z. B. die Ode: Fragen). Wieland dagegen hält es bald mit den Griechen und Römern, bald mit den Italiänern und Franzosen. Seine Muster sind Lucian, Horaz, Ariost und Voltaire, und von jedem eignete er sich an, was er gerade braucht, ohne daß man sagen könnte, er habe einen von ihnen ganz erreicht. Ueberall mischt er mit den Eigenthümlichkeiten seiner Modelle seine eigene Persönlichkeit, und da diese mehr dem Realen als dem Idealen zugewandt ist, so fehlt seinen Dichtungen der hohe sittlich-schöne Charakter, der seiner Nation eigenthümlich angehört. Auch in Hinsicht auf die metrische Form bildet Wieland einen Gegensatz zu Klopstock. Dieser liebte zu ausschließlich die alten Sylbenmaße, und haßte den Reim (s. die Ode: an Joh. Heinr. Voß) gegen die Natur und den Geist der Sprache, die ihn seit Otfried ein Jahrtausend hindurch in mancherlei Formen

gehegt hatte. Wieland dagegen fand, daß epische Originalgedichte auch das Nationale in der Form tragen müßten, da der Sänger zugleich für das Ohr dichte, dem nur der Reim als heimisch in der Dichtkunst töne. Gewiß hatte er darin Recht.

Alles dies hindert indessen nicht die Anerkennung eines Talents, das auch bei der falschen Richtung, die es nahm, auf Bildung der Sprache und des Geistes einen mächtigen und wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Denn Wieland war ein Dichter, wie ihn der damalige Zeitgeist foderte. Die Bedürfnisse der großen Lesewelt, und besonders derjenigen Weltleute, die ihre Bildung fast nur durch Frankreichs Sprache und Schriftsteller erhalten hatten, fanden keine Befriedigung in vaterländischer Sprache und Literatur; ihnen also war ein Deutscher Dichter, der alle Vorzüge eines zierlichen, gewandten und phantasiereichen Franzosen in sich vereinigte, und die schönen Geister Griechenlands und Roms, Frankreichs und Italiens auf Deutschen Boden verpflanzte, eine höchst willkommene Erscheinung, durch die sie angelockt und aufgefodert wurden, sich um Deutsche Literatur ernstlicher zu bekümmern. Dieser Einfluß zeigt sich am stärksten von 1760 bis 1772, in welcher Zeit er besonders dem Französischen Wesen huldigte. Späterhin reifte, veredelte und befestigte sich sein Geschmack durch das Studium der Griechen; doch hatten die früheren Auswüchse seiner üppigen Phantasie so feste Wurzeln in ihm gefaßt, daß er sie auch in der bessern Periode seines Schriftstellerlebens nie ganz zu tilgen vermochte.*)

Anmerk. *) S. Friedr. Ancillon zur Vermittlung der Extreme ꝛc. Berlin, 2ter Th. 1831. S. 166 ff. und A. Wilh. Bohtz Geschichte der neuern Deutschen Poesie. Göttingen, 1832. S. 44. ff.

§. 9.

§. 9. Fortsetzung. (Seine dichterischen Werke.)

Aus der großen Menge und Mannichfaltigkeit der Wieland'schen Poesien können wir hier nur das Wichtigste herausheben. Wir besitzen von ihm besonders epische, didaktische und dramatische Gedichte.

1) Epische Gedichte. Dahin gehören a) „der geprüfte Abraham," (Zürich, 1753. 4. N. A. 1762). Wieland schrieb dies Gedicht in Bodmer's Hause, und auf dessen Veranlassung. Es bestand anfänglich aus vier Gesängen, in der zweiten Auflage aber wurde der vierte verworfen, und manches Andere gekürzt und abgeändert; b) „Cyrus, in fünf Gesängen." Es erschien zuerst Zürich, 1757. 8., N. A. Leipzig, 1759. 8. Der Held des Gedichts ist der Cyrus des Xenophon. Wieland wollte in dem Cyrus einen Charakter aufstellen, der alle die glänzenden Eigenschaften vereinigen sollte, welche die übrigen Epiker einzeln ihren Helden beigelegt hatten. Der Dichter hat dieses Epos nie vollendet; c) „Idris und Zenide," (Leipzig, 1768. gr. 8.) ein romantisches Gedicht in fünf Gesängen. Ist ebenfalls ein unvollendetes Gedicht, das in seiner ersten Ausgabe ein heroisch-komisches Gedicht genannt wurde. Es ist der erste Versuch eines Deutschen, das Feenwesen in die poetische Erzählung menschlicher Begebenheiten und ritterlicher Abenteuer zu verweben. Der Dichter nannte es selbst eine abenteuerliche Composition von Scherz und Ernst, von heroischen und komischen Bestandtheilen, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetischem und Lächerlichem, von Witz und Laune, von Moral und Metaphysik. Auch ist es der erste Versuch, den Wieland hier in einer Art von Stanzen machte, die den Ottave Rime der Italiäner ähnlich sind. Der Unterschied besteht darin, daß in den Stanzen, worin Bojardo, Ariost, die beiden

Tasso, Marino ꝛc. gedichtet haben, alle Zeilen gleich viel Sylbenfüße zählen, daß alle Reime weiblich sind, und daß die beiden Reime, an welchen die ersten sechs Zeilen gebunden sind, immer auf einerlei Art abwechseln, so daß immer die dritte und fünfte Zeile auf die erste, die vierte und sechste aber auf die zweite reimt; da hingegen in den Stanzen des Idris erstlich Jamben von acht und neun, zehn und elf, zwölf und dreizehn Sylben nach Gutbefinden gebraucht werden, zweitens die zwei Reime der sechs ersten Zeilen, ebenfalls nach Willkür, bald wechselweise verschränkt, bald auf jede andere mögliche Art zusammengeordnet sind, und endlich drittens männliche und weibliche Reime abwechseln, und nach Belieben die erste oder letzte Stelle der Stanze einnehmen können. Die Freiheit kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den strengen Ottave Rime erhält; d) „Der neue Amadis, ein komisches Gedicht in 18 Gesängen." (2 Bde. Leipzig, 1771. gr. 8.). Dies ist das launigste und regelloseste Erzeugniß des Wielandschen Geistes, voll der seltsamsten Dichtungen, aber auch der eigenthümlichsten Schönheiten. Des ungleichen Inhalts wegen wählte der Dichter eine freiere Versart, indem er nicht nur Verse von sechs, fünf und vier Füßen mit einander abwechseln ließ, sondern auch seiner Willkür, oder vielmehr seinem geübten Ohre gemäß, Anapästen mit Jamben vermischte; e) „Oberon, ein romantisches Heldengedicht, in zwölf Gesängen," 2 Theile; zuerst im Deutschen Merkur 1780 in vierzehn Gesängen, und darauf besonders, Weimar, 1780. (N. A. Leipzig, 1819.) Dies ist Wieland's Meisterstück in der romantischen Epopöe. Reizende Dichtungen, treffende Seelen- und Naturgemählde, fortreißende Erzählung, natürlicher und

lebhafter Ausdruck, und harmonische Verse — alles findet sich hier beisammen. Der Stoff ist entlehnt aus der Rittergeschichte: Huon de Bordeaux, von dem Grafen von Tressan, in der Bibliothèque universelle des Romans. Oberon ist eigentlich aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, aus der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia, und aus der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen sind so in einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen konnte. Uebrigens ist der Oberon ins Französische, Englische, Dänische und Polnische übersetzt worden.

2) Erzählungen und Mährchen. Wieland behauptet als Erzähler einen hohen Rang. Fast alle seine Gedichte dieser Art, besonders die komischen Erzählungen, haben den höchsten Reiz, der aus der ganzen Anlage und eigenthümlichen Behandlungsart entspringt. Der Stoff in mehreren ist entlehnt, theils aus dem Griechischen, theils aus dem Französischen. Die frühsten erschienen 1753 zu Heilbronn, denen die Sammlung von 1766, unter dem Titel: „Komische Erzählungen" folgte, (N. A. Zürich, 1768), worin „Endymion" — „Aurora und Cephalus," und „Combabus" die vorzüglichsten sind. Gleich anziehend sind „Schach Lolo" und der „Vogelfang." Durch diese Erzählungen besonders hat unsre Sprache an Leichtigkeit und Anmuth überaus gewonnen. Die bisherige Steifheit und Schwerfälligkeit im Ausdruck verschwand, und es bildete sich nun der leichte und feine Ton der Conversation.

3) Lehrgedichte. Dahin gehören besonders: a) „Musarion oder die Philosophie der Grazien, in 3 Büchern." (Leipzig, 1768. gr. 8. N. A. 1769 und 1799.) Es wird für das schönste unter den Wieland'schen Lehr-

gedichten gehalten; auch ist das neue System der feinern Epikuräer wohl nirgends so anlockend dargestellt worden; b) „Die Grazien." (Leipzig, 1770). Hier wird abwechselnd in Prosa und Versen die Lebensgeschichte der Grazien erzählt, d. h. es wird der heilsame Einfluß des Schönen auf den Menschen, auf Künste und Wissenschaften dargestellt.

4) Dramen. Dahin Lady Joh. Gray oder der Triumph der Religion. Trauerspiel. 1758. Ferner die Opern: a) „Alceste, ein Singspiel in 5 Aufz." (Leipzig, 1773. 8.), welches als die erste Deutsche Oper von Bedeutung zu betrachten ist; b) „Rosamunde, Singspiel in 3 Aufz." (Weimar, 1778).

§. 10. Fortsetzung. Seine prosaischen Werke.

Dies sind theils Romane, theils Gespräche und Uebersetzungen.

1) Seine Romane sind in stylistischer Hinsicht die ungleichsten Producte Wieland's. In den meisten zeigt sich ermüdende Weitschweifigkeit und Breite in ungemessenen Perioden. Auch der philosophische oder politische Inhalt läßt überall das sinnliche Princip grell hervortreten. Aus diesen Gründen werden sie dem reinen Geschmack unsrer Zeit viel weniger zusagen. Es gehören dahin: a) „der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva." (2 Theile. Ulm, 1764. 8. Neue Ausg. Leipzig, 1772. 8.) Der Stoff ist aus dem Cervantes und Marivaux, aber die Ausführung gehört Wieland, und ist in psychologischer Hinsicht meisterhaft. Unter den Abenteuern eines phantastischen Ritters gibt uns der Dichter in einer witzigen und launigen Erzählung eine philosophische Geschichte der Schwärmerei einer von Irrthum und Leidenschaft erhitzten Ein-

bildungskraft, und der Mittel, sie abzukühlen; b) „Geschichte des Agathon“ (2 Bde. Frankfurt und Leipzig, 1766 u. 67. gr. 8. N. verbesserte A. in vier Bänden, Leipzig, 1773. 8.; 1798. 8.) Dies ist Wieland's berühmtester Roman. Er enthält einen Reichthum der feinsten Beobachtungen über den Menschen, und zeichnet sich besonders aus durch die vortreffliche Entwickelung der Leidenschaften und scharfe Zeichnung der Charaktere. Lessing hat ihn in seiner Dramaturgie ausführlich und mit großem Lobe beurtheilt; c) „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian,“ (4 Theile, Leipzig, 1772. 8.) Wieland wollte hier in einem summarischen Auszuge das Nützlichste geben, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Es ist darin ein Schatz von Weisheit für das Privat- und bürgerliche Leben, und kann jungen Leuten zum Studium empfehlen werden; d) „Die Abderiten,“ 2 Theile. Zuerst im Deutschen Merkur 1774, und dann besonders, Weimar, 1776, und umgearbeitet Leipzig, 1781. Das Ganze, reich an Ironie und Komik, ist eine Satire auf die politischen Thorheiten, besonders in den ehemaligen reichsstädtischen Verfassungen.

2) Dialogen. Dahin: „Nachlaß des Diogenes von Sinope,“ oder, wie der Titel der ersten Auflage hieß: „Σωκράτης μαινόμενος, oder die Dialogen des Diogenes von Sinope,“ (Leipzig, 1770). Der hier geschilderte Diogenes ist nicht der aberwitzige Sokrates, wie Plato ihn genannt haben soll, sondern ein gutmüthiger, frohsinniger, und so vernünftiger Sonderling, wie es jemals einen gegeben haben mag.

3) Uebersetzungen. Wieland's Verdienst als Uebersetzer der Briten, Römer und Griechen verdient große Anerkennung. Eine wörtliche Wiedergabe des Urbil-

des, wie Voß in seinen Uebersetzungen uns hingestellt, hielt er für eine Verletzung des Originalgeistes und des Genius unsrer Sprache zugleich. Er studirte seine Originale vorher bis auf die kleinsten Züge und Eigenheiten, suchte ihren Geist genau zu fassen, Sprache und Diction sorgfältig zu wägen, den Ton, den sie gewählt hatten, möglichst sicher zu bestimmen, und so, von dem Geiste des Urbildes durchdrungen, wagte er, das Muster zu übertragen. Seine erste Uebersetzung sind a) „Shakspeare's theatralische Werke," (8 Bde. Zürich, 1762 bis 1766. gr. 8.) Hiedurch hat er dem großen Dichter Eingang unter uns verschafft und den theatralischen Geschmack in Deutschland sehr veredelt; denn man las und studirte nun den Briten, und lernte dadurch die Mängel der Französischen Tragödie kennen, der man bis dahin so viel Bewunderung gezollt hatte. Die Besorgung der zweiten Ausgabe übernahm Eschenburg, und sie erschien in 13 Bänden (Zürich, 1775 bis 1782. gr. 8.) Diese Uebersetzung verbesserte ein Ungenannter, und gab sie in 24 Bänden zu Manheim, 1780 heraus. Endlich besorgte Eschenburg eine dritte ganz umgearbeitete Ausgabe, 12 Bde. Zürch, 1798. (während August Wilh. Schlegel den großen Briten nach allen seinen originellen Schönheiten und Fehlern mit seltener Uebersetzerkunst metrisch unter dem Titel zu liefern anfing: „Shakspeare's dramatische Werke" (Berlin, 1797.), deren Fortsetzung und Vollendung (1833) L. Tieck, herausgab); hierauf folgten b) „Horaz'ens Briefe, aus dem Latein. übersetzt, und mit histor. Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen" :c. (2 Thle. Dessau, 1782, gr. 8.; neue verbesserte, mit dem Original begleitete Ausg. Leipzig, 1790; 2te Aufl. derselben, Leipzig, 1801; 3te Aufl., 1816, gr. 8.) Diese Uebersetzung in freiem jambischen Sylbenmaße, ist eine treue und treffende

Copie des Horazischen Conversationstons. In den Einleitungen werden die Charaktere der Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, ihre individuelle Lage, ihre nähern und entferntern Verhältnisse, in welchen sie mit dem damaligen Rom standen, mit der größten Feinheit entwickelt, wodurch über die Beschaffenheit des Augusteischen Zeitalters ein neues Licht verbreitet wird. In den Anmerkungen wird uns besonders eine Anekdotengeschichte Roms gegeben, die so anziehend ist, daß man sich von der Lectüre ungern losreißt und daß man vergißt, bloße Anmerkungen über einen Römischen Dichter zu lesen; — c) Horaz'ens Satiren ꝛc. mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen" ꝛc. (2 Thle. Leipzig, 1786. gr. 8. N. A. ebendas. 1794. gr. 8. mit beigedrucktem Text nach der Bentley'schen Ausgabe; und N. verbesserte Aufl. Leipzig, 1805 und 1819. gr. 8.) Ebenfalls in Jamben. Einleitungen und Anmerkungen wie bei den Briefen. Die Uebersetzung druckt mehr den Sinn aus als die Worte, umschreibt, so oft es nöthig ist, und opfert der Deutlichkeit selbst die nachdrückliche Kürze der Urschrift auf, gibt aber die feine Ironie und die ganze Eigenthümlichkeit des Horazischen Geistes wieder; — d) „Lucians von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen" ꝛc. (6 Thle. Leipzig, 1788 — 1789. gr. 8.) Bis zur höchsten Täuschung, die nur einem Manne von Wieland's Geist und Laune erreichbar war, hat er sich seines Autors bemächtigt, und alle Schönheiten desselben, alles, was den Lucian zu dem macht, der er ist, lebendig dargestellt, oder, wo die Verschiedenheit der Sprache und der Sitten dies versagte, ihm wenigstens getreu nachgeahmt; nur in der lebendigen Kürze und dem raschen Dialog kommt er ihm nicht gleich. Mehrere nicht anziehende, oder in sittlicher Hinsicht zu verwerfende Stücke sind unüber-

setzt geblieben. Die Anmerkungen sind in dem Geist jener bei den Horazischen Briefen. Minder gelungen ist ihm e) die Uebersetzung der vier Aristophanischen Stücke, der Acharner, Wolken, Ritter und Vögel, da es ihm für die reiche Komik der Griechen am passenden Deutschen Ausdruck zu fehlen scheint; — f) „M. Tullius Cicero's sämmtliche Briefe übersetzt und erläutert" ꝛc. (7 Bände Zürich, 1808 bis 1821. gr. 8.) vollendet von Gräter. Wieland hatte diese Arbeit in seinem 75. Jahre unternommen, theils weil er das Bedürfniß fühlte, sich in eine andere Welt, und wie er sich ausdruckt, unter lauter kolossale Menschen von Titanen- und Gigantenstamm zu versetzen, theils um eine große, schwere, aber ihm angenehme, und seinen gewohnten Studien anpassende Geistesarbeit zu unternehmen, die ihn hoffen ließe, die letzten Tage seines Lebens nicht ohne Verdienst für seine Sprachgenossen zugebracht zu haben. Es gehörte zu seinem Hauptzweck, daß die Briefe so viel möglich in der Ordnung gelesen werden könnten, worin sie der Zeitfolge nach geschrieben sind. Die Briefe ad Familiares wurden daher aus der Unordnung, worin sie in den gewöhnlichen Ausgaben stehen, herausgehoben und chronologisch gestellt, die Briefe an Attikus und Quintus überall da, wo sie der Zeit nach hingehören, oder zu gehören scheinen, eingeschaltet, und somit alle zu einem zusammenhangenden Ganzen vereinigt, das zugleich als die echteste Biographie Cicero's und als ein schätzbarer Beitrag zur geheimen Geschichte der letzten zwanzig Jahre der Römischen Republik betrachtet werden könnte. Eine unmittelbare Folge der chronologischen Anordnung war eine neue Eintheilung der Bücher. Was die eigentliche Uebersetzung betrifft, so schließt er sich überall an den Text so genau an, als es geschehen kann, ohne Lateinisch-Deutsch zu schreiben. Besonders lag es ihm auf, daß

kein schöner oder kräftiger Ausdruck, keine bedeutende Metapher, keine der feinern Wendungen ihm entgehen, und daß er überall dem Eigenthümlichen in Cicero's Schreibart, dem, was Einige seine Ciceronität nennen, so nahe kommen möchte, als es unsre Sprache nur gestattet.

Daß Wieland außerdem durch eine Menge einzelner historisch-literarischer Abhandlungen in den von ihm besorgten Zeitschriften: „der Deutsche Merkur" (Weimar, 1773 bis 1789), „Neuer Deutscher Merkur" 1790 bis 1810), „Attisches und Neues Attisches Museum 2c." (6 Bände, Zürich, 1796 — 1810) und durch Herausgabe fremder Werke, so wie besonders durch mehrere Forschungen und Auffrischungen älterer Deutscher Schriften und Dichtungen sein Verdienst um antike und moderne Bildung noch erhöht hat, kann hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden.

Seine sämmtlichen poetischen und prosaischen Schriften sind in folgenden Ausgaben erschienen:

1) „Prosaische Schriften," (3 Thle. Zürich, 1758. 8. N. A. in 2 Bänden, ebendas. 1779. gr. 8.)

2) „Poetische Schriften des Herrn Wieland." (3 Bde. Zürich, 1762. 8., und N. A. 1770. gr. 8.)

3) „Wieland's Gedichte" vom J. 1770 — 1777. (2 Theile Weimar, 1777. 8., und „Neuste Gedichte" vom J. 1777 bis 1778, 3ter Theil. N. A. 1779. 8.)

4) „Wieland's auserlesene Gedichte" (7 Bände. N. A. Leipzig, 1784 bis 1787. 16) mit Lat. Lettern.

5) „Wieland's kleinere prosaische Schriften," (2 Bände. Leipzig, 1785 bis 1787. N. A. 1794. 16.) mit Lateinischen Lettern.

6) „Wieland's sämmtliche Werke," (36 Bände, und Supplemente 6 Bde.) Leipzig, 1794 bis 1802. gr. 4. Geglättet Velin Papier mit Kupfern; gr. 8. und 8. ge-

glättet Velin-Papier mit Kupfern; 8. ungeglättet Schweizerpapier und Druckpapier ohne Kupfer. Alle diese gleichzeitigen Abdrücke derselben Ausgabe sind mit Lateinischen Lettern. — Die Supplementbände enthalten vorzüglich eine Auswahl der Jugendarbeiten Wieland's, die er zwischen 1751 und 1757 herausgegeben hat, und denen er selbst nur den Namen Versuche zugesteht, die er aber als Belege zur Geschichte seines Geistes und Herzens angesehen wissen will.

7) Endlich: „Wieland's sämmtliche Werke, herausgegeben von J. G. Gruber." (Leipzig, 1818 bis 1827. 51 Bde. 8.) Diese Ausgabe auf gutem Papier ist nach einem neuen Plan veranstaltet, und in 2 Abtheilungen gesondert; die erste (Band 1 bis 29.) umfaßt die poetischen Werke, die zweite (Band 30 bis 49.) die philosophischen, culturhistorischen, politischen, historischen, ästhetischen 2c. Werke. Jede Abtheilung enthält die dahin gehörigen Werke in chronologischer Ordnung, die Supplemente also auch mit dem Ganzen verschmolzen. Jedes Werk ist, so weit es dessen bedarf, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Band 50 — 53. enthalten „C. M. Wielands Leben, neu bearbeitet von J. G. Gruber." — Die Ausgaben Nr. 6 und 7 sind sämmtlich bei Göschen in Leipzig erschienen, der auch von Nr. 7. einen Abdruck in Taschenformat (1824 — 1827) auf geringem Papier besorgte, welchem, als 54ster Band, „C. M. Wieland's Selbstschilderung, in der Erläuterung der diese Ausgabe begleitenden Kupfer-Sammlung von J. G. Gruber" beigegeben wurde.*)

Anmerk. *) Eine vollständige Lebensgeschichte unsers Dichters fehlte uns bis 1815, in welchem Jahr „C. M. Wieland's Leben 2c. von J. G. Gruber" erschien. Bruchstücke dazu findet man in Schmid's Biographien berühmter Männer, Heft 1.

S. 28 bis 32; in Vetterlein's Handbuch, S. 432 bis 465; in Fülleborn's Museum Deutscher Gelehrten rc. Nr. 6; in Eichhorn's Geschichte der Literatur rc. Bd. IV. Abth. 2 und in Gradmann's gelehrtem Schwaben rc. S. 774 u. f. — Treffliche Urtheile über seinen Geist und seine Schriften finden sich in Küttner's Charakteren rc. S. 417 bis 420, in Eschenburg's Beispielsammlung rc. Band I, S. 102, in Vetterlein's Handbuch rc. S. 436, in Manso's Uebersicht der Geschichte der Deutschen Poesie rc. (in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie Band VIII. St. 1. und St. 2), in Eichhorn's Geschichte der Literatur Bd. IV. Abth. 2., in Fr. Ancillon zur Vermittlung der Extreme rc. S. 164 — 170; L. Wachler's Vorlesungen rc. Bd. 2. S. 209 — 216, und Aug. Wilh. Bohtz Gesch. der neuern Deutschen Poesie, Göttingen, 1832, S. 44 — 58.

§. 11. Gotthold Ephraim Lessing,

(Kritiker, Dramatiker, gelehrter und scharfsinniger Denker,) Leben und Charakteristik.

Der dritte Heros in der Deutschen Literatur des 18ten Jahrhunderts ist Lessing. Was Kant späterhin für die kritische Philosophie, das war Lessing für die ästhetische Kritik. Er, der Sohn eines Predigers, wurde geboren 1729 zu Camenz, einem Städtchen in der Oberlausitz, erhielt seine Schulbildung auf der Fürstenschule zu Meißen, studirte zu Leipzig und Wittenberg Theologie, lebte dann abwechselnd bald in Berlin, wo er mit Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn, Ramler, Sulzer, Meil rc. in vertrautem Umgang stand, bald in Leipzig, ging 1760 als Secretair des Generals Tauenzien nach Breslau, und 1767 als Schauspieldichter nach Hamburg, wurde 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit dem Charakter eines Herzogl. Braunschweigischen Hofraths, und starb zu Braunschweig den 15ten Februar 1781 *).

Seinen Tod beweinten die Musen Deutschlands. Mehrere Theater, zu Berlin, Hamburg, Schwedt rc. feierten sein Andenken. Eine Medaille von Abramson (gestorben 1811) in Berlin bezeichnet kurz, aber treffend, seinen Verlust durch die Worte: Poeta, Philosophus, Criticus, Germaniae Decus, Musarum et Amicorum dum vivebat amor, nunc desiderium sempiternum. Mehrere Städte, unter denen Wolfenbüttel oben an steht, bewahren sein Andenken durch Denkmale aus Stein und Marmor [a]).

Kein Schriftsteller vor und auch nach ihm hat in Sachen des Geschmacks und des feinern gründlichen Urtheils über literarische Gegenstände, auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Er war einer von den revolutionairen Geistern, die überall, wohin sie sich im Gebiete des Wissens, Glaubens und Meinens werfen, die heftigsten Gährungen und gewaltigsten Erschütterungen hervorbringen. In der Theologie, wie auf der Bühne und in der Kritik, machte er nicht bloß Epoche, sondern veranlaßte auch eine allgemeine Aufregung. Er besaß die lebendigste Regsamkeit und Stärke des innersten tiefsten Geistes, ein rastloses Streben und Forschen nach Wahrheit, einen moralisch- und ästhetisch-feinen Sinn für das Große, Gute und Schöne, eine tiefe und ausgebreitete Menschenkenntniß; mehr Witz, Scharfsinn und Beurtheilungskraft als Phantasie und schöpferische Kraft; entschiedenere Anlagen zur Kritik, Literatur und Philosophie, als zur Dichtkunst. In seinen abhandelnden Schriften zeigt sich überall ein entwickelnder, raisonnirender und philosophirender Geist, und in seinen Schriften über Dichtkunst eine ausgebreitete philologische, artistische und antiquarische Kenntniß, so wie er in der Literatur das Größte wie das Kleinste umfaßte. Gründlich war seine Kenntniß der Deutschen Sprache, ihrer Geschichte, ihres Reichthums und ihrer Eigenthüm-

lichkeiten, und sein eigener Styl, vorzüglich seine Prosa, hatte klassische Originalität. Es werden vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe so viel Talente und ein so leichtes Spiel derselben, so ausgebreitete und gründliche Kenntnisse, sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn und dem schönen Ausdrucke in Einem Manne wieder vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren. Mit Recht erkennen wir in ihm den Begründer aller kritischen Bestrebungen unsrer Zeit in der Deutschen Kunstbildung.

Anmerk. 1) Sein Leben ist herausgegeben von seinem Bruder, Karl Gotthelf Lessing (geb. 1740. gestorben als Münzdirector in Breslau 1812) unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlaß," (3 Thle. Berlin, 1793 bis 1795. 8.)

2) Seine Vaterstadt weihte seinem Andenken sogar ein Krankenhaus, wohl in der Absicht, in ihm den Menschenfreund zu ehren.

§. 12. Fortsetzung. Seine poetischen und prosaischen Schriften.

Wir haben unsern Lessing besonders als Dichter und Kritiker aufzufassen, ohne doch darum sein Verdienst als Literator und Antiquar zu übersehen.

Als Dichter gab er uns Oden und Lieder, Sinngedichte, Fabeln, Erzählungen und Dramen. — Der Oden sind nur wenige, auch war er wohl zu sehr Denker und Metaphysiker, um einer hohen lyrischen Begeisterung fähig zu sein. Doch fehlt es ihnen nicht an erhabenen Gesinnungen und starkem Ausdruck. Seine Lieder dichtete er zum Gebrauch fröhlicher Gesellschaften. Sie empfehlen sich durch heitere Laune, naive Einfälle, feinen Witz und echte Lebensweisheit; auch sind mehrere derselben, von guten Tonkünstlern componirt, in das gesellschaftliche Le-

den gekommen. Seine Sinngedichte, 144 Deutsche und 20 Lateinische, sind größtentheils Uebersetzungen oder Nachbildungen. Dennoch erkennt man darin sein eigenthümliches Talent des Witzes. In wenig Zeilen weiß er die Aufmerksamkeit hoch zu spannen, und mit den letzten Worten schnell und genugthuend zu befriedigen; seine Epigramme sind bald sinnreich, bald naiv, spielend und stechend, und wenn hie und da sein epigrammatischer Stachel zu scharf erscheint, so trifft er doch nur den Heuchler und Bösewicht. Die Fabeln sind, einige frühere versifizirte ausgenommen, in Prosa, aber in der feinsten und zierlichsten Prosa. Lessing wollte diese Dichtungsart zu ihrer ursprünglichen Aesopischen Einfalt zurückführen, und den poetischen Schmuck wegwerfen, den ihr viele Neuere nach dem Vorgang des Lafontaine gegeben hatten. Seine Fabeln charakterisiren sich durch Scharfsinn in der Erfindung, richtigen Gebrauch der handelnden Wesen nach ihrem mythischen Charakter, dramatisches Leben, Klarheit der Moral und besonders durch gedrungene Kürze. Sie sind alle gehaltvoll und kunstgerecht.

Am höchsten steht Lessing im Drama. Seinen mächtigen Einfluß auf die Deutsche Schaubühne zu würdigen, bleibt einer Geschichte des Theaterwesens in Deutschland überlassen; hier dürfen wir nur das Ergebniß seiner Bemühungen dahin aussprechen, daß er sich theils durch seine theatralischen Arbeiten, theils und mehr noch durch seine Kritiken zum Schöpfer der Deutschen Bühne und des jetzt herrschenden edlern Geschmacks derselben gemacht hat. Seine Dramen sind theils Lust-, theils Schau-, theils Trauerspiele. Er fing mit dem Lustspiel an, und schrieb zuerst den „jungen Gelehrten" in 3 Aufzügen (1747), dem bald darauf der „Mysogin" 3 Aufz. (1748), die „Juden," 1 Aufzug (1749), „der Freigeist," 5 Aufzüge

(1749), „der Schatz" 1 Aufzug (1750) und endlich „Minna von Barnhelm" 5 Aufzüge (1763) folgten, das aber seinem Charakter nach mehr in die Kategorie der Schauspiele gehört. In allen diesen Stücken ist er Original. Die Plane sind einfach, aber anziehend, sein Dialog ist lebhaft, körnicht, fein und witzig, besonders sind die Charaktere sehr scharf und richtig gezeichnet, und in allen herrscht Deutsche Sitte. Indessen ist ein Unterschied zwischen den früheren und späteren Dichtungen. In jenen findet sich statt des dramatischen Lebens eine gewisse Französische Redseligkeit und ein Hinneigen zu der irrigen Ansicht von der Natürlichkeit in der dramatischen Poesie; in den spätern aber hat er sich davon ziemlich losgemacht. Das schwächste ist der junge Gelehrte, das vollendetste und bedeutendste seiner Zeit Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, welches uns den edlen militairischen Geist der sieggewohnten Armee des großen Königs in der Wirklichkeit darstellt, und worin sich geläuterter Geschmack, innige Herzenskunde, meisterhafte Zeichnung der Charaktere, und voller Besitz alles Reichthums und aller Schönheiten unserer Sprache und ihrer dialogischen Kraft und Mannichfaltigkeit bekundet. Doch ist das Stück in einzelnen Scenen nicht frei von gedehnten Stellen. — Auch in dem Trauerspiel war es ihm vorbehalten, eine neue Bahn zu brechen, und durch sein Muster andern Dichtern vorzuleuchten. Er schrieb drei Tragödien: „Miß Sara Sampson" in 5 Aufzügen, „Philotas" in einem Aufzug, und „Emilia Galotti" in 5 Aufzügen, sämmtlich in Prosa. Miß Sara Sampson war das erste bürgerliche Trauerspiel in Deutschland, und blieb lange das vortrefflichste, das er selbst nur durch seine Emilia übertreffen konnte, welche im Tragischen sein Meisterstück ist, wie Minna von Barnhelm im Komischen. Es liegt

der Emilie die Geschichte der Virginia zum Grunde (Livius, Bd. 3. K. 44 u. f.). Der neuere Geschmack findet indessen in seinen Trauer- wie in seinen Lustspielen mehr kalte, besonnene Exempel zu Belegen seiner Ansichten über Theater und dramatische Kunst. Eine seiner letzten Arbeiten war sein „Nathan der Weise," ein Schauspiel in 5 Aufzügen, das er unbestimmt ein dramatisches Gedicht nennt, obwohl es seinem Wesen nach ein philosophisches Lehrgedicht in dramatischer Form ist. Den Stoff dazu gab die Erzählung des Boccaccio von den drei Ringen. Der Dichter benutzte sie, um daran das Eigenthümliche seiner religiösen Ansicht zu entwickeln, daß die Wahrheit zu umfassend sei, als daß eine positive Religion ausschließlich sie besitzen sollte. Das Stück ist in reimlosen Jamben, die nicht ohne Härte sind, hat aber vortreffliche Situationen, und gehört zu Lessing's größten Schöpfungen, wodurch er zugleich seiner theologischen Polemik die Krone aufsetzte, daher es Einige auch ein didaktisch-polemisches Drama genannt haben.

Wenn wir in allen diesen Dramen die hohe Begeisterung vermissen, welche den Zuschauer ergreift und erschüttert: so dürfen wir auf der andern Seite nicht übersehen, welche wirkliche Vorzüge sie vor vielen bewunderten Stücken unsrer Zeit haben. Lessing strebte nach wahrer Klassicität. Er legte die Fabel seiner Dramen mit großer Besonnenheit an; alles was geschieht, ist nothwendig durch die Handlung selbst, durch den Charakter und die Leidenschaft der Personen bedingt. Nirgend ist bei ihm Willkür und Zufall; er verachtet Knalleffect und Schaugepränge, alles ist reines Bild kunstgerechter Wahrheit. Der Dramatiker Lessing aber fodert ein ge- nicht ein verbildetes Publikum.

Als Kritiker, Literator und Antiquar hat er eine Menge der trefflichsten Aufsätze und Abhandlungen geschrieben. Ein großer Theil derselben wurde in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend, herausgegeben von Friedrich Nicolai," (24 Bände 8., Berlin, 1759 bis 63) mit den Chiffern Fll und G abgedruckt. Einige Jahre nachher, 1767 und 68, erschien seine „Hamburgische Dramaturgie" (Schauspiel-Lehre), erst in einzelnen Blättern, dann gesammelt in zwei Bänden, Hamburg, gr. 8. Sie beschäftigt sich theils mit Beurtheilung aufgeführter Stücke, theils aber und noch mehr mit allgemeinen Untersuchungen und Betrachtungen über Theorie und Kritik des Schauspiels, wozu jene Gelegenheit gaben. Lessing's Absicht dabei ging vornehmlich dahin, Aristoteles Ehre zu retten, und zu zeigen, daß man ihn noch wenig verstanden habe; einige philosophische Untersuchungen über das Trauerspiel anzustellen und zu beweisen, daß weder Corneille noch Voltaire das wahre Trauerspiel gekannt haben. Für den Aesthetiker und Literator ist dieses Werk noch jetzt eine reiche Goldgrube, ein wahres Uebungsbuch zur Bildung eines künstlerischen Urtheils [1]). Als Antiquar und Kenner der alten Kunst zeigt sich Lessing besonders in seinem „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Erster Theil." (Berlin, 1767. gr. 8.) Das Werk sollte aus drei Theilen bestehen; allein es fanden sich nach des Verfassers Tode unter seinen Papieren nur noch einige Bruchstücke vor, die einer, von seinem Bruder Karl Gotthelf Lessing besorgten, zweiten Auflage des ersten Theils (Berlin, 1788. gr. 8.) angehängt wurden. Es ist diese Schrift das schönste Denkmal seiner Philosophie und Gelehrsamkeit, das dem poetischen Kunstrichter, dem Antiquar, dem Philosophen, wie dem Kenner der Kunst gleich wichtig ist. Sie wurde veranlaßt durch

eine Aeußerung Winckelmann's in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums, daß Laokoon in der berühmten Gruppe leide wie der Philoktet des Sophokles. Lessing aber war der Meinung, daß der plastische Künstler nach andern Gesetzen arbeite, als der Dichter, und stellt daher eine Vergleichung an zwischen der bildenden Kunst und Poesie in der Bearbeitung eines und desselben Stoffes. Durch diese Untersuchung sind scharfsinnige Denker späterer Zeit zu neuen Forschungen und kritischen Urtheilen angeregt worden*). Auch seine hieher gehörigen Abhandlungen über die Fabel, und seine zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm führen zu ganz neuen Resultaten. —

Aus mehreren dieser Schriften erkennt man zugleich den Charakter der Lessing'schen Polemik, die von ihm wissenschaftlich behandelt wurde. Eine seiner lehrreichsten kritischen Schriften ist seine Untersuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet." (Berlin, 1769. kl. 4.), eine Schrift, die gegen den damals berühmten, aber sehr vorlauten Hallischen Kritiker Klotz (geboren 1738, gestorben 1771 als Lehrer der philosophischen Beredsamkeit zu Halle) gerichtet ist, der gegen Lessing behauptet hatte, daß die Alten den Tod durch ein Skelett vorgestellt hätten. Mit Recht nennt Herder (der diese Materie fortsetzt) die Lessing'sche Schrift so schön in ihrem Inhalte als in ihrer Entwickelung. Umfassender noch sind seine „Briefe antiquarischen Inhalts," (2 Thle. Berlin, 1768. 8.), worin Lessing besonders Klotz'ens Werk von den geschnittenen Steinen prüfte, und dabei viele Punkte aus der Geschichte der Kunst des Alterthums erörterte. Man hat diese Briefe als Muster in ihrer Art, von Seiten des Scharfsinns in den darin angestellten Untersuchungen und der Manier ihrer Einkleidung, anerkannt. Sie sind unerschöpflich reich an den witzigsten Bemerkungen, und wenn gleich hin und wieder

ein heftiger und bitterer Ton aus ihnen spricht, so kann man ihnen bei dem Uebergewicht Lessing's an Scharfsinn und Kenntniß, und bei den unwürdigen Zudringlichkeiten der Gegenpartei (der Klotzianer) doch nicht abhold sein. —

Seine in die Theologie einschlagenden Schriften gehören nicht hieher. Doch ist historisch bemerkenswerth seine Bekanntmachung der „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten [*]).“ (deren wahrscheinlicher Verfasser der 1768 als Professor zu Hamburg verstorbene Hermann Samuel Reimarus ist), worin hauptsächlich die historische Glaubwürdigkeit und Gewißheit der in der Bibel enthaltenen Geschichte bestritten wird. Diese in den theologischen Annalen höchst bedeutsame Schrift setzte die ganze damals lebende theologische Welt in Bewegung, und veranlaßte einen der hitzigsten Federkriege, welcher eine ganze Fluth von Streitschriften hervorbrachte, und Lessing'en viel Verdrießlichkeiten zuzog. Doch entwickelte sich in diesem Streit auch die höchste Stärke seiner dialektischen Kunst, namentlich gegen den Hamburgischen Pastor Götze. — Als ein höchst geistvolles Fragment seines philosophischen Denkens steht seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ da. Vieles andere muß dem eigenen Studium seiner inhaltschweren zahlreichen Schriften überlassen werden.

Lessing sammelte seine Gedichte und prosaischen Aufsätze zuerst unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's Schriften.“ (6 Thle. in 12. Berlin, 1753 — 1756.) Alles, was die Sammlung enthält, wollte er späterhin umarbeiten; auch machte er den Anfang mit einer neuen Ausgabe der Fabeln 1759, und zwölf Jahr später mit den „Vermischten Schriften“ (1. Theil Berlin, 1771.) Nach seinem Tode that sein Bruder Karl Gotthelf den 2ten, 3ten und 4ten Theil. Berlin, 1784, hinzu, welche

zusammengenommen die neue Ausgabe der Schriften von 1753 in 6 Theilen ausmachen. Von 1791 bis 94 aber fügte der Verleger alle übrige Werke Lessing's in gleichem Format hinzu, und nun erhielten alle Theile den gemeinschaftlichen Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften." (30 Theile, Berlin, 1771 bis 94. 8.) Diese Ausgabe ist zwar sauber und ziemlich correct, aber nach einem schlechten Plane geordnet. Eine neue Ausgabe war daher ein Bedürfniß, und diese erschien 1825 — 1828 in Berlin, in 32 Bänden in Duodez, genügt aber weder innerlich noch äußerlich den Ansprüchen, welche man an eine Ausgabe von Lessing's Schriften zu machen berechtigt ist.

Der Sammlungen einzelner Lessing'schen Schriften hat man mehrere. Die wichtigsten sind folgende zwei:

„Analekten für die Litteratur," (4 Theile Bern und Leipzig, 1785 bis 86. 8.) Ist eine unechte, ziemlich schön gedruckte, aber planlose Sammlung Lessing'scher Schriften von einem Schweizerischen Buchhändler zu Biel, Joh. Georg Heinzmann. Sie enthält Aufsätze über's Theater, Lessing's Antheil an den Lit. Briefen, die Erziehung des Menschengeschlechts, die Hamburgische Dramaturgie und einige Abhandlungen.

„Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel," (3 Theile Leipzig, 1804. kl. 8.) Enthält, außer einigen Erläuterungen und Abhandlungen vom Herausgeber selbst: Bruchstücke aus Lessing's Briefen, antiquarische Versuche, Fragmente dramaturgischen, literarischen und polemischen Inhalts, Erziehung des Menschengeschlechts, Ernst und Falk (drei Gespräche über Freimaurerei), Nathan (nebst Prolog und Epilog vom Herausgeber). Hieraus lernt man Lessingen aber nur zum Theil kennen *).

Anmerk. 1) In dem Geist der Lessingschen Kritik schrieb Ludw. Tieck seine dramaturgischen Blätter, 2 Bde. 1826. Sie fanden aber leider keinen Anklang.

2) Die schöne, aus großkörnigem Marmor bestehende Gruppe des Laokoon wurde 1506 in einem unterirdischen Gewölbe der Bäder des Titus gefunden, und dem Papst Julius II. überlassen, der sie im Belvedere aufstellen ließ. Ueber Zeit und Verfertiger wurde nichts Gewisses ausgemittelt. Die hypothetischen Meinungen aber führten zu der Frage: ob Virgil (der uns Aeneide II. 199 — 224 die Geschichte des Laokoon ausführlich erzählt) den Künstler, oder der Künstler den Dichter copirt habe. Um diese Frage zu beantworten, wurden Kunstwerk und Beschreibung verglichen, und hier fanden sich denn Unähnlichkeiten aller Art. Virgil sagt, beide Söhne wären erwürgt worden, ehe die Schlangen den Vater anfielen; bei dem Kunstwerk aber sind Vater und Söhne in eine Gruppe verschlungen. Bei dem Dichter schreit Laokoon (clamores horrendos ad sidera tollit), die Statue aber zeigt nur einen tiefen Seufzer. Auch die Windungen der Schlangen sind im Kunstwerk anders als beim Dichter. Man erkannte bald, daß wenn der Künstler die clamores horrendos hätte ausdrucken wollen, der schöne Kopf des Laokoon gänzlich entstellt worden wäre. So bot sich denn von selbst das Resultat dar: der Künstler muß nach andern Gesetzen arbeiten, als der Dichter. Lessing beweis't dies aus zwei Gründen: der Dichter arbeitet für die Phantasie, der Künstler für das Auge, daher darf dieser nicht Alles nachahmen, wenn er nicht die Regeln des Schönen und des Anstandes verletzen soll; ferner der Dichter gibt uns oder kann uns geben das Ganze, der Künstler dagegen nur ein einzelnes Moment der Geschichte.

3) Eine N. A. dieser Schrift erschien zu Berlin, 1835.

4) Ueber Lessing's schriftstellerischen Charakter und den Werth seiner Werke findet man die durchdachtesten Urtheile in Herder's zerstreuten Blättern, Sammlung 2. S. 377 bis 422; in der Schrift: Ueber G. E. Lessing's Genie

und Schriften ꝛc. von Christ. Gottfried Schütz, Professor zu Jena (nachher zu Halle), Halle, 1782. 8. Es sind drei akademische Vorlesungen, welche Betrachtungen über Lessing's Verdienste als prosaischen Schriftsteller, Dichter, Theoristen, Kunstrichter, Literator und Uebersetzer enthalten; ferner in: Pölitz praktischem Handbuch zur Lectüre der Deutschen Klassiker Theil I. S. 104, und in Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 157 bis 180. Vergl. den reichhaltigen Artikel über Lessing in Jördens Lexikon ꝛc. Bd. III. S. 234 bis 328. Eine neue Bearbeitung des schon §. 11. angeführten Lebens unsers Lessing, verbunden mit einer Charakteristik desselben als Dichter und Schriftsteller, hat J. F. Schink, vor der Ausgabe der Schriften von 1825. gegeben.

§. 13. Dichter und Prosaiker des Klopstock-Wieland-Lessingschen Zeitalters.

Der Einfluß, den theils die gefeierten drei Hauptdichter des 18ten Jahrhunderts, theils die zur Zeit ihrer Blüthe lebenden freisinnigen Regenten, und die von ihnen ausgehenden Anregungen in der Geister- wie in der Körperwelt, auf die Gesammtbildung der Deutschen, besonders auf Literatur und Sprache gehabt haben: bekundet sich uns zunächst in dem Reichthum dichterischer und prosaischer Talente, und in den von ihnen ausgegangenen, meist glücklichen Bestrebungen und Erzeugnissen in allen Gebieten der Wissenschaft und in allen Formen der Redekunst. Eine eigentliche Schule in strenger Wortbedeutung bildet sich nicht. Aber der bewegte Zeitgeist wirkt mächtiger in Allen, die von der Natur begünstigt sind, und Alle fühlen sich mehr oder weniger angezogen und höher belebt durch die Genialität ihrer drei Koryphäen, welche klassische und moderne Gelehrsamkeit gewissermaßen zur Bedingung eines ruhmvollen Dichterlebens und einer begründeten Kritik gemacht hatten. Daher wurde das

Studium der Alten, wie es Joh. Matth. Geßner (gestorben 1761) in Göttingen, und Joh. Aug. Ernesti (gestorben 1781) in Leipzig mit großer Kraft angeregt hatten, in Verbindung mit dem Studium der Engländer und Franzosen, welche durch die talentvollsten Köpfe, Pope, Thomson, Swift, Young, Richardson, Sterne, Garrick, Hume, Gibbon, Macphersons Ossian ꝛc. Montesquieu, Voltaire, Rousseau und Andere die Deutschen Schriftsteller zur Lesung und Uebersetzung ihrer Werke anlockten, mit größerem Eifer getrieben, als jemals. Der Gesammt-Geist der gebildetsten Völker des alten und neuen Europa war nun die reiche Quelle, aus der Gedanken und Empfindungen sinniger als sonst geschöpft, mit Deutschem Geist verbunden, und auf Deutsche Weise allmählig zur Einheit geformt wurden, so daß mit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts durchweg eine vollständig ausgebildete National-Literatur errungen war.

I. Dichter.*)

§. 14. Lyriker.

Die lyrische Poesie erhielt in der kriegerischen Thatkraft Friedrichs des Großen eine eigenthümliche Anregung. Mehrere Dichter fanden, wie einst Horaz in dem Augustus, so in Friedrich den wahren Helden ihrer Gesänge, oder wollten ihn doch zu ihrer eigenen Genugthuung in der Bewunderung seiner Größe finden, ohne sich durch die Kälte des Gefeierten gegen ihre Lobgesänge abschrecken zu lassen; denn alle waren und blieben ohne Wünsche nach Lohn, aber auch unbelohnt, wie Klopstock in seiner Ode an Gleim sagt. Dies gilt freilich zunächst nur von den Preußischen Dichtern; aber diese waren auch die Tonangeber in der damaligen Lyrik und erweckten sich Schüler und Leser selbst in denjenigen Theilen Deutschlands, die mit Neid

auf die militairische Größe Preußens hinblickten. Wir lassen sie daher hier vorantreten.

Anmerk. *) Wir halten uns auch hier an die Hauptleistungen der Schriftsteller, da Mehrere unter ihnen zugleich den Prosaikern angehören, so wie umgekehrt auch unter diesen Einige dichterische Werke geliefert haben.

§. 15. Preußische Lyriker: 1) Karl Wilhelm Ramler.

Karl Wilhelm Ramler wurde geboren 1725 zu Colberg in Hinterpommern, erhielt im Jahre 1748 eine Professur der Logik und schönen Wissenschaften am Cadettencorps zu Berlin, im Jahre 1787 die Direction des Berlinischen Nationaltheaters, und starb, nachdem er beide Stellen niedergelegt hatte, 1798. Ramler gehört zu den verdienstlichsten Gelehrten der Deutschen Literatur. Er hat zu einer Zeit, wo Kunst und Wissenschaft erst im Aufblühen waren, einen weit verbreiteten wohlthätigen Einfluß auf Sprache und schöne Literatur, und besonders auf die höhere Lyrik gehabt, und theils als ausgezeichneter lyrischer Dichter, theils als fleißiger Uebersetzer, Kritiker und Sprachgelehrter mehrere treffliche Köpfe entzündet und zur Nacheiferung geweckt.

Sehen wir auf den Dichter, so verband er mit nicht geringem poetischen Talent Studium und unermüdete Uebung; er besaß ein feines Gefühl für das Schöne, ein glückliches Gedächtniß, richtigen Verstand und philosophischen Blick in die sittlichen Angelegenheiten der Menschen, und, wenn gleich wenig feurige Phantasie, doch eine gewisse Leichtigkeit in der Erfindung und dem Gebrauch der bildlichen Sprache. Seine Oden, auf die sich sein poetischer Ruhm vorzüglich gründet, haben starke Gedanken, kühne und lebhafte Bilder, kunstreiche Plane, doch noch bessere Ausführung und die sorgfältigste Wahl des Aus-

drucks. Vor allem lag ihm aber an der Correctheit im Rhythmus und dem Wohllaut der Sprache, in welcher Beziehung er Lehrer und Vorbild vieler seiner Zeitgenossen war. Er feilte daher unaufhörlich an seinen und andern Arbeiten, und verfuhr dabei so kritisch, daß er nicht selten in's Steife und Gezwungene verfiel. Aber es spiegelt sich in allen seinen Gesängen die sittliche Gesinnung des Dichters und die Absicht, seine Kunst zur Veredlung der Sprache zu benutzen. Horaz war sein Original. Er hat sich den Geist desselben, seine Gedanken und Bilder, selbst seine künstlichen Sylbenmaße zu eigen gemacht, und dieselbe gesunde Philosophie, fast dieselbe Zauberkraft des poetischen Styls in seine Oden übertragen. Und so wie Jener den Augustus zum Helden seiner Gesänge machte, so fand Ramler in Friedrich II. den großen und würdigen Gegenstand, dessen Thaten und Regententugenden er mit Begeisterung singt, und auf den er — als seinen Liebling — fast in allen Oden zurückkommt, obgleich dieser seinen großen Lobredner nicht zu beachten schien. Daher wurden auch die Kriege des großen Königs die eigentliche Epoche von Ramler's Dichterruhm. Er bedurfte, wie es scheint, eines solchen Helden, und sein lyrischer Flug ermattete daher, sobald sein Patriotismus nicht mehr durch so starke Auffoderungen geweckt wurde. Aber nie konnte man ihm, wie dem Horaz, eine Schmeichelei oder auch nur die geringste Verletzung historischer Treue vorwerfen; denn er sandte keine seiner Oden dem Könige zu, und, weit entfernt, Friedrich's Kälte gegen seinen Deutschen Gesang mit Bitterkeit zu rügen, scheint er nur sich selbst genügen zu wollen, wenn er ihn besingt.

Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Leische
Und Thebanische Päan,

Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen!

(Der Triumph.)

Man hat den Gebrauch der Mythologie in den Ramlerschen Oden als eine, den Glanz des Dichters befördernde Eigenthümlichkeit betrachtet; allein so neu und treffend auch seine Allegorien und Anspielungen sind, so hemmen sie doch auch in mehrern Stellen seinen lyrischen Flug, und sind nicht selten zu gehäuft. Nicht dies, sondern ein gewisses antikes Gepräge, das aus der ungesuchten Würde, dem steten und feierlichen Gange, der edlen Ruhe und der Entfernung sentimentaler Heftigkeit entspringt, ist es, was die Ramler'schen Oden so trefflich charakterisirt, und was, verbunden mit der harmonischen Uebereinstimmung des Gedankens und Ausdrucks, seine Aehnlichkeit mit Horaz am meisten begründet. —

Doch nicht auf die Ode allein beschränkt sich Ramler, er umfaßt beinah das ganze lyrische Gebiet, und auch das leichte, tändelnde Lied, die Cantate und das Melodrama preisen ihn als ihren Meister. Seine „Nänie auf den Tod einer Wachtel" und die „Uebersetzung von Catulls Nänie auf Lesbiens Sperling" sind in ihrer Art eben so vollendete Stücke, wie: „Glaukus Wahrsagung," — „Ptolemäus und Berenice," oder wie die patriotischen Oden „auf den einzigen Monarchen" ꝛc., eben so die Cantaten „Ino," — „Pygmalion" und der „Tod Jesu." Seine Begeisterung, sein lyrischer Taumel ist freilich mehr künstlich als natürlich; aber er hebt in seinem Fluge den Hörer

und Leser doch mit empor, und weckt die stärksten Empfindungen der Vaterlandsliebe, der schönen Natur, der idealisirten Freundschaft und Liebe. Jede mechanische und höhere Kunst der Poesie steht ihm zu Gebote. Er bietet alle Kunst der Metrik, den ganzen Reichthum und die Musik der Sprache, den ganzen Zauber der Griechischen Fabelwelt, und Alles, was Allegorie, Bild, Vergleichungen und Anspielungen geben können, zur Verschönerung seiner Gesänge auf. Unbezweifelt ist er nach Klopstock der größte Odendichter seiner Zeit, und verdient wenigstens nach seinen Meistergesängen (z. B. Ode auf ein Geschütz, an die Könige, an den Frieden, an die Stadt Berlin rc.) mehr beachtet zu werden, als es jetzt geschieht, wenn auch der Reim in seinen Oden für die schon klangreichen Sylbenmäße zu überfüllend erscheinen möchte [1]).

Verdienstlich ist es auch, daß er mit seinem Freunde Chr. Gottfr. Krause (geboren 1719 zu Sorau, gest. 1770 als Advocat zu Berlin, berühmt durch sein Werk: „von der Musikalischen Poesie" (Berlin, 1752. 8.) den gesellschaftlichen Gesang in Deutschland zu bilden und zu befördern suchte, indem er mit ihm 1758 zwei Hefte: „Lieder der besten Deutschen Dichter, mit leichten Melodien von Graun und Quanz" herausgab.

Sein Uebersetzer-Talent überflügelte zu seiner Zeit Alles, was man bis dahin versucht hatte. Das erste Erzeugniß desselben sind „funfzehn Oden des Horaz," die er 1769 bekannt machte. Seine Zeitgenossen stimmten darin überein, daß diese Arbeit als die erste gelungene Uebersetzung der Art zu betrachten sei. Wirklich lernte man daraus, theils daß unsre Sprache, biegsamer als man geglaubt, sich in die Formen einer alten hineinzufügen und die Schönheiten der fremden bis zur Bewunderung treu wiederzugeben im Stande, theils daß sie einer größern

Mannichfaltigkeit von Sylbenmaßen, und überhaupt einer höhern prosodischen Ausbildung fähig sei. Ramlers horazische Oden gewährten, was eigentlich jede Uebersetzung gewähren sollte, Liebhabern den Genuß der Urschrift, und Kennern das Vergnügen, nicht allein des Sängers Empfindungen und Gedanken in der Nachbildung oft mit der kleinsten Schattirung wiederzufinden, sondern selbst den Ton und Sylbenfall seines Gesanges zu vernehmen. Späterhin machte er die Uebersetzung sämmtlicher Oden seines Lieblingsdichters zum Geschäft seines Alters, und vollendete die letzte noch wenige Wochen vor seinem Tode; aber die spätere Arbeit bleibt weit hinter der frühern zurück [a]). Die vollständige Ausgabe hat den Titel: „Horazens Oden, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert." (2 Bde. Berlin, 1800. gr. 8.). Minder gelungen ist seine Uebersetzung der Sinngedichte des Martial (5 Thle. Leipzig, 1787 — 91. 8.) und der Gedichte des Catull (Leipzig, 1793. 8.), womit er sich besonders in seinem höhern Alter beschäftigte. Dennoch gereicht auch diese Arbeit zu seinem Ruhme, wenn man bedenkt, daß in der Brust des Greises die brennende Liebe zur Kunst noch nicht erloschen war. Als ganz mißlungen aber ist seine Bearbeitung der Geßnerschen „Idyllen" und des „ersten Schiffers" zu betrachten, die er in Hexameter brachte.

Die Kritik, und besonders die Art, wie Ramler sie übte, ist es, die ihm am meisten geschadet hat. Eine seiner ersten Arbeiten in diesem Fache war seine Uebersetzung und Bearbeitung des Batteux [a]), die unter dem Titel: „Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem Französischen des Batteux, mit Zusätzen, ꝛc. (4 Bde. Leipzig, 1758, 2te Auflage 1762, 3te Auflage 1769, 4te Auflage 1774, 5te Auflage Leipzig, 1803. gr. 8.) erschien. Die Vorrede zeigt, daß er von dem Verdienst dieses

Schriftstellers keine geringe Meinung hegte, indem er ihn einen Mann von tiefen Einsichten nennt, dessen Behauptungen sich, wenn man ihnen auch bisweilen scheinbar widersprechen könne, doch immer durch den Zusammenhang bewähren würden. Daher that er auch Alles, um diese Schrift den Deutschen recht nützlich zu machen. Er fügte nämlich zu den Beispielen aus Französischen Dichtern, die als Muster aufgeführt wurden, mehrere Deutsche hinzu; und wo der Autor von der Sprache und Verskunst seiner Nation redet, schob der Uebersetzer Bemerkungen über die der Deutschen ein. Hiedurch, und durch die correcte Sprache des Uebersetzers, hat der Ramler'sche Batteux ohne Zweifel zu seiner Zeit viel gewirkt. Allein man erkennt darin auch den Charakter seiner Kritik, die unter allen Eigenschaften am wenigsten mit der Poesie des Gedankens, am meisten mit der logischen Richtigkeit der Anordnung, der geschmackvollen Mäßigung des poetischen Ausdrucks und der Reinheit der Sprache zu thun hat. Ueberhaupt arbeitete Ramler zu ängstlich auf Correctheit hin, und lähmte dadurch, selbst in seinen eigenen Arbeiten nicht selten den freien poetischen Flug des Genies, daher auch seine spätern Gedichte in mehrern Stellen etwas Beklommenes haben. In diesem Geist sind denn auch seine „lyrische Blumenlese" (2 Theile Leipzig, 1776. 78.) und seine „Fabellese" (3 Bände Berlin, 1783 — 90. 8.) gesammelt, welche bei manchem Vortrefflichen doch auch viel Mittelmäßiges enthalten. Die Freiheiten, welche er sich bei diesen und ähnlichen Sammlungen verstattete, indem er nach Gutdünken Alles änderte, was ihm schwach, unedel und unrichtig im Ausdruck schien, haben ihm viele Fehden und Verdrießlichkeiten zugezogen. Er trieb diese Verbesserungskritik mit einer Art von Leidenschaft, und das Ansehen, in welchem er bei seinen Freunden Lessing,

Götz, v. Nicolay, Kuh, und Andern stand, die ihre Poesien vor dem Druck seiner Kritik unterwarfen, und nach seinen Verbesserungen herausgaben, scheint viel dazu beigetragen zu haben, diese Neigung in ihm zu verstärken. Wirklich hatte er ein sehr richtiges Gefühl für Alles, was der Correctheit entgegen ist; aber er verwischte dadurch auch das eigenthümliche Gepräge des Dichters. Ein Fremder kann wohl die Fehler in einem Geisteswerke auffinden, aber doch darf er sie nicht verbessern wollen; er wird immer mehr oder weniger von seinem eigenen Wesen einfließen lassen, denn er kann sich die eigenthümliche Stimmung des Gemüths, und die Empfindungsweise, in der das fremde Werk entstand, nicht aneignen, und wenn gleich einzelne Stellen, an sich betrachtet, verbessert scheinen, so werden sie es doch selten in Hinsicht auf das Ganze sein. Auf Originalität aber kommt es bei einem poetischen Werke ganz vorzüglich an, denn dadurch wird es ein Abdruck der besondern Art, wie der Dichter empfindet und denkt; ohne seine ursprüngliche Gestalt bleibt es immer ungewiß, was dem Urheber und was dem Kritiker gehört, und dem Leser wird es schwer oder ganz unmöglich, in den Geist des Dichters einzudringen, da er ihn nicht mit Sicherheit aus sich selbst, und aus seinem besondern Sprachgebrauch erklären kann. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint Ramlers Kritik bei den von ihm besorgten Ausgaben mehrerer Dichter, als des Logau, Wernike, v. Kleist, Götz, v. Nicolay, Kuh, eben so nachtheilig für die Kenntniß ihrer Eigenthümlichkeit, als sie vortheilhaft ist dem jungen Dichter, der es zu seinem Studium macht, die Verbesserungen mit den Originalen zu vergleichen. Wenn Ramler aber ohne Anfrage die Werke lebender Dichter änderte, wie

dies bei Lichtwers Fabeln der Fall war, so kann ein solches Verfahren nur gemißbilliget werden [a]).

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß Ramler auch um die grammatische Bildung der Sprache sich verdient gemacht hat. Sein innerer Beruf dazu geht aus seinen Gedichten und Kritiken hervor. Daß er aber einen tiefen Blick in den Bau der Sprache geworfen, ergibt sich besonders aus seinen beiden Aufsätzen von der Bildung der Deutschen Beiwörter, und von der Bildung der Deutschen Nennwörter, die in den „Beiträgen zur Deutschen Sprachkunde". rc. (Berlin, 1794 und 1796. Bd. I. S. 160 bis 213, und Bd. II. S. 1. bis 153) abgedruckt sind.

Nach Ramler's Tode erschienen: „Karl Wilh. Ramler's Poetische Werke. Operosa parvus carmina fingo. Erster Theil: lyrische Gedichte. Zweiter Theil: Vermischte Gedichte." Berlin, 1800. 1801. gr. 4. Prachtausgabe mit vielen Kupfern und Vignetten, Velinpapier; und in 8., auf Holländ. Schreibpapier. (Neue Auflage, Berlin, 1825. 2 Bände. 16.) Diese Ausgabe besorgte v. Göckingk, dem Ramler, als seinem Freund, dies Geschäft vor seinem Tode übertragen hatte. Der Herausgeber hat gar nichts in dem Dichter geändert, aber seiner Ausgabe eine Varianten-Sammlung beigefügt. [a]).

1) Ramler bildet in dieser Beziehung den Gegensatz von Klopstock, der den Reim einen schmetternden Trommelschlag, ein Gewirbel, ein lärmendes Gleichgetön nennt (s. Ode an Joh. Heinr. Voß). Gewiß liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Der Deutschen Sprache ist der Reim so natürlich wie der Griechischen und Römischen Wohlklang und Sylbenmaß; er ist schon mit der Wurzel der Wörter gegeben und bietet sich als musikalisches Element von selbst dar. Diese Anlage rechtfertigt seinen Gebrauch, nicht

aber die Verbindung desselben, mit den Sylbenmaßen der Alten.

2) S. Manso's Uebersicht der Geschichte der Deutschen Poesie &c. in den: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen Bd. VIII. St. 1. S. 139 bis 141. und Vetterlein's Handbuch &c. S. 413.

3) Charles Batteux, geboren 1713 zu Rheims. gest. 1780 als Professor der Philosophie zu Paris, schrieb ein Werk unter dem Titel: „Les beaux-arts réduits à un même principe." Paris, 1746. 8., welches Joh. Adolph Schlegel (s. Periode 6. §. 60.) übersetzte: „Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" &c. 2 Theile. In der Folge (1747) führte Batteux diese Schrift weiter aus im Cours de belles-lettres, ou principes de littérature. Paris. 4te Auflage 1769, und dieses Buch ist es, welches uns Ramler übersetzt und auf Deutsche Poesie angewandt hat. — Batteux war der erste, der einen allgemeinen Grundsatz für die schönen Künste aufzustellen versuchte, und verbreitete mittelst der Ramler'schen Uebersetzung auch in Deutschland die Kenntniß des Schönen, denn sein Werk diente eine Reihe von Jahren allgemein zu einem Lehrbuche. Jetzt erscheint die „Nachahmung der Natur," worauf er sein System baute, als eine unsichere und morsche Grundlage. Schon Gottlieb Schlegel zeigte das Unhaltbare dieses Grundsatzes in seiner „Abhandlung von den ersten Grundsätzen in der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften." (Riga, 1770. 8.)

4) Baur's Galerie der berühmtesten Dichter &c. Leipzig, 1805. 8. S. 259 bis 282, und Jördens Lexikon &c. S. 268 bis 275.

5) Ueber sein Leben s. die Göckingk'sche Ausgabe; ferner: „Versuch einer biographischen Skizze Ramler's &c. von Th. Heinsius." (Berlin, 1798. 8.) Urtheile über ihn, in Küttner's Charakteren &c. Bd. II. S. 364 bis 367; in Pölitz praktischem Handbuche &c. Th. II. S. 200. und f., und in den schon oben genannten Schriften.

§. 16.

§. 16. Fortsetzung: 2) Ewald Christ. v. Kleist.

Ewald Christ. v. Kleist wurde 1715 zu Zeblin, einem Dorfe in Hinterpommern, geboren und starb als Major bei der Preußischen Armee an seinen, in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden, 1759 zu Frankfurt a. d. O. Er hatte das Glück, von den edelsten Männern seiner Zeit, einem Gleim, Sulzer, Ramler, Spalding, Ewald, Hirzel, Lessing, Geßner ꝛc. nicht bloß gekannt, sondern innig geliebt und geschätzt zu sein, und verdankt mehreren unter ihnen, besonders Ramler, seine reifere Bildung. Held aus Pflicht, aber Freund der Wissenschaften und Dichter aus Neigung, begeisterte ihn die Muse lyrischer Empfindung, auch mitten im Getöse der Waffen. Eine natürliche und zarte Darstellung edler Gefühle und guter Gesinnungen; die Gabe, die Schönheiten der Natur mit sanften Farben zu malen; eine reine harmonische und weiche Sprache, und endlich ein schwacher Anstrich von Schwermuth, der Wiederschein seines Gemüths: das sind die Grundzüge in den Kleistischen Gedichten.

Wir besitzen von ihm Lieder, Oden, Elegien und ein beschreibendes Gedicht. Das höchste Talent aber zeigte er für die Landschaftsmalerei, daher sein Hauptwerk: der Frühling. Dieses beschreibende Gedicht, das nach dem zweiten Schlesischen Kriege verfertigt, zuerst nur für Freunde gedruckt, 1749 zu Berlin in 4. mit Latein. Lettern erschien, behauptet noch jetzt unter den malerischen Poesien der Deutschen einen vorzüglichen, wenn nicht den ersten Rang. Es beschreibt einen schönen Frühlingstag in einer edlen, gefühlvollen Sprache, und ist auch schon deswegen merkwürdig, weil es einer der frühsten Versuche ist, ein größeres Werk in dem heroischen Sylbenmaß der Alten zu dichten [1]). — Nächst dem zeigte Kleist sein Talent in der Elegie. Seine Gedichte an Doris, Amynt,

sein Grablied, und besonders seine Sehnsucht nach Ruhe sprechen seinen zarten Sinn in einer rührenden Sentimentalität aus. Letzteres, gesungen unter den Kanonen von Prag, ist eine der schönsten Elegien, worin er die Schrecken des Kriegs schildert, die verlorenen ländlichen Vergnügungen beklagt, die Thorheiten der Welt bestraft, und das Unheil, das sie stiften, beseufzt; aber das, wonach er selbst vergeblich sich sehnte, die Beruhigung, fehlt allen seinen Elegien, auch der besten. Unter seinen Oden möchten die: „an die Preußische Armee" — „das Landleben" — „der Vorsatz;" unter seinen Liedern: „Phyllis an Damon" — „Trinklied" — „Geburtslied," und unter seinen Hymnen: „das Lob der Gottheit," die vorzüglichsten sein. Um die Idylle hat er sich das Verdienst erworben, die damaligen engen Grenzen derselben durch das Gärtner- und Fischergedicht erweitert zu haben. Die beste ist sein Irin. Die Erzählung und die Fabel, wie das Sinngedicht — in welchem letztern indeß manche feine Wendungen gefunden werden — erscheinen in seinen Poesien als untergeordnet. Auch sein „Cissides und Paches," ein episches Gedicht, oder wie er es selbst nennt, ein kleiner kriegerischer Roman, worin in lyrischem Ton die kriegerischen Thaten einiger heldenmüthigen Freunde in Macedonien erzählt werden, ist nur wegen einzelner vortrefflicher Stellen zu bemerken, indem es dem Ganzen an Zusammenhang der Theile, und also an Interesse gebricht. Mehrere dieser Gedichte, besonders der Frühling, sind in die gebildetsten neueren Sprachen übersetzt worden.

Was die Ausgaben der Kleist'schen Gedichte betrifft, so hat er selbst zwei Sammlungen derselben veranstaltet. Die erste führt den Titel: „Gedichte, von dem Verfasser des Frühlings." (Berlin, 1756. 8), und die zweite, die als das Supplement der erstern anzusehen

ist: „Neue Gedichte, von dem Verfasser des Frühlings.“ (Berlin, 1758. 8.). Dies sind die beiden echten Originalausgaben. Nach dem Tode des Dichters besorgte Ramler eine vollständige zweifache Ausgabe, unter dem Titel: „Des Herrn Ewald Christian von Kleist sämmtliche Werke.“ (Erster, zweiter Theil. Berlin, 1760. gr. 8., mit Kupfern und Vignetten von Meil.); und die andere unter gleichem Titel, mit Latein. Lettern, ebenfalls Berlin, 1760, aber kl. 8. und ohne Kupfer. Die größere Ausgabe wurde, mit Lateinischen Lettern, zu Berlin 1778 wiederholt, und die kleinere dreimal, nämlich 1761, 71 und 82 wieder aufgelegt. Endlich erschien: „Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke, nebst des Dichters Leben, aus seinen Briefen an Gleim. Herausgegeben von Wilhelm Körte.“ (Erster Theil. Mit dem Bildnisse des Dichters. Zweiter Theil. Berlin, 1803. gr. 8.; N. A. 1825. 2 Bde. 16.) — Durch diese Ausgabe wollte Körte in Halberstadt Kleist's Werke aus einer hinterlassenen Handschrift desselben wieder herstellen, weil sie durch Ramler's eigenmächtige Aenderungen alle Eigenthümlichkeit verloren hätten. Es ist nach den darüber geführten Verhandlungen[2]) wohl anzunehmen, daß Ramler allerdings manche eigenmächtige Aenderungen sich erlaubt haben mag; aber sie sind weder so wichtig noch so zahlreich, als Körte sie angibt[3]), der auch über die Kleist'sche Handschrift, die er bei seiner Ausgabe zu Grunde legte, uns gar keine Auskunft gegeben hat[4]).

Anmerk. 1) Kleist wählte zur Versart seines Frühlings den Hexameter mit einer Vorschlagsylbe, den schon vor ihm Uz in seiner Ode: der Frühling, versucht hatte. Nach Klopstock's Urtheil ist Kleist's Hexameter ein schöner anapästischer Vers, der noch schöner sein würde, wenn der Jambus den Anapäst öfter unterbräche.

2) S. Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen, S. 388 und 389.

3) Von den 64 poetischen und prosaischen Stücken, welche sich in beiden Theilen der Körte'schen Ausgabe befinden, haben einige dreißig auch nicht die mindeste Abweichung von der Ramler'schen Ausgabe. Bei dem größten Theil der noch übrigen Stücke sind die Abweichungen so unbeträchtlich, daß in Einem Gedichte kaum mehr als zwei, drei, vier vorkommen, und diese öfters selbst nur einzelne Wörter betreffen. — So versichert Jördens in seinem Lexikon Bd. II. S. 657, und führt alsdann sämmtliche Abweichungen in den Lesarten auf.

4) Ueber Kleist's Leben und Charakter s. „Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist" (von Friedrich Nicolai, Berlin, 1760. 4.), die erste gut geschriebene Deutsche Biographie unsers Dichters; und: Kleist's Leben, in der Körte'schen Ausgabe, so wie Küttner's Charaktere 2c. Bd. I. S. 253 bis 255.

§. 17. Fortsetzung: Joh. Wilh. Ludw. Gleim, Joh. Peter Uz und Joh. Nicol. Götz.

Wir nehmen die Drei lyrischen Dichter zusammen, die sich in Halle zu gleichen Bestrebungen vereinten, wie Klopstock und seine Freunde in Leipzig.

3) Johann Wilh. Ludw. Gleim wurde geboren 1719 zu Ermsleben, einem halberstädtischen Städtchen, studirte zu Halle die Rechte, wurde 1747 Secretair des Domkapitels zu Halberstadt, in der Folge auch Canonicus des nicht weit von dieser Stadt gelegenen Stifts Walbek, und starb 1803.

Gleim gehörte zu den Stiftern der bessern Periode unserer schönen Literatur. Nicht bloß durch seine Gedichte hat er dazu mitgewirkt, sondern mehr noch durch den Eifer, mit dem er fähige Jünglinge ermunterte, sich der Deutschen Dichtkunst zu widmen, und durch den Enthu-

siasmus, den er für dieselbe, so weit er reichen konnte, verbreitete. Sein Name verdient daher in dankbarem Andenken erhalten zu werden. Dennoch muß man bekennen, daß sein geistiges Leben nie auf ein großes Ziel hinging. Er drang nicht in die Tiefen der Wissenschaft, und erhob sich in keinem Fache des menschlichen Wissens zu einer gründlichen, wohlgeordneten Kenntniß. Ueberhaupt liebte er die Musen nur in so weit, als sie ihm die Zeit kürzten, und seiner eigenthümlichen Gemüthlichkeit, nach der er von Allen geliebt sein wollte, Nahrung gaben, daher er nur der leichten und scherzhaften Dichtung sich hingibt. Die meisten seiner frühern Producte wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und erwarben ihm den Namen eines Anakreon, den ihm seine Zeitgenossen nicht mit Unrecht gaben. Denn glücklich erlauscht er die Naivetät des Griechen, und ahmt ihm nach in lieblichen Tändeleien und leichten lyrischen Spielen; doch gefällt er mehr, wenn er Original ist, und dem eigenen Gange seines Geistes folgt. — Seine scherzhaften Lieder, zu denen Wein und Liebe ihn begeistern, athmen innige Fröhlichkeit, und reizen durch einen leichten Fluß der Gedanken, und durch jene scheinbare Nachlässigkeit, die dieser Dichtart so wohl ansteht, ohne jemals die Sittsamkeit zu verletzen. Allein nicht nur, daß allen diesen Gedichten die letzte Feile und ihre höhere Vollendung fehlt, welche ihnen eine dauernde Klassicität sichern könnte, hat auch der Dichter den Glanz, den sein Zeitalter über ihn verbreitete, durch die Arbeiten seines späteren Alters sehr verdunkelt. Schon einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege sank Gleim immer mehr zu einem matten und tändelnden Ton herab, der allen gesetzten Männern widerlich wurde, und in seinen spätern anakreontischen Liedern verkennt man den Liebling der Musen und Grazien fast ganz. Früherhin hatte auch Gleim

viel Schuld an dem Schwarm von Dichterlingen, die, durch ihn persönlich aufgemuntert, nicht selten auch von ernstern und gründlichern Studien abgeleitet oder durch seinen Beifall verführt, Deutschland mit einer Sündfluth kleiner, nett gedruckter Gedichtsammlungen überschwemmten, die nichts als ein unwitziges Geschwätz von Wein und Liebe enthielten. Nur in seinem Lehrgedicht „Halladat, oder das rothe Buch." Hamburg, 1774. 2 Thle. 4., dritter Theil ohne Jahr und Ort, (in welchem vortreffliche praktische Lehren und fromme Empfindungen in einer Reihe poetischer Selbstgespräche von einem morgenländischen Weisen vorgetragen werden), und in seinen „Liedern für das Volk" (17 an der Zahl) erhob sich Gleim's dichterischen Genius wieder; aber später hinaus wurden seine Poesien immer leerer an Inhalt, und sein lyrischer Flug sank immer tiefer herab. Den höchsten Ruf erwarben ihm seine Kriegslieder eines Grenadiers, welche Friedrich's Thaten preisen, aber nie vom Volke gesungen worden sind. Man muß zwar zugeben, was schon Lessing sagt, daß in diesen Liedern der Charakter des Grenadiers nicht immer gehalten ist, und der Patriot den Dichter oft überschreit; denn wirklich findet man in ihnen neben großen und edlen Empfindungen auch viel gemeine und prosaisch ausgedruckte Gedanken; aber Gleim's Ruhm als Nationaldichter beruht doch vorzüglich auf diesen Liedern, und sie werden ihm auch am sichersten die Unsterblichkeit seines Namens gewähren, da die meisten nicht nur durch eine kraftvolle und kunstlose Volkssprache, und durch das ungestüme Feuer der Begeisterung anziehen, sondern vorzüglich durch ihren großen Inhalt, als eine Art historischer Denkmäler, der spätern Nachwelt denkwürdig bleiben werden. Neben her gedenken wir auch seiner Fabeln, die sich empfehlen durch gedankenvolle Kürze, ungezwungene, flie-

ßende, treuherzige Erzählungsweise, und die eigenthümliche Kunst, die Moral an den Faden der allegorischen Handlung selbst zu knüpfen. Eben so darf es nicht unbemerkt bleiben, daß Gleim unsere Literatur mit einer neuen Dichtungsart bereichert hat, indem er die Romanze, die bis dahin hauptsächlich von den Spaniern und Engländern bearbeitet worden war, zuerst auf Deutschen Boden verpflanzte, und dadurch zu den nachherigen vielfältigen und zum Theil glücklichen Dichtungen dieser Art die erste Veranlassung darbot. Endlich ist auch der Umstand nicht unwichtig, daß Gleim einen ausgebreiteten und lebhaften Briefwechsel mit den denkwürdigsten Gelehrten Deutschlands unterhielt, und einen Schatz von Briefen vielfacher Erheblichkeit besaß, aus dem sich insbesondere die Geschichte unsrer schönen Literatur ansehnlich bereichern läßt [1]).

Gleim selbst hat nie eine vollständige Sammlung seiner Poesien veranstaltet. Immer ließ er nur einzelne Gedichte oder kleinere Sammlungen, mehrentheils auf eigene Kosten, für seine Freunde drucken, oder zerstreute seine Lieder bald hier und da in Zeitschriften und Journalen, unter denen besonders der Göttingische und Vossische Musenalmanach, der Deutsche Merkur, die Iris, die Berlinische Monatsschrift, das Braunschweigsche Journal ꝛc. sehr viele enthalten. Buchhändlerische Gewinnsucht suchte diese zerstreuten Gedichte wider Wissen und Willen des Dichters zu sammeln, und so erhielten wir von Zeit zu Zeit verschiedene Ausgaben, die, alle mehr oder weniger verstümmelt, an Mangelhaftigkeit und Druckfehlern mit einander wetteifern. Einige derselben sind folgende: „Herrn F. W. G. [2]) sämmtliche poetische Werke. Erster, zweiter Theil." (Strasburg, 1765. 8.) Diese Ausgabe enthält nur die Kriegslieder von 1758, die scherzhaften Lieder in zwei Büchern, zwei Bücher Fabeln und drei

Romanzen, außerdem eine Menge Druckfehler. Ferner: „Sämmtliche Schriften des Herrn J. W. Gleim's. Sechs Theile. Neue und verbesserte Aufl." (Ohne Namen des Druckorts und Verlegers, 1773. 8.). Schlechtes Papier, fehlerhaft, unvollständig und verfälscht! Von ziemlich gleichem Werth sind zwei andere Ausgaben, auch in sechs Theilen, zu Reutlingen 1779. 8. und zu Karlsruhe 1780. 8. Die neueste unechte Ausgabe führt den Titel: „Sämmtliche Schriften von Friedrich Wilhelm Gleim. Vier Bände. N. verb. Aufl." (Leipzig, 1802. 1803. 8.); sie ist vollständiger als die vorgenannten Ausgaben, aber nicht frei von unechten Stücken. — Erst seit 1811 haben wir eine echte Ausgabe erhalten, von seinem Neffen, dem Domvicar Wilhelm Körte in Halberstadt, unter dem Titel: „Joh. Wilhelm Ludwig Gleim's sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte." (7 Bände. Halberstadt, 1811 — 1813, auf Velin-, Schreib- und Druckpapier). In dieser Ausgabe ist, mit einiger Auswahl, Alles, was Gleim gedichtet hat, chronologisch geordnet. Sie enthält aber, bei allem Fleiß ihres Herausgebers, noch zu viel für den bleibenden Nachruhm des Dichters, dessen Namen nur die Erzeugnisse seines Blüthenalters verewigen können.

4) Johann Peter Uz wurde geboren 1720 zu Anspach, und starb 1796 als Director des Burggräflichen Collegiums daselbst, nachdem ihm noch wenige Stunden vor seinem Tode das Patent eines K. Preuß. Justizraths und Landrichters zu Anspach überreicht worden war. Uz hat in mehreren Dichtungsarten sein poetisches Talent gezeigt, in scherzhaften und geistlichen Liedern, in der Ode, der epischen Erzählung, dem Lehrgedicht und der Epistel; sein poetischer Ruhm gründet sich aber vorzüglich auf seine

lyrischen Gedichte. Horaz war sein großes Vorbild, dem er nacheiferte, und in dessen Geist er Tugenden zu preisen und Laster zu strafen suchte. Herder sagt in seiner Adrastea, Stück 3., von ihm: „Wenn nach Griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra, auf's Grab gesetzt werden sollte, so gebührte sie ihm, eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, Jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdringt, und es in süßer Begeisterung mit sich fortzieht oder fortreißt. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist durch ihn, im Inhalt sowohl als im Schwung und in der Anordnung seiner Oden. Kehre der Klang derselben, die ein bizarrer Geschmack verdrängt hat, in's Ohr der Jünglinge wieder!" Wirklich hat, wie auch aus diesem Urtheile hervorgeht, Uz seine größte Stärke in der Lehrode. Ihm liegt die Sache der Sittlichkeit am Herzen, daher wird er niemals feuriger, als wenn er den Uebermuth der Großen, die Verderbtheit der Sitten, die entmannte Weichlichkeit der Deutschen und die Verheerungen der Kriege schildert; und darum gehören die beiden Oden: „das bedrängte Deutschland," und „an die Deutschen," zu seinen gelungensten und überhaupt zu den besten, die jemals gedichtet worden sind. Aber auch, wenn er im scherzhaften Liede Freude und Vergnügen singt, hört man ihn gern, denn sein Gesang ist schmeichelnd und bezaubernd, oft noch süßer als Hagedorn's. Zur klassischen Vollkommenheit im Deutschen Ausdruck fehlt ihm wenig; im Mechanischen verstößt er nie wider die Gesetze des Wohl-

klangs, und der Reim scheint den freien Flug seiner Gedanken eben nicht zu fesseln. Seine geistlichen Lieder sind mehrmals in Musik gesetzt, und namentlich von dem trefflichen Capellmeister Schulz mit Melodien begleitet, herausgegeben worden *); einige sind auch in unsere Andachtsbücher übergegangen; er selbst hat die meisten in das von ihm und Junkheim besorgte Anspachische Gesangbuch, 1781, aufgenommen. Klopstock schätzte seine geistlichen Lieder sehr hoch, daher er Uzen (in der Vorrede zum zweiten Theil seiner geistlichen Lieder) zu Beiträgen für ein Privatgesangbuch auffoderte.

Wir besitzen drei Sammlungen der Uzischen Gedichte. Die erste erschien unter dem Titel: „Lyrische Gedichte" (Berlin, 1749. 8.). Den Druck besorgte Gleim, der auch die Gedichte vorher durchgesehen und dem Verfasser seine kritischen Bemerkungen mitgetheilt hatte. Die zweite: „Lyrische und andere Gedichte." (Anspach, 1755. gr. 8.), von Uz selbst besorgt und mit zwei Büchern, einem komisch-epischen Gedicht, „der Sieg des Liebesgottes" und vier poetischen Briefen, vermehrt. Diese Ausgabe wurde 1756 und 1765 zu Leipzig wiederholt. Nachher erschienen: „Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Erster, zweiter Band." (Leipzig, 1768. kl. 8. mit Kupf.) Diese Ausgabe wurde durch Weiße besorgt, und enthält in dem hinzugekommenen fünften und sechsten Buche lyrischer Gedichte noch eine beträchtliche Anzahl Oden und geistlicher Lieder. Eine wohlfeilere Handausgabe, bloß mit 4 Vignetten auf Druckpapier, die zu gleicher Zeit veranstaltet wurde, erschien in einer N. A. 1772 zu Leipzig, in 8. Nach Uzens Tod erhielten wir die letzte und neueste Ausgabe: „Poetische Werke von Joh. Peter Uz. Nach seinen eigenhändigen Verbesserungen herausgegeben von Christian Felix Weiße. Erster, zweiter Band." (Wien,

bei J. B. Degen. 1804. gr. 4. Prachtausgabe auf Velinpapier mit und ohne Kupfer; und in 8., Velinpapier und Druckpapier mit Deutschen Lettern.) Die Verbesserungen hatte Uz vor seinem Tode seinem Freunde nach Leipzig geschickt, um sie bei einer künftigen Ausgabe zu benutzen; sie sind nicht beträchtlich, so wenig wie die Zusätze und Vermehrungen; indessen gewinnt diese Ausgabe durch die neuen Lesarten sowohl an Verbindung der Gedanken, als an Ausdruck und Politur des Verses [4]).

5) Joh. Nicol. Götz wurde 1721 in Worms geboren und starb 1781 als Badenscher Superintendent zu Kirchberg und Winterburg. Er war ein zarter, sinnvoller Liederdichter, empfahl sich aber auch in der Elegie [5]), der Idylle und dem Sinngedicht. Alle seine Dichtungen zeigen von Streben nach Correctheit. Seine Gedichte wurden von Ramler in einer gefeilten Auswahl herausgegeben unter dem Titel: „vermischte Gedichte von J. N. Götz. Manheim, 1785. 3 Thle. 8.

Anmerk. 1) S. Jördens Lexikon rc. Bd. II. S. 139 bis 157; Vetterlein's Handbuch rc. S. 131 bis 146; den Freimüthigen, Jahrgang 1804. Nr. 73, 129, 130, 131, 133; Neue Berl. Monatsschrift Jahrg. 1802, 1803, 1804, und besonders die Schrift: „Joh. Wilhelm Ludwig Gleim's Leben. Aus seinen Briefen und Schriften, von Wilhelm Körte." (Halberstadt, 1811. 8.)

2) Soll heißen Friedrich Wilhelm Gleim. Dies war aber der Name seines Bruders; er selbst hat seinen Vornamen auf dem Titel der von ihm herausgegebenen Episteln genau angegeben.

3) Joh. Peter Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts, nebst einigen andern Gedichten gleichen Gegenstandes rc., mit Melodien zum Singen beim Claviere von J. A. P. Schulz, Capellmeister Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamburg, 1784. gr. 4.

4) Ueber Uzens Leben s. Christian Heinrich Schmid's Biographien der Dichter Th. 2. S. 287 — 318, wozu Uz selbst dem Verfasser den Stoff mitgetheilt hatte; ferner: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. Bd. I. S. 65 — 153, und in Weißens Vorbericht zu der von ihm besorgten N. A. von Uzens poetischen Werken. Vergl. Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur 2c. S. 125 — 130.

5) In Friedrichs Schrift „über die Deutsche Literatur" (Berlin, 1780. 8.) kommt S. 9. folgende Aeußerung vor: „Indeß will ich zu den Heroen, die ich genannt habe, noch einen Ungenannten hinzusetzen, von dem ich reimlose Verse gesehen habe; die Cadenz und Harmonie derselben entstand aus der Abwechselung der Daktylen und Spondeen; sie waren voll von Verstand, und meinem Ohre wurde sehr angenehm durch den Wohllaut der Töne geschmeichelt, dessen ich unsre Sprache kaum fähig geglaubt hatte. Ich möchte behaupten, daß diese Art von Versification sich am besten für unsre Sprache schicke, und sehr große Vorzüge vor dem Reim habe. Wollte man sich bemühen, sie dadurch zu vervollkommnen, so würde man es wahrscheinlich hierin weit bringen." — Dieser Ungenannte ist Joh. Nicol. Götz; das Gedicht in reimlosen Versen war „die Mädcheninsel, eine Elegie in Hexametern und Pentametern," welche von Knebel (geb. 1744, gest. 1834, preiswürdiger Uebersetzer des Lucrez und Propertz) in Potsdam besonders hatte abdrucken lassen. S. Friedrich d. Gr. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß, 3ter Bd. Berlin, 1833. S. 349 — 350.

§. 18. Anna Luise Karsch, Eberhard Friedrich Freiherr v. Gemmingen und Joh. Friedrich Löwen.

In dieser Zeit lebte und dichtete auch

1) A. Luise Karsch (mißbräuchlich Karschin genannt), geb. Dürbach. Sie wurde 1722 auf dem sogenannten Hammer, einer Meierei bei Züllichau, geboren,

verheirathete sich mit einem Schneider, lebte seit 1761 in Berlin, und starb daselbst 1791. Eine Naturdichterin, ohne mehr als einen Anflug von Kunstbildung zu haben, war sie lange Zeit eine Art von Cabinetstück in der Residenz Friedrichs. Merkwürdig durch ihr äußeres Leben, das abwechselnd einfach, ärmlich und glänzend, bald einem idyllischen, bald einem Bettler=, bald einem vornehmen Zustande ähnlich war, hat sie auch durch glückliche Anlagen zur Poesie sich einen Namen gemacht, der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den genanntesten damaliger Zeit gehörte [1]). Die ausschweifenden Lobsprüche, mit welchen selbst besonnene Männer sie erhoben, und sie mit dem Namen einer Deutschen Sappho belegten, gingen mehr aus dem Anschauen überraschender und wunderbar sich durchkreuzender Schicksale der Dichterin, als aus dem poetischen Werth ihrer Lieder hervor, und konnten daher auch die ruhiger urtheilende Nachwelt nicht bestechen. Auch wir erkennen in ihren Gedichten, besonders in ihren Oden und Liedern, ein nicht gemeines Talent, eine lebhafte, reizbare Phantasie, ein feuriges Gefühl, und, stellenweise, eine gelungene, starke und wohlklingende Sprache, so wie Leichtigkeit der Versification; aber Alles, was Studium heißt, was den Dichter zum Künstler macht, und den Künstler zum Vorbilde erhebt, fehlt ihr gänzlich. Sie hat weder Kenntniß alter Schriftsteller, noch der Philosophie, noch der Sprache (worin es ihr sogar an den grammatischen Anfangsgründen gebrach), und folgte mehr der schmeichelnden Bewunderung des großen Haufens, als dem Rath ihrer kritischen Freunde (Gleim, Ramler &c.), die sie zum Studium aufzumuntern suchten, daher Lessing's Prophezeihung in den Literaturbriefen eintraf: sie würde, führe sie fort, wie sie angefangen, zu solchen Reimern herabsin=

bis endlich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. der abgelebten Dichterin ein Haus bauen ließ, in welchem sie sich mit Gelegenheitsdichtungen für Geld beschäftigte.

2) S. Jördens Lexikon rc. Bd. II. S. 607 — 631. Ueber ihren dichterischen Werth urtheilt Vetterlein in seinem Handbuch rc. S. 481 — 482.

3) S. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. II. S. 131 — 158. und Berichtigungen und Zusätze dazu im Nekrolog auf das Jahr 1792. Bd. II. S. 358 — 362.

4) S. Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog Bd. II. S. 551 — 570.

§. 19. Deutsche Lyriker überhaupt: Michael Denis, Karl Friedr. Kretschmann, Karl Mastalier und Joh. Gottlieb Willamow.

Es war im Anfang der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, als unter mehrern Lyrikern Deutschlands die Liebe zur Bardenpoesie entstand. Angeregt wurde sie wohl durch Klopstock, der um's Jahr 1767 bei der Umarbeitung seiner älteren Oden die mythischen Bilder der skaldischen Poesie angewandt, und die beiden Bardiete: Hermanns Schlacht und Hermann und die Fürsten vollendet hatte; besonders genährt aber durch die Bekanntschaft mit den Gesängen Ossians, die, von James Macpherson gesammelt, in's Englische übertragen (London 1762), nun auch 1768 in's Deutsche übersetzt wurden. Dies geschah zuerst durch

1) Michael Denis, geboren 1729 zu Scharding, gestorben 1800. Er war Jesuit, Lehrer am Theresianum in Wien, und zuletzt Bibliothekar der Hofbibliothek daselbst und Hofrath. Dieser, um die Geschmacksbildung Oestreich's sehr verdiente Lyriker, dichtete Oden und Lieder, erneute in ihnen den alterthümlichen Bardenton, und nannte sich auch in seinen Liedern und Barden Sined (rückwärts Denis). Sein

Hauptverdienst besteht in der Uebersetzung des Ossian¹), zu dessen Naturgesang aber der von ihm gewählte Hexameter nicht paßt. Eine Ausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: „Ossian's und Sined's Lieder." Wien, 1781. 5 Bände, und eben das. 1791 und 92. 6 Bände. 4. — Dasselbe Ziel verfolgte

2) Karl Friedr. Kretschmann, geboren 1738 zu Zittau, daselbst Gerichtsactuar bis 1797, und gest. 1800. Er war ein geistreicher Dichter, der den Bardengesang, die Hymne, das scherzhafte Lied, das Sinngedicht und die Fabel bearbeitete. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf des Barden stellte er sich würdig neben Denis. Seine sämmtlichen Werke erschienen in 7 Bänden, Leipzig, 1784 — 1805. 8. — Mehr Nachahmer des Denis war

3) Karl Mastalier, geb. 1731 in Wien, gestorben daselbst 1795 als Professor der schönen Wissenschaften. Wir besitzen von ihm „Gedichte nebst Oden aus dem Horaz." Wien 1774. 8. und N. A. 1782.

4) Joh. Gottlieb Willamow, geboren 1736 zu Mohrungen in Preußen, gestorben 1777 als Professor zu Petersburg, war ein dithyrambischer Dichter voll ungestümen Feuers und bacchischer Trunkenheit. Auch suchte er sich in der dialogischen Fabel eine neue Bahn zu eröffnen. Seine „Dithyramben erschienen Berlin, 1763 und N. A. 1766; seine „dialogischen Fabeln" Berlin, 1765 und N. A. 1791; die Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Schriften aber Leipzig, 1779 und Wien, 1793. 2 Th. 8.

Anmerk. 1) Ossian oder Oisian, einer der berühmtesten Gälischen Barden, besang unter den Caledoniern, den alten Bewohnern Schottlands, im 3ten Jahrhundert nach Chr. Geb. die Thaten seiner tapfern Landsleute, besonders seines Vaters, des Königs Finghal. Er theilte nach der

Sage mit andern berühmten Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit, und suchte durch Gesang seinen Schmerz über das Schicksal seiner Lieben, besonders seines Sohnes Oscar zu mildern. Seine Gesänge lebten bloß im Munde der Hochschotten. Sie sind höchst rhythmisch, voll erhabener Gefühle, kräftig und zart, rührend und erschütternd. Auch J. G. Rhode übersetzte sie ins Deutsche 1806 und 1818, ebenso F. L. Graf zu Stolberg 1806. Seit 1807 besitzen wir auch die Gälischen Originale in 3 Bänden, und die Uebersetzung aus derselben in dactylischen katalektischen Trimetern von C. W. Ahlwardt (Leipzig, 8.) seit 1811.

§. 20. Fortsetzung: Joh. Georg Jacobi und Heinrich Wilh. v. Gerstenberg.

1) Joh. Georg Jacobi, geboren 1740 in Düsseldorf, lebte als Professor der Philosophie in Göttingen und Halle, war 1769 Canonicus in Halberstadt, wo er mit Gleim einen engen Umgang knüpfte, ging 1784 als Professor nach Freiburg, und starb daselbst als Regierungsrath 1814. Sein freundliches Verhältniß zu Gleim führte ihn zum Wohlgefallen an dessen anakreontischen Liedern, und gab ihm einen tändelnden Ton, der sich in seinen Briefen zwischen Gleim und Jacobi Berlin, 1768 und 1777. 8. in Prosa und Poesie ausspricht. Späterhin aber wurde er ernster und kräftiger, zeichnete sich im Liede und in der Epistel aus. Seine Taschenbücher, namentlich mehrere Jahrgänge der Iris (1775 — 78, 1803 — 10) enthalten sehr ergreifende Lieder voll heiterer Lebensweisheit. Er sammelte seine Gedichte unter dem Titel: „Sämmtliche Werke." Halberstadt, 1773—78. 3 Th. 8.; dann vollständiger Zürich, 1807 bis 1813. 7 Bde. 8. und N. A. 1819, 12. Zur letzten Ausgabe erschien als 8ter Band „Leben Joh. Georg Jacobi's von einem

seiner Freunde (Joh. v. Ittner)" Zürich 1822, welches auch der neuen Taschenausg. 1825. 4 Bde. 16. vorangesetzt ist.

2) Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, geb. 1737 zu Tondern im Herzogthum Schleswig, war erst Rittmeister zu Kopenhagen, wurde 1775 Königl. Dänischer Resident und Consul zu Lübeck, privatisirte seit 1785 zu Eutin, war dann Justizdirector des Königl. Lottos zu Altona, und starb daselbst 1823.

Wir stellen diesen Dichter an die Gränze zwischen Lyriker und Dramatiker, weil er beiden Dichterklassen mit gleichem Ruhme angehört. Als Lyriker hat er sich durch die artigsten Spiele der Liebe und des Witzes, die in seinen „Tändeleien," (3te Aufl. Leipzig, 1765. kl. 8.) enthalten sind, ein großes Publikum gebildet. Auch den höhern lyrischen Styl hat er zu halten gewußt in seinem „Gedicht eines Skalden," (Kopenhagen, Odensee und Leipzig, 1766, 4.), einem Gesange im Geist der alten Barden, worin er sich Klopstock und den §. 19. genannten Dichtern würdig anschließt. Als Dramatiker hat er sich ausgezeichnet durch feuriges Gefühl und hohen tragischen Styl in „Ugolino, eine Tragödie in 5 Aufzügen." (Hamburg und Bremen, 1768. kl. 4.), zu der er den Stoff aus Dante's Hölle entlehnt hat. Auch ist von ihm die Cantate „Ariadne auf Naxos." Im Gebiete der wissenschaftlichen Kritik hat er ebenfalls lebhaft eingewirkt durch seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," (3 Sammlungen, Schleswig und Leipzig, 1766 bis 1767. 8.), die herrliche Beiträge zur Sprach- und Literaturgeschichte enthalten, und ein würdiges Gegenstück zu Lessing's Literaturbriefen sind. Eine Sammlung seiner Schriften veranstaltete er selbst noch, unter dem Titel: „Gerstenberg's vermischte Schriften, von ihm selbst gesammelt und mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben," (3 Bde. Altona, 1815. 16. 8.)

§. 21. Dramatische Dichter.

Christian Felix Weiße, Joh. Christian Brandes und Joh. Christian Krüger.

Das Lessing'sche Zeitalter war, wie an Ort und Stelle bemerkt worden, die Zeit der Reformation für die Deutsche Bühne. Eine Reihe guter Köpfe wirkten durch ihr dramatisches Talent mit Eifer theoretisch und praktisch für die Veredlung eines bildsamen Vergnügens, das bis dahin nur der gemeinen Sitte gehuldigt, nun aber für den Geschmack der Gebildeten sittlich und geistig geformt und gehoben werden sollte. Nicht Alle, die dazu beigetragen, sind durch nachhaltigen Einfluß für uns merkwürdig geworden; dies hindert uns aber nicht, ihre Verdienste um den besseren Geschmack ihrer Zeit anzuerkennen. Es gehören dahin:

1) Christian Felix Weiße, geboren 1726 zu Annaberg im Erzgebirge, und gestorben 1804 als Kreissteuer-Einnehmer zu Leipzig, gehörte zu den Lieblingen des Volks. Er hatte sich auf der Universität zu Leipzig den philologischen und theologischen Studien gewidmet, aber seine Vorliebe für das Aesthetische, die durch das Theater in Leipzig unter der Neuber aufgeregt und späterhin durch die Koch'sche Gesellschaft, bei der Eckhof angestellt war, genährt wurde, warf ihn in andere Verhältnisse und gab seiner Beschäftigung mit den Musen eine andere Richtung. Späterhin, als die Neigung, für das Theater zu dichten, in ihm erlosch, wirkte er, durch Basedow aufgemuntert, für die Jugend, und es entstand sein vielgelesener „Kinderfreund" (der oft aufgelegt, eben so oft nachgedruckt wurde), und als Fortsetzung desselben, sein „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes," mit dessen Beendigung er seiner literarischen Thätigkeit ein Ziel setzte. So hat er sich in zwei wichtigen Beziehungen, als Dich-

ter und Pädagog, um Deutsche Bildung verdient gemacht.

Als Dichter hat er zwei Gattungen der Poesie mit Glück angebaut, die dramatische und lyrische. Seine zahlreichen dramatischen Arbeiten sind theils Trauerspiele, theils Lustspiele, theils Operetten. In der Tragödie fand er unter den Deutschen keinen tragischen Dichter, der ihm an Richtigkeit der Composition, an Fruchtbarkeit der Erfindung, an Schönheit und Wohlklang der Sprache, an Leichtigkeit des Versbaues hätte vorleuchten können, auch Niemanden neben sich, als Lessing, dessen Genius mit dem seinigen zu gleicher Zeit erwachte und von dem er allerdings an Originalität, an scharfer Zeichnung und psychologisch genauer Entwickelung der Charaktere, so wie an Correctheit der Sprache, mit einem Wort — an Vollendung seiner Dichterwerke, übertroffen wurde, vor dem er aber an Reichthum der Phantasie, an Innigkeit der Empfindung und an Kraft in der Darstellung starker Gefühle und Leidenschaften den Vorzug behaupten möchte. Lessing und Weiße hoben das Deutsche Theater aus seinem Nichts hervor; sie waren die ersten, die es insbesondere von der Schmach befreiten, keine andere als fremde Trauerspiele in schlechten Uebersetzungen darbieten zu können; die ersten, die, alle Schwierigkeiten einer holprichten, wässerigen und französirenden Sprache überwindend, eine klassische auf das Theater brachten. Erst, wenn man diese Umstände berücksichtigt, kann man das unerschöpflich-fruchtbare dramatische Genie unsers Weiße nach seinem wahren Werth erkennen.

Zu den Lieblingsstücken der tragischen Muse unsers Dichters gehört „Romeo und Julie," sein erstes bürgerliches Trauerspiel in Prosa, das lange Zeit auf den meisten Bühnen Deutschlands mit Beifall gegeben wurde,

und, neben der Emilia Galotti, sogar das heroische Trauerspiel auf einige Zeit verdrängte. Sein „Richard der dritte" (1758, und späterhin umgearbeitet), ist, selbst nach Lessing's Urtheil, eins von unsern beträchtlichsten Originalen, reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich solche nur selbst hätte zutrauen wollen. Von gleichem Gehalt sind: „Eduard III.," „die Befreiung von Theben" und „Atreus und Thyestes." Aber sein „Fanatismus" oder „Jean Calas," als sein letztes für die Bühne bearbeitetes prosaisches Stück, hat zu wenig dramatischen Reiz, und bleibt gegen seine früheren Arbeiten sehr zurück. Uebrigens dichtete er, zwar anfänglich in Alexandrinern, aber späterhin in reimfreien Jamben.

Ein noch bedeutenderes Talent hatte er für das Lustspiel. Auch hier ist er einer der ersten, der das komische Theater der Deutschen mit würdigem Stoff versorgte, welcher dem Geschmack und der Bildung seines Zeitalters gemäß war. Wenn jetzt seine Lustspiele nicht mehr gegeben werden können, so liegt dies nicht sowohl in einem Mangel allgemeiner Schönheiten, als in der Veränderung unserer Sitten, unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse, unsrer Art zu scherzen und mit einander umzugehen. Aber sicher brach er die bessere Bahn, und wurde Ursach, daß spätere Dichter ihn übertreffen konnten. Seine „Poeten nach der Mode," seine „Haushälterin" und sein „Projectmacher" waren damaliger Zeit stehende Bühnenstücke. — Geringer ist Weißens poetisches Verdienst um die Operette. Alles, was er in dieser Dichtungsart geschrieben, ist schnell hingeworfen, größtentheils auf äußere Veranlassung und dringendes Bitten der Koch'schen Gesellschaft. Indessen beförderte er dadurch in Gemeinschaft

mit Hiller, mehr als irgend ein Dichter und Componist vor ihnen, den gesellschaftlichen Gesang. Die komischen Opern: „Die Liebe auf dem Lande," — „der Dorfbarbier," — „die Jagd," — „der Aerztekranz" ꝛc. sind oft und lange gegeben worden.

In der lyrischen Dichtkunst hat er die Form des Liedes, besonders des Volksliedes, mit Glück angebaut. Was er hier dichtete und Hiller componirte, wurde von der Nation wirklich gesungen und auswendig gelernt. Die Lieder: „Ohne Lieb' und ohne Wein" — „Die Felder sind nun alle leer" ꝛc. haben sich wie eine Tradition unter dem Volke lange erhalten. Die von ihm herausgegebene Sammlung enthält theils scherzhafte, theils Amazonen- und Kriegslieder, theils Kinderlieder. In allen, wo er Original ist, entzückt sein naiver, schalkhafter Witz, die Anmuth und Leichtigkeit seiner Verse. Die Amazonen- und Kriegslieder des Tyrtäus fallen mit den Gleimschen in eine Zeit, oder waren zum Theil schon früher verfertigt. Sie fanden unter seinen Zeitgenossen eine Aufnahme, die selbst den Dichter überraschte.

Sein Verdienst um die Jugendbildung zu würdigen, gehört in eine Geschichte der Pädagogik. Hier können wir nur andeuten, daß mit Weiße und Basedow eine wichtige Epoche des Erziehungswesens in Deutschland anhebt. Basedow hat mehr die Verfassung der Schulen, die Methoden des Unterrichts und die Disciplin erschüttert; Weiße mehr auf die häusliche Erziehung gewirkt, richtiger beobachtet, was wirklich geschehen konnte, und praktisch dargestellt, wie es geschehen muß. Weiße der Dichter kann vergessen werden, aber Weiße der Kinderfreund (wie er seine Wochenschrift, Leipzig, 1775—81. 24 Th. und 1780 — 83. 12 Th. nannte) wird seinem Wirken nach fortleben.

Nicht übergangen darf es werden, was Weiße als Redacteur der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" für wissenschaftliche Bildung geleistet hat. Die erste Einrichtung dieses Journals (Leipzig, 1757 — 65. 12 Bde. 8.) gehört allerdings Nicolai und Mendelssohn, und sie haben in den vier Bänden derselben, die sie herausgegeben, als kritische Beurtheiler von Werken der schönen Literatur mehr gethan als Weiße durch seinen Antheil an den Recensionen der folgenden Bände. Daß aber dieses Journal, welches damals einem großen Bedürfnisse abhalf, unter ungünstigen Umständen fortgesetzt wurde; daß es die Beurtheilung und Bekanntmachung von Werken der Kunst, selbst des Auslandes, in seinen Plan zog, und den guten Geschmack in den freien Künsten unter den Deutschen beförderte; daß eine große Anzahl der vorzüglichsten Männer unserer Nation (Winckelmann, Ludwig v. Hagedorn, v. Gerstenberg, v. Thümmel, Heyne, Morus, Eschenburg, Platner, Clodius, Engel, Garve, Daßdorf, Meißner, Brandes, Küttner ꝛc.) an demselben arbeitete, daß es den anständigen Ton der Kritik zu einer Zeit der heftigsten Kämpfe in der literarischen Welt erhielt: das ehrt unsern Weiße, der für sein Journal rastlos thätig, und ein Feind aller Parteilichkeit war [1]).

Dieses Gesammtverdienst eines, auch als Mensch tiefgeachteten Mannes, rechtfertigt vollkommen die allgemeine Theilnahme, die sein Tod in Deutschland erregte. Seine Mitbürger und die Universität veranstalteten ihm ein Leichenbegängniß, wie es vor ihm kein Dichter und Schriftsteller, nach ihm nur Klopstock, erhalten hat. Auf dem Leipziger Theater ehrte der Magistrat das Andenken des Dichters durch eine Todtenfeier, die in Dresden wiederholt wurde, und mehrere Erziehungsanstal-

ten begingen durch zweckmäßige Feierlichkeiten das Andenken des liebevollen Kinderfreundes.

Weißens dramatische Arbeiten erschienen zuerst in dem „Beitrag zum deutschen Theater," (5 Theile, Leipzig, 1759, Zweite Ausgabe 1765 und dritte 1771. 8). Hierauf folgten von Neuem seine „Trauerspiele," auch in 5 Theilen, Leipzig, 1776. 8., dann seine „Lustspiele" neu bearbeitet in 3 Theilen, Leipzig, 1783, 8. und seine „Komische Opern," in 2 Theilen, Leipzig, 1777. 8. Seine Lieder und Gesänge führen den Titel: „Kleine lyrische Gedichte von Chr. Fel. Weiße. Erster, zweiter, dritter Band." (Leipzig, 1772. kl. 8, Holländ. Papier mit Kupfern, und Schreibpapier ohne Kupfer.). Hiller's musikalische Compositionen der Weißischen Operetten erschienen einzeln zu Leipzig in den Jahren 1769 bis 1771, und die „Lieder für Kinder, mit Melodien," in einer zweiten Auflage zu Leipzig, 1775, gr. 8. [*]).

2) Johann Christian Brandes, geboren 1735 zu Stettin, merkwürdig durch seine Schicksale, war Schauspieler bei mehreren Theatern, privatisirte zuletzt in Berlin, und starb daselbst 1799. Er war zu seiner Zeit als Schauspieldichter der Liebling des Deutschen Publikums. In seinen Theaterstücken ist zwar kein Aufwand von dramatischer Kunst, aber Talent und ziemlich geläuterter Geschmack sind unverkennbar. Zu seinen besten gehören „Graf von Olsbach" und „der geadelte Kaufmann." Sein Melodrama „Ariadne auf Naxos" (Leipzig, 1777. 8.) ist der erste Versuch in dieser dramatischen Gattung lyrisch-musikalischer Gedichte, und gab Gelegenheit zu verschiedenen ähnlichen Arbeiten anderer Dichter, z. B. der Gotter'schen „Medea." Die erste Sammlung seiner dramatischen Arbeiten erschien unter dem Titel: „Lustspiele," (2 Bände, Leipzig, 1774 bis 1776. 8.), und die zweite

„Sämmtliche dramatische Schriften," (8 Bände, Leipzig, 1790 und 1791. 8.) Man hat von ihm eine Selbstbiographie (2 Bde. Berlin, 1802 bis 1805. 8.)

3) Johann Christian Krüger, geboren 1722 zu Berlin, gestorben 1750 als Schauspieler zu Hamburg. Ein Dichter von großem Talent für das Niedrigkomische, der, unter günstigern Verhältnissen und bei längerem Leben, die mannichfaltigen Fehler seiner Dramen leicht verwischt haben würde. Sein theatralischer Dichterruhm gründet sich auf die drei Lustspiele: „der blinde Ehemann," — „die Candidaten" und „Herzog Michel," in denen er den Moliere nachahmt. Seine Arbeiten sammelte nach seinem Tode, Johann Friedrich Löwen, und gab sie unter dem Titel heraus: „Johann Christian Krüger's poetische und theatralische Schriften." Leipzig, 1763. 8.

Anmerk. 1) S. Jördens Lexikon, Bd. V. S. 276 bis 280. Weiße trat mit dem 5ten Bande an Nicolai's Stelle. Von 1766 erschien diese Bibliothek unter dem Titel: „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste," zu Leipzig, die der Verleger (Dyck) bis 1806 fortgesetzt hat, so daß von ihr 72 Bände erschienen sind.

2) „Christian Felix Weißens Selbstbiographie, herausgegeben von dessen Sohne Chr. Ernst Weiße und dessen Schwiegersohne Sam. Gottlob Frisch. Mit Zusätzen von dem Letzteren." (Leipzig, 1806. gr. 8.) — Ein Auszug daraus mit einem vollständigen Verzeichniß der Schriften von und über Weiße. Freiberg, 1826. 8.

§. 22. Fortsetzung: die tragischen Dichter Joachim Wilhelm v. Brawe und Johann Friedrich Freiherr v. Cronegk.

Zwei Jünglinge edler Art, durch Natur und Zeit zu Nebenbuhlern bestimmt, beinah in gleichem Alter, von gleicher Denk- und Sinnesart, gleicher Liebe zu den

Wissenschaften, hauptsächlich zur tragischen Dichtkunst, und von gleichzeitigem Tod, denn sie starben in dem nämlichen Jahre, beide an den Blattern. Die Literaturgeschichte feiert mit Wehmuth ihr Andenken, weil sie die männliche Kraft und Vollendung ahnet, die in den geistvollen Jünglingen unterging.

4) v. Brawe wurde geboren zu Weißenfels 1738, und starb 1758 im zwanzigsten Jahre seines Alters, als er eben in Begriff war, die Stelle eines Regierungsrathes in Merseburg auzutreten.. Die uns hinterlassenen Denkmäler seines Geistes bestehen in zwei Dramen: „Der Freigeist" ein bürgerliches Trauerspiel, in Prosa, und „Brutus," ein heroisches Trauerspiel, in reimlosen Jamben. Beide haben mancherlei Fehler und Gebrechen in dem Plan, den Charakteren und der Sprache; aber es sind Fehler eines achtzehnjährigen Jünglings, der selbst in diesen Fehlern seine Originalität und Anlage zu einem tragischen Dichter verrieth. Es sind Eigenheiten des Plans, der Behandlung und des Dialogs, die nur ein Geist von rascher Jugendkraft trifft und wagt, und die Meisterhand ausbildet. Was er als Mann der Bühne geleistet haben würde, ergibt sich schon daraus, daß sein Brutus, der etwas später geschrieben wurde, viel von dem Freigeist voraus hat. Die Charaktere sind ungleich besser ausgeführt, die Situationen rührender und besser benutzt. Besonders überraschend ist die Stärke und Kühnheit des Ausdrucks, um so mehr, da die hohe tragische Sprache damals noch von keinem Weiße versucht worden war; die fünffüßigen Jamben sind harmonisch, und wurden von ihm früher gebraucht, als noch die Kunstrichter sie den tragischen Dichtern empfohlen hatten.

Beide Trauerspiele wurden zehn Jahre nach Brawe's Tode unter dem Titel: „Trauerspiele des Herrn

Joachim Wilhelm von Brawe" zu Berlin, 1768. 8. von Lessing herausgegeben [1]).

5) Joh. Friedrich v. Cronegk, 1731 zu Anspach geboren, und gestorben zu Nürnberg 1758 als Anspachscher Kammerjunker und Hofrath im 28sten Jahre seines Alters, war ein sehr begünstigter Liebling der Musen, der mit besonderer Leichtigkeit dichtete und schrieb. Die tragische Dichtkunst war zuletzt seine Lieblingspoesie geworden, und in dieser hat er auch seinen Ruhm begründet, und zwar durch den noch in gereimten Alexandrinern geschriebenen „Kodrus," der auch von den Herausgebern der Bibliothek der schönen Wissenschaften den Preis erhielt, den Nicolai 1757 auf das beste Deutsche Trauerspiel gesetzt hatte, bei welcher Gelegenheit die Berliner Kunstrichter dem Braweschen Freigeist das Accessit (den Belobungspreis) zuerkannten. Bei allen großen Fehlern, die Cronegk's Kodrus hat, übertraf er doch bei dem damaligen Zustande der Deutschen Bühne die Erwartung aller Kenner. Eine so edle und ausgearbeitete Poesie des Styls, eine so warme, sentenziöse Sprache, und so viel fließende Verse waren damals selten. Antithesen, Tiraden und Sentenzen fielen, gut declamirt, angenehm ins Ohr; die edlen Grundsätze, in denen man mehr den moralischen als tragischen Dichter erblickt, fanden Beifall, weil sie schön gesagt waren, auch da, wo sie am unrechten Orte stehen. Ueberhaupt begnügte man sich mit schönen Einzelnheiten, und setzte das Erhabene des Trauerspiels in übermenschliche Gesinnungen und idealische Charaktere. Bei diesem Geschmack konnte der Kodrus unsers Cronegk des allgemeinen Beifalls, den er auf allen Bühnen erhielt, gewiß sein. Er wird auch immer eines unsrer angesehensten Original-Trauerspiele aus dieser Zeit bleiben, denn man erkennt darin einen festen Geschmack, tragische Kraft und Natursinn.

Nicht vollendet ist sein Trauerspiel: „Olint und Sophronia," ebenfalls in gereimten Alexandrinern, und nächst dem „Kodrus" sein bestes Stück, ja in Hinsicht auf Handlung, Interesse, Charakter und Leidenschaften, vorzüglicher. Es gründet sich, wie der Kodrus, auf eine heroische Verachtung des Lebens, aber nicht aus Liebe für das Vaterland, sondern aus Liebe für die Religion. Spätere Dichter, wie Gotter, schrieben zur Aufführung dieses Stücks einen fünften Act, und in Hamburg eröffnete man das mit 1767 das Theater, so wie Lessing seine strengen Beurtheilungen damit begann. Bemerkenswerth ist es, daß Cronegk bei diesem Stück die Chöre der Alten wieder einzuführen sucht; sie sind aber bei der Vorstellung desselben weggelassen worden. — Auch in der didaktischen Poesie, so wie im scherzhaften Liede, zeigte von Cronegk ein nicht gemeines Talent, von dem man, hätte er länger gelebt, einer hohen Ausbildung sich erfreut haben würde.

Nach Cronegk's Tode beförderte sein Freund Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck. (Sie führen den Titel: „des Freiherrn Johann Friedrich von Cronegk Schriften. Erster, zweiter Band." (Leipzig und Anspach 1760 und 1761. gr. 8. N. A. Anspach, 1771 — 73. gr. 8), wobei sich zugleich eine Lebensbeschreibung des Dichters befindet [2]).

Anmerk. 1) Nachrichten von Brawe findet man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, Bd. III. St. 2., und in Schmid's Biographie der Dichter. Th. I. S. 132. u. f.

2) Eine ausführliche Anzeige der Cronegk'schen Schriften liefert die Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. VI. St. 1. und Bd. VIII, St. 1. Vergl. Jördens Lexikon rc. Bd. I. S. 353 bis 365, und Küttner's Charaktere Bd. II. S. 299. bis 302.

§. 23. Idyllendichter: Salomon Geßner.

Die Idylle, früher eine vernachlässigte Dichtart, wurde um die Mitte des 18ten Jahrhunderts durch einige schon genannte Dichter, namentlich Götz und v. Kleist angebaut, gewann aber in der Deutschen Lesewelt ein grösseres Gebiet durch

1) Salomon Geßner, geboren 1730 zu Zürich, gestorben 1787 als Mitglied des großen Raths und Buchhändler. Dieser sanfte und in der zeichnenden Kunst hoch geschätzte Mann, hat als Naturmaler durch idyllische Darstellungen sich einen ausgezeichneten Ruf erworben, der, von unserm Standpunkt aus gesehen, sogar über sein dichterisches Verdienst noch hinausgehen möchte. Die Naturmalerei ist ihm sehr gelungen; aber der naive Ton der Idylle häufig verfehlt. Die Personen, welche der Dichter darstellt, sind nicht sowohl unverdorbene Naturmenschen als charakterlose Wesen, die weniger der Wirklichkeit als einer idealischen Unschuldswelt anzugehören scheinen, und uns durch die Sentimentalität ihrer Reden ermüden, ohne uns durch wahre Handlung zu beschäftigen. Indessen hat sich Geßner durch diese Dichtungsart zum Lieblingsschriftsteller seiner Zeit erhoben, ja seinen Ruhm sogar in fremde Länder getragen. Er war es besonders, der den Franzosen Achtung für Deutsche Sprache und Literatur einflößte, indem seine Idyllen zu Paris durch Michael Huber (geboren 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern, gestorben 1804 zu Leipzig, als Professor und Lector der Französischen Sprache bei der Universität) übersetzt, mehrmals aufgelegt, begierig gelesen und studirt wurden, so daß Französische Dichter ihm nachbildeten, ihn besangen, und, wie die spätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Nicht geringer war sein Ansehen in England und Italien. Er schrieb übrigens nur in Prosa, weil er, nach

seinem eigenen Geständniß, den Versbau nicht in seiner Gewalt hatte; doch hat sein Periodenbau viel Rhythmus.

Der Ausgaben seiner Schriften sind überaus viele. Am bekanntesten sind folgende: „Salomon Geßner's Schriften," mit Latein. Lettern, 4 Theile, Zürich, 1762, gr. 8.; desgl. 5 Theile, Zürich, 1772; desgl. 5 Theile oder 3 Bände, mit Deutschen Lettern, Zürich, 1774. 8., und eben so 1782; ferner in zwei Quartbänden mit Deutschen Lettern, Zürich, 1777 (eine Prachtausgabe); ferner mit Latein. Lettern in zwei Bänden, Zürich, 1789. 8.; endlich: „Sal. Geßner's Schriften, 1stes, 2tes, 3tes Bändchen," (Zürich, 1789. 16.); mit Latein. Lettern, und in dieser Gestalt mehrmals, zuletzt 1818, wieder aufgelegt. Sodann 1824 mit Deutschen Lettern. Diese letztere Ausgabe ist folgenden Inhalts: Im ersten Bande

1) „Der Tod Abel's, fünf Gesänge." Es ist ein kleiner Roman, gegründet auf einen biblischen Mythus, und poetisch gehalten, damit die Würde der Einkleidung der Würde des Stoffs entspreche. Betrachtet man es aber als idyllisches Epos, so lassen sich gegen dieses Gedicht, sowohl was die Handlung als was die Charaktere betrifft, mancherlei Einwendungen machen.

2) „Der erste Schiffer, in zwei Gesängen," — eine reizende Dichtung, wie die Liebe einst zur Erfindung der Schifffahrt Veranlassung gegeben habe. Geßner legte auf dieses Epos den meisten Werth. Ramler hat es versificirt (Berlin, 1789.) s. S. 524.

Im zweiten Bande

1) „Daphnis," ein Schäferepos in drei Büchern, und der Zeit nach, Geßner's erstes Gedicht.

2) „Evander und Alcimna." 3) „Erast." Jenes ein Schäfergedicht, dieses ein Schauspiel, beide unbedeutend. Unter den übrigen Stücken dieses Bandes sind die

wichtigsten 4) „Die Nacht" und 5) „ein Gemählde aus der Sündfluth."

Der dritte Band enthält die Idyllen, die durch Lesung des Theokrit veranlaßt wurden. Klamer Schmidt hat 9 derselben und Ramler 21 versifizirt. Ferner vermischte Gedichte und einen artistischen Brief*).

*) Das Beste über Geßner's Leben finden wir in der Schrift: „Salomon Geßner; von Joh. Jakob Hottinger." (Zürich, 1796. 8.)

§. 24. Fortsetzung: Jakob Friedrich Schmidt.

Gleichzeitig mit Geßner lebte und wirkte für den Ruhm Deutscher Poesie: 2) Jakob Friedrich Schmidt, geboren 1730 zu Blassenzell, einem Flecken im Gothaischen, und gestorben 1796 als Prediger zu Gotha. Sein Hauptverdienst besteht in seinen „Poetischen Gemälden und Empfindungen aus der heiligen Schrift. (Altona, 1759. kl. 8.), und in seiner Uebersetzung der Horazischen Oden.

Was zuerst seine poetischen Gemälde betrifft, so bestehen diese in einer Sammlung orientalischer Idyllen, worin die Patriarchen aus den ersten Zeiten der Welt an der Stelle arkadischer Hirten auftreten. Es sind 19 an der Zahl, theils in Hexametern, theils in poetischer Prosa. Er hat den Charakter der biblischen Personen und die bilderreiche Sprache des Orients glücklich getroffen, aber durch letztere freilich auch der hohen Einfalt, die das idyllische Leben charakterisirt, geschadet. Indessen sind sie als die Blüthen seines Geistes zu betrachten, und wurden überall mit großem Beifall aufgenommen, auch von Michael Huber (Choix de poésies allemandes, T. I. p. 1 — 43.) und von Arnaud (Journal étranger, 1760) in's Französische übersetzt.

Sein „Horaz, Lateinisch und Deutsch, mit Anmerkungen

kungen für junge Leute, 3 Bände," dessen erste Auflage zu Gotha 1776, und die neueste 1793 und 1795. 8. erschien, ist eine Arbeit, die Schmidt's Streben nach Vollendung beweis't, wenn er auch nicht die ganze Vortrefflichkeit seines Originals erreicht hat. Er versuchte es, die lyrischen Stücke des Venusiners in das nämliche Sylbenmaß mit der möglichsten Treue zu übertragen, und wirklich hat er die vielen Schwierigkeiten, welche sich ihm hier darboten, zum Theil glücklich besiegt; selbst die Kürze, Kraft und Rundung des Römers ist oft erreicht, aber (wie sich der geistvolle Beurtheiler dieser Uebersetzung, Friedrich Jacobs in Gotha, ausdruckt) „die zarteren Tinten, die verfließenden Striche, die abgewogene Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks entging seinen Blicken." Dennoch wird Schmidt als Uebersetzer des Horaz immer neben Ramler und Voß gestellt, und unter Denjenigen genannt werden, die das Höchste der Römischen Dichtkunst auf Deutschen Boden verpflanzt haben. — Hiebei muß zugleich bemerkt werden, daß auch die Verbesserung der Deutschen Hexameter zu Schmidt's Verdiensten gehört. Schon in seinen poetischen Gemälden sind sie ziemlich rein und wohlklingend; aber späterhin lernte er sie besser bilden, wie sein Horaz beweis't, wo er nicht nur die willkürliche Verkürzung einsylbiger Stammwörter sorgfältig vermied, sondern auch auf die Cäsur eine schärfere Aufmerksamkeit wandte. — Unter seinen lyrischen Original-Gedichten sind ihm mehrere vorzüglich gelungen, besonders einige Kirchenlieder. Sie erschienen unter dem Titel: „Gedichte von Jak. Friedr. Schmidt. Erster Band." (Leipzig, 1786. 8.); ein zweiter Band ist nicht herausgekommen.*)

*) Nachrichten von Schmidt's Leben und seinen literarischen Arbeiten findet man in Schlichtegroll's Nekro-

log auf das Jahr 1796. Bd. II. S. 133 bis 170, und in Wetterlein's Handbuch rc. S. 467 bis 471, wo auch über sein poetisches Verdienst geurtheilt wird. Vergl. Küttner's Charaktere rc. Bd. II. S. 342 bis 344, ferner: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, Bd. VIII. St. 1. S. 153. St. 2. S. 267, und Eichhorn's Geschichte der Literatur rc. Bd. IV. Abth. 2. S. 823.

§. 25. Didaktiker: Joh. Jakob Dusch, und Magn. Gottfried Lichtwer.

1) Joh. Jakob Dusch wurde 1725 zu Celle im Fürstenthum Lüneburg geboren, und starb 1787 als Dänischer Justizrath, Director und Professor des Gymnasiums zu Altona.

Er hatte zu seiner Zeit einen großen Namen, besonders in der didaktischen Poesie. In dieser nämlich verband er mit vieler Reichhaltigkeit der Gedanken einen sehr gefälligen und angenehmen Vortrag, Lebhaftigkeit ohne Prunk und Ueberladung, und einen sehr geläuterten Geschmack. Den philosophischen Ernst und metaphysischen Gang seiner Lehrgedichte verstand er durch anziehende Dichtungen und Digressionen wirksam zu beleben und zu erheitern. Sein vornehmstes Lehrgedicht ist: „die Wissenschaften, in acht Gesängen," welches zuerst 1752 zu Göttingen erschien, in der Folge aber durchweg von ihm sehr verbessert wurde. Ein würdiges Nebenstück desselben ist sein Lehrgedicht: „vom Gebrauche der Vernunft," oder, wie er es, umgearbeitet in der neuen Ausgabe seiner poetischen Werke, nennt: „von der Zuverlässigkeit der Vernunft." Als Romanendichter hat er sich nicht unvortheilhaft gezeigt in der „Geschichte Karl Ferdiner's" (Breslau, 1776 bis 1789) oder, wie das Werk in der Umarbeitung heißt: „Der Verlobte zweier Bräute," (3 Bde. Breslau und Leipzig, 1785. 8.), eine dem Englischen nach-

geahmte Erzählung, die von Seiten der Erfindung und Einkleidung zu der Klasse der bessern Romane gehört, und die gewöhnlichen Fehler des Unnatürlichen, Unsittlichen und Grotesken, in Charakteren und Sprache vermieden hat. Auch hier ist sein Hauptstreben auf Beförderung sittlicher Bildung gerichtet.

Ein besonderes Verdienst erwarb er sich noch durch seine „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Sechs Theile." (Leipzig und Breslau, 1764 bis 1773. 8.; und N. A. der ersten drei Theile 1773 bis 1779), worin er sich als einen scharfsinnigen und für seine Zeit tüchtigen Kunstrichter zeigt, daher dieses Buch damals als ein nützliches Handbuch für die Jugend und ihre Lehrer galt. Seine besten Poesien bewahren die „Sämmtliche poetische Werke," (Th. 1. und 3. (2r erschien nicht) Altona, 1765 und 67. gr. 8.)[1])

2) Magnus Gottfried Lichtwer wurde 1719 zu Wurzen im Meißnischen Kreise geboren, und starb 1783 als Königl. Preußischer Regierungsrath zu Halberstadt. Seine poetischen Arbeiten bestehen in Fabeln und Erzählungen und einem Lehrgedicht. Jene sind es, die ihm einen Platz in der Reihe unserer geachteten Lehrdichter gegeben haben; denn sie haben sich durch Neuheit der Erfindung, guten Plan, reine Moral, muntern Ton, Laune und körnichten, oft sentenziösen Ausdruck empfohlen. Namentlich gehören dahin: „der Vater und die drei Söhne," — „die seltsamen Menschen," — „der kleine Töffel," — „der Kobold," — „Vater und Sohn" ꝛc. Indessen kranken auch mehrere an grammatischen Härten, und der Ton sinkt zuweilen in das Possierliche und Niedrige.

Bei der ersten Erscheinung dieser Fabeln (Leipzig, 1748) achtete man wenig auf sie, besonders da Lichtwer sich nicht als Verfasser genannt hatte. Nach drei Jahren

empfahl Gottsched sie in einer kritischen Anzeige; und nun erst erschien 1758 eine zweite Auflage unter dem Namen und Charakter des Verfassers. Gottsched trat wieder als Lobredner derselben auf, und späterhin Ramler, so wie endlich auch Moses Mendelssohn. Im Jahre 1761 erschienen abermals „Lichtwer's auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen, in zweien Büchern." Greifswalde und Leipzig, worin der ungenannte Herausgeber (wohl unbezweifelt Ramler) 65 Stück verändert und befeilt hatte. Ungeachtet in der dazu geschriebenen Vorrede die Lichtwer'schen Fabeln sehr gelobt worden waren, und der Herausgeber den Dichter einen Deutschen Lafontaine genannt hatte, so hielt sich Lichtwer doch durch dieses sonderbare Verfahren sehr beleidigt, und besorgte nun gleich im folgenden Jahre 1762 selbst eine neue Ausgabe: „M. G. Lichtwer's Fabeln, in vier Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. Dritte Auflage." (Berlin, gr. 8.), worin er die eigenmächtigen Veränderungen seines Correctors fast alle verwarf, hingegen selbst viele Verbesserungen anbrachte und neue Fabeln hinzuthat. Die Lichtwer'sche Vorrede zu dieser Ausgabe bestimmte in der Folge unsern Lessing, in den: „Briefen, die neueste Literatur betreffend," (Th. 14. Br. 233 – 236), diesen Streit sowohl von seiner ästhetischen als moralischen Seite zu betrachten, und ihn auf eine eben so einsichtsvolle als unparteiische Weise zu entscheiden. Die letzte Ausgabe besorgte Lichtwer zu Berlin 1775. 8., ohne erhebliche Veränderungen, und nach seinem Tode veranstaltete der Verleger die neueste Ausgabe, Berlin, 1782, 8., die bloß ein Abdruck der vorigen ist [a]).

Außer den Fabeln schrieb Lichtwer ein Lehrgedicht, unter dem Titel: „das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, von M. G. Lichtwer." (Leipzig, 1758. kl. 4.),

in Alexandrinern; doch konnte dies keinen Beifall finden, da ihm alle Eigenschaften eines Gedichts mangeln, und es bloß als ein in Verse gebrachtes Naturrecht nach dem Wolfischen System zu betrachten ist [3]).

Anmerk. 1) Ueber sein Leben s. das Journal von und für Deutschland 1788. St. 2. S. 212, und St. 12. S. 514 u. f. Seine Schriften hat Meusel in seinem Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller, Bd. II. S. 447 bis 450. verzeichnet, und über seinen poetischen Charakter hat Küttner in seinen Charakteren, Bd. II. S. 348 bis 351. geurtheilt.

2) Eine gut zusammengedrängte Erzählung dieses Streits nebst den von den vornehmsten Kunstrichtern damaliger Zeit gefällten Urtheilen, findet sich in Jördens Lexikon rc. Bd. III. S. 371 bis 382. Vergl. Vetterlein's Handbuch rc. S. 380.

3) Ueber Lichtwer's Leben und Verdienste schrieb sehr weitschweifig Friedr. Wilh. Eichholz. (Halberstadt, 1794. 8.) Eine kurze Nachricht, von Lichtwer selbst aufgesetzt, findet sich in Christ. Heinr. Schmid's Biographie der Dichter, Th. II. S. 474 u. f. Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien von seinem Enkel E. L. M. Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's von Friedr. Cramer. Halberstadt, 1828. 16.

§. 26. Romanen-Literatur.

Der Roman, der seinem Wesen nach der erzählenden Poesie angehört, seiner Form nach aber prosaisch ist, findet — wenn man die abenteuerlichen Rittergeschichten, Volksbücher und allegorisirenden Erzählungen aus der Schäferwelt von seinem Begriff ausschließt — in Deutschland sein Entstehen erst um die Mitte des 18ten Jahrhunderts. In dieser Zeit lernte man unter den verschiedenen Arten (Kunst-, komischen, philosophischen, senti-

mentalen, humoristischen, satirisch, historischen) besonders die empfindsamen Familien-Romane des Engländers Samuel Richardson aus Derbyshire (geb. 1689, † 1761), eines geachteten Londoner Buchdruckers, namentlich dessen Pamela, Clarissa und Grandison kennen; ferner die höchst sinnlichen und komischen Familiengemälde des Henry Fielding aus Sharpham Park (geboren 1707, † 1754), namentlich dessen Tom Jones (4 Bände), Amelia (2 Bände) und Joseph Andrews; ferner des klassischen Humoristen Laurence Sterne aus Clomwell in Irland (geboren 1713, † 1768), des Verfassers von Yorik's empfindsamen Reisen durch Frankreich und Italien, der durch seinen Roman „Leben und Meinungen des Tristram Shandy" fast in allen gebildeten Sprachen Verehrer fand. — Diese Romane wurden (wie in unsrer Zeit W. Scott und J. F. Cooper) mit allgemeiner Begier ergriffen, übersetzt und nachgeahmt, und so erregten sie in Deutschland den Sinn für den Roman und besonders für den Familienroman, der, wenn auch von Musäus persiflirt, doch herrschender Geschmack wurde, und es bis in das 19te Jahrhundert hinein geblieben ist. Die namhaftesten, hieher gehörigen Dichter sind:

§. 27. Joh. Timoth. Hermes, Joh. Martin Miller, Joh. Heinr. Jung, Sophie Laroche, Aug. Lafontaine, Christ. Friedr. Sintenis und Friedr. August Schulz.

1) Joh. Timoth. Hermes, geb. 1738 zu Petznick bei Stargard, gestorben als Propst zu Breslau 1821, bearbeitete den empfindsamen und moralischen Roman. Er schrieb zuerst „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" (Leipzig, 1766. 8.), dann „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen". (Leipzig, 1770 — 73, 5 Bände 8., nachher

1778 durch einen sechsten Band vermehrt). Dies ist sein Hauptroman, der sich durch glückliche Schilderungen Deutscher Sitten in einer edlen, obwohl etwas breiten Sprache auszeichnet, auch mehrere gelungene Lieder enthält, z. B. „Dir folgen meine Thränen." Auch mehrere spätere Schriften: „Für Töchter edler Herkunft" (1787. 3 Thle.) „Manch Hermäon" (1788) und „Für Eltern und Eheluftige" (1789. 5 Thle.), „Zween litterarische Märtyrer" (1789. 2 Thle.) und „Verheimlichung und Eil" (1802. 2 Thle.) fanden überall günstige Aufnahme.

2) Der Hauptdichter der empfindsamen Romane ist: Joh. Martin Miller, geb. 1750 zu Ulm, gest. daselbst 1814, als Decan und geistlicher Rath. Obwohl seine schwärmerische, mondsüchtige Natur ihn oft zu einer ermüdenden Empfindelei führt, ist er doch der gelesenste Schriftsteller seiner Zeit. Sein Hauptroman „Siegwart, eine Klostergeschichte" (1776. 3 Thle.), worin auch mehrere naiv zärtliche Gesänge vorkommen, bewirkte in vielen empfindsamen Gemüthern eine Aufregung, die damals zu dem Ausdruck siegwartisiren führte. Nicht minder bekannt ist sein „Briefwechsel dreier akadem. Freunde" (Ulm 1776 und 1777.), und seine „Geschichte Karl's v. Burgheim und Emiliens von Rosenau" (1778 — 79. 3 Bde.) Außerdem besitzen wir von ihm Elegien, Lieder und Predigten. Mehrere seiner Lieder, z. B. das ganze Dorf versammelt sich, erhoben sich damals zum Range wirklicher Volkslieder.

3) Auch Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling, geb. 1740 zu Gründ im Nassauischen, gest. 1817 in Karlsruh, wirkte ohne tiefe dichterischen Anlagen, durch fromme Gefühle und schwärmerische Phantasie auf die Lesewelt seiner Zeit. Sein Hauptwerk ist: „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" Berlin, 1777.

4 Theile, 8., (späterhin unter dem Titel: Heinr. Stillings Leben, eine wahrhafte Geschichte in 5 Theilen. Basel und Leipzig, 1806. 8.), worin die außerordentlichen Wechsel seines eignen schuldlosen und frommen Lebens höchst idealisirt erzählt werden. Seine anderen Romane sind: „Morgenthau" 1779. 2 Thle. 8.; „Florentin von Fahlendorn" 1781. 3 Thle. 8.; „Stillings Heimweh" 1794. 4 Th. 8.; auch mehrere, zum Theil ascetische Schriften.

4) Sehr achtungswerth zeigt sich in der Familien-Romanendichtung Sophie Laroche, geb. 1730 gest. 1807, eine hochgebildete edle Frau, der die sittliche Reinheit ihres Geschlechts sehr am Herzen lag. Davon zeugen ihre anziehenden Familien-Gemälde in der „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim" (1771), in „Rosaliens Briefe" (1779) und in ihren „moralische Erzählungen" (1785, 2 Bde.)

5) Einen weit verbreiteten Ruf erwarb sich: Aug. Heinrich Jul. Lafontaine, geb. 1759 zu Braunschweig, Feldprediger zu Halle, gest. 1831. Er war der fruchtbarste und gelesenste Romanendichter, dem man auch in den meisten seiner ernsten Familien-Romane Kenntniß des menschlichen Herzens, gefällige Darstellung und angenehme Unterhaltungsgabe nicht absprechen kann. Aber er wiederholte sich zu merklich und überlebte sich in der Vielschreiberei. Seine Hauptromane sind: „Rudolph v. Werdenberg" (1793) „Klara Du Plessis" (1794), „Quinctius Heymeram von Flaming" (1795), und seine „Familiengeschichten" (1797). Sein Leben beschrieb Gruber 1833.

6) Chr. Friedr. Sintenis, geb. 1750, gestorben 1819, bezweckte durch praktische Moral die Veredlung des häuslichen Lebens. Auch gewann er sich bei faßlicher Sentimentalität ein großes Publikum durch seinen: „Hallo's glücklicher Abend" 1783. 2 Thle. 8., durch „Theodor's glücklicher Morgen," 1789 und 1801. 8., durch „Flem-

ming's Geschichte" 1789 und 1807, und „Elias Klapprose" 1785.

7) Friedr. August Schulz, genannt Laun, geb. 1770, Finanz-Sekretär in Dresden, und mehrere andere, die einer späteren Zeit angehören.

§. 28. Fortsetzung: Joh. Karl Aug. Musäus, Joh. Gottlieb Schummel und Joh. Gottwerth Müller.

Im Gebiet des satirischen und komischen Romans, der mit dem empfindsamen fast gleichzeitig entstand, arbeiteten, außer Wieland (s. §. 10.)

8) Joh. Karl August Musäus, geb. 1735 zu Jena, gestorben 1787 als Professor zu Weimar. Ein satirischer Dichter, aber doch gutmüthig, harmlos und heiter. Er kämpfte gegen die Thorheiten seiner Zeit; zuerst gegen das Unwesen, welches Richardsons Grandison durch seine Ideale in schwachen Nachahmungen erzeugte, indem er seinen „Grandison der Zweite" herausgab, eine satirische Parodie, die Eisenach 1760, 3. Thle. 8. und umgearbeitet unter dem Titel: „Der Deutsche Grandison" 1780 erschien, und sehr beifällig aufgenommen wurde; dann strafte er mit üppiger Laune die Mißbräuche und Thorheiten, welche Lavater's Physiognomik anrichteten, in seinen „Physiognomischen Reisen," vier Hefte, Altenburg, 1778. 8. Zum Nationalschriftsteller aber machte er sich durch die „Volksmährchen der Deutschen" 1782, und N. A. Gotha, 1787. 5 Bde. 8., und eine Taschenausgabe 1826. besorgt von Jacobs. Sein letztes Werk war eine Reihe von Erzählungen, betitelt: „Straußfedern," wovon nur der erste Band 1787 erschienen ist. Eine Ausgabe seiner nachgelassenen Schriften veranstaltete v. Kotzebue. Leipzig,

1791. 8. — Ihm geistesverwandt, obwohl etwas derber Natur ist

9) Joh. Gottlieb Schummel, geboren 1748 zu Seitendorf in Schlesien, und gestorben zu Liegnitz 1814. Er hat mehrere satirische Romane geschrieben, unter denen „Spitzbart" 1779 der gelungenste und witzigste ist. Darin satirisirt er in einem grotesken Zerrbilde die pädagogischen Neuerungen Basedow's.

10) Joh. Gottwerth Müller, geb. 1744 in Hamburg, gest. 1828 in Itzehoe, beförderte seinen großen Ruf als humoristischer Romanschriftsteller durch seinen „Siegfried von Lindenberg" Hamburg, 1779. 4 Thle. und zum 5ten Male aufgelegt 1790, (zuletzt: Leipzig, 1830. 3 Th. 12. u. Jena, 1830. 4 Th. 8.) der den vornehmen Dünkel im gesellschaftlichen Leben zur Zielscheibe seines Spottes macht. Späterhin folgten mehrere leicht unterhaltende und belehrende, obwohl mitunter etwas redselige Romane z. B. „Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes" Göttingen 1784—94. 8 Bde. 8., „Friedrich Brack, oder Geschichte eines Unglücklichen," Berlin und Stettin, 1793 — 95. 4 Bde. u. s. w.

§. 29. Fortsetzung: Friedr. Heinr. Jacobi, Friedr. Max. v. Klinger, Karl Christian Graf zu Benzel-Sternau, Wilhelm Heinse, Aug. Gottlieb Meißner und Ignaz Aurel. Feßler und Andere.

Unter den philosophischen Romanendichtern zeichneten sich aus:

11) Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 1742 zu Düsseldorf, gest. 1819 als Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München. Sein vollendetster Roman ist „Woldemar," (Flensburg, 1779. 8. und umgearbeitet, 2 Thle. Königsberg, 1796). Als Philosoph war er eine

der größten Zierden Deutschlands, der Plato der Deutschen. Davon späterhin. Eine vollständige Ausgabe seiner „Werke" fing er selbst an 1812, und es erschienen davon bis zu seinem Tode Bd. I. bis III., Bd. IV. in 3 Abtheilungen, und Bd. V. (gr. 8. Leipzig), denen 1825 Bd. VI. und sein Briefwechsel (2 Bände, 1825. 1827.) folgten. Vergl. „Friedr. Heinr. Jacobi, nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch." (München, 1819.)

12) Friedrich Maximilian v. Klinger, geb. 1753 zu Frankfurt a. M., war zuletzt Curator der Universität Dorpat und Director verschiedener Bildungsanstalten zu Petersburg, starb 1831. Seine Romane sind reich an hohen, kräftigen Gedanken und erhabenen Gesinnungen; aber seine Verachtung der Welt und sein trostloser Glaube an die Uebermacht des Schicksals erfüllt den Leser überall mit Grausen. Unter seinen Romanen sind am bedeutendsten: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt," (Petersburg u. Leipz., 1791), „Geschichte Raphaels de Aquillas, in 5 Büchern, ein Gegenstück zu Faust," (Petersburg, 1793), und „der Weltmann und der Dichter" (Leipzig, 1798). Goethe, sein Landsmann und Jugendfreund, sagt von ihm, (s. Wahrheit und Dichtung, Bd. 3.): Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. — Auch schrieb er viel Dramatisches, namentlich die Trauerspiele: „Conradin," „Die Zwillinge" und „Damokles." In allen geniale Ueberspannung und düstere Weltansicht. Wir besitzen von ihm selbst eine Ausgabe seiner „Werke," in 12 Bänden. Königsberg, 1815. gr. 8.)

13) Karl Christian Graf zu Benzel-Sternau, geboren 1750 in Mainz, seit 1812 Badenscher Geheimrath und Ministerial-Director, schrieb mehrere geist-

volle Romane, unter denen „das goldene Kalb" eine Biographie 1802 — 1804. 4 Bde. 8. seinen Ruhm begründet hat. Darauf folgten: „die Lebensgeister" Gotha, 1804, „Gespräche im Labyrinth," 3 Bde. 1806. und „der steinerne Gast" 4 Th. 1808. 8. Bilderreichthum, unerschöpflicher Witz, tiefe Menschenkenntniß sind der Charakter seiner Werke; doch liegt in ihnen auch viel Gesuchtes, Dunkles, Ueberladenes.

14) Im Kunstramm zeichnete sich durch Genialität aus: Wilhelm Heinse, geboren 1746 zu Langenwiesen im Thüringer Walde, gestorben 1803. Eine kräftige Natur, in der eine reizbare Phantasie schwelgerisch und üppig nach sinnlichem Genuß strebend, zugleich hochgebildet, mehr durch Weltumgang und dreijährigen Kunstgenuß in Italien als durch Studien, gab er sich auch als Schriftsteller in seiner ganzen lüsternen Sinnlichkeit hin, so daß selbst Wieland, durch den er in Erfurt seine poetische Richtung erhalten, an seinen wollustathmenden Schriften Aergerniß fand. Sein Hauptwerk ist: „Ardinghello und die glücklichen Inseln" 2 Bände, Lemgo, 1787, 1794 und 1821.

15 und 16) Auch zwei historische Romanendichter dürfen nicht übergangen werden: August Gottlieb Meißner, geboren 1752 zu Bautzen, gestorben 1807 zu Fulda; und Ignaz Aurelius Feßler, geboren 1756 zu Preßburg, war Präsident des evangel. Consistoriums in Saratow, und wurde, nach Aufhebung desselben, 1834 evangel.-luther. Kirchenrath in St. Petersburg.

Meißner war ein fruchtbarer, anmuthiger, aber nicht correcter Erzähler, der sich besonders durch seine Skizzen, (3te Auflage, Leipzig, 1792 — 1796. 14 Bände. 8.) ein großes Lesepublikum gewann. Sein Alcibiades (1781) besonders verbreitete den Geschmack an historischen Romanen.

Feßler, dieser im bürgerlichen wie im literarischen Leben viel bewegte Mann zeigte sich seit dem Jahre 1790 als Gelehrter und Denker in vielen namhaften Werken, unter denen sein Mark Aurel (1790), Aristides und Themistokles (1792), Matthias Corvinus (1793) und Attila (1794) am meisten beachtet wurden. Seine „Rückblicke auf eine siebenzigjährige Pilgerschaft" (Breslau, 1826.) enthalten eine interessante Autobiographie.

Bei der überschwenglichen Fruchtbarkeit dieses Gebiets würde sich hier noch eine bedeutende Anzahl von Namen anreihen lassen, die zu ihrer Zeit in den Lesebibliotheken Deutschlands Klang hatten. Wir nennen hier zunächst einige Stimmführer unter denen, die mit Ritter-, Gespenster-, Raub- und Mordgeschichten ihr Publikum unterhielten; dahin Chr. Heinr. Spieß (geb. 1755, gestorben 1799), mit seinen „Biographien der Selbstmörder" (1785) und „der Wahnsinnigen" (1795), dem „Alten überall und nirgends" (1793), den „Löwenrittern" (1794) und andern; Karl Gottlieb Cramer (geboren 1758 gestorben 1819) mit seinem „Erasmus Schleicher" (1789), „Haspar a Spada" (1792); besserer Art waren: Benedictine Naubert, geb. Hebenstreit (geb. 1756, gest. 1819) mit „Emma u. Eginhardt" (1785), „Walther v. Montbarry" (1786) „Hermann v. Unna (1788) u. ff.; Leonhard Wächter oder Veit Weber (geb. 1762, gest. 1821) mit „Sagen der Vorzeit" (1787), „Holzschnitten" (1793) u. ff. Mehrere andere spielen mit ihren für bloße Unterhaltung berechneten Romanen noch in unserer Zeit, daher wir sie hier lieber übergehen.

§. 30. Humoristische Schriftsteller.

Humor*) nennen wir diejenige subjective Stimmung, welche den Dichter bei seiner Weltanschauung die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menschen überhaupt, doch

mehr mit menschlichem Bedauern als mit strafendem Zürnen betrachten läßt. Daher steht der Humorist in der Mitte zwischen dem Komiker und Satiriker, er lacht, indem er weint, und ist ernst, indem er scherzt; aber nie macht er lächerlich, denn sein Humorismus hat immer das Gepräge der Gutmüthigkeit, er will nicht verletzen sondern heilen, und in der Entzweiung der Menschen die Harmonie herstellen.

Hiernach ist das Humoristische nicht eine eigene Form der poetischen Darstellung, sondern nur eine eigenthümliche Auffassungsweise, die zu allen Gattungen der Poesie passen kann; am besten aber verbindet es sich mit dem Roman. Die Engländer, als die ernsthafteste Nation, haben die meisten Humoristen aufzuweisen, unter denen Sterne und Swift hervorragen; die Franzosen, als die witzigste, am wenigsten. Die Deutschen haben schon im 16ten und 17ten Jahrhundert einige humoristische Köpfe zu nennen, wie Fischart und Moscherosch, doch ist das, was sie belebt, mehr Witz, Ironie, Persiflage und Laune, als eigentlich humoristischer Geist. Höher stellten sich Thümmel, v. Hippel, Hamann, Claudius, Jean Paul Richter, Wagner, Hoffmann, v. Chamisso und Tieck.

Anmerk. *) Dieser, nach seiner physiologischen Bedeutung im Lateinischen bekannte, in psychologischer Bedeutung durch Laune ausgedruckte, aber in ästhetischer Beziehung, wie hier, nicht wieder zu gebende Begriff ist am scharfsinnigsten aufgefaßt worden in Jean Paul's Aesthetik Th. 1. S. 173 ff. Nach ihm ist der Humor das umgekehrte Erhabene, oder ein auf das Unendliche angewandtes Endliche, ein in's Unendliche gehender Contrast, oder das Romantisch-Komische.

§. 31. Fortsetzung: Moritz Aug. v. Thümmel, Theod. Gottlieb v. Hippel, Joh. Georg Hamann, Matthias Claudius, Jean Paul Friedr. Richter, Ernst Wagner, Ernst Theod. Amadeus Hoffmann, Adelbert v. Chamisso und Ludwig Tieck.

1) Moritz August v. Thümmel, geboren 1738 zu Schönfeld, einem Rittergute nahe bei Leipzig, studirte 1756 zu Leipzig die Rechte, war Herzoglich-Koburgischer Geheimrath und Minister bis 1783, da er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzog; starb 1817. — Ein feiner, gewandter, witziger Kopf, der im Roman und der poetischen Erzählung zu den ersten sentimentalen und humoristischen Schriftstellern der Deutschen gehört. Seinen Ruhm gründete er schon 1764 durch sein prosaisches komisches Heldengedicht: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant," (4te Auflage, Leipzig, 1777. kl. 8.), worin er die idyllische Liebe eines wackern Dorfpfarrers und seiner im Glanz des Hoflebens erzogenen Braut mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit schildert; aber den ganzen Reichthum und die höchste Gewandtheit seines Geistes zeigte er in seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786," (10 Theile, 1791 — 1805. 8.), einem der geistvollsten Romane, voll echten Humors und reich an treffenden Charakteren, Schilderungen, rührenden und scherzhaften Scenen, worin sich Deutsche Gutmüthigkeit und Französische Leichtigkeit wunderbar mischen. Die achtungswerthesten Männer der Nation, Lichtenberg, von Klinger, Friedr. Jacobs, Garve, Eichhorn und Mehrere, haben über den Werth dieses Romans ihren lauten Beifall ausgesprochen. Eine Ausgabe seiner „sämmtlichen Werke" erschien in 6 Bänden, (Leipzig, 1812. 8. N. A. 1820. 8.) Man vergleiche über ihn: „Leben M. A. v. Thümmel's, von J. E. v. Gruner," (Leipzig, 1820.)

2) Theodor Gottlieb v. Hippel, geboren 1741 zu Gerdauen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, gestorben 1796 als Stadtpräsident zu Königsberg. Ein Mann von überwiegenden Geisteskräften als Geschäftsmann und als Dichter, originell im Leben und in seinen Schriften. Kant nannte ihn einen Plan- und Centralkopf. Drei Werke sind es, die seinen Ruhm verewigen: sein Buch „über die Ehe," (4te Auflage, Berlin, 1793. 8.) — er, der größte Lobpreiser der Ehe, lebte ehelos! — dann im Fache der humoristischen Romane, seine „Lebensläufe in aufsteigender Linie," (3 Theile, Berlin, 1778 — 1781. 8.), sein vorzüglichstes Werk voll Geist und Witz, durch welches die Hauptwahrheiten des Kantischen Systems, so wie er sie durch Vorlesungen und im Umgang mit Kant aufgefaßt hatte, popularisirt werden, — und seine „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." (2 Bände Berlin, 1793 und 1794.), seine letzte und correcteste Schrift. — Auch seine „Handzeichnungen nach der Natur," (Berlin, 1790. 8.) gewannen einen hohen Rang. Es sind Monologen, Paramythien eigener Art, die sich durch Zartheit, Herzlichkeit und geistvolle Benutzung der Natur dem fühlenden Herzen empfehlen. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Berlin 1827 ff. 12 Bde. 8.

3) Joh. Georg Hamann, geb. 1730 zu Königsberg in Preußen, studirte erst Theologie, dann Jurisprudenz, verwaltete nach einander vielfache Aemter, und starb nach einem unstäten Leben zu Münster 1788. Im Leben verkannt und wenig verstanden, ist er einer der ausgezeichnetsten Köpfe des 18ten Jahrh. Voll gläubiger Ahnungen kämpfte sein tiefer Geist in einer oft dunkeln und mystischen Sprache für den Gefühls- und Offenbarungsglauben gegen den anmaßenden Zeitgeist, der Alles zu deuten und zu erforschen wähnt, daher er der Magus aus

Norden

Norden genannt wurde. Nach seinem Tode erst fand sein Verdienst einen Anwalt in Herder, und nun wurden seine kleinen, aber zahlreichen Schriften gesammelt von F. Roth. Berlin 1821 — 28, 8 Bde. Die wichtigsten sind: „Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums (1759)", „Die Wolken (1761)", Die Kreuzzüge des Philologen (1762)" und „Golgatha und Scheblimini, von einem Prediger in der Wüste (1784)".

4) Matthias Claudius, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bothe, geboren 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinschen, unweit Lübeck, lebte anfangs als Privatmann in Wandsbeck, einem Flecken bei Hamburg, wurde zuletzt Revisor bei der Schleswig-Holsteinschen Bank in Altona, und starb 1815 zu Hamburg. Einer der beliebtesten Volksdichter der Deutschen, dessen Werke ein originelles Gepräge echten Humors, unbefangener Naivetät und offener Herzlichkeit haben. Er sammelte seine zerstreuten Gedichte und Aufsätze unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen," (einer politischen Zeitung), 8 Theile, Wandsbeck und Hamburg, 1775 bis 1812. kl. 8. N. A. unter dem Titel: Matthias Claudius' Werke." (4 Bde. Hamburg, 1819. gr. 8.). Es wechseln darin Lieder, Romanzen, Elegien, Fabeln ꝛc. mit prosaischen Aufsätzen ab. So viel die Kritik auch an diesen Dichtungen auszusetzen haben mag, so werden sie doch durch inniges, christliches Gefühl, kindlich-herzliche Gutmüthigkeit, Witz und Laune dem Deutschen Vaterlande immer werth bleiben.

5) Johann Paul Friedrich Richter, oder — wie er sich selbst nannte — Jean Paul, geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel im Baireuthschen, starb als Legationsrath in Baireuth 1825 den 24sten Novbr. Ein

Mann, in welchem sich tiefes und feines Gefühl mit einer ausnehmenden Fülle der Phantasie, einem unerschöpflichen Witz, einer großen Kenntniß des menschlichen Herzens, und einer ausgebreiteten Bekanntschaft im Reiche der Wissenschaften vereinigte. Er gehört zu den unergründlichen räthselhaften Geistern, die, getadelt und bewundert, verstanden und nicht verstanden, noch eine interessante Aufgabe für eine spätere Welt sein werden. Unter den Deutschen Humoristen ist er der Erste. Von seinen vielen sentimentalen und humoristischen Schriften, die sämmtlich in Prosa geschrieben, heben wir hier heraus: „Hesperus.“ (4 Thle. Berlin, 1795. 8.; 3te Auflage. Berlin, 1819. 8.); „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“ (4 Bde. N. A. Berlin, 1818. 8.); „Titan“ (4 Bde., u. 2 Bde. Anhang. Berlin, 1800 — 1803. 8); „Flegeljahre“ (1804.) Unter seinen wissenschaftlichen Schriften empfehlen sich besonders seine „Vorschule der Aesthetik,“ (3 Bde. 2te Aufl. Tübingen 1813), und seine „Levana oder Erziehungslehre,“ (3 Bände. N. A. Stuttgart, 1814. 8.), ein Werk, welches voll köstlicher Gedanken und sentenziöser Wahrheiten, geistreiche Ansichten über Erziehung enthält, und ein wahres Buch für Mütter und Erzieher ist. Mehrere kleinere Aufsätze und Abhandlungen von ihm sind gesammelt in der „Herbst-Blumine“ (3 Bde. Tübingen 1810 — 20. 8.) Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Berlin, 1826 — 1828. 60 Bde. 8., welche er noch selbst vorbereitet hatte. — Aus seinen eigenen Notizen erschien: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben.“ Breslau, 1826 — 28. 3 Bände. 8. — Vergl. Jean Paul Fr. Richter's Leben, nebst Charakteristik seiner Werke von Heinr. Döring. Gotha, 1826. 12., „Wahrheit aus Jean Paul's Leben.“ 8 Bde. 1826 — 33. und: Jean Paul F. Richter, ein biogr. Commentar zu dessen Werken, von R. O. Spazier. Leipzig, 1833. 5 Bde. 8. Ihm ähn-

lich, aber an Wissen, Witz und Tiefe des Gefühls nachstehend zeigt sich

6) Ernst Wagner, geb. 1767 in Roßdorf bei Meiningen, zuletzt Kabinets-Secretair in Meiningen, gest. 1812. Seine ausgezeichnetsten Romane sind: „Wilibald's Ansichten des Lebens, 2 Bde. 1806", seine „Reisen aus der Fremde in die Heimath", 2 Bde. 1808, und „die reisenden Maler", 2 Bde. 1806. Seine Schriften erschienen: Leipzig 1827. 12 Bde. 16.

7) Ernst Theodor Wilhelm (gewöhnlich E. T. A(madeus) Hoffmann, geb. 1776 zu Königsberg in Preußen, gest. als Kammergerichtsrath zu Berlin 1822. Ein geistvoller humoristischer Romanendichter, der sich aber in grausigen und wundersamen Gebilden einer üppigen und erhitzten Phantasie zu sehr gefällt, zugleich ein gründlich gebildeter Musiker. Sein erstes Werk, das er selbst als Fulguration des Enthusiasmus bezeichnet, sind seine „Fantasiestücke in Callot's Manier," (4 Bde., Bamberg, 1814; 2te Aufl. 2 Bde. 1819; 3te Aufl. Leipz., 1825.), worin er seine Ansichten über Musik niedergelegt und einen Theil seines innern geistigen Lebens geschildert hat. Hierauf folgte eine Reihe von Romanen: „die Elixiere des Teufels" (2 Bde., Berlin, 1816. 8; 2te Aufl. 1827.); „Klein-Zaches, ein Mährchen." (Ebendas. 1819.); „Lebensansichten des Katers Murr" (2 Bände. Ebend. 1820. 21. 8.) und Erzählungen und Mährchen, die er selbst zum Theil gesammelt hat, in den „Serapionsbrüdern" (4 Bde. Berlin, 1819 — 21. 8.) und in den „Nachtstücken" (2 Bde. Berlin, 1816. 17. 8.). Es sind zwei Sammlungen seiner Werke geliefert worden: die eine (Berlin, 1827. ff. 10 Bde. gr. 12.) enthält seine größeren Werke, und die von ihm veranstalteten Sammlungen der kleineren; die zweite (Stuttgart, 1827 ff. 18 Bänd-

chen. 16.) seine letzten Erzählungen und die Biographie von Hitzig. — Vergl. (Jul. Ed. Hitzig) „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß." Berlin 1823. 2 Bände. 8.

8) Adelbert v. (eigentl. Louis Charles Adelaide de) Chamisso de Boncourt, geb. auf dem Schlosse zu Boncourt in Champagne 1781, kam zur Zeit der Revolution nach Deutschland, nahm in der Folge Preußische Kriegsdienste, machte 1815 eine dreijährige Reise um die Welt als Naturforscher am Bord des Rurik auf der vom Grafen Romanzoff veranstalteten Entdeckungsfahrt, und lebt jetzt als Inspector des Herbarii und als Mitglied d. Akad. d. Wiss. in Berlin. Er ist ein Deutscher Gelehrter und Dichter, der außer seinen „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise" Weimar 1821, durch seinen humoristischen Roman „Peter Schlemihls wundersame Geschichte, Nürnberg 1814, 1827 und 1835" sich in der Litteratur einen Namen gemacht hat. Auch seine „Gedichte Leipzig, 1831, 2te Ausg. 1834." enthalten viel Treffliches. Er gibt mit G. Schwab den „Deutschen Musenalmanach" heraus.

9) Ludwig Tieck, geb. 31. Mai 1773 in Berlin, lebt wechselnd in Berlin, Hamburg, Jena, Rom, überall der Kunst und dem Umgang mit verwandten Genien, jetzt mit dem Titel eines Hofraths zu Dresden als Mitglied der dortigen Schauspiel-Direction. Von diesem reichen Dichtergenius wird in der zweiten Abtheilung dieses Zeitraums die Rede sein; hier deuten wir ihn bloß als einen der vorzüglichsten Humoristen unserer Zeit an.

II. Prosaiker.

§. 32. Geschichtliche Prosa.

Joh. Joachim Winckelmann, Schöpfer der Kunstgeschichte, und Anton Rafael Mengs.

Die Fortschritte in der Reinheit und Vervollkommnung

der prosaischen Schreibart werden um die Mitte des 18ten Jahrh. eben so merklich wie in der Poesie. Geschichtliche, didaktische und oratorische Prosa hält mit dem Wachsthum und der Ausbreitung der Wissenschaften gleichen Schritt, und zeigt in der Mannichfaltigkeit und Versinnlichung der Vorstellungen, wie in der Leichtigkeit der sprachlichen Darstellung, ein unverkennbares Streben nach immer reinerm und edlerm Geschmack.

Sehen wir zunächst auf die geschichtliche Prosa, so tritt uns ein höchst klassisch gebildeter Geist entgegen, der für die Geschichte der alten Kunst wurde, was Klopstock für die Poesie war.

1) Joh. Joachim Winckelmann, geb. 9. Dec. 1717 zu Stendal, Sohn eines armen Schuhmachers, studirt in Halle, wird 1743 Conrector in Seehausen, bildet seinen Kunstsinn an den Kunstschätzen in Dresden und im Umgang mit dortigen Kunstgenossen, tritt 1754 zur katholischen Kirche über, um in Rom, wohin er sich 1755 begiebt, unterstützt zu werden, erhält, begünstigt vom Cardinal Albani und Raph. Mengs die Stelle eines Oberaufsehers der Alterthümer in und um Rom, so wie die eines Scrittore am Vatikan, untersucht viermal die Antiken Neapels und der herkulanischen Entdeckungen, reist 1768 nach Deutschland, um Vaterland und Jugendfreunde noch einmal zu sehen, versinkt aber in Schwermuth, beschließt die Rückreise nach Rom über Triest, wird aber hier von einem treulosen Italiäner, Franz Archangeli, der sich ihm mit erheuchelter Kunstliebe unterwegs zugesellt, aus Heißhunger nach der Sammlung seiner Goldmünzen den 8. Jan. 1768 ermordet.

Winckelmann steht in unserer Literatur als Begründer der Kunstkenntniß und Alterthumswissenschaft da. Durch ihn und durch Lessing wurde die Neigung zur

Betrachtung des Kunstschönen in Deutschland geweckt und die ästhetische Ansicht in der Literatur und Kunst für jede nachfolgende Zeit vorherrschend. Sein erstes Werk sind die „Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Kunstwerke" (1755); hierauf folgte seine Schrift „über die Baukunst der Alten" (1761), dieser seine ersten Nachrichten „über die herkulanischen Entdeckungen" (1762) und endlich sein Hauptwerk „Geschichte der Kunst des Alterthums (Dresden 1764 und Wien 1776. 2 B. 4.), an das ihm leider die letzte vollendende Hand zu legen, nicht mehr vergönnt war. Alle diese Schriften und viele andere einzelne artistische Abhandlungen und Briefe sind zugleich Muster eines gedankenreichen, blühenden Styls, in welchem lyrische Begeisterung mit edler Einfalt sich paart. Seit seiner Zeit, durch ihn und seine Geistesgenossen, verlor sich auf der einen Seite die breite, wässrige und langweilige Verständlichkeit, auf der andern der inhaltlose Bilderprunk; die Schreibart wurde gedankenreich und gediegen. Seine Werke sind herausgegeben von C. L. Fernow, und nach dessen Tode von H. Meyer und Joh. Schulze, Dresden 1808 — 20, mit dem von Siebelis verfaßten Register, 8 Bde. 8. m. Abbildungen. Daran schließt sich eine von F. Förster geordnete Briefsammlung, Berlin 1823. 4 Bde. 8. mit Berichtigungen und Erläuterungen, vollständiger von J. Eiselen, Donauöschingen 1825 — 30. 12 Bde. 8. Vergl. „Winckelmann und sein Jahrhundert von Goethe", Tübingen 1805. 8.

2) Aehnliche Zwecke verfolgend und Winckelmann befreundet war der in der Kunstgeschichte berühmte Anton Rafael Mengs, geb. 1728 zu Aussig in Böhmen, gest. 1778 zu Rom. Ihm gehört unter andern die Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack der Malerei, Zürich 1762 und 1771" an.

§. 33. Fortsetzung: Politische Geschichtschreiber und Biographen: Justus Möser, Joh. Matth. Schröckh, Aug. Ludw. v. Schlözer, Helfrich Peter Sturz u. s. w.

Seit Mascow (6te Per. §. 45.) hatte die Kunstgestalt der politischen Geschichte in ihrem Fortgang keine bedeutende Erscheinung aufzuweisen. Erst nach der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. beginnt ihr sorgfältiger Anbau, und so ist sie, wie überall, auch für Deutschland eines der spätesten Erzeugnisse der entwickelten Geistes- und Sprachbildung. Die Historiker dieser Zeit haben, theils gesammelt, theils berichtiget, theils geordnet und für gründliche und angenehme Belehrung Vieles geleistet. Der Vorgänger in diesem Gebiet ist

1) Justus Möser, geb. 1720 zu Osnabrück, gest. als Geheimer Justizrath das. 1794. Ein edler, uneigennütziger und heiterer Charakter war er der Gegenstand der Liebe und Verehrung aller seiner Mitbürger. In seinen historischen Schriften prägt sich ein volksthümlicher Sinn aus und eine kräftige Freisinnigkeit in der Auffassung und Beurtheilung der Charaktere, Verfassung und Sitten, verbunden mit einem männlichen und gediegenen Ausdruck. Seine aus Quellenstudium und tiefer Kenntniß des Deutschen Volkslebens hervorgegangene „Osnabrücksche Geschichte“ 1765, 1780 und 1824, 3 Th. 8., welche das erste bedeutende Werk vaterländischer Geschichtschreibung ist, und seine „Patriotischen Phantasieen“, Berlin 1775 u. 76, 2 Th. und 1778 — 86, 4 Th. haben ihm den ehrenvollen Namen Deutschlands Franklin gegeben. Auch seine „Vermischten Schriften“ 1797. 2 Bde. enthalten viel Treffliches.

2) Joh. Matthias Schröckh, geb. 1733 zu Wien, gest. 1808 als Prof. d. Gesch. in Wittenberg wußte die historischen Charaktere mit einfacher Klarheit aufzufas-

sen. Wir besitzen von ihm: „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten", Leipzig 1764 ff. 3 Th. 8. u. 1790; „Allgemeine Biographie" Berlin 1767 ff. 8 Th. 8. Seine „christliche Kirchengeschichte" 1768 — 1803, 36 Bde, an die sich seine „Kirchengeschichte seit der Reformation", in 10 Bd. 1804 — 1812 schließt, deren zwei letzte Bände von Tzschirner abgefaßt sind, ist das vollständigste und umfassendste Werk dieser Art, und wird seinen ehrenwerthen Namen noch auf spätere Zeit forttragen. Seine einfache und lebhafte Schreibart verschaffte auch seiner „Allgemeinen Weltgeschichte für Kinder" (zuerst 1779 bis 84 in 4 Bde. mit 100 Kupfern,) N. A. Berlin 1802 — 4. 3 Th. fortgesetzt von Pölitz, Leipzig 1813 bis 16. 2 Th. schnellen und allgemeinen Eingang in die Jugendwelt. Sein Leben beschrieb Tzschirner im 10 Bd. der Kirchengesch. seit der Reformation.

3) Aug. Ludw. v. Schlözer, geb. 1735 zu Jagstadt, Pfarrdorf im Hohenlohischen, starb als Prof. der Gesch. und Politik in Göttingen 1809. Er begründete seinen Ruhm als Geschichtsforscher durch seine „Allgemeine Nordische Geschichte" (1772), und bewährte ihn durch seine „Weltgeschichte" (1792). Als politischer Schriftsteller verschaffte er sich einen bedeutenden Einfluß auf Deutschland durch seinen Briefwechsel (1776 — 82) und seine „Staatsanzeigen" (1782 — 93). Seine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" (1ste Ausg. 1779, 5te Ausg. Göttingen 1800. 12.) ist in pädagogischer Beziehung beachtenswerth.

4) Helfrich Peter Sturz, geb. 1736 zu Darmstadt, verlebte in Kopenhagen als Privatsecretair des damaligen Dänischen Staatsministers Grafen v. Bernstorf glückliche Tage im Umgang mit Klopstock, wurde 1768 Legationsrath, trat 1770 in's General-Postdirectorium, fiel mit Struensee 1772, ward als unschuldig frei-

gegeben, worauf er in Glückstadt und Altona privatisirte, dann wieder angestellt 1772 als Dänischer Regierungsrath in Udenburg, und 1775 als Etatsrath, starb auf einer Reise in Bremen 1779. Er gehört zu den gedankenreichsten Prosaikern Deutschlands. Eine seiner vorzüglichsten Schriften sind seine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. v. Bernstorf". Seine Schriften erschienen gesammelt 1779 und 1786, 2 Th.

Viele andere gleichzeitige wackere Historiker reihen sich ihnen an. Wir nennen noch:

5) Joh. Christoph Gatterer, geb. 1727, gest. 1799 als Hofrath und Prof. der Geschichte in Göttingen. Er beherrschte das ganze historische Gebiet, erhellte viele Theile desselben, und führte in seine historischen Vorträge den Synchronismus ein. 6) Joh. Georg Meusel, geb. 1743, gest. 1820 als Prof. der Geschichte in Erlangen. Großer Statistiker und fleißiger Literat. Unter seinen zahlreichen Schriften ragt hervor sein „Gelehrtes Deutschland" und sein „Lexicon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller. Wachler (Handbuch d. Gesch. d. Lit. Th. 3. S. 417.) nennt ihn sehr bezeichnend den hochverdienten Registrator alles historischen Wissens. 7) Diet. Herm. Hegewisch, geb. 1746, gest. 1812. 8) Mich. Ignaz Schmidt, geb. zu Arnstein im Würzburgischen 1736, gest. 1794 zu Wien. Berühmt wegen seiner für die gemischte Lesewelt bestimmten „Geschichte der Deutschen". Ulm, 1778, 11 Th. 8. fortgesetzt von Jos. Milbiller und E. v. Dresch. 9) Ernst Ludw. Posselt, geb. 1763, gest. 1804. Auch von ihm besitzen wir unter andern eine „Geschichte der Teutschen" 1789 ff. fortgesetzt von Pölitz, 4 Bd. 8. 10) Joh. Wilh. v. Archenholz, geb. 1745, gest. 1812, Verfasser der sehr unterhaltenden und mit vaterländischem Sinn geschriebenen „Geschichte des siebenjährigen Krieges",

Berlin 1788 und umgearbeitet 1792; auch Herausgeber mehrerer historischen Journale: „Literatur- und Volkskunde" (1782 — 91) und „Minerva" (1792 ff.)

§. 34. Didaktische Prosa:

Thomas Abbt, Joh. Georg Sulzer, Joh. Georg Büsch, Hans Caspar Hirzel.

Seit Gellert und noch mehr seit Lessing begannen auch abstracte und philosophische Gegenstände in populairer Form behandelt und als Gemeingut des Deutschen Volkes verbreitet zu werden. Besonders gaben Moral, schöne Kunst, Pädagogik und Zustand des bürgerlichen und Gesellschafts-Lebens den Stoff zu abhandelnden und betrachtenden Werken. In allen zeigt sich eine reinere veredelte prosaische Schreibart. Ausgezeichnet in dieser Hinsicht waren:

1) Thomas Abbt, geb. 1738 zu Ulm, erst Professor der Philos. in Frankfurt, dann der Mathematik in Rinteln, endlich Regierungs- und Consistorialrath in Bückeburg, starb 1766. Ein freisinniger Selbstdenker, der unermüdet nach Erforschung und Verbreitung der Wahrheit strebt, und die Resultate seines Denkens in einer klaren, kräftigen und gedankenvollen, wenn gleich nicht immer gehaltenen und durchweg correcten Sprache wiedergibt. Seine Hauptwerke sind: „Vom Tode für's Vaterland" (1761) und „Vom Verdienst" (1765). Seine „Vermischten Schriften" erschienen Berlin 1768 ff. 6 Bde. 8., und 1790. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke veranstaltete Nicolai in 6 Bänden.

2) Joh. Georg Sulzer, geb. 1729 zu Winterthur, Prof. am Joachimsthal in Berlin, späterhin bei der Ritterakademie, durchreist die südlichen Länder Europa's, stirbt 1779. Ein heller Verstand und ein fühlender Sinn

für das Gute charakterisiren seine Schriften. Am wichtigsten ist sein aesthetisch-philosophisches Wörterbuch: „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ 1771 — 74, 2 Bde. 4., öfter gedruckt, zuletzt 1792 — 94, wozu F. v. Blankenburg literarische Zusätze und Register Leipzig 1796 bis 98. 3 Th. gab. Enthält reichen Stoff. Auch verdienen Beachtung seine „Moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur“. Berlin 1745 8. und seine „Philos. Schriften“ Leipzig 1800 2 Th.

3) Joh. Georg Büsch, geb. 1728 zu Alten-Meding im Lüneburgischen, gest. 1800 als Prof. in Hamburg. Ein heller Denker, der über gemeinnützige Gegenstände des Geschäftslebens und Verkehrs gründlich und einfach belehrt. Unter seinen vielen Schriften bemerken wir hier nur „Erfahrungen“ 1790 ff. 4 Bde. 8.

4) Hans Caspar Hirzel, geb. 1725 zu Zürich, gest. daselbst 1803 als Arzt und Mitglied des großen Raths. Er machte mit Sulzer die Reise durch die Schweiz. Kleist und Klopstock gewannen ihn lieb (s. Klopstock's Zürchersee, St. 6.) Was er wohllautend schrieb, athmet auch reinen Tugendsinn und Enthusiasmus für sein Vaterland. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers“, Zürich 1761 und 74; „Das Bild eines wahren Patrioten“, Zürich 1767 und 75; „Der philosophische Kaufmann“ 1775 und „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen“ 1779. 2 Bde. 8.

§. 35. Fortsetzung: Moses Mendelssohn, Christian Garve, Joh. Jac. Engel.

5) Moses Mendelssohn, geb. zu Dessau 1729, kam 1742 als armer Knabe nach Berlin, wo er nach mühsam erlangter Ausbildung Hauslehrer bei einem jüdischen

Seidenfabrikanten wurde, dann Aufseher, Factor und Theilnehmer der Fabrik, studirte Sprachen, Mathematik und Philosophie, besonders die rabbinische des Maimonides, machte Bekanntschaft mit Lessing, der Plato's Schriften mit ihm las, arbeitete fleißig an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, den Literaturbriefen und der Deutschen Bibliothek, und starb 1786. Ein sokratisch-platonisch gebildeter Geist, der unablässig nach Wahrheit strebte. Er philosophirte meist eklektisch, und bestritt auch die kritische Philosophie. Sein erstes Werk waren seine „Briefe über die Empfindungen". Berlin 1755. 8., worin er besonders diejenigen Gefühle analysirt, welche sich auf das Wohlgefallen in ästhetischer Hinsicht beziehen. Unter seinen nachfolgenden Schriften hat besonders sein „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" Berlin 1767. 8. und öfter, zuletzt herausgegeben von Friedländer ebendas. 1821. 8. literarischen Ruf erlangt. Es ist eine Nachahmung des Platonischen Dialogs, wodurch aber mehr die dialogische Methodik, als die Sache selbst gewonnen hat. Auch gewannen ihm seine „Philosophischen Schriften", Berlin, 1761 und 1777, 2 Bde. 8. viele Leser. Seine „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes", Berlin, 1785 und 86, 2 Bde. 8. sind ein Versuch, gegen Kant, das Dasein Gottes zu beweisen, der von Ludw. Heinr. Jakob in einer eignen Schrift (Leipzig, 1786) geprüft wurde. Eine Sammlung der Werke Mendelssohn's erschien nur in einem Nachdruck, Pesth und Wien 1820. 12 Bde. 8. — Ein, in philosophischen Ansichten und Bestrebungen ihm verwandter Geist ist

6) Christian Garve, geb. 1742 in Breslau, Amts-Nachfolger Gellerts in Leipzig, stirbt nach vielen standhaft ertragenen körperlichen Leiden in seiner Vaterstadt 1798. Er war ein klarer Denker und praktischer

Philosoph, der sich am liebsten in dem Gebiet faßlicher Moral bewegt, und den Leser durch eine gefällige und einfache Darstellung zu fesseln weiß. Nachdem er sich schon seit 1770 theils durch mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen, namentlich des Burke über das Erhabene und Schöne, und der Moral-Philosophie von Ferguson, theils durch seine 1779 gesammelten Abhandlungen bekannt gemacht, begann er auf Veranlassung Friedrichs II. seine Uebersetzung des „Cicero von den Pflichten", Breslau, 1783. 4 Bde. 8. und begleitete solche mit trefflichen Abhandlungen und Anmerkungen, die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Auch gab er heraus: „die Ethik des Aristoteles, übersetzt und erläutert", nebst einer Abhandlung über die verschiedenen Principe der Sittenlehre ꝛc. Breslau 1798 — 1801. 2 Bde. 8.; die „Politik des Aristoteles", ebenfalls mit Anmerkungen und Abhandlungen, wurde von Fülleborn, Breslau, 1799 bis 1802 in 2 Bdn. 8. besorgt. Seine „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben. Breslau 5 Th. 1821, so wie mehrere in Zeitschriften abgedruckte Aufsätze sind eben so rühmliche Zeugnisse seiner sich überall kund gebenden edlen Gesinnung, als seines lichtvollen Denkens.

7) Joh. Jak. Engel, geb. zu Parchim in Mecklenburg 1741, ward 1776 Prof. am Joachimsthal in Berlin, unterrichtete den König Friedrich Wilhelm III., übernahm 1787 das Directorat des Berlinischen Theaters, legte es 1794 nieder, privatisirte dann in Schwerin, wurde 1798 von dem Könige Friedrich Wilhelm III. wieder zurückgerufen, und starb 1802 bei einem Besuch in seiner Vaterstadt. Ein gedankenreicher, in Correctheit und Leichtigkeit ausgezeichneter Stylist, der für die Verbreitung fruchtbarer Lebensweisheit viel gewirkt, und durch seine

populär-philosophische Darstellungen und Bemerkungen im Gebiete der Dicht- und Schauspielkunst, so wie der Geschmackskritik überhaupt sich sehr verdient gemacht hat. Unter seinen philosophischen Schriften sind besonders ausgezeichnet sein „Versuch einer Methode die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln". Berlin, 1780. 8.; sein „Philosoph für die Welt" 1775, 3 Th., worin er sich besonders gewandt in der Handhabung des Dialogs zeigt; sein „Fürstenspiegel" Berlin 1798. 8.; seine „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten" und „Ideen zu einer Mimik." Unter seinen oratorischen und übrigen Werken zeichnen sich aus mehrere Reden (auf Friedrich II.) und sein Roman „Lorenz Stark" 1801, eine lebendige Charakterzeichnung. Minder bedeutend sind seine Dramen, unter denen indeß „der Edelknabe" 1774 Ruf gewonnen hat. Seine sämmtlichen „Schriften" erschienen Berlin 1801 — 6 in 12 Bdn. 8.

§. 36. Fortsetzung: Friedrich Christoph Nicolai und Joh. Aug. Eberhard.

8) Friedrich (Christoph) Nicolai, Sohn eines Buchhändlers, geb. 1733 zu Berlin, wohl unterrichtet auf der Realschule daselbst, zum Buchhändler gebildet in Frkf. a. d. O., 1752 nach Berlin in die Buchhandlung seines Vaters zurückkehrend, die er 1758 selbst übernahm, gest. daselbst 1811. Ein merkwürdiger Mann, hochgeachtet und tief geschmäht, vielfach durch eigene angestrengte Studien sprachlich und wissenschaftlich gebildet, doch ohne Gründlichkeit und Tiefe, voll Wahrheitssinn und unablässig kämpfend gegen Aberglauben, Jesuitismus und religiöse Verfolgungen, aber abhold der kritischen Philosophie, wohlwollend und die literarischen Bestrebungen Anderer kräftig fördernd, aber eigenliebig und in der Gelehrtenrepublik nach

Dictatur strebend. So steht dieser Mann da, der ungeachtet seiner Blößen doch höchst achtungswerth durch persönliche und briefliche Verbindung mit Lessing, Engel, Mendelssohn, Teller, Gedike, Zöllner, Biester, Ramler, Göcking, Weiße, Eschenburg rc. durch seine zahlreichen Schriften und mehrere von ihm begründete literarische Institute, wie durch seine Stellung als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und München für Deutsche Literatur und Gelehrsamkeit unendlich viel gewirkt hat.

Seine Romane behandeln die Erscheinungen seiner Zeit. Der erste: „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker". Berlin, 1773. 3 Th. 8. ist gegen die Verfolgungssucht der Orthodoxie, gegen religiöse Schwärmerei und Empfindelei gerichtet; der zweite: „Geschichte eines dicken Mannes", Berlin, 1794 2 Bde. 8. gegen literarische Gecken, und der dritte: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines Deutschen Philosophen". Berlin 1793 gegen die Kantische Schule. In diesem Angriff hat er die meisten Blößen gegeben, und die philosophischen Denker damaliger Zeit, Fichte, Herder, Garve, Lavater gegen sich aufgeregt. Damit in Verbindung steht die Schrift: „über meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte". Berlin 1799. Mit Uebergehung seiner Reisebeschreibung (12 Bde.), durch die er die Süddeutschen gegen die Berliner aufregte, seiner Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam, seiner Anekdotensammlung von Friedrich II. und mehrerer anderer Schriften möge nur noch erwähnt werden, daß er einen Hauptantheil hatte an den schon erwähnten kritischen Instituten: „Bibliothek der schönen Wissenschaften (Leipz.

1757 — 60. 4 Th.) und besonders an der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (1765 — 92. 107 Bde.) und der „Neuen allg. d. Bibl. (1800 — 1805), so wie an der „Berliner Monatschrift". Seine Autobiographie steht in Löwe's Bildnissen jetzt lebender Berliner Gelehrten, Bd. 3. Nr. 3. Auch schrieb L. F. G. v. Göcking sein Leben (Berlin 1820. 8.)

9) Joh. Aug. Eberhard, geb. 1739 zu Halberstadt, Prediger am Arbeitshause in Berlin, dann in Charlottenburg, 1778 Prof. d. Philos. in Halle, dann Geheimrath und Doctor der Theologie, starb 1809. Als Lehrer und philos. Schriftsteller zu seiner Zeit hochgeachtet. Seine „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden". Berlin und Stettin 1772, 2 Bde. 8. und 1788, welche Friedrichs II. Aufmerksamkeit erregte, machte ihn zum Professor in Halle. Als solcher schrieb er verschiedene Schriften, zwar im Geist und nach den Grundsätzen der Leibnitz-Wolfischen Philosophie, doch sucht er solche genauer zu bestimmen und zu berichtigen, daher er als Philosoph zu den Eklektikern gezählt werden kann. Die wichtigsten sind: „Sittenlehre der Vernunft", Berlin 1781 und 1786; „Theorie der schönen Wissenschaften", Halle 1783 und 90; „Allgemeine Geschichte der Philosophie", Halle 1788 und 96, die alle zu den viel gebrauchten Lehrbüchern damaliger Zeit gehören. Von größerem und reichhaltigerem Einfluß auf Philosophie der Sprache aber ist sein „Synonymisches Handwörterbuch" Halle und Leipzig 1795 6 Th. 8. und von Joh. Gebh. Maaß (geb. 1766, gest. 1823 als Prof. d. Philos. zu Halle.) fortgesetzt und erweitert, Halle 1818 — 20. 5 Bde. 8. Beide sind noch in diesem Augenblick Hauptschriftsteller in der Deutschen Synonymik. Auch verdient noch Eberhard's „Handbuch der Aesthetik in Briefen" 1803 — 5 4 Th., und

und N. A. 1807 als eine faßliche und sehr unterhaltende Schrift im Gebiet der Geschmackslehre beachtet zu werden.

§. 37. Fortsetzung: Friedr. Karl Freiherr v. Moser, Isaak Iselin, Karl Victor v. Bonstetten, Joh. Georg Zimmermann, Joh. Georg Heinrich Feder, und Christoph Meiners.

10) Freiherr v. Moser, geb. 1723 zu Stuttgard (Sohn des in der Rechtsgesch. durch sein „Staatsrecht" Nürnberg 1737 ff. 52 Th. berühmten Joh. Jacob), Hessenkasselscher Geheimrath und Gesandter, dann Reichshofrath durch Joseph II., endlich Hessendarmstädtscher Kanzler und Geheimrath, stirbt als Privatmann zu Ludwigsburg 1798. Nächst seinem Vater einer der scharfsinnigsten und fleißigsten Bearbeiter des Staatsrechts, bieder, freisinnig und geistvoll ankämpfend gegen die Gebrechen des öffentlichen Lebens. Zu seinen wichtigsten Schriften gehört: „Versuch einer Staatsgrammatik" 1749; „der Herr und der Diener" 1759; „Moralische und politische Schriften" 1763 ff.; „Vom Deutschen Nationalgeist" 1766; „Reliquien" 1766; „Patriotische Briefe" 1767, und „Patriotisches Archiv" 1784 — 90. 4 Th.

11) Isaak Iselin, geb. zu Basel 1728, gest. 1782, arbeitete wie Moser an der Beförderung des Gesammtwohls und der Veredelung des gesellschaftlichen Lebens. Dies bezeugen sein „Patriot" 1758, „die Träume eines Menschenfreundes" 1759. Auch sein historisch-philosophisches Werk „Ueber die Geschichte der Menschheit" 1768 u. N. A. 1779, 2 Th. 8. gehört zu den besten prosaischen Schriften seiner Zeit.

12) Karl Victor v. Bonstetten, geb. 1745 zu Bern, 1775 Mitglied des souveränen Raths daselbst, verließ 1798 wegen der Revolution sein Vaterland, begab sich nach Dänemark, kehrte 1801 nach Bern zurück und

starb zu Genf 1832. Er war ein philosophischer Schriftsteller, der sich mit vieler Wärme und in einer edlen Sprache über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über Staat und Erziehung, erklärte. Abgesehen von den in Französischer Sprache geschriebenen Werken, bemerken wir hier nur seine Schrift, „über Nationalbildung", Zürich 1802, 2 Th. 8. Seine Briefe an die Dichterin Friederike Brun, geb. Münter, (geb. 1765) hat Matthisson herausgegeben, Frankf. a. M. 1829, 2 Th. 8.

13) Joh. Georg Zimmermann, geb. 1728 zu Brügg im Canton Bern, gest. als Großbritanischer Hofrath und Leibarzt zu Hannover 1795. Dieser berühmte Schüler Haller's (dessen Leben er auch beschrieb 1755) erlangte seinen Ruf in der großen Welt durch den Umstand, daß er zu Friedrich d. Gr. in dessen letzter Krankheit als Rathgeber gerufen wurde. Sein Ruf in der Literatur aber ging voraus, durch einige philosophische Schriften, namentlich durch die Schriften „Ueber die Einsamkeit", Leipzig 1756, 73 u. 84, 4 Th. 8., und „Ueber den Nationalstolz", Zürich 1758, 68 u. 89. Beide zeigen ihn als scharfsinnigen Selbstdenker und zugleich als einen sehr gewandten und gehaltreichen Prosaiker. Auch hat seine Schrift „Von der Erfahrung in der Arzeneikunst (1763, 87, 2 Th.) ein philosophisches Gepräge.

14) Joh. Georg Heinr. Feder, geb. 1740 zu Schornweisach in Baireuth, gest. 1821 als Mitdirector des Georgianums zu Hannover. Er gehört zu den bessern Eklektikern von Wolf bis auf Kant, doch war er mehr praktischer als speculativer Philosoph. Unter seinen vielen philosophischen Lehrbüchern und andern Schriften zeichnen sich vortheilhaft aus: „Der neue Emil: oder von der Erziehung nach bewährten Grundsätzen" Erlangen 1768, 74, 8. u. N. A. Münster 1789, so wie seine „Untersuchun-

gen über den menschlichen Willen" Lemgo 1779 — 93, 4 Th. 8. und 1785. Seine Autobiographie erschien unter dem Titel: „Feder's Leben, Natur und Grundsätze" Leipzig 1825. 8. herausgeg. von seinem Sohne Karl Aug. Ludwig, Großherzogl. Hessischem Hofrath und Professor, mit vielen interessanten Beilagen ausgestattet.

15) Christoph Meiners, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, gest. als Prof. d. Philos. zu Göttingen 1810. Ein gründlicher Gelehrter, der sich besonders um die Geschichte der Philosophie verdient gemacht hat. In dieser Beziehung sind unter seinen zahlreichen Schriften besonders zu nennen: „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Lemgo 1781 und 82, 2 Bde. 8. (nicht vollendet); „Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer," Leipzig 1782. 8. und „Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer", Wien und Leipzig 1791. 8.; „Allgemeine kritische Geschichte der Religionen", Hannover 1806 — 7, 2 Bde. 8. Eine besondere Erwähnung verdienen seine „Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften", Zürich 1795 — 97, 3 Bde. 8. Er verdient mehr beachtet und gewürdigt zu werden, als bisher geschehen.

§. 38. Fortsetzung: Pädagogische Schriftsteller.
Joh. Bernard Basedow, Joach. Heinr. Campe, v. Rochow 2c.

Die ersten Linien zur Erziehungs- und Unterrichtskunst werden mit der Wiedererweckung der Wissenschaften und der bald darauf folgenden Kirchenreformation gezogen. Die meiste Anregung dazu gaben die Humanisten des 16. und 17. Jahrh.: Desid. Erasmus (geb. 1467, gest. 1536), Joh. Reuchlin (geb. 1454, gest. 1521), M. Lu-

ther (geb. 1483, gest. 1546), Philipp Melanchthon (geb. 1497, gest. 1560), Conrad Gesner (geb. 1516, gest. 1565), Henricus Stephanus (geb. 1528, gest. 1598), Marc. Anton. Muretus (geb. 1518, gest. 1585), Justus Lipsius (geb. 1547, gest. 1606), Is. Casaubonus (geb. 1559, gest. 1614), Hugo Grotius (geb. 1583, gest. 1645), Jul. Cäs. Scaliger (geb. 1484, gest. 1558) und dessen Sohn Jos. Just. Scaliger (geb. 1540, gest. 1609), Claud. Salmasius (geb. 1596, gest. 1653) und Dan. Heinsius (geb. 1582, gest. 1655). Sie alle haben an Reinigung und Veredelung des Sprachunterrichts, der Geschichte und Religion gearbeitet, und den reichen Stoff geläuterter hingestellt, der Kopf und Herz der Jugend nähren und für das Höhere empfänglich machen sollte.

Unter den pädagogischen Reformatoren des 17ten Jahrhunderts aber wurde besonders wirksam Joh. Amos Comenius, geb. 1592 in dem Dorfe Comna bei Prenow in Mähren, und gest. 1671 in Amsterdam. Wenn gleich dieser Mann als Philosoph ein Schwärmer war, der in Böhme's Fußtapfen trat, und aus den Urkunden des alten Testaments eine Mosaische Philosophie ableiten wollte, um die Naturwissenschaften mittelst der Offenbarung zu verbessern: so ist er doch wegen seines Eifers für die Pädagogik höchst achtungswerth. Er betrieb nämlich den Sprachunterricht nach einer den frühern Mechanismus mildernden Methode, die er in seiner Janua linguarum reserata aurea (Amsterdam 1631. 8.) niederlegte, einem Elementar-Lehrbuche der Lat. Sprache, das in 15 Sprachen übersetzt wurde, und ihm ein so großes Ansehen verschaffte, daß er nach Schweden, England und Siebenbürgen berufen wurde, um in diesen Ländern die Schulen zu reformiren. In Siebenbürgen schrieb er auch seinen Orbis pi-

ctus (Hanau 1659, 8., Nürnberg 1666 2 Bde. 8., und nachher sehr oft gedruckt), das erste Bilderbuch für Kinder, das in viele Sprachen übersetzt den Zweck hatte, durch anschauliche Methode Sach- und Sprachkenntniß mit einander zu verbinden, und dadurch den Elementar-Unterricht zu erleichtern. Außerdem schrieb er eine magna didactica, die manche beachtenswerthe Ideen über Erziehung und Unterricht enthält, und eine Schola materni Gremii oder Mutterschule, worin er den Müttern Anleitung gibt, wie sie ihre Kinder bis zum 6ten Jahre erziehen sollen.

Die eigentliche Erziehungs-Wissenschaft in Deutschland bildet sich erst im Anfang des 18ten Jahrhunderts und schreitet hier praktisch und theoretisch mehr, als in irgend einem andern Lande, fort. Die Bahn dazu brach ein treuer Schüler Spener's, Hermann Franke (geb. 1663 zu Lübeck, gest. 1727), der fromme, segenreiche Stifter des Halle'schen Waisenhauses (13. Jul. 1698), der nach seinen Grundsätzen zwar den Sprachunterricht schätzte, aber doch mehrseitige Sachkenntniß (Logik, Rhetorik, Geographie, Geschichte, Mathematik, Naturkunde) damit verband, und die hohe Wichtigkeit einer religiös-sittlichen Bildung lebhaft fühlte und beförderte. Nach seinem Muster wurden nahe und fern viele bestehende Lehranstalten geformt und neue errichtet; Männer wie J. G. Sulzer und Pet. Miller zu Göttingen (geb. 1725, gest. 1789) verbreiteten die Frankischen Grundsätze in Schriften und Vorlesungen; Andere, wie J. M. Gesner (geb. 1691, gest. 1761) und J. A. Ernesti (geb. 1707, gest. 1781) wollten zwar als strenge Humanisten in ihren Schulen nur die alten Sprachen dulden und die Wissenschaften der Universität allein überweisen; aber es bildete sich nebenher eine gemäßigte Partei, welche die überwiegende Zahl ausmachte.

Nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts sehen wir

eine große pädagogische Reform entstehen, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht. J. J. Rousseau (geb. 1712, gest. 1778) schrieb seinen „Emil" (Emile ou sur l'éducation, Amsterdam 1762, 4 Bde. 8.; in's Deutsche übersetzt, Berlin 1763). Die naturgemäße Erziehung und die rationalen Grundsätze dieser Schrift bewirkten in Frankreich, daß der Verf. von der Geistlichkeit verfolgt, und sein Buch durch Henkershand verbrannt wurde. In Deutschland aber erregte der Emil Begeisterung, und entzündete besonders den feurigen Joh. Bernhard Basedow (geb. zu Hamburg 1723, gest. zu Magdeburg 1790), der mit dem Vorsatz, Reformator des Erziehungswesens von Deutschland, wenn nicht von ganz Europa, zu werden, die idealische Theorie Rousseau's in Verbindung mit den Grundsätzen des Comenius über Didaktik zu verwirklichen strebte. Zu diesem Zweck kündigte er sein „Methodenbuch" und sein „Elementarwerk" an, die ein Erziehungs-Codex für die Bildung seiner Weltbürger bis zum 15ten Jahre sein sollten. Jenes erschien 1771 und dieses in drei Sprachen mit Einhundert Kupfern, welche die gemalte Welt des alten Comenius neu geschaffen und verschönert darstellten, 1773, unterstützt durch reiche Beiträge von Königen, Fürsten und Privatpersonen, besonders von dem edlen Franz von Dessau, dem es wahrhaft um die Verbesserung der kommenden Generation durch bessere Schulen zu thun war. — Zur Verwirklichung dieser Grundsätze ward nun ein philanthropisches Erziehungsinstitut zu Dessau 1774 errichtet. Mehrere wackere Männer, unter denen Christ. Heinr. Wolke (geb. in Jever 1741, gest. 1825) der erste und thätigste war, hatten sich dem Philanthropin angeschlossen; aber dem Stifter selbst fehlte es an Ausdauer, und die Anstalt löste sich 1793 auf.

Während dessen und auch bald nachher bildeten sich an verschiedenen Orten mehrere Töchteranstalten als philanthropische Schulen und Privat-Pensionen unter Ulysses von Salis, Bahrdt, Pfeffel, Campe, Trapp, Feder, Olivier, Spazier, Salzmann, die aber alle, bis auf die letzte in Schnepfenthal noch bestehende und segenreich fortwirkende, ihren Untergang fanden. Nachdem so der Enthusiasmus für die Philanthropie sich gelegt und in eine ruhige und besonnene Stimmung umgewandelt hatte, vereinigten sich mehrere nun prüfende Freunde des Basedowschen Erziehungssystems zu einer Sichtung desselben, und es entstand das „Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens" Hamburg 1785 ff. 16 Bde. 8., das von Campe redigirt wurde. Fast zu gleicher Zeit mit Basedow übernahm der Domherr v. Rochow (geb. 1734, gest. 1788) die Reformation des Volksschulwesens durch seine 1773 auf Rekane angelegte Musterschule, nach der alle Volksschulen des evangelischen Deutschlands geformt wurden.

Einer Geschichte des Deutschen Schul- und Erziehungswesens kommt es zu, diese Reformen zu würdigen, und die Licht- und Schattenseiten derselben aufzufassen. Hier genüge die Bemerkung, daß Kinder- und Jugendschriften im 18ten Jahrhundert einen Haupttheil der Deutschen Literatur ausmachten, und daß Joach. Heinr. Campe (geb. 1746 zu Deersen im Braunschweigschen, gest. 1818) als pädagogischer Hauptschriftsteller und Tonangeber dieser ganzen Zeit dasteht.

§. 39. Oratorische Prosa.

Mit der Mitte des 18ten Jahrhunderts gewinnt auch die kirchliche Beredsamkeit eine edlere Gestalt. Die richtige Ansicht von dem Zwecke derselben, Belehrung

und Erbauung, tritt überall mehr in's Leben; das Polemische in der Sache und das Undeutsche in der Form verliert sich mit der unzeitig angebrachten Gelehrsamkeit und ein reinerer Geschmack in der Homiletik wird herrschend. Doch findet der Eifer für die Wahrheiten des Glaubens in der erkalteten Zeit weniger Anklang.

Den Anfangspunkt gibt Johann Lorenz v. Mosheim, geboren 1691 zu Lübeck, gestorben 1755 als Kanzler und Professor der Theologie zu Göttingen. Er ist, wie der Hauptreformator der Kirchengeschichte, auch der Hauptredner seiner Zeit, der bei reicher Fülle des Gefühls und der Phantasie, und gebildet durch tiefes Studium Deutlichkeit mit rednerischer Kraft und Anmuth zu verbinden wußte. Davon zeugen seine „Heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi", Hamburg 1725 ff. und 1765. 3 Bde. 8.

In seinem Geiste wird die Kanzelberedsamkeit gepflegt und gefördert von Aug. Friedr. Wilh. Sack (geb. 1703 in Harzgerode, gest. 1786 als Hofprediger und Ober-Consistorial-Rath in Berlin), der feierlich und einfach-herzlich zugleich auf die sittlichen Vorschriften des Christenthums drang; von Joh. Fr. Wilh. Jerusalem (geb. 1709 in Osnabrück, gest. 1789 als Vice-Präsident des Consistoriums zu Braunschweig,) einem ruhigen und gelehrten Helldenker; von Joh. Joachim Spalding (geb. 1714 zu Triebsees, gest. als Ober-Consistorialrath und Propst in Berlin 1804) der sich in seinen Vorträgen durch Licht und Würde charakterisirt.

Auf gleicher Linie stehen Friedr. Gabr. Resewitz (geb. zu Berlin 1725, gest. 1806); Wilh. Abrah. Teller (geb. zu Leipzig 1734, gest. 1804); Joh. Casper Lavater (geb. zu Zürich 1741 gest. 1801); und die durch einfachen Volkston belehrenden und erbauenden Redner

Casp. Christoph Sturm (geb. 1740, gest. 1786), Ch. F. Sintenis, Th. Fr. Tiede und Gust. Fr. Dinter.

§. 40. Deutsche Grammatik und Lexikographie, Geschichte und Philosophie der Sprache.

Die Vorbereitungen, welche im 17ten Jahrh. und im Anfang des 18ten Jahrh. zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Hoch-Deutschen Sprache gemacht waren (s. 6te Per. §. 63 ff.), und die trefflichen Muster, welche die Klopstock-Lessingsche Zeit in allen Gattungen der Poesie und Prosa hingestellt hatte: führten nach der Mitte des 18ten Jahrh. zu einem tiefern Studium der Deutschen Sprache nach allen Richtungen derselben, und machten besonders die Kenntniß des grammatischen und lexikalischen Theils derselben zu einem allgemeinen Bedürfniß, da die wissenschaftliche Bildung auch die bürgerlichen Stände zu durchdringen anfing, und in dem Geschäftsleben höhere Foderungen an eine sichere und gewandte Handhabung der Sprache gemacht wurden.

Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zeigten sich thätig: J. S. V. Popowitsch (geb. zu Gräz 1705, gest. 1774), F. K. Fulda (geb. 1724, gest. 1788), J. F. Heynatz (geb. 1744, gest 1809), besonders aber Gottsched (s. S. 401.), dessen „Deutsche Sprachkunst" (1748) die Hauptgrammatik wurde, und in diesem Ansehen bei den Deutschen wie bei den Ausländern sich mehr als ein Menschenalter hindurch erhalten hat. Erst in den letzten Jahrzehenden des 18ten Jahrh. trat ein kräftiger Nebenbuhler auf in dem als Sprachforscher und Literator denkwürdigen Joh. Christoph Adelung. Dieser, geb. den 8. Aug. 1732 zu Spantekow, einem Dorfe unweit Anclam, und gest. als Oberbibliothekar in Dresden den 10.

September 1806, hatte schon durch seinen „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart ꝛc." Leipzig 1774 — 1786, u. N. A. 1793 — 1801. 4 Th. gr. 4. ein großes Ansehen in Deutschland erlangt. Nun aber folgte auf Verlangen des K. Pr. Staatsministers von Zedlitz seine „Deutsche Sprachlehre für Schulen" Berlin 1781. 8. und N. A. 1792 und 95, aus der späterhin (Berlin 1781 u. N. A. 1794 und 1800 8.) ein Auszug erschien, und zur Erläuterung derselben sein „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache", Leipzig, 2 Bde. 1782 8 Einige Jahre darauf erschien sein „Magazin für die D. Sprache" Leipzig 1783 und 84. 2 Bde. 8., und endlich sein Werk „Ueber den Deutschen Styl" Berlin, 3 Th. 1785 u. 86. 8. N. A. 87, 89 u. 90. Diese sprachlichen Werke regten in allen Schulen den Sinn für die vaterländische Sprache so kräftig an, daß das Studium derselben seit der Zeit als der erste und wesentlichste Gegenstand des Gesammtunterrichts betrachtet, und die Adelungschen Grundsätze in allen Gerichtshöfen bei Entscheidung in schwankenden Fällen befolgt wurden. Die Unvollkommenheiten, die eine spätere Zeit in ihnen erblickt, oft mit schonungsloser Härte gerügt hat, können das große Verdienst des gelehrten Sprachkenners nicht beeinträchtigen. Alle Sprachforscher und Lehrer seiner Zeit schlossen sich ihm unbedingt an, oder suchten nur im Einzelnen zu berichtigen und zu erläutern. Dahin besonders: K. Ph. Moritz, geb. 1757, gest. 1793, A. Hartung, G. M. Roth, Radlof, Heyse ꝛc. Viele zeichneten sich aus als Sammler und Forscher, wohin besonders Samuel Joh. Ernst Stosch, geb. 1714, gest. 1796; J. C. C. Rüdiger (gest. 1822); F. A. W. Mackensen (geb. 1768, gest. 1798). Selbst Akademieen fanden es damals ihrer Stellung zur Wissenschaft angemessen,

durch Preisaufgaben und Vorlesungen die Ausbildung der Nationalsprache zu fördern. Dies that z. B. die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin durch ihre „Beiträge zur D. Sprachkunde". Erste Sammlung, Berlin 1794. 8. und zweite Sammlung 1796., wozu Zöllner, Moritz, Graf v. Herzberg, Garve, Ramler, Engel, Meierotto, Gedike, Teller rc. Beiträge lieferten. — Auch Deutsche Dialekte und Idiotismen fanden ihre eifrige Forscher in J. F. A. Kinderling (geb. 1743, gest. 1807), der eine Geschichte der Niedersächsischen Sprache, Magdeburg 1800 herausgab, in J. K. Dähnert, M. Richey und Anderen.

Zweiter Abschnitt.

(Bis auf Goethe's Tod.)

§. 41. Joh. Wolfgang v. Goethe.

Was Klopstock dem 18ten Jahrh., war Goethe in noch höherem Grade dem 19ten, Schöpfer und Herrscher in dem Gebiete der Geister.

Für das reiche Leben eines so ausgezeichneten Mannes genügt keine Literaturgeschichte. Hier werde nur angedeutet, was er selbst und viele Andere gegeben [1]). — Joh. Wolfgang v. Goethe, Sohn eines Kaiserl. Raths, wurde geboren zu Frankfurt a. M. den 28sten August 1749, studirte von 1765 — 68 in Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber mehr mit Dichtkunst und Kunstgeschichte, dichtete auch hier seine ersten Dramen (die Laune des Verliebten, und die Mitschuldigen), wurde 1776 Legationsrath zu Weimar, 1779 wirklicher Geheimrath, 1782 Kammerpräsident, und zugleich geadelt, machte im Jahre 1786 eine Reise nach Italien und Sicilien, wurde dann Premier-Minister und lebte in einer freien, ungestörten

Muße ganz den Musen und der Ehre Deutschlands in Weimar, bis an seinen Tod, den 22sten März 1832.

Eine treue und würdige Charakteristik des großen Geistes ist eine Aufgabe für einen Mann, der ihm gleich steht [a]). Wir begnügen uns hier mit der klassificirten Angabe seiner vielen dichterischen und prosaischen Schriften.

Goethe beschäftigt uns zunächst als Epiker, Dramatiker, Lyriker, Didaktiker und Romanenschriftsteller.

1) Als Epiker gab er uns außer seinen Balladen und Romanzen in „Hermann und Dorothea" (1797) ein sehr ansprechendes Gemälde Deutscher Häuslichkeit und Bürgertugend in 9 Gesängen; auch eine Bearbeitung des „Reineke Fuchs" (1794) in zwölf Gesängen. Beide in Hexametern.

2) Als Dramatiker zeigte er sich im Lust-, Schau-, Trauer- und Singspiel. — Die Lustspiele, meist jugendliche Arbeiten, wie die „Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen" (1769), auch „der Großkophtha" (1792) und „der Bürgergeneral" (1793), verlieren sich gegen die Bedeutsamkeit seines berühmten Schauspiels: „Götz von Berlichingen" (1773), wozu er den Stoff aus der Selbstbiographie des alten Ritters (geb. 1478, gest. 1562) entlehnt hat. Durch dieses Stück wurde Goethe der Schöpfer des sogenannten Ritterschauspiels. Das Ganze hat einen großen historischen Sinn; denn es führt uns in die Mitte einer scheidenden und einer beginnenden Zeit, indem es uns zeigt, wie das rauhe, kräftige und Freiheit liebende Ritterthum nach schwerem Kampf dem Geist der geregeltern politischen Zahmheit und Unterwürfigkeit weichen muß. Von geringerer Bedeutung ist „Stella" (1776) und „Claudine von Villabella" (1776). Den höchsten Ruhm erwarb sich der dramatische Dichter als Tragiker durch seinen „Clavigo" (1774), seine „Iphigenia in Tau-

ris" (1787), seinen „Egmont" (1788), seinen „Torquato Tasso" (1789) und seinen „Faust". Wenn wir gleich in allen diesen Dichtungen Goethe's hohen Genius erblicken, so ist doch nicht zu verkennen, daß diejenigen einen höheren Kunstwerth an sich tragen, welche nach Beendigung seiner Italiänischen Kunstreise (1788), die auf sein Dichterleben einen so merklichen Einfluß hatte, verfertiget wurden. In der Iphigenia (in fünffüßigen reimlosen Jamben), behandelt der Dichter den Griechischen Mythus des Euripides, die Charaktere mit Ruhe, Klarheit und Idealität auffassend, in einer Sprache, die an edler Einfalt, Würde und Wohllaut Alles übertrifft, was die Bühne bis dahin aufzuweisen hatte, so daß wir in der gesammten Composition den Geist der Griechischen Tragödie nach seiner Feinheit und stillen Größe wiederfinden. Goethe gibt aber der alten Dichtung eine andere Entwickelung; er bewirkt die Heilung des Orestes von dem durch Muttermord auf sich geladenen Wahnsinn nicht durch den Raub des Bildes der Diana, sondern einfach und psychologisch durch die weibliche Würde und Milde der Iphigenia, in deren Charakter sich die höchste sittliche und poetische Schönheit zu dem seelenvollsten Gemälde gestaltet. Alles löst sich in Harmonie. — Torquato Tasso ist ein in allen Theilen vollendetes, mit allem Zauber der Sprache und des Wohllauts ausgestattetes Charaktergemälde, welches den Gegensatz zwischen Dichter- und Weltleben in einer Reihe von Situationen höchst sinnvoll und zart veranschaulicht, und an dem Bilde des unglücklichen Tasso zeigt, wie die gepriesensten Güter des Lebens, Poesie und Liebe, wenn sie zur Leidenschaft führen, auch die verderblichsten werden können. Dies gibt diesem Drama seine tragische Kraft. — Auch sein Egmont gehört zu seinen gelungensten Dramen. Der Dichter gibt uns in dem Niederländischen Freiheitshelden ein

Bild ritterlicher Tugend und eines durch Volksgunst gekrönten liebenswürdigen Charakters, dessen Schicksal der Mittelpunkt des ganzen Gedichts ist. In der Liebe des Helden zum Leben, in der ungetrübten Heiterkeit seines Geistes sehen wir den Gegensatz von Orest und Tasso, und in dem unbefangenen, heitern, für Lebensfreude empfänglichen Gemüth Egmonts möchte auch wohl der Grund liegen, daß die dramatische Form des Gedichts im letzten Act ganz in die lyrische übergeht.

Wenn wir in allen diesen Dramen eine tiefe Kenntniß der menschlichen Seele und eine unerreichbare Kunst in der Zeichnung männlicher und weiblicher Charaktere bewundernd anerkennen, so werden wir doch unserm L. Tieck beipflichten müssen, wenn er (in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Schriften des Dichters Jak. Mich. Reinhold Lenz, geb. 1750, gest. 1792, Berlin 1828. 8.) sagt: weil Goethe Alles mehr auf eine unsichtbare Bühne beziehe, und es ihm wichtiger sei, die Stimmung des Gemüths zu zeichnen, als eine eigentliche Handlung, die immer äußerlich sichtbar werden müsse, darzustellen: so wären auch seine Schauspiele nicht sowohl Dramen, als vielmehr die köstlichsten in Scene gesetzten Novellen; daher unterschieden sich auch seine erzählenden Dichtungen (Werther, Meisters Lehrjahre, Hermann und Dorothea) nicht wesentlich von den Dramen. — Diese Bemerkung, welche nicht die innere Poesie des Dichters, sondern das eigentliche Bühnenleben berührt, erklärt zugleich, warum die Goethischen Dramen auch nur dem geistvollen Hörer und Leser zusagen können.

In einem schwer zu erfassenden Geist ist sein Faust gedichtet. Bei seinem ersten Erscheinen als Fragment (Leipzig 1790) war diese Tragödie allen Kunstrichtern und Kennern ein dramatisches Räthsel, an dessen Lösung sich Viele versuch-

ten, Andere verzweifelten, und daher den zweiten Theil abwarten zu müssen glaubten, der auch in dem Nachlasse des Dichters (s. 1. Bd. oder 41. der sämmtl. Werke. Stuttgart und Tübingen 1832) erschienen ist. Dennoch haben die Kritiker sich in ihren hypothetischen Erklärungen und Andeutungen über den Sinn dieses Gedichts noch nicht erschöpft [3]), und Einer [4]) derselben findet sogar in Faust die geheime Geschichte des Dichters selbst in seiner frühesten und auch wohl spätern Epoche. Sehen wir auf das, was Goethe selbst über den Faust sagt: „Faust's Charakter auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmährchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdenschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen; einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt" (s. Kunst und Alterthum VI. 1. S. 200): so ist uns der Schlüssel zur Lösung gegeben. Nach dem alten rohen Volksmährchen ist Faust der allgemeine Dämonenbeschwörer und Repräsentant aller Hexenmeister und Teufelsbanner. Mit der Reformation (in welche Zeit das Leben des historischen Faust fällt s. 5te Per. §. 24) erwachte in dem Individuum die Denkfreiheit, die dahin strebte, den Gegenstand des Glaubens auch in ein Begreifen und Wissen zu verwandeln. Dies aber führte bei dem Mangel des unausgebildeten Reflexionsvermögens zu Zweifeln, der Zweifel zur Kritik, und diese zu dem Idealismus der speculativen Philosophie, in welcher der denkende Geist Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft zu vermitteln nicht im Stande ist, wenn er sich nicht selbst in Gott, als dem Grunde alles

Seins, wiederfindet. Ein solches vom objectiven Glauben abgefallenes, und von nie zu befriedigendem Streben und Sehnen nach höherer und gewisser Erkenntniß unruhig bewegtes und nach allen Seiten hingetriebenes Gemüth gibt den Faust in seiner modernen Ausbildung. Er gehört also zwei verschiedenen Zeitaltern an, und daher mußte auch in der Composition dieser phantastischen Schöpfung das Gemeine und Alltägliche mit dem Großen und Erhabenen sich berühren. Es ist ein großes Gedicht; die beste Theodicee, die jemals geschrieben worden. — Die übrigen Dramen: „Mahomed" und „Tankred", zwei Trauerspiele nach Voltaire (1802), so wie die „Natürliche Tochter" (1804) können wir hier bloß nennen. — Unter seinen Singspielen sind „Claudine von Villa Bella" (1776), „Erwin und Elmire" (1775) und „Jery und Bätely" (1790), worin er sich den leichten, lyrisch-musikalischen Geist der Italiäner angeeignet, beifällig aufgenommen worden.

Anm. 1) Von den vielen Schriften über Goethe's Leben und Werke heben wir hier heraus: „Biographieen berühmter Männer, von Ernst Aug. Schmid," (Leipzig 1797. in 4.) Heft 1. S. 24 — 26., Eschenburg's Beispielsammlung, Bd. VII. und Bd. VIII.; Eichhorn's Geschichte der Literatur, Bd. IV. Abtheil. 2.; Nachträge zu Sulzer's allg. Theorie ꝛc. von Manso, Bd. VIII. St. 2; und Schaller's Handbuch der neuern Deutschen Litteratur, Halle 1811. Bd. I. S. 21. 129 und 470; „Zur Beurtheilung Goethe's von K. E. Schubarth." Breslau, 1818. 2te Aufl. 1820. 2 Bde. 8.; „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe, von J. P. Eckermann." Stuttgart, 1824. gr. 8. Eine vollständige, systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunst und Natur, mit einer Charakteristik seines philosoph. Geistes gab Jul. Schütz, Hamburg, 1825 ff. 6 Bde. 12,

wozu

wozu noch ein 7ter Bd. gekommen, der Goethe's Leben enthält. Ferner: „Ueber Goethe, litter. und artist. Nachrichten; herausgeg. von A. Nicolovius. 1ster Theil, Leipzig, 1828. gr. 8. Enthält eine Sammlung von Urtheilen der Zeitgenossen (Wieland, Voß, Tieck ꝛc.) über Goethe und ein Verzeichniß seiner Schriften. „J. W. v. Goethe's Leben, von Heinr. Döring." Weimar 1828. 16. Vergl. ihn selbst in seiner Schrift: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit," anfänglich 3 Thle. (Tübingen 1811 bis 14), dann in einer zweiten Abtheilung (Tübingen, 1816 — 22) fortgesetzt, wovon in besagter Zeit, außer dem 1. und 2. Bde., nur der 5te erschienen ist, der 3. und 4. aber noch eine bedeutsame Lücke bilden. Die neueste, den großen Mann nach seinem äußern und innern Leben charakterisirende Schrift ist der „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter". Berlin 1833 bis 1834. 6 Bde. S. auch ein nachgelassenes Werk von Joh. Falk. Leipzig 1832. 8.

2) Von den bündigen und gediegenen Urtheilen über unsern Goethe theilen wir hier zwei mit. L. Wachler in seinem Handbuch der Geschichte der Literatur, dritte Umarbeitung, 3ter Theil (Leipzig, 1833) S. 387 nennt ihn den größten und reichsten unserer Dichter, den Vertrauten der Natur und der Menschheit, welcher die Schönheit im Menschlichen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen erforscht, das Geistige in den Kunstbestrebungen aller Zeiten erkannt, und durch seliges Selbstgefühl üppige Fruchtbarkeit an herrlichen Werken gewonnen hat. Und nun fährt er fort: „Er gehöret der Gesammtheit des Deutschen Volks an, und, wie ein zweites Geschlecht empfänglicher und dankbarer für seine Gaben sich erwiesen hat, so wird ein kommendes ihn noch inniger lieben und vollständiger verstehen; die Gebildeteren des Auslandes zollen ihm Bewunderung. Die Fesseln altherkömmlicher Kunstregeln sind durch ihn gebrochen, Freiheit für Geist und Phantasie ist errungen, die ihnen zustehende Weltherrschaft hat sich in Thaten des allvermögenden Wortes beurkundet; die sprachlichen Kunstschätze des klassischen Alter-

thums, des Morgenlandes, des Europäischen Süden und Norden haben Deutsches Bürgerrecht erlangt und den vaterländischen ist gerechtere Anerkennung und verjüngte Liebe geworden. Regsamere Kraft ist geweckt und strebet nach höherem Ziele; das Zuerkennen des Siegerkranzes bleibet den Enkeln vorbehalten; ist auch von vordringlicher Jüngerschaft manches Unwesen des Mißverstandes getrieben worden, ein Schicksal, welches jedem Meisterthume beigegeben zu sein pflegt, so lebet doch in Vielen der zuversichtliche Glaube, daß bewährte Erfolge auf die vorlauten Klagen, die von Zunftgenossen über angeblichen Verfall der Nationalliteratur erhoben worden sind, dereinst Antwort geben werden." — Ausführlicher urtheilt über ihn Fr. Ancillon in seinem Werke „Zur Vermittelung der Extreme rc." 2. Th. S. 149 ff. Hier einige abgekürzte Fragmente:

„In Deutschland überwiegt Goethe allein Alles, was in andern Ländern während zwei Menschenalter Schönes und Großes in der Welt erschienen ist; er allein füllt durch seine immer neue Bewunderung erregenden Werke ein halbes Jahrhundert. Sein langes Leben hat ihm erlaubt, alle Bahnen der Dichtkunst siegreich zu durchlaufen. — Ein wahrer Proteus hat er alle mögliche Formen des Gesanges angenommen und wenn man seine Virtuosität in einem Fach durch bestimmte Formen gebunden und beschränkt glaubte, hatte sein Genius, entbunden und entfesselt, schon andere Formen sich angeeignet. — Wollte man ihn von allen Dichtern unterscheiden und seine Eigenthümlichkeit bezeichnen, so müßte man sie in der Universalität und Objectivität seines poetischen Geistes finden. In seinen Dichtungen vereinigt er immer Idealität des leitenden Gedankens mit individuellen Gestalten, die da zu leben oder gelebt zu haben scheinen, weil sie leben konnten und alle Bedingungen des Lebens in sich tragen. Er hat sich in die Welt der Alten zu versetzen gewußt, wie Wenige der Alten selbst es gethan haben; er hat unsre neuere Welt gekannt, begriffen, umfaßt, dargestellt wie Keiner, und mit einer wundervollen Gewandtheit bald Bege-

benheiten, Gefühle, Bilder seiner Zeit in die alten Formen gegossen, bald von den Alten Stoff und Form entlehnt, und Beides auf eine echt antike Art zusammengeschmolzen ꝛc. ꝛc. Neben der Universalität seines Genies, die sich in allen Arten der Dichtung bewährt hat, stellt sich die Objectivität seiner Poesie als das in ihm Charakteristische dar. Durch diesen eigenthümlichen Hauptzug zeichnen sich seine Werke vor allen neuern aus; obgleich er auf allen Seiten einen lebendigen Abdruck der heutigen Civilisation darbietet, scheint er doch zur Welt der Alten zu gehören. So wie die Größesten unter ihnen versetzt er sich ganz in die Zeit, Lage, die Leidenschaften, die Denk- und Empfindungsweise der Personen, die seine Phantasie erschafft. Die Bewegung geht bei ihm von Innen nach Außen, und aus ihr geht eine Welt von Anschauung hervor, in welche wir ihm folgen und in ihr gern verweilen. — Leser und Zuschauer wandeln in dieser erdichteten Welt wie in der Natur selbst, und werden nie veranlaßt an den Dichter zu denken, oder in seine Seele zu schauen. — Immer verläugnet Goethe sich selbst, auch da, wo er mit allem Feuer der Rede seine Helden auftreten läßt; wenn er die Lyra ergreift und sich in ihre Töne zu verlieren scheint, reißt er sich von seiner eigenen Individualität los, und verräth selten oder nie seine Meinungen, Grundsätze und Gefühle, seine eignen Ansichten von der Welt und vom Menschen. Die Objectivität dieses Dichters geht so weit, daß auch, nachdem man sich mit seinen Werken vertraut gemacht hat, mit ihnen gelebt, und von ihnen durchdrungen, alle Schönheiten derselben auswendig weiß, wenn man sonst keine andere Auskunft über den Charakter und das eigenthümliche Ich des Dichters hätte, man schwerlich aus seinen Gedichten sich eine bestimmte und richtige Idee seines Glaubens, seiner Freuden und Leiden, seines Thuns und Treibens, seiner Lieblingsempfindungen und Gedanken machen würde" ꝛc. ꝛc. Auch enthält gut charakterisirende Bemerkungen über sämmtliche Schöpfungen unsers

Dichters die „Geschichte der neuern Deutschen Poesie von A. W. Bohz". Göttingen 1832. 8. S. 84 — 172.

3) Briefe über Goethe's Faust. Wien 1834. (D. Verf. will den zweiten Theil nicht als nothwendige Fortsetzung des ältern Faust anerkennen).

4) s. Goethe's Faust rc. von F. Deycks. Koblenz 1834.

§. 42. Fortsetzung.

Was die kleinen lyrischen Gedichte betrifft, so ist in ihnen vielleicht das sicherste Zeichen der Vielseitigkeit und des leichten Spiels des Goetheschen Dichtergeistes niedergelegt. Die meisten sind Kinder momentaner Stimmung, in immer neuen Formen und Tönen, bald in antikem, bald in romantischem Geist, bald launig und spielend, bald ernst und wehmüthig. Die Elegien, unter Italischem Himmel und in elegischem Sylbenmaaß gedichtet, sind meist erotischen Inhalts, und zeichnen sich besonders aus durch Zartheit, Reichthum neuer Phantasiebilder, und Harmonie des Versbaues.

Unter seinen didaktischen Gedichten finden wir Episteln, Satiren und besonders Epigramme von sehr verschiedener Tendenz und Art, alle in elegischem Sylbenmaaß. Großes Aufsehen erregten zu ihrer Zeit besonders die Xenien im Schillerschen Musenalmanach vom Jahre 1797, die in einer humoristischen Stimmung entworfen das literarische Unwesen vieler Schriftsteller damaliger Zeit geißelten.

Doch alle diese Kleinigkeiten verlieren sich in dem unendlichen Reichthum unsers Dichters gegen seine Romane, die, wenn nicht den ersten, doch einen sehr bedeutenden Rang unter den Goetheschen Dichtungen einnehmen. Hier stellt sich uns zuerst ein Werk dar, das allein hinreichend wäre, seine Unsterblichkeit in der Lite-

ratur zu sichern, — wir meinen die „Leiden des jungen Werther", ein sentimentaler Roman in zwei Theilen, der zuerst Leipzig 1774 erschien, (nachher wieder 75, 78, 87) und dessen Jubiläum durch eine vom Verf. besorgte N. A. 1824 gefeiert wurde. Goethe schrieb diesen Roman, als sein Gemüth durch die Lectüre schwermüthiger Englischer Dichter, durch Kenntniß der vielfachen Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft und durch eigne leidenschaftliche Neigung zu einem ihm versagten Gegenstand seiner Liebe schwer gedrückt war. Er faßte daher in seinem reflectirenden Gemüth die Leidenschaft der Liebe mit einer überspannten Weltansicht zusammen, um eine moralische Krankheit seiner Zeit nach ihren Folgen zu schildern. Die Form, die er dazu wählte, ist die Geschichte eines unglücklichen Jünglings, der durch die Leidenschaft der Liebe zum Selbstmörder wird. Mag dieser Charakter von dem Dichter erfunden, oder der Grundstoff zu demselben aus der Geschichte Karl Wilhelm Jerusalem's (Sohns des Abts Joh. Friedr. Wilh.) entlehnt sein, der sich aus gekränktem Ehrgefühl in Regensburg erschoß: es ist ein echt poetischer Charakter, der durch die Entwickelung des Ursprungs und Fortgangs einer ihn beherrschenden Leidenschaft, und durch die Fülle des Gemüths, das hier in seiner höchsten Reizbarkeit erscheint, so anziehend wird, daß man mit ihm liebt und leidet, und von ihm mit fortgerissen, sich seiner Empfindung ganz überlassen muß. Lessing hatte indessen ganz recht, wenn er fürchtet, daß mancher junge Leser die poetische Schönheit dieses Romans leicht für die moralische nehmen, und glauben möchte, daß der gut gewesen sein müsse, der unsre Theilnahme so stark beschäftigt. Daß diese Furcht ziemlich herrschende Stimmung gewesen, beweisen die zahlreichen Schriften, welche, durch Werther's Leiden veranlaßt, die Wahrheit bekräfti-

gen, daß Schriftsteller und Leser neben dem psychologischen Gesichtspunkt auch den moralischen festhalten sollen. — Der zweite Roman erschien unter dem Titel: „Wilhelm Meister's Lehrjahre," in 4 Bänden, zu Berlin, 1795. 8. Der Hauptinhalt desselben bezieht sich auf das leichte, abenteuerliche Treiben des Künstlers, dessen Ansprüche mit den geselligen Verhältnissen des Lebens sich versöhnen sollen. Hier werden Charaktere in der größten Mannichfaltigkeit, jeder in dem bestimmtesten Umriß, vollständig und anschauend entwickelt, in einer Sprache voll Natur und Einfalt, die um keine erkünstelte Schönheit buhlt. Manche eingewebte Poesien haben unnachahmliche Schönheit in der Darstellung feuriger Gefühle der Natur. So athmet z. B. Mignon's Gesang zur Zither, im Anfang des zweiten Bandes (Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn ꝛc.) die innigste Sehnsucht, Lieblichkeit und Fülle des Gemüths, die Reichard's seelenvolle Composition noch mehr gehoben hat. Uebrigens haben die Erörterungen über Kunst und Poesie diesen Roman zu einem Codex für denkende Schauspieler gemacht und Kunstromane veranlaßt, unter denen Tieck's „Wanderungen Sternbald's" und Novalis „Heinrich von Ofterdingen" einer besondern Erwähnung verdienen. — Ein dritter Roman erschien unter dem Titel „die Wahlverwandtschaften" (Tübingen, 1810. 2 Bde. gr. 8.), worin der Dichter die Macht der Naturgesetze über die Freiheit menschlicher Neigungen und Empfindungen schildert. — Ein vierter schließt sich nach Titel und Inhalt dem zweiten an, „Wilhelm Meisters Wanderjahre' (Stuttgart, 1821 Th. I. und Th. II. 1829), und enthält eine reiche Welt überraschender Anschauungen und Ansichten.

Unter Goethe's wissenschaftlichen Schriften zur Geschichte und Theorie der schönen Künste wie zur Natur-

wissenschaft gehörig, können wir hier nur andeuten: seine Italiänische Reise, seine Reisen in der Schweiz, am Rhein und Main, das Römische Carneval, seinen Benvenuto Cellini, Winckelmann, seine Optik und seine Farbenlehre. Auch befinden sich mehrere Abhandlungen von ihm in den von ihm herausgegebenen „Propyläen," einem artistischen Journal (3 Bde. Tübingen 1789 — 1800 gr. 8.), und in der Zeitschrift: „Ueber Kunst und Alterthum", welche Goethe 1816 begann, in der Absicht, die Ausbeute einer vorzüglich für Kunst-Zwecke unternommenen Reise in die Rhein- und Maingegenden, darin niederzulegen, die er dann aber, auf literarische Gegenstände erweitert, fortsetzte, und davon, bis 1828, 6 Bände zu 3 Heften (Stuttg. 8.) herausgab.

Die Sammlungen Goethe'scher Schriften sind folgende: 1) „Goethe's Schriften" 1 — 4ter Bd. Leipzig 1778. 8. 5ter Bd. ebendas. 1788, 6ter, 7ter, 8ter Bd. ebendas. 1790; desgl. „Goethe's Schriften," 4 Bände (welche die vorher genannten 8 Bde. in sich begreifen) Leipzig 1787 — 1791. 8. (Die früher zu Berlin 1775. 8. erschienene Ausg. in 2 Bdn., die 1777 in 3 Bdn. neu aufgelegt wurde und 1779 in 4 Bdn., ist unecht, ohne Vorwissen des Verfassers, und weder vollständig, noch zuverlässig.) 2) „Goethe's neue Schriften", (7 Bde. Berlin, 1792 — 1800. 8.) 3) „Goethe's Werke," (13 Bde. Tübingen, 1806 — 1810. gr. 8., späterhin, 1819, durch 8 Supplementbände vervollständigt). 4) „Goethe's Werke," (20 Bde., gr. 8. Stuttgart und Tübingen, 1815 — 19), welche Ausgabe auch in einem Abdruck in 12. (26 Bde., Wien und Stuttgart 1816 — 1822) veranstaltet wurde. 5) „Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in verschiedenen Abdrücken, 1827 — 30, 40 Bde. 8. und 12, wozu die hinterlassenen Werke, 15 Bde. 1832 — 34.

§. 43. Johann Gottfried v. Herder.

Der zweite hervorragende, auf unser Zeitalter segensreich fortwirkende Genius ist v. Herder. Geboren 1744 zu Morungen in Preußen, studirte er in Königsberg Theologie, wurde 1765 Lehrer an der Domschule zu Riga, durchreis'te dann mit dem Prinzen von Holstein-Eutin einen Theil von Deutschland und Frankreich, erhielt 1770 den Ruf als Hofprediger und Consistorialrath zu Bückeburg, und sollte 1776 als Professor in Göttingen angestellt werden, als er auf Goethe's Vermittelung den Ruf als Generalsuperintendent zu Weimar erhielt. Hier wurde er 1789 Vice-Präsident des Oberconsistoriums, 1801 geadelt, und starb 1803 den 18. December.

Unter allen nach universeller Bildung strebenden Gelehrten und Dichtern dieser Zeit steht Herder am höchsten. In keiner Wissenschaft fremd, hat er in vielen durch ein rastloses Bemühen von mehr als vierzig Jahren mit bedeutendem Erfolg für ihre Vervollkommnung gewirkt, und als Theolog, Philolog, Philosoph, Archäolog, Dichter, Uebersetzer, Kritiker, Natur- und Geschichtsforscher auf den Bildungszustand der Deutschen den entschiedensten Einfluß gehabt. Der Umfang seines Wissens, die Schärfe und Klarheit seines Denkens und die lebendige Kraft seines Gefühls sprechen aus allen seinen Schriften eben so sehr, als eine gewisse große Denkart, eine idealische Stimmung und rege Begeisterung für alles Gute und Schöne die Grundzüge seines Charakters bezeichnen. Daß er dabei in seiner Polemik eine gewisse Strenge, sogar Bitterkeit verräth, die ihn zu Härten gegen die Nation und die Würdigsten derselben verleitet, kann man ungern sehen, aber auch bei anderweitigen großen Verdiensten und seinen Bestrebungen nach dem Ewigwahren leicht vergessen, da diese Unbill nicht seinem sittlichen Charakter, sondern

einer gewissen physischen Reizbarkeit und den Beschränkungen seiner Jugend angehört. Als Dichter und Aesthetiker hat er sich uns in einer seltenen Vereinigung morgenländischer Wärme des Gefühls und der Phantasie mit Griechischer Grazie und Besonnenheit gezeigt. Statt, wie Einige gewollt haben, poetisches Talent ihm abzusprechen, könnte man im Gegentheil aus seinen Schriften nachweisen, daß die Fülle seines Gefühls ihn oft überströmt, und der Flug seiner Phantasie ihn selbst als Prosaiker nur zu sehr mit fortreißt, indem sein ganzes Denken ein bildliches und dichterisches zu nennen ist. In Absicht auf seine Schreibart und Darstellungskunst muß man indessen bei ihm zwei Perioden unterscheiden. In der frühern ist seine Sprache schnell und heftig, der Ausdruck kühn und üppig, überall sieht man den feurigen, sich überstürzenden Geist; in der zweiten ist seine Schreibart lieblich, leicht, anmuthig und einfach, hauchend den Geist der Alterthümlichkeit; doch verdunkelt er sich auch hier noch öfters selbst, und verliert sich in einer gehäuften, prunkenden Bildersprache.

Es ist indessen wahr, daß Herder, ungeachtet die Elemente eines poetischen Genies, Phantasie und Gemüth, in ihm sich vereinten, kein großes dichterisches Originalwerk hervorgebracht hat. Dies verhinderte die allseitige Richtung seines umfassenden Geistes, dessen Strahlen sich nicht auf einen Punkt zu concentriren vermochten; aber er zeigte auf jedem Gebiete, wohin er sich warf, im Sprachlichen, Dichterischen, Philosophischen, Kritischen &c. den entschiedensten Beruf; und gerade die Vereinigung dieser vielfachen Talente erhebt ihn zu der Höhe, auf der wir ihn erblicken. Darin liegt auch der Grund, warum er die Originalität anderer Völker, namentlich der Hebräer, Griechen, Italiäner und Spanier so glücklich aufzufassen, und

wiederzugeben vermochte. Sein sprachliches Wissen, sein philosophisches Denken und sein poetisches Productionsvermögen halten sich überall das Gleichgewicht. Dies ist seine Größe. Sein ganz eigenthümliches Verdienst aber ist, daß er den bis auf seine Zeit ganz verkannten Geist der orientalischen Poesie würdigte, und dadurch unsrer Sprach- und Dichtkunst eine neue Quelle und für die Schriften des alten Bundes ein neues Verständniß eröffnete.

Seine Schriften betreffen theils schöne Literatur und Kunst, theils Philosophie und Geschichte, theils Religion und Theologie. Er selbst veranstaltete noch bei seinem Leben eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, die nach jenen 3 Abtheilungen geordnet sind, über welchem Geschäft er aber gestorben ist. Es sind zusammen 45 Bände gr. 8. Die, welche die Literatur und Kunst betreffen, haben den Titel: „Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst." (Tübingen, 1805—1809. 1ster bis 16ter Band.) Der 1ste und 2te Theil enthält sehr schätzbare Fragmente zur Deutschen Literatur; der 3te den Cid, ein Gedicht, bestehend aus einer Reihe von siebenzig Romanzen in mannichfaltigen Versarten, und von verschiedenem Charakter, die das ganze Leben des Cid umfassen [1]. Der in ihnen herrschende Ton ist dem echten Charakter der Alt-Spanischen Romanze durchaus treu. Herder hat das, was in einzelnen Romanzen und Chroniken vom Cid erzählt wurde, sehr gut benutzt, um daraus ein Ganzes zu schaffen, das in dieser Gattung poetischer Arbeiten sein Meisterstück ist; der 4te und 5te enthält seine kritischen Wälder, oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen; der 6te dramatische Stücke und Dichtungen, zu welchen letztern auch seine

trefflichen „Paramythien" oder Erzählungen aus der Griechischen Fabel und seine Alles übertreffenden Legenden gehören; der 7te seine Abhandlungen und Briefe über schöne Literatur und Kunst. Darunter befindet sich auch die 1773 von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift: „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet." Der 8te Theil enthält seine Volkslieder verschiedener Nationen, und zwar Lieder aus dem hohen Nord, dem Süd, Nordwestliche, Nordische und Deutsche Lieder, und endlich Lieder der Wilden [a]), der 9te Theil eine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern, der 10te Nachbildungen Griechischer, der 11te Uebersetzungen Römischer Dichter und mehrere antiquarische Aufsätze, und der 12te Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrh. u. s. w. — Unter seinen Schriften zur Philosophie und Geschichte (aus 17 Bänden bestehend) gehörig, bemerken wir hier zunächst seine Preisschrift: „Ueber den Ursprung der Sprache" (Berlin, 1772, 8.), und seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (zuerst Riga 1784; 4 Theile, 4.), welches sein Hauptwerk und das geistreichste aller Schriften dieser Art ist, und unter den zur Religion und Theologie gehörigen die wichtige Schrift: „Vom Geist der Ebräischen Poesie," (Dessau, 1782, 2 Thle.) mit mehreren lyrischen Stücken begleitet. Letztere Abtheilung umfaßt 12 Bände. 1827 ff. erschien zu Tübingen eine Ausgabe in Taschenformat, die eben so eingetheilt ist und aus 60 Bändchen besteht. Auch besitzen wir einen Auszug oder „Geist" aus Herder's Werken, Berlin, 1826, 6 Bändchen, 16.

Eine Menge zerstreuter Aufsätze sammelte Herder anfänglich unter dem Titel: „Zerstreute Blätter," (6 Sammlungen. Gotha, 1785 — 1797. 8.) Diese Schrift und

seine „Briefe zur Beförderung der Humanität," (10 Sammlungen. Riga, 1793 bis 97. 8.), so wie seine „Adrastea", (6 Bde. Leipzig, 1801 — 1804. 8.), welches seine letzte Unternehmung ist, können schon hinreichen, Herder's großen, umfassenden Geist kennen zu lernen [3].

Anm. 1) Don Rodrigo Diaz, mit dem Beinamen Cid (gest. 1099) war ein ausgezeichneter Held in Castilien, und lebte auch nach seinem Tode in der Poesie seines Vaterlandes. Die Romanzen, die seinen Ruhm verewigen, gehören zu den ältesten Proben der Castilischen Schriftpoesie.

2) Glückliche Nachfolger erhielt Herder als Volksliederdichter an Friedrich Heinrich Bothe, dessen Volkslieder zu Berlin, (1795. 8.) erschienen; ferner an Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano, die unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn," altdeutsche Lieder (2 Bände, Heidelberg 1806 und 1808 gr. 8.) herausgaben; ferner an J. G. Büsching und F. H. von der Hagen, die eine „Sammlung Deutscher Volkslieder" zu Berlin 1807 in 8. besorgten, so wie an Görres und mehrern Andern.

3) Ueber das Leben und den schriftstellerischen Charakter dieses Mannes s. man besonders: Museum Deutscher Gelehrten und Künstler (Breslau, 1800, Nr. 3. S. 81 — 116), wo sich eine Abhandlung über seinen schriftstellerischen Charakter, von Fülleborn, befindet, und Herder's Charakteristik, von Danz und Gruber (Leipzig 1805. 8.). Eine sehr lesenswerthe Schrift. — Vergl. „Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's, von (seiner Gattin) Maria Carol. v. Herder, herausgegeben von J. G. Müller" (2 Bde. Tübingen 1820. gr. 8.) und „Herder's Leben, nebst gedrängter Uebersicht seiner Werke" von Hr. Döring. Weimar, 1823. 8. Zwei lange, sehr ausführliche Artikel über ihn enthält Jördens Lexikon, Bd. II. und Bd. VI.

§. 44. Friedrich von Schiller.

Der dritte Heros, der allverehrte Dichter der Na-

tion, Friedrich v. Schiller, wurde geboren zu Marbach im Würtembergischen den 10ten November 1759. Sein Vater (Hauptmann und Aufseher über die Gärten des fürstl. Lustschlosses Solitüde), übergab ihn 1773 der Militärakademie, wo er sich, bei Zurücksetzung der übrigen Schulstudien, fast ausschließlich mit Lesung Deutscher, Lateinischer und Morgenländischer Dichter beschäftigte. Zu jenen gehörten Klopstock's Messias, der ihn ganz besonders anzog und den bestimmtesten Einfluß auf Schiller's dichterische Bildung gehabt hat; zu diesen Virgil's Aeneide, und die poetischen Bücher der Bibel nach Luther's Uebersetzung. Schon damals regte sich in ihm das Gefühl, nicht bloß zu empfangen, sondern selbst zu schaffen und zu bilden, und er versuchte auch seine poetische Kraft an einem Epos, dessen Held Moses war. Aber bald fiel ihm Gerstenberg's Trauerspiel Ugolino in die Hände, und dies und Goethe's Götz von Berlichingen gaben seinem Dichtungsvermögen eine andere Richtung, und führten ihn unwillkürlich auf die tragische Laufbahn. Erst nach vielfachem Lesen jener Stücke wurde er mit Shakespeare bekannt, der auf geraume Zeit alle andere Dichter aus seinem Geiste verdrängend, ganze Jahre hindurch sein höchstes Urbild, und das Ziel seines Strebens war. Auch Leisewitz'ens „Julius von Tarent" (Trauerspiel in 5 Aufz.) so wie Lessing's Schauspiele gehörten zu seiner Lieblings-Lectüre und alle diese haben auf seinen Ausdruck, seine Sprache und Darstellungsart sichtbar eingewirkt. Seine ersten dramatischen Arbeiten verriethen mehr mühevolles Nachbilden, als eigene Schöpferkraft. Letztere zeigte sich zuerst in seinem 17ten Jahr, 1777, zu welcher Zeit er seine „Räuber", als das erste nennenswerthe Drama, verfertigte. Als Brotstudium hatte er sich die Arzneikunde gewählt, und wurde gleich nach

seinem Austritt aus der Militär-Akademie Regimentsarzt in Stuttgart. Als solcher feilte er noch einmal sein Schauspiel, die Räuber, und ließ es drucken. Aber die erste Aufführung des Stücks in Manheim erregte das Mißvergnügen eines angesehenen Graubündners, der wegen einer Stelle, worin von seinen Landsleuten wie von Straßenräubern gesprochen werde, bei dem Herzog klagbar wurde, welcher darauf Schiller'n verbot, fernerhin etwas zu schreiben. Dieser Umstand veranlaßte unsern Dichter, seinen Abschied zu nehmen. Er begab sich nun nach Manheim, wo er 1782 Theaterdichter wurde, und die beiden Dramen „Fiesko" und „Kabale und Liebe" dichtete. Doch nicht lange in dieser Lage sich gefallend, besuchte er Dresden, Leipzig und Weimar, hielt sich auch einige Jahre zu Bauerbach, einem im Meiningschen belegenen Gute des Herrn von Wollzogen auf, dessen Schwester nachher Schiller's Gattin wurde. Endlich trat er 1789, auf Goethe's Veranlassung, als außerordentlicher Prof. der Philosophie in Jena zuerst in ein bestimmtes gelehrtes Verhältniß, und lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, so wie in der Folge auch Aesthetik. Hier knüpfte sich das Band der einflußreichen Freundschaft zwischen ihm und Goethe in dem benachbarten Weimar; hier arbeitete er an seiner „Sammlung histor. Memoiren"; hier vertiefte er sich in die Abstractionen der Kant'schen Philosophie, die ihn durch ihre skeptisch-ethische Weltbetrachtung um so mächtiger anzog, da sein eigener Geist sich in dem Charakter jenes Systems wieder fand; hier schrieb er seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges," legte aber durch diese Anstrengungen auch den Grund zu einem kränklichen Körper *). Nachdem er 1796 ordentlicher Professor der Geschichte geworden, (schon früher, im J. 1790, hatte er den Charakter eines Hofraths erhalten), zog ihn Goethe

nach Weimar, wo er sich wieder erheiterte, und die vollendetsten Werke seines dichterischen Geistes herausgab. Im J. 1802 erhob ihn der Deutsche Kaiser in den Reichsadelstand; 1804 aber, nachdem er von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt war, stellte sich seine Kränklichkeit wieder ein: ein Nerven- und Brustfieber verzehrte allmälig seine Kraft, und machte seinem edlen Leben den 9ten Mai 1805 ein Ende. Obwohl frühzeitig der Welt entrissen, kann er doch nur glücklich gepriesen werden; denn er starb, von ganz Deutschland betrauert, in der schönsten Blüthe seines Geistes, und sicherte sich dadurch vor den Schwächen eines lähmenden Alters. Die seltensten Talente, deren jedes schon einzeln ihn unter den vorzüglichsten Schriftstellern hätte auszeichnen können, hatten sich in ihm vereinigt, und erzeugten Werke von so mannichfaltiger Art, von so reichem und tiefem Gehalt, von so eigenthümlicher und schöner Form, daß sich die Deutschen in ihm, als klassischem Prosaiker und Dichter, vorzugsweise ihren Liebling erkoren haben. Das große Publikum, das ihn nur als lyrischen und dramatischen Dichter bewundert, würde seine großen Talente noch ungleich höher schätzen, wenn es nicht nur alle die mannichfaltigen Kenntnisse und tiefen Einsichten, die seinen trefflichen poetischen Werken zum Grunde liegen, deutlicher zu erkennen, sondern auch in diesem Dichter den tiefdenkenden Weltweisen, den scharfsinnigen Aesthetiker und Kunstkenner, den geistvollen und lehrreichen Geschichtschreiber, den feinen Menschenkenner und erhabenen Moralisten, kurz den Mann von gleich gebildetem Geiste und Herzen zugleich in lebendiger Wahrnehmung zu fassen und zu würdigen wüßte. Seine wesentlichste Eigenthümlichkeit besteht in der Vereinigung eines philosophirenden Kopfs mit poetischem Sinn und Geiste. Sobald er eine höhere Stufe der Bildung

errang, zeigte sich in jedem seiner Erzeugnisse philosophische Reflexion im poetischen Gewande; ja es läßt sich aus seinen Gedichten die Periode genau angeben, in welcher ihm die unterscheidenden Begriffe der kritischen Philosophie näher bekannt geworden sind. Der höchste Glanz der Deutschen Sprache, den er über jedes seiner Werke zu verbreiten wußte, und besonders der rhythmische Wohllaut, der nicht bloß in seinen Poesien, sondern in allen seinen Werken herrscht, hat es gemacht, daß diese Bemerkung nicht früh genug aufgefaßt wurde. Wer aber die Wahrheit derselben bezweifeln möchte, dürfte nur seine prosaischen Schriften über Gegenstände der Kritik und Kunst studiren. So äußerst vortrefflich und belehrend sie sind, so muß man eingestehen, daß sich so kein Schriftsteller erklären würde, bei dem die künstlerische poetische Ansicht die vorherrschende ist. Ein großer Theil seiner dichterischen Werke verräth eine leidenschaftliche Befangenheit seines Gemüths durch eine getrübte Lebensansicht, und ohne Zweifel fand er hierin schon in frühern Jahren seinen Beruf für's Trauerspiel.

Anm. *) Schiller arbeitete häufig des Nachts, und schlief am Tage. Kam man gegen Abend zu ihm, so konnte man an seinem Frühstück Theil nehmen.

§. 45. Fortsetzung: Vergleich mit Goethe.

Man hat bei Vergleichung unsers Dichters mit Goethe einen so wesentlichen Unterschied zwischen beiden wahrgenommen, daß man sie in einem gewissen Punkte als Gegensätze hinstellen will. Dieser Punkt betrifft die reine Objectivität Goethe's (von der bereits §. 41. gesprochen worden) und die überwiegende Subjectivität Schiller's. Wenn Jenem vielleicht natürliche und ungetrübte Ruhe des Gemüths in Verbindung mit seiner ho-

hen Intelligenz, und unterstützt durch die schon frühe Unabhängigkeit seiner Lebensverhältnisse, erleichtert, sich seiner subjectiven Begeisterung zu entäußern, so sehen wir, daß es Schillern nach seiner von Natur wehmüthigen Stimmung, nach seinem angebornen Hange zu einem reflectirenden Tiefsinn und nach seiner ganzen ihm eigenthümlichen Weltanschauung, schwer werden mußte, die individuelle Wahrheit der Wirklichkeit rein aufzufassen. Ueberall tritt aus seinem tiefen und reichhaltigen Gemüth eine ideale Gedankenwelt heraus, durch welche er die wirkliche Welt nach seiner Individualität abändert und gestaltet. Daher erkennen wir in allen seinen Productionen sein persönliches Ich, und da dieses die glückliche Eigenthümlichkeit in sich trägt, daß es uns immer ein wohlthuendes Bild hoher und reiner Gesinnung, großartiger Gefühle und Energie des Charakters vorhält, ein Bild, welches zugleich das ethische Gepräge der Nation selbst ist: so begreift sich leicht, daß Schiller, ohne auf der Kunsthöhe Goethe's zu stehen, doch der Nation mehr zusagen, und Nationaldichter der Deutschen werden mußte, während Goethe mit seiner Objectivität allen Zeiten und allen Völkern angehört. Wenn dies im Allgemeinen von den Dichtarten Beider gilt, so muß in Bezug auf die Schillerschen Dramen noch der besondere Vorzug bemerkt werden, daß sie mehr dramatisches Leben als die Goetheschen haben, und daher als Bühnenstücke betrachtet, sich besonders geltend machen. Wie aber auch die Urtheile darüber fallen mögen, ewig wahr bleibt es: Beide sind die größten leuchtenden Gestirne am Horizont Deutscher Poesie; nur leuchtet Jeder in einem anders gefärbten Lichte.

§. 46. Fortsetzung.

Wir besitzen von Schiller, dem Dichter, lyrische und dramatische Gedichte.

1) Seine lyrischen Gedichte erschienen in zwei Theilen, Leipzig 1800, (dritte, von Neuem durchgesehene Auflage, Leipzig, 1807, 1808. in 8.; dann 1818 auch in einer Stereotypausgabe, 2 Bde. 16.). Der Werth dieser Gedichte ist ihrem größeren Theile nach, so klar und entschieden, daß darüber nur Eine Stimme herrscht. Kein neuerer Lyriker darf sich rühmen, von jedem Alter so oft rezitirt, so wiederholt gern gelesen, so allgemein bewundert worden zu sein wie Er. In allen seinen Stücken herrscht Zartheit und Würde, aber auch ein, dem tragischen Gefühl verwandtes, wehmüthiges Sehnen nach dem Idealen, ein sinnvoller Ernst, der selbst in seinem Lied an die Freude durchtönt. Zu den köstlichsten Stücken gehören: der Hymnus an die Freude, die Götter Griechenlands, Resignation, die Ideale, das Reich der Formen, die Worte des Glaubens, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen ꝛc. Besonders aber haben seine Balladen und Romanzen ein eigenes großes Gepräge, eine unerreichte Kraft und Zartheit, und den glänzendsten Reichthum an Gedankenbildern. Zu den vorzüglichsten gehören: der Taucher, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer, der Ritter Toggenburg, die Bürgschaft, Hero und Leander ꝛc., die ewig frisch und lebendig im Munde des Deutschen Volks leben werden. — Der strenge Mechanismus des Versbaus konnte seine feurige Phantasie nicht hemmen, daher dichterische Freiheiten in ihm oft nachzuweisen sind.

2) Seine dramatischen Gedichte. Diese sind gesammelt unter dem Titel: „Theater, von Schiller," (5 Bde. Tübingen, 1805. 1806. 1807. gr. 8. Schreibpapier mit Kupfern, Druckpapier ohne Kupf.) In seiner dramatischen Laufbahn muß man drei Bildungs-Perioden unterscheiden. In die erste, die Periode einer noch un-

gezügelten Phantasie, fallen seine Jugendwerke, und zwar „die Räuber, ein Trauerspiel" (zuerst Frankfurt und Leipzig 1781), „die Verschwörung des Fiesko, ein republikanisches Trauerspiel" (Manheim, 1783), u. „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel, in fünf Aufz." (zuerst Manheim, 1784). Unter diesen dreien sind die Räuber das merkwürdigste, das, mit Recht als Kunstprodukt verworfen, doch aller seiner üppigen und mißgestalteten Auswüchse ungeachtet, immer als eine höchst geniale Schöpfung vielleicht einzig in ihrer Art anerkannt sein wird. Der Dichter hat hier die ganze Kraft und Fülle seines jugendlichen Geistes aufgeboten, und die ungeheuersten Formen geschaffen, wie sie aus seiner damaligen Weltanschauung hervorgehen mußten. Auch die beiden andern zeigen von hohen und seltenen Naturanlagen, die sich noch keinem durch das Studium geschriebenen Gesetze unterworfen haben. In allen dreien gibt das Laster den Anstoß. Hauptgegenstand ist das Ringen der Freiheit mit dem Schicksal, dem Staate und der Convenienz. — In die zweite Bildungs-Periode, die eine durch philosophische Studien beherrschte Phantasie zeigt, fällt sein „Don Carlos, Infant von Spanien, ein dramatisches Gedicht" in fünffüßigen reimfreien Jamben (zuerst Fragmente davon in der Thalia, dann ganz, zu Leipzig, 1787). Auch hier sind noch Spuren der ersten Periode sichtbar, daher dieses Stück noch nicht als ein vollendetes Kunstwerk betrachtet werden darf. Auch trug er sich damit zu lange, denn er vollendete es nur nach einem großen Zwischenraume, da doch nach seinem eigenen Ausdrucke, ein dramatisches Werk nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein soll. Daher wollte er es auch nicht für ein Theaterstück gehalten wissen; aber es ist dennoch (obgleich oft seltsam beschnitten und verstümmelt) überall bis auf diesen

Tag mit lautem Beifall gegeben worden, und wird auch dem Kenner durch eine oft sehr tiefe Charakterzeichnung, durch die pathetische Kraft in den Situationen, und durch große, weltbürgerliche Gedanken über die menschliche und gesellschaftliche Natur sich fortdauernd empfehlen. — Die dritte Periode zeigt Schiller in seiner höchsten, durch philosophisches und historisches Studium erlangten ästhetischen Bildung, die ihn immer mehr und mehr der Objectivität sich nähern, und zugleich die Ueberfüllung seiner pomphaften und bilderreichen Sprache mäßigen läßt. In ihr sind denn auch alle die herrlichen Schöpfungen entstanden, die seinen und der Deutschen Ruhm auf immer befestiget haben. Dahin gehören:

1) „Wallenstein, ein dramatisches Gedicht." Es besteht aus zwei Theilen, von denen der erste „Wallensteins Lager" und „die Piccolomini, in 5 Aufz.", der zweite „Wallensteins Tod, ein Trauerspiel in 5 Aufz." enthält. Die erste Ausgabe erschien Tübingen 1800. gr. 8. — Eine scharfsinnige Beurtheilung dieses Stücks erhielten wir von W. Süvern in Berlin, unter dem Titel: „Ueber Schiller's Wallenstein in Hinsicht auf Griechische Tragödie." (Berlin, 1800. 8.) Wir bemerken hier nur, daß dieses Drama, ausgezeichnet, nicht nur unter allen Werken des Verfassers, sondern dieser Gattung überhaupt, durch den großen Reichthum trefflich gezeichneter Charaktere, und durch den Wohllaut der bis zur höchsten Vollkommenheit abgerundeten poetischen Sprache, eben sowohl den Ruhm des Dichters als den Ruhm unserer Sprache für die ganze Folgezeit gesichert hat.

2) „Maria Stuart, ein Trauerspiel," das zuerst Tübingen 1800. gr. 8. erschien. — Mit diesem durch Charakterzeichnung sowohl als durch echt tragische Motive hervorstechenden Stücke zeigt sich in Schiller ein gewiß

ſes Hinneigen zum Katholizismus. Der Dichter verbindet hier zu ſehr das Intereſſe der Religion mit dem Intereſſe des Drama, und verwiſcht in der Erſcheinung den Unterſchied zwiſchen Kirche und Theater, indem er eigenthümliche Handlungen jener auf dieſes verpflanzen will.

3) „Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie," zuerſt als Taſchenbuch auf das Jahr 1802. Berlin, 1801. kl. 8. Dieſes Stück fand bei der erſten Aufführung in Leipzig und nachher überall den rauſchendſten Beifall. Als dramatiſches Kunſtwerk möchte es nicht befriedigen, denn die einzelnen Scenen ſtehen in einem ſehr lockern Zuſammenhang; aber es hat einen ſolchen Zauber der Phantaſie, eine ſolche Lyrik der Sprache und eine ſo glänzende Scenenpracht, daß es noch lange ein Feſt- und Feierſtück unſrer Bühnen bleiben wird.

4) „Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerſpiel mit Chören." Zuerſt Tübingen 1803. Schiller gibt uns in dieſem ſpruch- und gedankenreichen Stücke ein Bild der glühendſten Liebe und der furchtbarſten Rache. Es gehört zu der Gattung der Schickſalsdramen und erſcheint der Kritik in mehrfacher Hinſicht verfehlt; denn das Schickſal iſt hier nicht innerlich mit der Handlung verbunden; es iſt nur ein abſtracter, durch die Reflexion des Dichters gewonnener Begriff. Daß er das Antike mit dem Romantiſchen zu verbinden verſuchte, ergibt ſich auch aus dem von ihm hier zum erſten Male aufgenommenen Chor der Alten. Ob ſich dies mit dem Charakter des neuen Trauerſpiels vertrage, — darüber entſcheidet die Dramaturgie. Schiller ſelbſt rechtfertiget ſich deshalb in einer eigenen Abhandlung, die dem Stücke vorausgeſchickt iſt. Die von ihm aufgeſtellten Hauptgeſichtspunkte für den Chor ſind: daß er die Reflexion von der Handlung abſondern, und Ruhe in dieſe

bringen sollte. Bei den Griechen war allerdings der Chor nöthig. Das Theater derselben hatte eine andere Bestimmung, als bei uns. Es endigte nämlich an Festen der Gottheiten mit der Darstellung einer Nationalbegebenheit, an der das Volk nach seiner republikanischen Souveränetät Antheil genommen hatte. Auch war bei der Darstellung eine ungeheure Menschenmenge zugegen; die Stimme der einzelnen Schauspieler würde verschollen sein, wenn nicht der Chor, verbunden mit Musik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Dieser repräsentirte das Volk, und der Dichter theilte dem Chor diejenigen Empfindungen und Urtheile zu, die das Volk über die dramatisch dargestellten Handlungen gehabt hatte oder haben sollte.

5) „Wilhelm Tell, ein Schauspiel," erschien zuerst Tübingen 1804, und ist das letzte unter den vollendeten Dramen Schiller's, das besonders anziehend wird durch sein historisches Leben und durch die treue Darstellung der einfachen Sitte eines unverderbten freisinnigen Volks, welches als Sieger dasteht, in dem Kampf gegen frevelhafte Unterdrückung.

Wir übergehen hier die kleineren Stücke, als: „die Huldigung der Kunst, ein lyrisches Spiel" (1804), „Turandot, Prinzessin von China, ein tragi-komisches Mährchen nach Gozzi" und „der Parasit, Lustspiel nach dem Französischen"; auch den fragmentarischen Nachlaß: „Demetrius", „Warbeck", „der Maltheser" ꝛc. unter denen das erstgenannte das vorzüglichste sein möchte, und wenden uns zu Schiller dem Prosaiker.

Als Historiker ist er zu idealisch. Ihn reizte die Geschichte nur in so fern, als er aus ihr den erhabenen Stoff zu seinen Tragödien entlehnte, und darin Gelegenheit fand, das hohe Schicksal der Welt und des Lebens zu entfalten. Man muß daher aus seinen historischen

Werken, „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (Leipzig, 1790. 8.; N. A. 1802.) und „die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung" (Bd. 1. 2. Leipz., 1788. 8.; N. A. 1802.) nicht sowohl historische Begebenheiten erlernen, als vielmehr große Ansichten auffassen, und philosophische Betrachtungen über den Gang der Schicksale anstellen wollen. Die Schreibart ist meist preziös und überladen, mehr für Gefühl und Phantasie, als für den Verstand geeignet. —

Seine „kleinere prosaische Schriften" (4 Thle. Leipzig, 1792 — 1802. 8.) bewahren eine Menge schätzenswerther Abhandlungen und kritischer Urtheile, und haben auf die höhere Ausbildung der Kunstkritik unter den Deutschen mächtig eingewirkt. Unter den von ihm herausgegebenen Journalen sind besonders zu bemerken: „Thalia", Leipzig 1785—91, und „die Horen", 1795—1797, die ebenfalls viele treffliche Abhandlungen, auch Fragmente seiner Dramen enthalten.

Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien unter dem Titel: „Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke," (12 Bde., Stuttgart und Tübingen 1812 bis 1815. gr. 8. N. A. 1818.). In dieser Ausgabe stehen die Werke Schiller's nach Klassen, in der Zeitfolge. Davon aber ist die Ausgabe Stuttgart und Tübingen 1817 — 20. 18 Bände in 16., so wie die zu Wien und Stuttgart 1819. 20. (schön gedruckt, aber mit Censur-Lücken) 18 Bände in 12., wieder abgewichen, und die Werke darin sind mehr in einer systematischen Folge zusammengestellt; letztere Ordnung ist auch in den geringeren Ausgaben in Taschenformat, die seit 1823 gemacht worden sind, beibehalten. Neuere Ausgaben sind: Stuttgart und Tübingen 1827. 28. 18 Bde., Ausgabe in Einem Band 1829. 4. u. Ausg. in 12 Bdn. gr. 8. 1835.

Anm. *) Nachrichten von Schiller's Leben finden wir in der Schrift: „Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter.“ (Leipzig, 1805. 8.); dann in „Friedrich's von Schiller Leben, aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke; herausgeg. von Heinr. Döring“ (Weimar, 1822. 12.); Karol. v. Wolzogen Leben Schiller's, 1830. 2 Bde, 8.; auch vergl. „Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt“. Tübingen 1830. 8. Eine „Nachlese zu Schiller's sämmtl. Werken v. Heinr. Döring“ erschien Zeitz, 1835. 12.

§. 47. Der Hainbund:

Gottfr. Aug. Bürger, Ludw. Heinr. Christ. Hölty, Joh. Ant. Leisewitz, die Brüder Stolberg, Joh. Heinr. Voß und Joh. Martin Miller.

Wenn die Deutschen in der Geschichte ihrer Literatur von einem goldenen Zeitalter sprechen wollten, so würde der Anfangspunkt desselben mit Goethe's Götz von Berlichingen zu bezeichnen sein. Die Fülle dichterischer Talente, besonders in der Lyrik, Epik und Dramatik, die Leistungen für Grammatik, rhythmische und philosophische Durchbildung der Sprache in Poesie und Prosa, die in den literarischen Bestrebungen immer mehr sich befestigende Selbständigkeit und Nationalität, neben dem tiefern Forschen, Erkennen und Uebertragen antiker und moderner Kunst und Gelehrsamkeit, die durch Lessing und Winckelmann fester begründete Kritik des Schönen, nebst der durch Kant angeregten tiefern Erkenntniß der Wahrheit: dies zusammengenommen, im Einzelnen nach seinen Wirkungen bis auf unsre Zeit herab verfolgt, gibt einen so großen Reichthum von mannichfach glänzenden Erscheinungen, daß wir auf eine vollständige Uebersicht und Charakteristik aller dabei mitwirkenden Talente verzichten müssen. Was wir daher hier aus dem Goethe-Herderisch-Schiller-

schen Zeitalter noch geben können, darf nur als Andeutung der wichtigsten Momente und Personen angesehen werden. Jüngere Schriftsteller gehören ohnedies der Würdigung einer spätern Zeit an.

Wie einst in Leipzig, so bildete sich 1772 in Göttingen, wo Christian Gottl. Heyne (geb. 1729, gest. 1812) den Sinn für Literatur förderte, ein jugendlicher, für Sittenreinheit, klassische Bildung und Deutschheit gesinnter, den Verdiensten und Grundsätzen Klopstocks huldigender, Dichterkreis, der unter dem Namen Hainbund sich um Sprache, Poesie und Metrik sehr verdient gemacht hat. Die wichtigsten seiner Mitglieder waren außer dem schon S. 567 genannten Romanendichter J. M. Miller:

1) Gottfr. Aug. Bürger, geb. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, 1772 Justizbeamter zu Altengleichen (von wo aus er mit dem Hainbund vereint wirkte), übernahm 1780 eine Pachtung zu Appenrode, ging 1784 nach Göttingen als Privatdocent, wurde 1789 daselbst Professor, verheirathete sich nach dem Tode seiner ersten Gattinn 1785 mit deren Schwester Auguste Leonhart, die er unter dem Namen Molly so feierlich und warm besungen hat; und da auch diese starb, zum dritten Male unglücklich, erkrankte, und erlag endlich vielfachen Leiden 1794. Er hat unter den Volkslieder- und Balladen-Dichtern einen hohen Rang, wenn man von einigen unzarten Versinnlichungen und Derbheiten absieht. Seine Ballade „Lenore" machte ihn zum Liebling des Volks; eben so: „der wilde Jäger", „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" und die „Entführung." Von minderem Gehalt sind seine scherzhaften Erzählungen, in denen der Ton oft zu tief herabsinkt; doch haben einige, wie „der Kaiser und der Abt" großen Beifall gefunden. Unver-

gleichlich aber ist er in seinen erotischen Liedern, unter denen das an Molly vielleicht nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Das damals fast vergessene und verachtete Sonett hat er unter den Deutschen wieder zu Ehren gebracht; ein Muster dieser Gattung gab er in „Trauerstille." Ausgaben seiner Gedichte erschienen zu Göttingen 1778 u. 1789. 2 Bde. 8.; ferner „G. A. Bürger's poetische Werke," herausgegeben von Karl Reinhard (Hamburg, 1812 — 1816. 4 Bände 8.) und eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, Berlin, 1823 u. 24. 7 Bde. gr. 12.; ferner: „Bürger's sämmtliche Werke in Einem Bande; herausgegeben von H. W. Bohtz", Göttingen 1835. 4. Vergl. „G. A. Bürger's Leben, bearbeitet von H. Döring." Berlin, 1826. gr. 12.

2) Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geb. 1748 zu Mariensee, einem Dorfe im Fürstenthum Calenberg, kehrte als Theolog von Göttingen kränklich nach Hause zurück, und starb 1776 zu Hannover. Ein herrlicher zartsinniger, tief fühlender Jüngling, mit dessen Tode ein köstliches Leben unterging! In seinen „Gedichten, besorgt durch Fr. Leop. Graf zu Stolberg und J. H. Voß." (Hamburg 1783; N. A. 1795, und 1814, letztere „neu besorgt und vermehrt von J. H. Voß." Weißenfels, 8.), spiegelt sich ein reines für Natur und Schönheit empfängliches Gemüth. Ausgezeichnet ist er in der Elegie, (z. B. auf ein Landmädchen), wozu sein schwermüthiger sentimentaler Geist sich besonders hinneigte; überhaupt herrscht in seinen meisten Gedichten ein weicher, schmelzender Ton, ein Sehnen nach Tod und Grab. Er war lange Zeit ein Liebling des Volks.

3) Joh. Anton Leisewitz, geb. 1752 zu Hannover, starb als Geheimer Justizrath zu Braunschweig

1806. Sein dichterisches Verdienst beschränkt sich auf sein bürgerliches Trauerspiel „Julius von Tarent", Leipzig 1776. 8., das aber seinen Ruhm entschieden hat. Mehrere humoristische Aufsätze enthalten seine „Sämmtliche Schriften", Wien, 1816.

4) Heinr. Christian Boje, geb. 1745 zu Meldorp im Holsteinschen, gest. 1806 als Etatsrath in seinem Geburtsort, machte sich in dem Hainbunde als Kritiker verdient, und besorgte gemeinschaftlich mit Gotter die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs von 1770 — 75.

5), 6) Die Brüder: Christian Graf zu Stolberg, geb. 1748 zu Hamburg, gest. als Landrath auf seinem Gute Windebye im Holsteinschen 1821; und Fr. Leop. Gr. zu Stolberg, geb. 1750 in dem Holsteinschen Flecken Bramstedt, zuletzt Präsident zu Eutin, tritt 1800 zur Römischen Kirche über, entzweit sich darüber mit Voß und stirbt 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Beide durch Studium der Griechen gebildet und durch Klopstocks Vorbild für alles Sittlich-Große und Vaterländische begeistert, waren Lyriker; ihre früheren Gesänge wurden auch gemeinschaftlich, unter dem Titel „Gedichte der Brüder Chr. und Fr. Leop. Gr. zu Stolberg von H. Chr. Boje" (Leipzig 1779. 8.) herausgegeben; eine spätere Sammlung „vaterländischer Gedichte" 1815 zeigt von hoher vaterländischer Begeisterung. Beide haben aber auch Schauspiele mit Chören herausgegeben (1786), in denen theilweise ein antik-lyrischer Geist weht. Christian ist am glücklichsten im sanften Liede und in der Ballade. Auch seine schon 1787 vollendete Uebersetzung des Sophokles verdient ehrenvolle Beachtung. — Fr. Leopold steht in der Kunstbildung höher. In seinen Balladen ist echt ritterlicher Geist, in seinen Oden

Wärme und Innigkeit des Gefühls für Natur, Freundschaft und Vaterland. Als geistvoller Uebersetzer der „Iliade" (1778, 3te Aufl. 1793), der „vier Tragödien des Aeschylos" (1802), der „auserlesenen Gespräche des Platon" (1793, 3 Th.) und des „Ossian" (1806, 3 Th.) hat er Vielen vorgeleuchtet. — Seine prosaischen Darstellungen gehören zu den gehaltvollsten seiner Zeit; besonders seine „Reise in Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien" (1774. 4 Bde. 8.), die reich an trefflichen Schilderungen ist, und sein „Leben Alfred's des Großen, Königs von England" (1815), das sich durch einfach-edle Schreibart auszeichnet. In seiner „Geschichte der Religion Jesu Christi (1807 ff., 15 Bde.) finden sich treffliche Charakterzeichnungen und gemüthliche Betrachtungen. Spuren der Hinneigung zum Römisch-Katholischen sind unverkennbar. — Versöhnt und friedlich trete hier neben ihn der Schatten unsers

7) Joh. Heinr. Voß, geb. 20sten Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, 1778 Rector zu Ottendorf in Hadeln, 1782 in Eutin (hier in enger Verbindung mit dem Historiker Bredow), privatisirte seit 1802 erst in Jena, dann in Heidelberg, starb als Badenscher Hofrath und Akademiker den 29sten März 1826. — Ein gründlich gebildeter Gelehrter, tüchtiger Kunstrichter, klassischer Uebersetzer, angenehmer Dichter, kühner Streiter für Glaube und Wahrheit. Sein vielfaches Verdienst um Kritik, Grammatik, Metrik und Alterthumskunde, und sein dadurch erlangter mächtiger Einfluß auf klassische Bildung der aufblühenden Generation seiner Zeit stellen ihn auf eine Höhe, wie sie den Wenigsten seiner Kunstgenossen zu Theil ward. Zum Originaldichter fehlte es ihm an Phantasie, doch war er seiner Zeit Muster in der Idylle und auch im Liede. Als Idylliker erweiterte er die

Grenzen seiner Dichtart, indem er jeden Stand darin aufnimmt, der von der verderbten Lebenssitte des Großstädters sich noch fern gehalten hat. Eine Sammlung seiner Idyllen, unter denen der „siebzigste Geburtstag" wie ein schönes Niederländisches Gemälde anspricht, erschien Königsberg 1800. 8.; darunter befinden sich auch einige Niederdeutsche in Hexametern, z. B. de Winteräwend, die er mit erläuternden Anmerkungen begleitete. Am vollendetsten ist sein idyllisches Epos „Luise" (1794, 1807 und umgearbeitet 1812), das als Muster eines reinen und treuen Familiengemäldes bis jetzt noch unerreicht dasteht, obwohl die Schilderung der äußeren Situationen oft zu kleinlich und ermüdend ist. Nicht minder geschätzt sind viele seiner Lieder, die den Charakter eines für Natur, Vaterland, Recht und Freiheit schlagenden Deutschen Herzens in sich tragen, und das höhere Kunstschöne mit dem Einfachen so glücklich paaren, daß sie jedem Grad der Bildung zusagen. Eine vollständige Sammlung derselben enthalten, vermischt mit seinen Oden und Elegieen, seine „sämmtlichen Gedichte" 7 Th. Königsberg 1802, 8. und Ausgabe letzter Hand 1825. 4 Th. 12.

Als metrischer Uebersetzer der Alten hat er nicht bloß seine Meisterschaft in der lebendigen Auffassung des antiken Geistes, sondern auch seine tiefe Kenntniß der Muttersprache gezeigt und in dem Gebrauch ihres Wortreichthums und ihrer möglichen Verbindungsarten eine bis dahin nie gekannte Freiheit und Kraft entwickelt. Voß wollte durch seine Uebersetzungen wirkliche Kunstproducte geben und die höchsten Anfoderungen befriedigen, die man an Verdeutschungen fremder Dichter zu machen berechtiget sei. Er folgte daher dem ausländischen Vers in allen seinen Bewegungen, und suchte überall dem Urtext in der Zahl der Zeilen, in der Stellung der Worte und im

Rhythmus gleich zu kommen. Aus dieser sklavischen Worttreue aber entstanden natürlich viele seltsame Zusammensetzungen und kühne Verbindungen, die dem Geist der Sprache Gewalt anthaten, die Schönheit des Originals selbst verdunkelten und das Verständniß vieler Stellen erschwerten oder ganz verhinderten. Ein solches Verfahren schien die Gränzen der Uebersetzerkunst zu überschreiten und der Muttersprache Gefahr zu bringen, besonders da voreilige Jünger in Originalen und Uebersetzungen das Undeutsche nachahmten, so daß unsre Sprache, um mit Klopstock zu reden (dessen Ode: „Unsre Sprache an Uns" 1796, sich darauf bezieht) verbrittet, gallizismet, zur Quiritin gemacht und verachä't wurde. So wenig wir nun eine solche Verletzung des Sprachgenius in Schutz nehmen können, hat Vossens Vorbild doch veranlaßt, daß unsere Sprache zu einer höheren Freiheit in Wortbildungen und Constructionen erhoben, und dadurch mehr als andere neuere Sprachen befähiget wurde, sich jedem Original fremder Dichter befreunden zu können.

Seine Uebersetzungen sind:

1) „Homer's Werke," (4 Bde. Altona, 1793. gr. 8. N. durchaus verb. Ausgabe, 3 Bde. Königsberg, 1801. gr. 8.; dritte, vierte, fünfte Aufl. Tübing., 1807, 1814, 1821. gr. 8.) Jede neue Auflage hat bedeutende Veränderungen und in der Ausgabe von 1801 sind sogar zwei Drittheile des ganzen Werks umgearbeitet worden; 2) „Virgil's Werke," (3 Bde. Braunschweig, 1799. 8. Zweite verb. Ausgabe. Ebendas. 1821. 8., dritte Ausg. Braunschweig 1822; 3) „Verwandlungen nach Ovidius" (2 Thle. Berlin, 1798. 8) Nur eine Auswahl der besten und sittsamsten Verwandlungsmährchen; 4) „Hesiod's und Orpheus Werke" (Heidelberg, 1806. 8.); 5) „Horatius Werke," 1ster Bd. Oden und Epoden, 2ter Bd.

Satiren und Episteln, (Heidelberg, 1806. 8. Zweite verb. Aufl., Braunschweig, 1821. 8); 6) „Aristophanes, mit erläuternden Anmerkungen (3. Bände. Braunschw. 1821. gr. 8.); 7) „Des Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen, Heidelberg, 1824. gr. 8; 8) mit seinem Sohne Heinrich übersetzte er den Aeschylos, Heidelberg, 1826 u. 9) mit beiden Söhnen, Heinrich und Abraham den Shakespeare 1818 ff.

Unter seinen prosaischen Schriften, die zur Theorie und Geschichte der schönen Künste gehören, zeichnen wir seine „Mythologische Briefe" aus (Königsberg 1794. 8.; 2te verm. Aufl. Stuttgart, 1827. 3 Bde. 8.) Seine polemischen Schriften in den Kämpfen mit Heyne bekunden seine Dialektik; aber der oft schneidende Ton, der in ihnen herrscht, hat seinem Ruhm eben so wenig zusetzen können, als seine Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" 1819. S. über ihn: „Leben und Todeskunden über J. H. Voß von Paulus. Heidelberg 1826; und seine „Lebensbeschreibung und Charakteristik" von Friedr. E. Theod. Schmid." vor den „Sämmtlichen poet. Werken" in Einem Bd., herausgeg. von Abrah. Voß. Leipzig 1835. 4.

§. 48. Gleichzeitige Dichter, die keiner bestimmten Schule angehören.

Die allgemeinen Anregungen, welche die durch Klopstock und Wieland herbeigeführte höhere Sprach- und Kunstbildung gegeben hatte, mußten unter den bessern Köpfen Deutschlands auch eine größere Regsamkeit in der Ausbildung ihrer Talente erzeugen. Es fehlt daher nicht an bedeutenden Dichtern, die einem oder dem andern sich anschließend, ohne darum einer besondern Schule anzugehören, sich in verschiedenen Dichtarten ausgezeichnet haben. Dahin gehören:

1) Leopold Friedrich Günther v. Göckingk auf Dahldorf und Güntersdorf, geb. 1748 zu Grüningen, einem Städtchen im Halberstädtischen; ein Jugendfreund Bürger's; war seit 1793 Geheimfinanzrath zu Berlin, und starb 1828. Dieser zarte und gemüthliche Dichter hat seinen Ruhm besonders als Liederdichter und Epistolograph begründet. Seine „Lieder zweier Liebenden“ (Leipzig 1777 u. 79. 8.), in welchen besonders der „Frühlingsmorgen“ hervorglänzt, gehören zu den schönsten Erzeugnissen der Deutschen Lyrik. Sehr gehaltreich sind seine Episteln, namentlich die an Goldhagen, Exter, an einen jungen Dichter, und besonders gemüthlich die Episteln an seinen Fritz und seinen Diener. Seine Gedichte erschienen Frankfurt a. M. 1780 — 1782. 3 Bde. 8., wovon N. verb. Aufl. ebendas. 1821. 4 Bde. 8.

2) Friedrich Wilhelm Gotter, geb. 1746 zu Gotha, ebenfalls Freund Bürger's, mit dem er den Göttinger Musenalmanach von 1770 — 75 herausgab; gest. 1797 als Geheimsekretair des Herzogs zu Gotha. Ein Dichter, der sich in der Epistel, im Liede und besonders im Drama empfohlen, obwohl er den Stoff zu seinen Poesien von den Franzosen, Engländern, Italiänern entlehnte, nach denen er sich bildete. Doch zeichnet er sich aus durch Correctheit und Wohllaut. Seine Gedichte erschienen Gotha 1787. 2 Bde. 8. und sein lit. Nachlaß mit einer Biographie, Gotha 1802. 8.

3) Aloys Blumauer, geb. 1755 zu Steyer, eine Zeitlang Büchercensor zu Wien, dann Buchhändler, starb 1798. Er hatte viel Talent für das Komische. Dies beweist seine „Travestirte Aeneide,“ 3 Thle. Wien, 1784 bis 1788. 8., und 1806. Seine „Gedichte“ erschienen zu Wien (1787 — 1789.) und seine „Sämmtliche Werke“ zu Königsberg, 1827. 4 Thle. 12.

4) Joh.

4) Joh. Baptist Alxinger, geb. 1755 zu Wien; gest. 1797 als Secretair und Mitglied des Theaterausschusses zu Wien, schloß sich Wieland an. Ausgezeichnet ist er durch seine romantischen Heldengedichte: „Doolin von Mainz", (N. A. Leipzig, 1802. gr. 8.) und „Bliomberis" (N. A. 1802. gr. 8.). Seine sämmtl. Schriften erschienen Wien, 1812. 10 Th. 8.

5) Ludw. Heinr. v. Nicolay, geb. 1737 zu Straßburg, gest. 1820, schließt sich ebenfalls Wieland an. Wir besitzen von ihm Rittergedichte (z. B. Reinhold und Angelica, in 12 Ges.) und Fabeln und Erzählungen. Seine Verm. Gedichte u. pros. Schriften erschienen in 8 Th. Berlin, 1792 bis 1810.

6) Friedr. Aug. Müller, geb. 1767 zu Wien, gest. 1807, zeigt sich als Wieland's talentvollster Nachahmer in seinen Rittergedichten „Richard Löwenherz," 1790, „Alfonso" 1790, und „Adelbert der Wilde" 1793.

7) Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. 1739, gest. 1791 als Theaterdirector und Hofdichter zu Stuttgart, nachdem er zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg gesessen. Merkwürdig durch seine großen Talente, wie durch seine Verirrungen und Thorheiten. Seine Oden und Hymnen, obwohl nicht frei von Manier, sind kräftige Ergüsse eines überfließenden Herzens und vollen Geistes, der sich seines reichen Stoffes gleichsam entschüttet. Mehrere sind ausgezeichnet, z. B. der „Hymnus auf Friedrich d. Großen", wodurch er sich seine Freiheit ersang, sein „ewiger Jude" und seine „Fürstengruft." Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Ch. F. D. Schubart's Gedichte," herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart (2 Thle. Frankfurt a. M. 1802.). Eine vollständigere Ausgabe, mit einer Lebensbeschreibung des

Dichters, besorgte W. E. Weber, Frankfurt a. M. 1825. 3 Bde. 16. N. Ausgabe 1829.

8) Friedrich von Matthisson, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, ward 1794 Lector der Fürstinn von Anhalt-Dessau, durchreiste die Schweiz und Italien, ward 1809 geadelt, trat in die Dienste des Königs von Würtemberg, als Ober-Bibliothekar zu Stuttgart, mit dem Charakter eines Geheimen Legationsraths, lebte seit 1829 als Privatmann in Wörlitz und starb daselbst den 12. März 1831. Als lyrischer Dichter, besonders als Elegiker hat er so entschiedenen Werth, daß er zu den Lieblingsdichtern der Deutschen gehört. Der Charakter seiner Muse ist, nach Schiller, sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei; doch ist er nicht ohne Manier, die Schlegel verspottet. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte erschien in 2 Bänden, Tübingen, 1811, 8.; die zuletzt erschienene: „Gedichte von Friedr. v. Matthisson, Ausgabe letzter Hand." (Zürich, 1821. 12.), gibt eine verminderte Lese. Eine Sammlung seiner Schriften, zum Theil anmuthige Reiseblätter, Italien, die Schweiz ꝛc. betreffend u. s. w., veranstaltete er selbst: Zürich, 1825 — 29. 8 Bde. gr. 12. Dazu sein „Literarischer Nachlaß" Berlin 1832. 4 Th. — Seine „lyrische Anthologie" (20 Theile. Zürich, 1803 bis 1807) enthält nach der Zeitfolge die Dichter unsrer Nation, denen er aber durch seine Feile zu sehr das Eigenthümliche genommen hat. Eine Selbstbiographie findet sich von ihm in dem 5ten Hefte der Zeitgenossen. Vrgl. „Leben von H. Döring." Zürich, 1833. Ein Geistesverwandter Matthisson's ist:

9) Joh. Gaudenz, Freiherr v. Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, lebte als Stadtvogt und Cantonoberster in Chur, und starb zu Malans am 28. Jan. 1834.

In seinen Elegien herrscht noch mehr Tiefe und Innigkeit des Gefühls, als in den Matthisson'schen. Die neuste Ausgabe seiner „Gedichte" erschien 1823 (Zürich, in 12.)

10) Karl Philipp Conz, geb. 1762, gest. 1828. Strebte, allgemeine Wahrheiten durch poetisches Leben zu versinnlichen. Seine „Gedichte" Zürich 1806, und Tübingen 1818 ff. 2 Th.

11) Christoph Aug. Tiedge, geb. 1752, lebt jetzt in Dresden. Ein gemüthlicher und heiliger Sänger, besonders ansprechend in seinen poetischen Episteln und Elegien, unter denen die „auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf" die berühmteste ist. Sein lyrisch-didaktisches Gedicht „Urania" 7te Aufl. Halle 1827 ist ein erhebendes religiöses Gedicht in einer höchst edlen und klangreichen Sprache. Seine Werke, herausgegeben von A. G. Eberhard erschienen Halle 1823—33. 10 Bde.

12) Aug. Friedr. Ernst Langbein, geb. 1757, gest. zu Berlin 1835, hat in der poetischen Erzählung nächst Bürger und Göckingk die meiste Gewandtheit gezeigt. Seine launigen Schwänke haben den Zweck der Unterhaltung überall erreicht. Seine „Gedichte" 2 Bde. erschienen Leipzig 1800 u. N. A. 1820. 8.; „Neuere Gedichte" 2 Bde. Tübing. 1823. — Werke, Stuttg. 1835 ff.

13) Karl Müchler, geb. 1763 zu Stargard, lebt mit dem Charakter eines Kriegsraths zu Berlin. Ein anmuthiger Volksliederdichter und Epigrammatist. Seine „Gedichte", 2te Aufl. Berlin 1810. 2 Bde.

14) Sophie Brentano, geborne Schubert, geb. 1768, gest. 1806. Gefühlvoll und idealisch. Ihre Gedichte erschienen zu Berlin 1800.

15) Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. 1736 zu Colmar im Elsaß, erblindete und starb 1809. Ausgezeichnet in der Fabel und poet. Erzählung. Seine

Gedichte erschienen unter dem Titel: „Poetische Versuche" 4te Aufl. 10 Bde. Tübingen 1803 — 10. 8.

§. 49. Fortsetzung: Dramatiker,
Aug. Wilh. Iffland, August v. Kotzebue und F. M. Babo.

Auf dem Felde der dramatischen Poesie herrschten drei Dichter, die zu ihrer Zeit die Bühnen Deutschlands am reichlichsten versorgten, ja sie an manchen Orten fast ausschließlich beschäftigten, nämlich:

1) August Wilhelm Iffland, geb. 1759 zu Hannover, gest. als Director des Nationaltheaters und Generaldirector aller Königlichen Schauspiele zu Berlin 1814. Als dramatischer Dichter geachtet, als Schauspieler bewundert. Sein eigentliches Fach ist das rührende Schauspiel, durch welches er sittlich zu bessern beabsichtigte, (gemäß der Inschrift an dem abgebrannten Schauspielhause zu Berlin: ridentur et corriguntur mores, was nach damaliger Ansicht für Zweck des Theaters galt). Daher sind seine meisten Stücke Familiengemälde, in denen die Charaktere oft sehr treffend gezeichnet, aber auch die gemeinen Erscheinungen des Lebens ohne einen idealischen Zug wiedergegeben sind. Zu seinen vorzüglichsten Stücken gehören: „Die Jäger" (1785), „Verbrechen aus Ehrsucht" (1784), „die Aussteuer" (1795). Eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien unter dem Titel: „Iffland's dramatische Werke." (16 Bde. Leipzig, 1798 — 1802. 8.) und eine Auswahl Ebendas. 1827. (11 Bände. 12).

2) August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue, geb. 1761 zu Weimar, lebte in wechselnden Verhältnissen bald zu Petersburg, bald zu Reval, bald zu Berlin, bald zu Weimar, zuletzt aber in Manheim, wo er das Schicksal hatte, 1819 durch K. L. Sand meuchelisch erdolcht zu

werden. Ein zu fruchtbarer und zu viel gelesener Schriftsteller, der verschiedene Perioden durchlaufen, als Romandichter und Erzähler gern aufgenommen, als Dramatiker anfangs bewundert, dann heftig bestritten, zuletzt gehaßt, aber dennoch auf den Deutschen Bühnen beklatscht wurde. Seine Dramen zeigen auch wirklich von einem ausgezeichneten Talent, lassen aber eben darum bedauern, daß der Dichter mit seiner Kraft leichtsinnig und verschwenderisch umging, und sein lüsternes Publikum mehr durch Schlüpfrigkeit und Theater-Effect, als durch Streben nach wahrer Kunst zu gewinnen suchte. In dieser Hinsicht ist er der Gegensatz des vorigen, obwohl Beide auf unsern Bühnen noch nicht ganz ausgestorben sind.

Die Zahl seiner Theaterstücke beläuft sich über 200, unter denen „Menschenhaß und Reue" und „die Hussiten vor Naumburg" die Glanzpunkte seines dramatischen Dichterlebens sind. Einige Sammlungen sind: „Schauspiele," (5 Bde. Leipzig, 1797, in 8.); „Neue Schauspiele", (23 Bde. Leipzig, 1798 — 1819. 8.); und „Almanach dramatischer Spiele" (18 Jahrgänge, Leipzig, 1803 — 20.) — Eine Taschenausgabe seiner sämmtlichen Dramatischen Werke" erschien 1827 ff. in Leipzig. Sein Leben beschrieb H. Döring, Weimar 1830.

3) Franz Maria Babo, geb. 1756, Theaterdirector in München, gest. 1822. Ein talentvoller Dichter, der seinen dramatischen Stoff aus der Ritterwelt entlehnte. Sein berühmtestes Stück ist: „Otto von Wittelsbach" 1782.

§. 50. Schule der Goetheschen Romantik: Die Brüder von Schlegel.

Durch Lessing als Kunstrichter und durch Goethe's Universalität entwickelte sich für Deutsche Kunst und Poe-

sie ein neuer ästhetischer Geist, den man den romantischen zu nennen pflegt und der noch jetzt als der herrschende in unserer Kunstkritik sich geltend macht. Die Eigenthümlichkeit desselben besteht in der Verschmelzung der antiken mit der modernen Bildung aller Zeiten und Völker, besonders der Spanier, Italiäner und Engländer und des Deutschen Mittelalters mit seiner ritterlichen Thatkraft und seinem christlichen Glauben. Vorbereitet war dieser Geist im Einzelnen schon durch Herder, aber in seiner Wirksamkeit und Umbildung tritt er nicht ohne Kampf gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts hervor, zu welcher Zeit sich eine neue Dichterschule bildet, die zugleich die allgemeinen Wahrheiten Kant's, Schelling's und Fichte's in der speculativen Aesthetik durch bestimmte individuelle Erscheinungen veranschaulichte, und eine eigentliche welthistorische Kritik begründete. Es gehören zu ihr besonders:

1 und 2) die Brüder Aug. Wilhelm v. Schlegel und Friedrich v. Schlegel (Söhne des Joh. Adolph (s. S. 422). — Der erste und älteste wurde geboren 1767 zu Hannover, war Professor in Jena, hielt dann Vorlesungen in Berlin, reiste 1805 mit Frau von Stael († 1817) durch Italien, Frankreich, Deutschland, Schweden ꝛc. und lebt seit 1818 als Professor in Bonn. — Der jüngere, geb. 1772, lebte als Docent in Jena, dann in Berlin, Dresden, Paris, wo er Vorlesungen hielt, ging zur Römisch-katholischen Kirche über, wurde Legationsrath beim Bundestage, privatisirte seit 1819 und starb auf einer Reise in Dresden, 1829. — Beide mit hohen Talenten für Kunstbildung ausgestattet, mit dem klassischen Alterthum innig vertraut, historisch-philosophisch-kritisch gebildet, gelehrte Kenner der neueren Sprachen, Uebersetzer und treffliche Dichter.

Aug. Wilhelm ist der noch unübertroffene Uebersetzer des Shakespeare (1797 ff. 9 Bde.) und vieler Spanischer Poesieen, besonders des Calderon (Spanisches Theater (1803 — 9, 2 Bde.). Seine Originalgedichte, Romanzen, Elegieen, lyrische Gesänge und besonders die klangreichen Sonette, auch sein Jon, ein antikes Trauerspiel, bewahren seine „poetischen Werke", Heidelberg 1811. 2 Bde. und sein Musenalmanach auf 1802. Zu den prosaischen Arbeiten seines Jugendalters gehören die gründlichen Kritiken über Bürger, Vossens Homer, so wie die Erläuterungen des Goetheschen Epos Hermann und Dorothea, und die Charakteristik des Shakspeareschen Drama Romeo und Julia; zu denen seines reiferen Alters die Darstellungen des Sophokles, Aristophanes und der neueren Griechischen Komödie, so wie seine Charakteristik des Französischen Theaters. Seine tiefe historische und literarische Kenntniß zeigt sich in seinen Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters" (in seines Bruders Europa, Th. 3.) und in seinen Vorlesungen über „Dramatische Kunst und Literatur", 1809 ff. 3 Bde. Außer mehreren anderen ähnlichen Schriften gab er an Zeitschriften heraus: „Athenäum" 1798 — 1803, 3 Bde. und „Indische Bibliothek" 1828. Auch nahm er Theil an dem „Deutschen Museum" seines Bruders.

Friedrich, seinem Bruder nicht gleich an Zierlichkeit und Anmuth, in der prosaischen Darstellung aber ihn übertreffend an Tiefe der Gedanken, hat sich durch treffliche lyrische und elegische Dichtungen, wie durch mehrere, sehr gehaltreiche kritische und historisch-philosophische Schriften einen wohl verdienten Ruhm erworben. Als ausgezeichneter Dichter trat er besonders auf in seinem „Herkules Musagetes" und in seinem „Athenäum". Sein unvollendet gebliebener Roman „Lucinde (1799), der das

Fleisch mit dem Geist in der Liebe versöhnen will, erregte die Mißbilligung sittlicher Leser, die er um so mehr verdient, da er sein schleichendes Gift bis auf die neueste Zeit, auch auf den ungenannten Verfasser der „vertrauten Briefe über die Lucinde" übertragen, der das Werk ein ernstes, würdiges und tugendhaftes genannt hat. Untadelhaft und würdig steht Friedrich in seinen übrigen Leistungen da, besonders ausgezeichnet in nachfolgenden Schriften: „Die Griechen und Römer" (1797), „Die Poesie der Griechen und Römer" (1798), „Vorlesungen über die neuere Geschichte" (1811), „Geschichte der alten und neuern Literatur" (1815), „Ueber Sprache und Weisheit der Indier" (1808) u. s. w. und in vielen Fragmenten und einzelnen Abhandlungen, unter denen die „Studien des klassischen Alterthums", die „Bruchstücke zur Geschichte der lyrischen Dichtkunst", „das Gespräch über Poesie" (1802), worin der unterscheidende Charakter der romantischen Kunst im Gegensatze der antiken aufgehellt wird, und die „Charakteristik über Goethe's Wilhelm Meister" hervorleuchten. Auch ist er der Herausgeber der „Corinna" aus dem Französischen der Frau von Stael, Berlin 1807. 4 Th. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete er selbst, Wien 1822 ff. 12 Bde. 8.

§. 51. Fortsetzung: Ludwig Tieck, Wilh. Heinr. Wackenroder, Friedr. v. Hardenberg (Novalis).

3) Ludw. Tieck, schon als ausgezeichneter Humorist genannt, wurde geb. 1773 zu Berlin, lebte amtlos und wechselnd in Jena, Dresden, Berlin, München, Rom rc., überall der Kunst und dem Umgang mit verwandten Genien, oder seinen Studien in Ziebingen zwischen Frkf. a. O. u. Crossen, seit 1825 aber mit dem Titel eines Hofraths, als Mitglied der Königl. Schauspiel-Direction in Dresden.

Ein wahrhaft romantischer Genius, der sich die südliche Poesie auch in ihren Formen angeeignet, und zugleich mit inniger Liebe dem Norden sich zugewandt hat. Er trat zuerst im Gebiet der Romanendichtung auf in „William Lowell" (Berlin, 1795 und N. A. 2 Bde. 1813). In demselben Jahre erschien sein „Peter Lebrecht," und zwei Jahre nachher seine „Volksmährchen" (worin der Blaubart und der gestiefelte Kater), in 3 Bänden; beides polemische Werke, gegen die falschen Richtungen der Zeit; 1798 „Franz Sternbald's Wanderungen" 2 Thle., an welcher höchst gemüthlichen Schrift Wackenroder einigen Antheil hat; dann seine „Romantische Dichtungen," 2 Thle. (1799 — 1800). Hierauf folgten mehrere Uebersetzungen aus dem Spanischen und Englischen: „Don Quixote, von Cervantes" (4 Thle. Berlin, 1799 — 1801. 2te verb. Aufl. 1810 — 16), und das „altenglische Theater" (2 Bände. 1814 und 1816); sein „Phantasus"; eine Sammlung von zum Theil schon in den Volksmährchen befindlichen, hier aber verbesserten und erweiterten Mährchen, Erzählungen, Novellen und Schauspielen, (3 Bde., Berlin, 1812 — 16), und in letzterer Zeit mehrere sehr ausgezeichnete Novellen (in eine Sammlung vereinigt, 5 Bände, Dresden, 1823, 24. und Breslau, 1828. 8.), worunter „der Aufruhr in den Cevennen", bis jetzt erst die Hälfte, Abschn. 1. 2. Berlin, 1826. 8. Die Hauptaufgabe für seine wissenschaftliche Thätigkeit scheint das Studium der Werke Shakespeare's zu sein, indem er sogar 1818 eine Reise nach London machte, um die dortigen geschichtlichen und handschriftlichen Sammlungen und Schätze für sein großes Werk zu benutzen. Als Vorläufer desselben erschien „Shakespeare's Vorschule", 1823. 2 Bde. eine Sammlung altenglischer Theaterstücke in Deutscher Uebersetzung. Schon früher,

1817, hatte er ein „Deutsches Theater" 2 Bde. herausgegeben, Als Lyriker kennen wir ihn aus seinen „Minneliedern," (Berlin, 1803), und mehreren Originalgedichten. Eine Sammlung seiner sämmtlichen lyrischen „Gedichte" erschien zu Dresden, 1821. 23. (3 Bde. 8.) Von der vollständigen Ausgabe seiner Werke sind bis jetzt erschienen 15 Bde. Berlin, 1827 ff.

Ihm zur Seite stand als Jugendfreund

4) Wilh. Heinr. Wackenroder, der 1772 zu Berlin geboren, schon 1797 der Welt entrissen wurde. Er hinterließ uns nur wenige, aber vielversprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes, an welchen aber auch Tieck einigen Antheil hatte. Sein Hauptdenkmal sind seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", Berlin, 1797, das, mit lebendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle dringend, besonders in Rom von den daselbst lebenden Deutschen Künstlern mit großem Beifall aufgenommen wurde. Sämmtliche Leistungen von Wackenroder sind in einer neuen Ausgabe der „Herzensergießungen" erschienen.

5) Friedrich Ludewig v. Hardenberg, (der als Dichter den Namen eines frühern, in Italien einheimischen, Zweiges seiner Familie Novalis annahm) wurde geb. 1772 und starb 1801 als Sächsischer Salinen-Assessor und designirter Kursächsischer Amtshauptmann. Die Tiefe und fromme Gemüthlichkeit in seinen dichterischen Leistungen läßt bedauern, daß sein kurzes Leben die Vollendung derselben verhinderte. Seine „Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel" (Berlin, 1802, 2 Bde.; 4te vermehrte Aufl. 1826), enthalten den geistreichen, aber unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen." Am höchsten steht er im eigentlichen Liede, besonders in den Hymnen an die Nacht, die er zu einer

Zeit dichtete, in welcher er tief gebeugt durch den Tod seiner Braut Sophie (1797) nur seinem Schmerz hingegeben war.

§. 52. Neuere Dichter in verschiedenen Gattungen.

Die genannten Romantiker umschließt ein großer Kreis gleichzeitiger und nachfolgender Talente, deren werthvolle Leistungen in allen Dichtarten zum Theil einer spätern Würdigung überlassen bleiben müssen. Dahin gehören:

1) die Lyriker: Karl Ludwig v. Knebel, geb. 1744 zu Wallerstein in Franken, Officier bei dem Regiment Prinz v. Preußen in Potsdam, 1774 Erzieher des Prinzen Constantin in Weimar, dann privatisirend in Jena mit dem Charakter eines großherzoglichen Majors und daselbst 1834 gestorben. Mehreren Zeitaltern angehörig, durch Uz zum Dichter geweckt, fortgebildet im persönlichen Umgang oder brieflichen Verhältniß mit Ramler, Gleim, Jacobi, Mos. Mendelssohn &c., späterhin Freund Wielands, Vertrauter Herder's und Goethe's, stets befreundet den nie alternden Musen, hat dieser wahrhaft romantisch gebildete Geist zwar nur durch wenige, aber gediegene Gedichte und Uebersetzungen sich einen Ehrentempel gebaut. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien ohne seinen Namen, Leipzig 1815 (bei Göschen) in 4., zum Theil wahre Naturgesänge, gedankenreich und rhythmisch wohllautend, großentheils in der philos. Einsamkeit des Thüringer Waldes gedichtet. Höher noch steht er als Uebersetzer der Elegien des Properz (1798) und des Lucrez (2 Bde. 1821), worin er, nach einer dreißigjährigen Feile, in treuer Nachbildung, in Klang und Gesang Alles vereinigt, was die Vossische und Schlegelsche Schule theoretisch und praktisch über Sylbenmaß hingestellt hatte. Sein lit. Nachlaß u. Briefwechsel wurde von K. A. Varnhagen v. Ense und Th. Mundt herausgegeben: Leipzig, 1835. 3 Bde. 8.

Ludwig Achim v. Arnim (geb. 1781, gest. 1832. („Hallins Liebeleben", „des Knaben Wunderhorn", „Gräfin Dololes" &c.); Clemens Brentano, geb. 1777, (mit Arnim „des Knaben Wunderhorn"), und dessen Gattin Sophie (früherhin Sophie Mereau), gest. 1806; der schon genannte v. Chamisso (s. S. 580.); Ernst Konrad Friedrich Schulze, geb. 1789, gest. 1817, reizender Sänger („Cäcilie" in 20 Ges., das größte romantische Epos, und die „bezauberte Rose" in 3 Gesängen, auch bezaubernd durch den Silberklang der Ottaven. Eine Ausg. seiner Werke besorgte Bouterwek, Leipzig, 1822. 4 Bde. 8.); Heinr. v. Kleist, geb. 1776, endet freiwillig 1811 (Käthchen von Heilbronn. Die Herausgabe seiner Schriften besorgte L. Tieck. Berlin 1821. 8. u. 26. 3 Bde.); Friedr. Müller (genannt Maler Müller), geb. 1750, gest. 1825 in Rom (genial im Liede, der Idylle, Romanze und Ballade. Hauptwerke sind: Niobe, Faust, Genofeva. Sämmtliche Dichtungen erschienen Heidelberg, 1811. 3 Bde. 8.); Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. 1777, lebt jetzt in Halle. (Lieder- und Romanendichter; in letzter Beziehung bemerkenswerth: „der Zauberring" 3 Th. Nürnberg 1816, und „Undine" ein Mährchen). — Als Vaterlandsdichter sind ausgezeichnet: Friedr. Aug. v. Stägemann, geb. 1763, Geheimer Staatsrath in Berlin (vortrefflich in der höheren Lyrik, in seinen „Kriegesgesängen aus den Jahren 1806", und seinen „historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten", Berlin, 1828); Theodor Körner, geb. 1791, gefallen im Freiheitskampf 1813, (schließt sich Schiller als begeisterter Liederdichter an in „Leyer und Schwerdt", 1814; auch im Drama berühmt durch seine Trauerspiele „Zriny", „Rosamunde", „Hedwig" und seine Lustspiele, namentlich „Toni". Seine Werke gab

heraus K. Streckfuß, Berlin, 1834, N. A. 1835; Leben und Todtenfeier beschrieb v. Lehmann, Halle 1819); Friedr. Max Schenk v. Schenkendorf, geb. 1783, gest. 1817 (ausgezeichnet durch vaterländische und christliche Liederdichtung; „Gedichte" Stuttg. und Tüb. 1815; „Poet. Nachlaß, Berlin, 1832.); Fr. Rückert (als Dichter: Freimund Raimar), geb. 1789, lebt seit 1826 als Professor der oriental. Spr. zu Erlangen (charakterisirt sich als Lyriker durch tiefes Vaterlandsgefühl und Neuheit in Gedanken und Ausdruck; seine „Deutschen Gedichte" 1814, enthalten geharnischte Sonette, und seine „Oestliche Rosen" 1822, sind treffliche Nachbildungen oriental. Dichtung. Sammlung seiner Gedichte: Erlangen, 1834. 8.); Ludwig Uhland, geb. 1787 in Tübingen, lebt in Stuttg., (jetzt unter den vaterländischen Lyrikern durch Gesinnung und Kunstbildung zum Liebling erhoben, besonders ausgezeichnet im Liede, Sonett und der Ballade; seine „Gedichte" erschienen zu Stuttgard 1814, und in der 9ten Aufl. 1835).

Noch sind unter den Lyrikern zu nennen: Siegfr. Aug. Mahlmann, geb. 1771, gest. 1826; (seine „Gedichte", Halle 1825); Joh. Christoph Friedr. Hölderlin, geb. 1770, lebt als Geisteskranker in Tübingen, zeigte sich als tief ergreifender Lyriker in antikem Versmaß; (seine „Gedichte" Stuttgard, 1826); Wilh. Müller, geb. 1795, gest. 1827, dessen treffliche „Griechenlieder" 1821, und „lyrische Spaziergänge" 1827; (Samml. seiner Schriften, Leipzig, 1830. 5 Thle. 16.); Joh. Peter Hebel, geb. 1760, gest. 1826, dessen „Allemannische Gedichte" 6te Aufl. 1830. (Sammlung seiner Schriften, Karlsruhe, 1833 ff.); F. W. Waiblinger, geb. 1804, gest. 1830, und die noch lebenden Lyriker: König Ludwig v. Baiern, „Gedichte" 2 Bde. München, 1829; Gustav Schwab, „Gedichte" 2 Bde. Stuttgard und Tübingen, 1828 u. 29; Christ. Justin. Kerner,

„Dichtungen; vollst. Samml.", Stuttg. u. Tüb. 1834; Aug. Graf v. Platen-Hallermünde, in der rhythmischen Kunst ausgezeichnet, im Lyrischen und im Satirisch-dramatischen sehr bedeutend; Joh. Christian v. Zedlitz, zart und gefühlvoll in seinen „Todtenkränzen" 1828.

§. 53. Fortsetzung.

2) Auch der Dramatiker gibt es eine große Zahl, besonders im Tragischen. Die Schicksals-Tragödie, wie sie Schiller in seiner Braut von Messina gab, fand Beifall und Nachahmung; doch haben einige Tragiker sich im Gräßlichen überboten und aus ihren Bühnenspielen Marterstücke für das Publikum gemacht. Einen Namen erwarben sich: Fr. Ludw. Zacharias Werner, geb. 1768, ging nach mehreren Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien 1811 zur kathol. Kirche über, und starb als Mitglied des Ordens der Redemptoristen, 1823. Talentvoll, aber mystisch. Seine bekanntesten Dichtungen sind: „die Söhne des Thales" 1803, 2 Bde. (1ster Bd. die Templer auf Cypern, der 2te Bd. die Kreuzesbrüder); „das Kreuz an der Ostsee" 1806, „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" 1808; „der 24ste Februar" u. m. a.; Amandus Gottfried Adolph Müllner, geb. 1774, gest. 1829. Sein bestes Stück ist „die Schuld", 1816; Heinr. Jos. Edler v. Collin, geb. 1772 zu Wien, gest. 1811. Achtbarer Dramatiker, und berühmt durch seinen „Regulus". Seine Werke erschienen Wien, 6 Bde. 1812 ff.; Franz Grillparzer, geb. 1790, lebt in Wien als Privat-Sekretair der verwittw. Kaiserin. „Die Ahnfrau" 1816, „Sappho" 1819, „das goldne Vließ, eine Trilogie" 1822 sind seine wichtigsten Stücke; Adam Oehlenschläger, geb. 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen, [illegible] das. Seine Hauptdichtung ist: „Correggio" 181[illegible] Benj. Sal. Raupach, geb. 1784 zu [illegible]

Schlesien, privatisirt in Berlin und an andern Orten Deutschlands, ist jetzt der Hauptdramatiker Deutscher Bühnen, besonders im Tragischen, wozu er den Stoff aus der Geschichte der Hohenstaufen entnahm. — Außer den schon unter den Lyrikern genannten Körner, v. Platen und den zu früh verblichenen P. A. Wolff, L. Robert und M. Beer machen noch E. v. Houwald, E. Gehe, v. Maltitz, v. Uechtritz, v. Witzleben, genannt v. Tromlitz, Immermann, und besonders Jos. v. Auffenberg und Christian Grabbe begründeten Anspruch auf Anerkennung ihres dramatischen Talents.

§. 54. Fortsetzung.

3) In der epischen Dichtung sind besonders zu bemerken: Franz Anton Joseph Ignaz Maria Frhr. v. Sonnenberg, geb. 1779 zu München, lebte in Jena, und starb daselbst geisteskrank durch Selbstmord 1805. Ein glücklicher Nacheiferer Klopstocks und reicher Dichtergeist, aber überspannt in seinen Phantasie- und Gefühlskräften. Sein „Donatoa oder das Weltende", Epos in 12 Gesängen, Halle, 1807, 2 Th. zeigt ihn auf der Höhe seines poetischen Lebens. Seine Biographie und Charakteristik gab Gruber 1807. — Ludw. Theobul Kosegarten, geb. 1758 zu Grevismühlen, im Mecklenburgischen, Prediger in Altenkirchen auf Rügen, dann Prof. in Greifswalde, st. 1818. Zwar nicht frei von Manier und falschem Pathos, aber doch sehr gefühlvoll in dem idyllischen Epos, „Jukunde und die Inselfahrt", und ausgezeichnet in der Legende. Seine Werke erschienen Greifswalde 1824 u. 25, 12 Th., und sein Leben beschrieb sein Sohn J. G. L. Kosegarten 1826. — Jens Baggesen, geb. 1764 zu Koosör in Dänemark, gest. 1826; sein bestes Gedicht ist das idyllische Epos „Parthenais oder die

Alpenreise" 1807 u. 10. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien Hamburg, 1803. Auch Karl Egon Ebert, der seit 1831 in Donaueschingen lebt, Karl Andr. v. Boguslawski, geb. 1759, gest. 1817, und Joh. Ladislav Pirker, geb. 1772, haben unsre Literatur durch epische Dichtungen bereichert. — Endlich sind noch

4) in der didaktischen Poesie folgende namhafte und viel gelesene Dichter zu bemerken: Valerius Wilhelm Neubeck, geb. 1765, Arzt in Steinau, Verf. des aus vier Gesängen bestehenden trefflichen Lehrgedichts: „Die Gesundbrunnen", in Hexametern, Breslau, 1774, 98 und 1809; eben so beschrieb Joh. Isaak v. Gerning, geb. 1769, „die Heilquellen am Taunus" 1814; Friedr. Adolph Krummacher, geb. 1768, seit 1824 Prediger in Bremen, ein geistvoller, gemüthlich-frommer Dichter, dessen „Parabeln," (3 Bde. 1800) von Jung und Alt geschätzt sind, und dessen Lehrgedicht: „die Kinderwelt" in 4 Ges. Duisburg und Essen 1806 und 1813 als Jugendlectüre nicht genug zu empfehlen ist; Joh. Christoph Friedr. Haug, geb. 1761 und gest. 1829, der größte Epigrammatist unsrer Zeit, unerschöpflich an Witz, aber immer gutmüthig; seine Sinngedichte erschienen in einer zweiten Ausg. 1822; Joh. Daniel Falk, geb. 1770, gest. 1826 als Weimarscher Legationsrath, berühmt durch seine Satiren, unter denen „die Gräber zu Rom" und „die Gebete" die gelungensten sind. Seine sämmtlichen satirischen Werke erschienen Leipzig 1817. 3 Th. 8.

§. 55. Prosaische Schreibart.

Wenn sich die Prosa der ersten Abth. dieser Periode schon auf einer erfreulichen Höhe zeigt, indem die meisten Schriftsteller nicht bloß Reinheit, Richtigkeit und Deutlichkeit

lichkeit des Ausdruckes sich angeeignet, sondern auch Rundung und Wohllaut in der Bildung und Verbindung der Perioden gewonnen haben: so blieb doch für eine gedankenreiche, präcise und geistvolle Schreibart, die ohne falschen rhetorischen Prunk durch kunstreiche Behandlung des Stoffes den Leser zu fesseln weiß, noch Vieles zu wünschen übrig. Geschmackvolleres Studium der Alten, tieferes Eingehen in den Bau der Muttersprache selbst, gründlichere Verstandesbildung, wie sie die kritische Philosophie angeregt, vorleuchtende Muster, wie Lessing, Winckelmann, Goethe und Herder sie hingestellt: dies Alles vereint, gab der Deutschen Prosa mehr Kraft und Gediegenheit und steigerte zugleich die Forderungen, welche die literarische Kritik an den prosaischen Schriftsteller zu machen berechtigt ist. Dennoch zeigen sich die guten Erfolge nicht in allen Gattungen und Arten der prosaischen Schreibart gleich erfreulich. Am meisten bildete sich der historische und Geschäftsstyl aus, am wenigsten die philosophische Schreibart, die ihre frühere Popularität, wie sie in den Mendelssohn-, Garve- und Engelschen Schriften sich darstellt, immer mehr verlassend, in den höheren Gebieten der Abstraction in tiefe Dunkelheit sich verliert, weil die philosophischen Speculationen mehr mit dem Gedanken, als mit der Form desselben beschäftiget sind. Der umgekehrte Fall aber trat und tritt wohl noch in der oratorischen Schreibart ein, die häufig mehr Schmuck und Wortklang als Gedankenreichthum gibt.

§. 56. Historische Prosaiker: Joh. v. Müller, Joh. Georg Adam Forster, und Friedr. Alex. v. Humboldt.

Die anregende Kraft in der historischen Schreibart ging aus von

Johannes v. Müller, geb. 1752 in Schaffhau-

sen, und nach Bekleidung vielfacher Aemter in seinem Vaterlande, in Cassel, Mainz, Wien, Berlin, gest. als Westfälischer Staatsrath und Studien-Director zu Cassel 1809. Das reiche, verdienstvolle, viel bewegte Leben dieses schon früh den höheren klassischen Studien und der Geschichtsforschung zugewandten großen Mannes, der persönlich in den Thatenkreis Friedrich's II. und Napoleon's gezogen, Deutschland in seiner Blüthe und in seinem Falle gesehen hat, gehört nicht diesem beschränkten Raum. Müller wurde der Geschichtschreiber seines Vaterlandes durch sein unsterbliches Werk: „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" (wozu ihm der berühmte Haller seine Urkundensammlung von 45 Folianten und 24 Quartbänden zur Benutzung mittheilte), das, aus 5 Theilen bestehend, 1780 begonnen, 1795 (obwohl nur bis zur ersten Abtheilung des 5ten Bandes bis 1499) beendet wurde; N. A. Leipzig, 1825 u. 26, fortgesetzt von Glutz v. Blozheim und Hottinger. Bis an's Ende seines Lebens aber beschäftigten ihn die „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten", 3 Bde. 1810, zwar nur gedankenreiche Skizzen und Uebersichten der verschiedenen Zeitalter der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, aber die Frucht dreißigjähriger Studien (wozu er mehr als 2000 Bücher und Manuscripte durchgelesen und excerpirt hatte). Auch seine übrigen historischen Werke, wie die „Darstellung des Fürstenbundes" 1787, und seine Aufsätze über den Deutsch-Französischen Kampf und über Friedrich II. sind höchst lehrreich und anziehend durch Materie und Form. Diese Werke, die unsern Müller ungeachtet der oft schweren und dunkeln Urkundensprache in seinen Schweizergeschichten, und des seine eigene Freiheit hemmenden Strebens nach Taciteischer Kürze, dennoch durch den vaterländisch-frommen und großartigen Geist, der in ihnen weht,

und durch die alterthümlich-kraftvolle, inhaltschwer-gedrängte, dennoch lebendige Darstellung, zu einem Musterbilde historischer Prosa machten, geben ihm eine Stellung unter den Historikern, wie einst dem Plato unter den Philosophen. Tief durchdrungen von der Wichtigkeit und Macht der menschlichen Rede, sucht er mit den Alten zu wetteifern, indem er sagt: „Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher raisonnirt. So will denn ich — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner und wiederhallt durch ganze Cantone; aus ihren Eingeweiden ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niederen Flächen der Germanen und Belgier: warum denn gleicht die Sprache, selbst unserer schönen Geister, nur dem Staubbach, reißt nicht die Herzen fort? — Unweit meinem Vaterlande fällt der Rhein achtzig Schuhe vom Felsen herab; wenn die Sonne aufgeht, schlägt der Schaum seiner Wellen eine Iris, keine Gewalt widersteht ihm; Fische, Schiffe, was ihm naht, reißt er hin; der erstaunte Fremdling verliert Gegenwart des Geistes, und nähert sich mit Schaudern. Mein Nutzen von Schaffhausen sey dieser Lauffen, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im stillen Kabinet, wie die Beredsamkeit seyn müsse." — Großer Mann, wie wenige Deutsche haben Dich ganz begriffen!

Seine „Sämmtlichen Werke" wurden von seinem Bruder J. G. Müller. Tübingen 1810 ff. 27 Bde. 8., und mit Auswahl das. 1833 ff. 12. herausgegeben. Ueber sein Leben und Wirken belehrt seine Selbstbiographie in Verbindung mit dem schönen Denkmal von Fr. G. Zimmermann (in Archenholz Minerva Jul. 1809.), die Schrift von Heeren „J. M. der Historiker", Leipzig

1809, und die Lobschrift von Roth, 1811. Sulzbach, 1814.

Einige wichtige Historiker, die seit Müller's Zeit und zum Theil in seinem Geiste gearbeitet, sind bis auf uns herab: Gottl. Jak. Planck, geb. 1751, gest. 1833, (Pragmatischer Kirchengeschichtschreiber); Conr. Mannert, geb. 1756, gest. 1834 (einfach und lichtvoll); Joh. Casp. Fr. Manso, geb. 1759, gest. 1826 (Sparta 1800; Leben Constantin's d. Gr. 1817; Gesch. des Preuß. Staats 1819 und Gesch. des Ostgothischen Reichs 1824); Arn. Herm. Ludw. Heeren, geb. 1760 (sehr geistvoll); Fr. Schlichtegroll, geb. 1765, gest. 1822 (Nekrolog 1790 ff.); Karl Dietr. Hüllmann, geb. 1765 (kritisch und scharfsinnig); Ernst Moritz Arndt, geb. 1769 (kräftig und begeistert); Wolfgang Menzel, geb. 1798, (Gesch. d. Deutschen); Karl Ludw. v. Woltmann, geb. 1770, gest. 1817, (dessen Werke, Prag 1818 ff.); K. H. L. Pölitz, geb. 1772; Gabr. Gottfr. Bredow, geb. 1773, gest. 1814; Ferd. Friedr. Buchholz, geb. 1768 (gründlich und geistreich); K. v. Rotteck, geb. 1775 (freisinnig); Friedr. Christ. Schlosser (geb. 1776); Fr. Wilken, geb. 1777; Barthold Niebuhr, geb. 1776, gest. 1831 (tief denkender, gelehrter Forscher: Römische Gesch. 1812 u. 1828); H. Luden, geb. 1780 (Gesch. des Deutschen Volks, bis jetzt 9 Bde.); Fr. v. Raumer, geb. 1781 (Gesch. d. Hohenstaufen, 1823 ff.); K. Aug. Varnhagen v. Ense, geb. 1785 (Biograph); H. Leo, geb. 1792 (Gesch. des jüdischen Staats, 1828, Gesch. Italiens, 1829 ff., Gesch. d. Mittelalters 1830); Jos. v. Hammer (verdient um orient. Geschichte und Literat.); Franz Leop. Ranke, geb. 1796 (Die Römischen Päpste 2c.).

Mit Uebergehung derer, die zunächst für jugendliche Belehrung geschrieben, wie K. Fr. Becker, F. A. Pischon, Fr.

Nösselt, oder derer, die der Geschichte einer einzelnen Wissenschaft ihre Forschungen zugewendet, zeichnen wir hier nur noch einige der vorzüglichsten Reisebeschreiber aus: Joh. Georg Adam Forster, geb. 1754, begleitet seinen berühmten Vater Reinhold 1772 auf dessen Reise um die Welt mit Cook, stirbt 1794. Seine „Reise um die Welt" erschien Berlin 1784. 3 Bde. und seine „Ansichten vom Niederrhein ꝛc." 1790. 3 Bde; Friedr. Alexander v. Humboldt, geb. 1769 zu Berlin, geht 1799 mit Aimé Bonpland nach dem Spanischen Südamerika, 1803 nach Mexiko und 1804 nach Philadelphia, begleitet 1822 den König von Preußen nach Italien, bereist mit Ehrenberg und G. Rose 1829 Sibirien, lebt jetzt als wirklicher Geheimrath, hochgeachtet als Mensch und gelehrter Naturkundiger, in Berlin. Die Beschreibung seiner großen Reise mit Bonpland, in einem zu Paris, Hamburg und London erscheinenden Prachtwerke, Voyage de H. et B., wird mit vielen Kupfertafeln und pittoresken Zeichnungen geschmückt aus 3 Bdn. gr. Fol. oder 12 Bdn. 4. bestehen, und dürfte den nach Umfang und Gehalt ihm schon beigelegten Namen eines Riesenwerks in der Literatur von ganz Europa mit Recht verdienen.

Nicht bedeutend dagegen, aber doch durch große Schicksale und viel bewegtes Leben merkwürdig, auch als lyrischer Dichter bekannt, ist: der edle Cyniker (wie ihn Wieland nennt) Joh. Gottfr. Seume, geb. 1763, gest. 1810 zu Teplitz, der fast unerhörte Fußreisen nach Syrakus (1801), Petersburg, Moskau und Schweden (1805) unternahm, und die erste Reise unter dem Titel: „Spaziergang nach Syrakus" 3 Th. 1803, 1817 herausgab. Seine sämmtl. Werke, Wiesbaden 1823, und Leipzig 1826 12 Bde. erschienen 1835 in Einem Bande, herausg. von Adolph Wagner, Leipzig, 4.

§. 57. Didaktische Prosaiker.

Wenn wir zu den didaktischen Prosaikern alle diejenigen rechnen müssen, die in dem Gebiet des Denkens als Lehrer auftreten, so werden wir bei der großen Anzahl derselben hier nur die Gelesensten und Einflußreichsten nennen können.

Satirisch-historisch-philos. Schriftsteller.

1) Georg Christoph Lichtenberg, geb. 1742 zu Ober-Ramstädt, einem Dorfe nahe bei Darmstadt, Professor der Philosophie in Göttingen, starb als K. Großbritannischer Hofrath 1799. Einer der witzigsten, originellsten Köpfe Deutschlands, dem sich alles aus einem neuen und eigenthümlichen Gesichtspunkt zeigt, und der mit seinem Scharfsinn und Witz eine wohlgeordnete Masse theoretischer und empirischer Kenntnisse besonders in der Mathematik und Physik verbindet. Sein vorzüglichstes Werk ist seine „ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche*), mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben, von E. Riepenhausen,“ (Göttingen 1794 bis 1807.), wodurch er sich als der geistreichste Satiriker bewährt hat. Seine einzeln gedruckten und handschriftlich nachgelassenen Schriften wurden unter dem Titel: „vermischte Schriften“ in 9 Theilen (Göttingen, 1800 bis 1806.) von C. Chr. Lichtenberg und Fr. Kries herausgegeben.

2) Adolph Franz Ludw. Freiherr v. Knigge, geb. 1752, zu Bredenbeck bei Hannover, gest. 1796 als Oberhauptmann in Bremen. Die Literaturgesch. gedenkt dieses Schriftstellers besonders wegen seines Werks: „Ueber den Umgang mit Menschen“ 1830, auch wegen einiger humoristischen Romane, z. B. Gesch. Peter Clauses (1783), wodurch sich d. V. ein großes Lesepublikum bildete, da er

die gesellschaftlichen Verhältnisse des Lebens mit vieler Menschenkenntniß oft satyrisch auffaßt, und in dem ersten Werke Beobachtungen und Regeln niederlegt, die für Viele einen brauchbaren Lebensführer abgeben können.

3) Joh. Caspar Lavater, geb. 1741 zu Zürich, Pfarrer das., starb nach meuchelmörderischer Verwundung durch einen Franzosen, 1801. Ein geistvoller, phantasiereicher Mann, voll tiefen, frommen Gefühls, aber zur mystischen Schwärmerei geneigt. Als Dichter schrieb er Kirchengesänge und Schweizerlieder; als Prosaiker ist er vorzüglich bemerkenswerth durch seine „Physiognomische Fragmente", 1775 — 78, 4 Bde. 4., wodurch er die Physiognomik wissenschaftlich zu begründen gedachte, und großes Aufsehen erregte (s. Goethe's Wahrheit und Dichtung.)

4) Karl Wilhelm v. Humboldt, geb. 1767 zu Potsdam, gest. als K. Pr. Geheimer Staatsminister 1835 auf seinem Gute zu Tegel bei Berlin. Großer philosophischer Sprachgelehrter, fein fühlender Kenner und Zergliederer des Schönen. Seine gelehrten Spracharbeiten, Uebersetzungen und philosophischen Abhandlungen sind zerstreut in der Berl. Monatschrift von Biester, in Schiller's Horen, in Genz neuer Deutschen Monatsschrift, in Goethe's Propyläen, in Vater's Königsbergschem Archiv, in Schlegel's Indischer Bibliothek und besonders in den Schriften der K. Akad. d. Wissensch., und erwarten eine sammelnde Hand. Besonders bemerkenswerth sind seine „metrische Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylos" (Leipzig, 1816), seine „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der Baskischen Sprache" (Berlin 1821), ferner „über das vergleichende Sprachstudium ꝛc." (1821), „über die Entstehung der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung" (1823), „über den Dualis" (1828), und

seine Beurtheilung des Goetheschen Epos Hermann und Dorothea, welche sehr scharfsinnige Betrachtungen über die Poesie überhaupt enthält.

5) Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 1768 zu Breslau, starb als Prediger und Professor zu Berlin 1834. Dieser Gelehrte von tiefem und reichem Wissen, mächtig wirkend auf die wissenschaftliche und religiöse Bildung unsrer Zeit, als Theolog, Philolog, Kritiker, Uebersetzer und Kanzelredner, voll ausgezeichneten Scharfsinns in der Dialektik und überaus gewandt in der Polemik, gehört der Literaturgeschichte überhaupt und vorzugsweise an. Wir aber müssen uns begnügen, hier auf einige seiner philos. Schriften aufmerksam zu machen; eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke wird erwartet: „Ueber die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern", Berlin 1799; 3te Ausg. 1822 mit Anm.; „Monologen, eine Neujahrsgabe", Berlin 1800, 3te Ausg. 1822; „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre", Berlin, 1803. Außer vielen historischen, philosophischen und ethischen Abhandlungen in den Schriften der Akademie (deren Mitglied er war) gedenken wir nur noch seiner Uebersetzung von „Platons Werken" Th. I. in 2 Bdn. Th. II. in 3 Bdn, und Th. III. 1 Bd. Berlin 1804 — 28. 8. Ihm schließen sich an:

6) Karl Wilh. Ferd. Solger, geb. 1780 zu Schwedt, gest. als Professor in Berlin 1819. Ausgezeichnet, aber durch frühen Tod an der Vollendung gehindert, in den philologischen, antiquarischen und aesthetischen Disciplinen. Davon zeugt seine treffliche Uebersetzung des Sophokles (1808, N. A. 1824). Ein reicher Geist ergießt sich in seinem „Erwin oder vier Gespräche über das Schöne" (1815) und in seinen „Philosophischen Gesprä-

-chen" (1817). Seine nachgelassenen Schriften herausg. v. Tieck und Fr. v. Raumer (Leipzig 1826. 2 Bde.).

7. 8. 9.) Drei noch lebende gelehrte Denker und ausgezeichnete Schriftsteller: Aug. Wilh. Rehberg, geb. 1757: „Gespräch über das Vergnügen" 1785; „Cato oder über die Bestimmung des Menschen" 1786; „Prüfung der Erziehungskunst", 1792. Seine Werke erschienen 1828. — Friedr. Christ. Wilhelm Jacobs, geb. 1764, Oberbibliothekar in Gotha, ist Philolog, Uebersetzer, Redner und Romanschriftsteller: „Allwin und Theodor" 1811; „Erzählungen" 1824 — 29. 6 Bde; „Die Schule der Frauen", 1827. 7 Bde. Seine „Vermischten Schriften", Gotha 1822 ff. — Joh. Fr. Ferd. Delbrück, geb. 1772, Prof. in Bonn, Aesthetiker, Kritiker und Redner: „Ueber die Humanität" 1796; „ein Gastmahl", 1809; „Sokrates", 1816; „Platon", 1819; „Xenophon", 1829. Seine „Reden" erschienen Königsberg 1813, und eine Neue Sammlung, 2 Bde. 1813. — Für die Geschmacksbildung wirkten durch Lehrbücher der Aesthetik: F. Bouterwek, Al. Schreiber, F. C. Griepenkerl, H. G. Hotho u. a. — (Schriftsteller, die, obwohl Deutsche, doch schmähsüchtige Verächter alles Deutschen und Sittlichen, nur im Auslande ihre Schützer und Anhänger finden, können bei allen Talenten, wie sie in L. Börne (früher Baruch), geb. 1786, und besonders in H. Heine, geb. 1797, unverkennbar sind, hier nur als Giftpilze bezeichnet werden.)

Anmerk. *) William Hogarth, geb. 1698 zu St. Martin Ludgate, schrieb 1753 seine berühmte Zergliederung der Schönheit, worin er die Wellenlinie für die Linie der Schönheit erklärt. Seine gestochenen Blätter, die, wie das Leben eines Liederlichen, zum Theil in zusammenhangenden Folgen bestehen, sind in England oft commentirt, aber nie so treffend, wie von Lichtenberg.

§. 58. Fortsetzung: Pädagogische Schriftsteller.

Unter den Pädagogen steht oben an: Joh. Heinr. Pestalozzi, geb. zu Zürich 1746, gest. 1827. Dieser achtungswerthe Menschenfreund, voll reinen und hohen Enthusiasmus für die Bildung armer und verlassener Volksklassen, trat auf als Reformator des Elementarunterrichts und gründete mit eigener Aufopferung Bildungsanstalten zu Neuhoff, Stanz, Burgdorf, München-Buchsee (wo er mit Eman. v. Fellenberg in nähere Verbindung trat) und endlich zu Yverdun, wo ihm die Regierung ein Schloß für seine Lehrer und Zöglinge einräumte. Seine Erfahrungen und Ideen über Volksbildung legte er nieder in dem merkwürdigen Volksroman: „Lienhard und Gertrud", 1781. 4 Bde. u. 1791 3 Bde. 8. Diesem folgten mehrere andere Schriften, welche seine Ansichten über Erziehung und seine eigenthümliche Unterrichtsweise entwickeln, namentlich: „wie Gertrud ihre Kinder lehrt" 1801; „Buch der Mütter" 1803; „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse" 1804 u. s. w. Seine „sämmtl. Schriften", Stuttgard und Tübingen 1819 — 24. 12 Bde. In allen sind Ton und Darstellung volksmäßig, kräftig und gemüthlich, obwohl der Sprachausdruck viele mundartliche Eigenheiten bewahrt.

Die Neuheit der Sache und die Zuverlässigkeit der Ankündigung zog eine große Menge von Neugierigen und Unkundigen, von Verständigen und Kenntnißreichen nach der Schweiz, um durch eigene Anschauung an Ort und Stelle Methode und Wirkung kennen zu lernen; und viele junge Lehrer verkündeten bei ihrer Rückkehr mit apostolischem Eifer die neue Lehre. So bildete sich eine große pädagogische Schule, zu der unter mehreren gefeierten Namen Joh. Gruner, Zeller, Herbart, Himly, Tillich, Ewald, v. Türk, Plamann u. A. gehören, die

theils durch Lehrbücher und eigne Bildungsschulen in verschiedenen Orten Deutschlands die Pestalozzischen Grundsätze verbreiteten, theils die Gegner (Steinmüller, Müller, Snethlage, Werkmeister u. s. w.) in polemischen Schriften bekämpften. Der vielfach verkannte und getäuschte Reformator (s. „meine Lebensschicksale als Vorsteher der Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten", Leipzig, 1826. 8.) hat sich leider selbst überlebt, und auch seine Schule ist untergegangen; aber sein Geist wirkte fort, wenn er auch andere Formen sich schuf, und schwebt wohlthätig noch jetzt wie der Geist Gottes über dem Wasser.

Gleichzeitig mit Pestalozzi, wenn auch nicht in dessen System eingehend, wirkten für Nationalerziehung und Volksschulenwesen ruhiger und dauernder: Bernhard Overberg in Münster (geb. 1754 und gest. 1826), und die noch lebenden Pädagogen C. Ch. G. Zerrenner, B. C. L. Natorp, W. Harnisch, F. A. W. Diesterweg u. A. Die Bildung der höheren Volksklassen haben segenreich gefördert F. H. Ch. Schwarz (Erziehungslehre, Leipzig 1829. 3 Bde. 2te Aufl. gr. 8.) u. A. H. Niemeyer (Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Halle, 1801. 2. 8, achte Aufl. 1824. 3. 8, und 9te Ausg. besorgt durch H. A. Niemeyer, Halle 1834 ff.)

§. 59. Fortsetzung: Systematisch-philosophische Schriftsteller.

Es gehört zu den eigenthümlichen Vorzügen Deutschlands, sich auf der Bahn seiner wissenschaftlichen Bildung auch darin den Griechen genähert zu haben, daß es sich zur Heimath der systematischen Philosophie gemacht hat. Die Zahl der Schriftsteller, welche Systeme gebaut oder einem und dem andern gehuldigt, übersteigt die Zahl aller Philosophen des übrigen Europa; wenn aber die Menge ihrer Schriften auf der einen Seite von dem

rühmlichen Bestreben zeigt, die Wahrheit zu finden, so erblicken wir auf der andern auch wieder mit Schmerz, wie leicht wir in neue Irrthümer versinken, wenn wir Wissen und Glauben nicht zu vereinigen streben.

Seit Leibnitz und Wolf theilte sich die philos. Welt zwischen Dogmatismus (der von willkürlichen Principien ausgeht), Skepticismus (der die Möglichkeit einer wahrhaften und gewissen Erkenntniß in Zweifel zieht) und Eklekticismus (der sich die Auswahl des Wahren oder ihm Wahrscheinenden vorbehält). Dieser regellose, schwankende Zustand sollte aufgehoben werden durch

Immanuel Kant, geb. 1724 zu Königsberg, gest. als Professor daselbst 1804. Dieser Königsbergische Weltweise (wie man ihn genannt hat), erschütterte und zerstörte zum Theil durch seinen kritischen Geist die Lehrgebäude der frühern Philosophie, und indem er reinigte, ordnete, und die durch Forschung gewonnenen Grundsätze und Ergebnisse zur Einheit verband, ward er der Schöpfer eines neuen philos. Systems, das mit dem Namen der kritischen Philosophie oder des transcendentalen Idealismus belegt wurde, der dem Dogmatismus wie dem Skepticismus entgegen steht. Die drei eng mit einander verbundenen Hauptwerke, in welchen sich sein System niedergelegt findet, sind: „Kritik der reinen Vernunft", Riga, 1781. 8. neueste Aufl. Leipzig, 1818. (anfangs kalt aufgenommen, nachher abgöttisch bewundert oder heftig bestritten, dann allmählig vergessen, und wegen der selbstgeschaffenen dunkeln Kunstsprache und der Schwerfälligkeit der Schreibart vielfach getadelt); „Kritik der praktischen Vernunft" Riga, 1788. 8., neueste Ausg. Leipzig, 1818. und „Kritik der Urtheilskraft", Berlin, 1790. 8. 3te Ausg. 1799. Ihm folgten viele andere Werke und Abhandlungen, unter denen die „Anthropolo-

gie in pragmatischer Hinsicht", Königsberg 1798 und 3te Aufl. 1821 mehr popular als scientifisch ist.

Die Schule, welche sich Kant, ungeachtet mancher Gegner gebildet, verbreitete sein System, das weder unumstößliche Gewißheit der menschlichen Erkenntniß verhieß, noch unselige Zweifel begünstigte, zwar besonders in Königsberg und Jena, aber auch durch alle übrige Theile Deutschlands, nicht ohne mancherlei Mißverständnisse, theils wörtlich, theils vereinfacht, theils berichtigend, theils vervollständigt, doch in seinem Grundwesen beibehalten. Unter seinen Anhängern sind die ausgezeichneten Namen: Hippel, Hamann, M. Herz, J. Schultz (in Königsberg), Ch. G. Schütz, K. L. Reinhold, L. H. Jakob (in Halle), Sal. Maimon, C. H. Heydenreich, Ch. Kiesewetter, J. Ch. Hoffbauer, Laz. Bendavid, J. Benj. Erhard, J. H. Tieftrunk, A. W. Rehberg u. viele A.; manche bildeten sich späterhin ein modificirtes und abgeleitetes System, z.B. K. L. Reinhold, Fr. Bouterwek, Christoph Gottfr. Bardili, J. H. Abicht, Wilh. Traug. Krug, Friedr. Fries, J. Friedr. Herbart, F. Ed. Beneke u. A. — Ein wirklich polemisirender Gegner aber, der keiner Schule sich anschließend, den Dogmatismus wie den Kriticismus bekämpfte, ist F. H. Jacobi (s. S. 570), der als genialer Denker und edler Wahrheitsforscher durch gehaltreiche Schriften in einer eben so lebhaften, als gedankenreichen Sprache sein Zeitalter zum Denken in Verbindung mit dem Glauben angeregt hat. Einige seiner philosophischen Schriften sind: „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus", Breslau 1787, und „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", Leipzig 1811.

Zwei Philosophen, in Kantischer Schule gebildet,

strebten das begonnene Werk des Kriticismus zu vollenden, geriethen aber in ihren Forschungen jeder auf einen eigenen Weg, weil sie zu bemerken glaubten, daß es der Kantischen Philosophie an einem gemeinschaftlichen Princip für theoretische und praktische Erkenntniß fehle, also an den höchsten und letzten Gründen des Wissens, auf welche alle Ergebnisse zurückgeführt werden müssen, und bildeten sich daher Jeder sein eigenes System. Der Eine ist: Joh. Gottlieb Fichte, geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, gest. als Prof. in Berlin 1814. Er gehört zu den scharfsinnigsten Denkern seiner Zeit, und verband mit seiner Tiefe Klarheit und Lebhaftigkeit im Vortrag, welches Talent ihn zugleich zu einem trefflichen Redner machte. Er stellte sein System hin in der Schrift: „Begriff der Wissenschaftslehre" (so nannte er dasselbe), 1794 u. 98, erweiterte und vervollständigte es in seiner „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" 1794, N. A. 1802, und erläuterte seine Gedanken in der Schrift: „Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie, ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen", Berlin 1801. Auch bearbeitete er noch die drei Haupttheile der praktischen Philosophie, Rechts-, Tugend- und Religionslehre in drei besondern Schriften. Seine „Reden an die Deutsche Nation", die er zu Berlin 1808 hielt und drucken ließ (N. A. Leipzig, 1824) haben in der damaligen, für Preußen bedrängten Zeit begeisternd gewirkt. — Unter vielen gewichtigen Anhängern war auch F. J. Niethammer, und J. F. Christian Krause, der aber nach seinen eigenthümlichen Ansichten die Fichteschen Grundsätze ermäßigte. — Der Andere ist: Friedr. Wilh. Joseph Schelling, geb. 1775, seit 1827 Professor in München, einst Fichte's Schüler und 1800 Nachfolger desselben in

Jena. Ein Mann von großen Talenten und mannichfaltigen Kenntnissen, ging auch er von der Kantischen Philosophie aus, schloß sich dann Fichte an, verließ aber die Wissenschaftslehre, als er in dem Verfahren derselben das Einseitige und Willkürliche entdeckte, und gründete die Philosophie des Absoluten, das sich in der Natur offenbart. Zuerst sprach er sich darüber aus in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ 1795, wie er in den darauf folgenden Schriften „von der Weltseele ꝛc. 1798, „erster Entwurf der Naturphilosophie“, 1799, und „System des transcendentalen Idealismus“, 1800 weiter entwickelte. — Unter seinen Anhängern sind besonders zu nennen: L. Oken, Jos. Görres, J. P. V. Troxler, Jos. Windischmann und H. Steffens.

Das letzte philosophische System wurde begründet durch Georg Wilh. Friedr. Hegel, geb. 1770 zu Stuttgart, gest. als Prof. in Berlin 1831. In Tübingen Schelling befreundet, auch späterhin mit ihm ein krit. Journal d. Philos. (Tübingen 1802 — 3, 2 Bde.) herausgebend, entfernte er sich nach und nach von ihm, und wurde Gründer eines eigenen Systems, das, bei der Dunkelheit der Darstellung von Wenigen ganz erfaßt, Denjenigen als das vollendete System der reinen Naturwissenschaft gilt, die ihn verstanden haben. Die Grundlage seiner Philosophie enthält die Schrift: „System der Wissenschaft 1r Th. (die Phänomenologie des Geistes) Bamberg 1807“; ihr folgte die „Wissenschaft der Logik“, Nürnberg 1812 — 16. 3 Bde., dieser die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften,“ Heidelberg, 1817, 3te Aufl. 1831, und dann die „Grundlinien der Philosophie des Rechts, Berlin 1821. Die (bald vollendete) vollständige Ausgabe seiner „Werke“ Berlin 1832 ff. mit Einschluß der handschriftlichen hinterlassenen Vorlesungen, besorgen

Marheineke, Schulze, Gans, Henning, Hotho, Michelet und Förster. (Als trefflicher Redner in einer sehr verständlichen Sprache zeigt sich Hegel in seinen fünf Gymnasial-Reden, die er zu Nürnberg 1809 — 15 gehalten. S. seine Werke, Bd. 16, S. 133 — 199). Der eifrigste Anhänger und Vertheidiger seiner Philosophie ist Karl Friedr. Göschel (s. Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe, Berlin 1832. 8.); einen eignen Weg geht J. H. Fichte. — Die Systeme und Lehren aller dieser Philosophen gehören in eine Geschichte der Philosophie.

§. 60. Oratorische Prosaiker.

Die Deutsche Beredsamkeit hat auch in der neueren Zeit wenig Gelegenheit und Begünstigung zu ihrer Ausbildung gefunden. Sie beschränkte sich fortdauernd auf Kanzel und Katheder, oder auf geistliche und Schulreden. Die Literatur der Kanzelberedsamkeit ist im Umfang überaus reich, und in den evangelischen Landen auch an innerm Gehalt nicht unbedeutend. Das laufende Jahrhundert hat mehrere anerkannt große Redner zu nennen. Den S. 600 genannten schließt sich in steigender Fortbildung an: Georg Joach. Zollikofer, geb. 1730 zu St. Gallen, gest. als Prediger zu Leipzig 1788; Franz Volkmar Reinhard, geb. 1753 zu Vohrenstrauß im Salzburgischen, gest. als Ober-Consistorial-Assessor zu Dresden 1812. (Beide sind in jeder Beziehung die ersten Muster christlicher Beredsamkeit ihrer Zeit); Conr. Gottl. Ribbeck, geb. 1759, gest. als Propst in Berlin, 1826; Karl Gottl. Sonntag in Riga, geb. 1765, gest. 1827; Ch. F. v. Ammon, in Dresden, geb. 1766; R. Eylert, geb. 1770, Bischof in Potsdam; H. Gott. Tzschirner in Leipzig, geb. 1778, gest. 1828; J. Gottl. Marezoll, geb. 1761, gest. 1828; J. Casp. Häfeli, geb. 1754,

1754, gest. 1811; Jon. Schuderoff, geb. 1766; J. H. B. Dräsecke, geb. 1774; Lud. Friedr. Franz Theremin, geb. 1780, und der schon S. 664. genannte Friedr. Schleiermacher.

Unter den weltlichen Rednern sind besonders herauszuheben die schon anderweitig genannten: Herder, Engel, Fichte, Schelling, Gedicke, F. Delbrück und F. Jacobs.

§. 61. Sprachkunde.

Die Kenntniß der Deutschen Sprache ist im laufenden Jahrhundert in grammatischer, philosophischer und geschichtlicher Hinsicht, mehr als zu irgend einer Zeit, mit großem Erfolg erweitert und verbreitet worden. Was Friedr. Karl Fulda in seiner Preisschrift „über die beiden Hauptdialekte der Teutschen Sprache" (1771) und mit und nach ihm Joh. Christ. Adelung angeregt, ist in diesem Jahrhundert gründlicher und umfassender fortgeführt worden. Nur auf historischem Wege konnte der Grundbau und die Fortbildung des Germanischen Sprachstammes ermittelt werden, und dieser mühevollen Arbeit gelang es, tiefer in unsern Sprach-Organismus einzudringen, unsere bisherige Kenntniß vielfach zu berichtigen und zu ergänzen und den Blick für Sprachforschung allgemeiner zu schärfen. An der Spitze dieser Forscher standen (und stehen noch) Jakob (Ludw. Karl) Grimm, geb. zu Hanau 1785, Bibliothekar in Kassel, und E. G. Graff, Regierungsrath zu Berlin. — J. Grimm — nachdem schon mehrere Vorarbeiten, zum Theil in Verbindung mit seinem trefflichen Bruder Wilhelm (Karl), geb. zu Hanau 1786, für die Deutsche Literatur von ihm ausgegangen waren — regte durch seine historische „Deutsche Grammatik", Göttingen, 1819 — 1831. 3 Bde. 8. ei-

nen neuen Geist für Altdeutsches Sprachstudium an, indem d. V. Bedacht nimmt auf ältere Quellen des Niederdeutschen (Sächsischen, Anglischen und Friesischen) woran sich wieder die Nordischen Sprachen von selbst fügten. — Graff, der schon durch frühere Leistungen („Althochdeutsche Präpositionen", 1824) seinen ausgezeichneten Beruf zu etymologisch-grammat. Arbeiten bewährt hatte, trat 1834 mit dem Anfang seiner umfassenden Arbeit hervor, die unter dem Titel: „Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der Althochdeutschen Sprache", Berlin, 1ste bis 4te Lief. 4. nicht nur die ursprüngliche Form und Bedeutung der heutigen Hochdeutschen Wörter aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrh. aus handschriftlichen Quellen sammelt und aufstellt, sondern auch das Althochdeutsche vergleicht mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreußischen, Gothischen, Angelsächsischen und allen schwesterlich verwandten Sprachen. (Möge der Himmel ihm Kraft geben zur glücklichen Vollendung seines Werks!). — Kräftig mitwirkend durch ihre umfassende Sprachkenntniß und gleichsam Bahn brechend zu einer historischen und vergleichenden Grammatik des Indo-Germanischen Sprachstammes zeigte sich W. v. Humboldt (s. S. 663.), dem fast alle Sprachen der Erde zu Gebote standen, und Franz Bopp, geb. zu Mainz 1791 (Professor in Berlin), der die Sprachen des Orients und besonders die Indische Sprache und Literatur mit ganzer Liebe umfaßt („Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache. Berlin 1827. 4). — Da diesen wahrhaft verdienstlichen philologischen Bestrebungen mehrere Veteranen wie Benecke befreundet sind, Neuere, wie Benary, Pott, Schmitthenner, Schwenk, Schmeller, Wüllner &c. sich forschend anschließen, Andere besonders als Herausgeber, Erklärer und Uebersetzer Altdeutscher Werke,

wie Docen, Gräter, Büsching, v. d. Hagen, Hoffmann, Lachmann, Laßberg, Maßmann, Mone, Primisser, Rosenkranz, Simrock, W. Wackernagel, Zahn, Zeune rc. ihre literarische Theilnahme an der Wiederbelebung des sprachlichen Mittelalters lebhaft bekundet haben: so darf in dieser Beziehung für die Folgezeit noch viel erwartet werden.

Der neueren Sprachforschung als Fortbildner, Berichtiger, Sammler und Lehrer wandten sich besonders zu: J. Ch. A. Heyse, Grotefend, K. F. Becker, (Organism. d. Spr.), Herling, Schmitthenner (Teutonia), Reinbeck, u. der allg. philos. Gramm. Vater u. Bernhardi. — Materialien zur historisch-sprachlichen Bereicherung und Berichtigung lieferten mehrere Zeitschriften (von v. Aretin, Docen, Graff, Gräter, Grimm, Maßmann) und Deutsche Sprachgesellschaften (zu Frankfurt a. M. und Berlin) durch Herausgabe ihrer Verhandlungen.

Für Lexikographie wirkten Joach. Heinr. Campe durch sein „Wörterbuch der Deutschen Sprache," Braunschweig, 1807 — 1811. 5. Th. 4; Oertel, K. W. L. Heyse, Schmitthenner und Schwenk; und in Bezug auf Synonymik: Joh. Aug. Eberhard durch seinen „Versuch einer allg. Deutschen Synonymik", Halle 1795. 6 Bde., so wie Joh. Gebh. Ehrenr. Maaß zur Ergänzung des Eberhardschen Werks, durch seine „Sinnverwandte Wörter", Halle und Leipzig 1818 ff. Bd. 6. 8, und J. F. L. Ch. Jahn durch seine „Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes", Leipzig 1806. 8. — Die Sprachreinheit förderten außer Campe („Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der fremden Ausdrücke, Braunschweig, 1813. 4.) besonders K. Wilh. Kolbe, gest. 1835 („über Wortmengerei", 1809 und 1812. 8.), der auch in seiner gediegenen Schrift:

„über den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache", 1806. 2 Bde. 8. sich als tief blickenden Sprachkenner zeigte. — Für Belehrung über pros. Darstellungen sorgten theoretisch und praktisch durch stylistisch-rhetorische Anweisungen und Beispiele Ch. F. Falkmann („Hülfsbuch der Deutschen Stylübungen", Hannover 1822), Karl Heinr. Ludw. Pölitz („das Gesammtgebiet der Teutschen Sprache rc.", Leipzig 1825 ff. 4 Bde.) und Georg Reinbeck („Handbuch der Sprachwissenschaft", Essen 1826 ff. 4 Bde.) — Als Literatoren überhaupt waren vielfach thätig J. Georg Meusel (geb. 1743, gest. 1820), J. S. Ersch und J. G. Gruber, von denen die letzten als Encyklopädisten und Begründer des großen, 1818 begonnenen, bis jetzt aus 41 Bänden 4. bestehenden Werkes „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabet. Folge" auf den Dank der Mit- und Nachwelt gerechten Anspruch haben; auch Friedr. Schlegel in seinen Vorlesungen „Gesch. der alten und neuen Litter.", Wien 1815. 2 Th. 8. Eine allgemeine encyklopädische Uebersicht aller Völker und Wissenschaften gibt das sorgsam gearbeitete „Handbuch der Geschichte der Literatur" von Ludw. Wachler, 3te Umarbeitung, Leipzig 1833. 4 Th. 8. — Die Literaturgesch. d. Deutschen bearbeitete ebenfalls Wachler in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Teutschen National-Litteratur", 2te Aufl. Frankf. a. M. 1834. 2 Bde. 8.; der oft genannte Jördens in seinem „Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten", Leipzig 1806—11. 6 Bde. 8.; E. J. Koch in seiner „Literaturgesch." 2 Th.; ferner: Reinbeck, Franz Horn, Koberstein, Raßmann, Pischon, Bohtz, Rosenkranz, Wolfgang Menzel rc., und eine „chronologische Tabelle zur Gesch. der Deutschen Sprache und National-Literatur" erhielten

wir von Karl Friedr. Arnim Guden, Leipzig 1831. 3 Bde. 4. Die bedeutendern und einflußreichern Schriftsteller unserer Zeit (von Lessing an) stellt in gedrängter Uebersicht hin mit biograph. Nachrichten und einer Auswahl von Musterstellen J. G. Kunisch, Leipzig 1822, 2 Bde. 8. —

Außer den schon genannten Dichtern und Uebersetzern A. W. Schlegel und Tieck bereicherten unser Schriftenthum durch sehr wohlklingende, metrische Uebertragungen ausländischer Dichter E. L. Kannegießer, Gries, K. Streckfuß und Kaufmann.

§. 62. Beförderung philologischer Studien.

Da die Literatur Deutschlands, wie aller übrigen Völker des neuern Europa, aus dem klassischen Boden des Alterthums hervorgegangen ist: so betrachten wir mit Recht die philologischen Wissenschaften (zu denen wir Grammatik, Lexikographie, Kritik, Hermeneutik und Alterthumskunde rechnen) als den Quell aller literarischen Bildung unserer Zeit. Der große Umfang der vielseitigen Leistungen Deutscher Gelehrten in diesem Gebiet gehört nicht in eine Deutsche Literatur-Geschichte; wohl aber ziemt es ihr, mit Dank anzuerkennen, daß Deutschland unverändert fortfährt, die Schriften der Griechen und Römer, trotz alles Einspruchs des Realismus gegen den Humanismus, als vorbereitende Schulstudien zu bewahren, da in ihnen die wahren Beförderungsmittel zur Erweiterung unserer Geschichtskunde, zur Schärfung des philosophischen Geistes und zur Veredelung unserer Geschmacksbildung gegeben sind. In dieser Hinsicht dürfte es hier nicht überflüssig sein, außer den schon anderweitig genannten Lessing, Winckelmann, Voß, W. v. Humboldt, Schleiermacher, Solger rc. noch aus der großen Zahl der Gelehrten auch einige Männer dieser Periode zu nennen, die theils um Linguistik, theils um Kritik, theils um Geschichte und Kunst des Alterthums sich verdient gemacht haben.

Als Begründer und Verbreiter humanistischer Studien stehen oben an: Christian Gottlob Heyne, geb. zu Chemnitz 1729, gest. als Prof. zu Göttingen 1812;

Friedr. Wolfg. Reiz, geb. in Windsheim 1733, gest. als Prof. in Leipzig 1790, ausgezeichnet als gründlicher Forscher in Griechischer Grammatik und Metrik; höher als Beide stellte sich Fr. Aug. Wolf, geb. in Nordhausen 1759, Prof. in Halle und dann in Berlin, gest. in Marseille 1824. Meister in allen philologischen Disciplinen erhob er als Lehrer und Schriftsteller die Philologie zur Wissenschaft, und gab den wichtigsten Hochschulen Deutschlands gründlich gebildete Lehrer und Vorsteher. — Noch wirken in gleicher Auszeichnung segensreich fort: Joh. Gottfried Jakob Hermann, geb. 1772, Prof. in Leipzig, scharfsinnig und hochgebildet in Kritik und Metrik, und Aug. Böckh, geb. 1785, Geh. Reg.-Rath und Director des philolog. Seminars in Berlin, als tiefer Sprachkenner und kritischer Alterthumsforscher.

Unter den Verstorbenen sind noch besonders herauszuheben als Griechische Lexikographen, Grammatiker, Ausleger ꝛc. Phil. Buttmann, J. Georg Trendelenburg, J. G. Schneider und F. Passow; als Latein.: Bröder, Ch. F. Wenck, Karl Ludw. Bauer, Im. J. Gerh. Scheller und G. H. Lünemann. Ueberhaupt aber in Bezug auf die Förderung humanistischer Studien: Ludw. Spalding, K. F. Heindorf, Joh. K. Zeune, Aug. Apel (Metrik), H. Nast, Jac. Friedr. Heusinger, Ch. F. Matthaei, Conr. Heusinger, J. Al. Martyni-Laguna, J. H. Just. Köppen, F. E. Ruhkopf, J. Gurlitt, F. Ch. Matthiae, F. W. E. Rost, B. G. Niebuhr, Ch. W. Ahlwardt, u. s. w.

Aus der Zahl der noch lebenden, für alte Literatur und Kunst wirksamen Schriftsteller, in verschiedenen Haupt- und Universitätsstädten bemerken wir hier nur: in Berlin: Joh. Joachim Bellermann, Aloys Hirt, Conr. Levezow, Georg Gust. Sam. Köpke, Aug. Meineke, Imm. Bekker, Joh. Schulze, Otto Schulz, Karl Gott. Zumpt, Ernst Heinr. Toelken, Christ. Ludw. Ideler u. A.; — in Breslau: Fr. Ritschl; — in Dresden: K. A. Böttiger; — in Frankfurt a. d. O.: E. F. Poppo; — in Göt-

tingen: Christoph W. Mitscherlich, K. O. Müller; — in Gotha: F. Jacobs, F. A. Uckert, V. Ch. F. Rost; — in Greifswalde: Georg Ludw. Walch, P. F. Kannegießer und G. F. Schömann; — in Halle: M. H. Ed. Meier, G. Bernhardy; — in Hamburg: Fr. Karl Kraft; — in Heidelberg: F. Creuzer; — in Jena: H. K. Abr. Eichstädt, K. W. Göttling; in Königsberg: G. A. Lobeck; — in Leipzig: Aug. Forbiger, J. Ch. Jahn, K. W. Dindorf; — in Manheim: F. H. Bothe; — in München: Fr. Thiersch und Fr. Ast; — in Pforte: K. Kirchner; in Recklinghausen: F. Wüllner ꝛc. ꝛc. Diesen genannten Gelehrten schließen sich viele andere gleichzeitige und jüngere an, die aber einer spätern Zeit und einem andern Orte überlassen bleiben müssen.

Anhang und Schlußwort.

Indem ich hier die Geschichte unserer Literatur beende, hoffte ich noch eine Uebersicht der literarischen Bestrebungen unserer Zeit in Bezug auf die Beförderung klassischer Bildung durch Unterricht und Bücherwesen in allen Ständen anfügen zu können. Aber der Raum ist schon weit überschritten und so muß ich mit einigen Schlußandeutungen mich begnügen.

Die literarische Fortbildung der Deutschen hat zwei mächtige Stützpunkte gewonnen, den einen in den überall eingerichteten, mit jedem Jahre sich mehrenden höheren und niederen Lehranstalten, zu deren pflichtmäßigen Benutzung dienliche Mittel angewendet werden; den andern in der zunehmenden Verbreitung belehrender und unterhaltender Volksschriften und Zeitblätter. Der zweite Punkt ist in seinem wohlthätigen Erfolg bedingt durch den ersten, der allein im Stande ist, die formelle und materielle Bildung der Nation zur besonnenen und heilbringenden Aufnahme des ihr durch Buchhandel und Lesebibliotheken Dargebotenen zu befähigen. Auch davon abgesehen, bleibt der erste der wichtigere, weil höhere und niedere Schulen die Hauptförderer alles ernsten und zusammen-

hangenden Wissens sind, das in Zeitschriften und Taschenbüchern häufig nur als zerstückelte Production flüchtiger Augenblicke dargeboten wird. Dennoch würden auch diese zerstreuten Blätter als ein vortreffliches Mittel zur Fortbildung benutzt werden können, wenn sie theilweise die Nation mit den Schätzen, die sie in ihren Dichtern und Prosaikern bereits besitzt, näher befreunden wollten. Die Jugend, mit Abstractionen und strengem Ernst der Wissenschaft alterthümlich genährt, muß sich mit den Fragmenten begnügen, die ihr der Unterricht gelegentlich zuführt; das Alter, durch die anschwellende Fluth des Neuen immer mehr bedrängt, von den politischen Ereignissen des Tages angezogen, und mit den Sorgen für das Materielle des modernen Lebens genugsam beschäftigt, findet keine Zeit für das abgelaufene poetische Jahrhundert. So muß das Ideale dem Realen Raum geben, und das poetische Gefühl vor der philosophischen Analyse erkalten. Schwerlich würde unter diesen Umständen ein Stillstand oder ein Rückschritt für die poetische National-Bildung zu fürchten sein, wenn in unserm Zeitalter erst eine Periode des Genusses großer Dichtertalente des 18ten Jahrh. einträte, die theils das Mittelmäßige und Schlechte der Tagesliteratur zurückscheuchen, theils gesunden Befruchtungsstoff allgemeiner verbreiten würde. Wenn die Erscheinung nicht trügt, nähern wir uns dieser Periode. Die Taschenausgaben sinken in ihrem Ansehen, und Sänger und Schriftsteller (wie Schiller, Voß, Bürger, Seume, Körner ꝛc.) erheben sich aus ihren Gräbern, würdiger erneut und vergrößert. Möge dann dieser Genuß des Alten, in dem allein sich Dank und Verehrung aussprechen können, zu neuer Harmonie stimmen!

Alphabetisches Verzeichniß
der wichtigsten Namen.

A.

B.

H.

J.

M.

N.

O.

T.

U.

V.

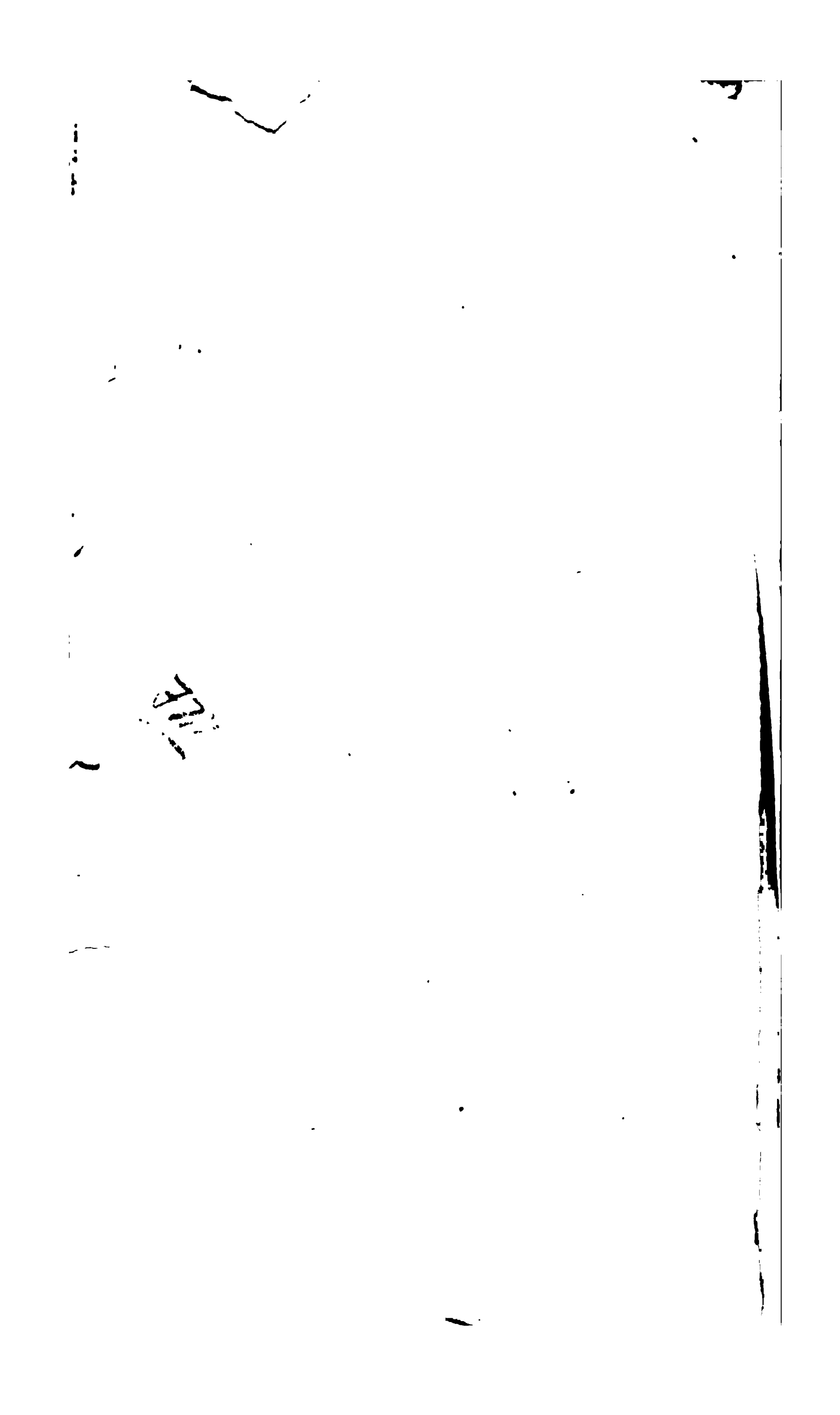
W.

Z.

Satzfehler.

S. 11. Z. 17. v. o. l. Slavischen st. Sclavischen.
S. 463. Z. 10. v. u. l. Denk- und Gewissensfreiheit, st. Denker- rc.
S. 670. Z. 5. v. u. l. K. Chr. Fr. st. J. F. Chr.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



[illegible]

This

